o. germ. 2057ⁿ
(1

<36612020080014

<36612020080014

Bayer. Staatsbibliothek

(Benedix)

Lebenslauf

P. o. germ. 2057 s (1

des

achtzehnten

Jahrhunderts.

Erſter Band.

17 B 9

1799.

A 170/995

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der Abend des achtzehnten Jahrhunderts.

Ein Melodrama.

Choro Tutti. (Wird in benannten 3 Sprachen als Fuge concertando geſungen.)

Malabariſch. (Poſaunen.) Poëta cum primum animum ad ſcribendum appulit,
Id ſibi negotii credidit ſolum dari,
Populo ut placerent, quas feciſſet, Fabulas.

Deutſch. (Trompeten.) Der Schlingel von Garkoch weiß die Speiſen nicht maulrecht zu machen,
Der Schuft von Weinſchenk ſich mit Palmſect nicht zu helfen.

Italieniſch. Pipenbuck *) primo. } Laot ji man de Lüd kikeln un kakeln, ass se wulln,
Pipenbuck secondo. } Bet se man toalen, ass se sulln. *Kikereki!!!* :|:

Aria.

(con Acompagnem.)

Die Schwaben kommen mit vierzig Jahren erſt zu Verſtande. Glaubs gern und bin ſelbſt ein Exempel davon, weil ich mit fünf und dreyßig Jahren auch noch dazu kommen ſoll. Dies Geſtändniß wird mir

* frey-

*) Ein italieniſches Inſtrument.

freylich ſauer und halte ich die Hand aus Schaam vor Augen, wie eine reine Jungfer, die des augenſcheinlichen Verdachts wegen beſichtigt werden ſoll; indeſſen es iſt die Wahrheit.

Ey du unverſchämter Flegel, höre ich munkeln, wie konteſt dus denn wagen ein Buch zu ſchreiben? — Gott verzeih mir die Sünde! ich kann es nicht laſſen. Hätte ich Verſtand gehabt, ſo hätte ichs wohl bleiben laſſen, denn der verſtändige Menſch wäre ein Narr, wenn er ſich mit Schriftſtellerey befaßte, und handelt viel klüger, wenn er ein Gläschen trinkt oder ein L'hombrechen macht.

Ich bin einmal ans Beichten und da will ich alles ausſchütten, weil es ein Aufwaſchen iſt. Nun kömmt erſt das Aergſte! So ertzdumm war ich noch mit dreyßig Jahren, daß mirs auch nicht einmal einfiel, was eigentlich der Verſtand und worin er zu ſetzen und zu ſuchen ſey? Denk dir, ums Himmels willen, lieber Leſer! wie dumm! — Zum Glück half mir folgendes Duett auf die Sprünge und ſteckte mir ein Licht auf.

Duetto.

(Fagotto et Clarin.)

Baß. Haben Sie keine Pfandbriefe?

Diſcant. Eine arme Kirchmaus und — Pfandbriefe!

Baß. So haben Sie keinen Verſtand. — Auch keine Obligationes, Hypothekenſcheine oder Wechſel auf Wien und Hamburg? —

Diſcant. Das Gott erbarm! ich muß ſelbſt ſchwere Intereſſen bezahlen.

Baß.

Baß. Das ſetzt keinen Verſtand voraus, denn dann ſtreicht man Intereſſen ein. — Aber Gold oder Courant werden Sie mir doch wechſeln können? Ich begehre nur ein chriſtliches Agio, auf den Ducaten acht Groſchen und auf den Thaler Cour. zwey. Den Friedrichsledor laß ich für 23¾ Groſchen.

Discant. Auch keine Münze habe ich. Meine Ducaten und Cour. hab ich immer ohne Agio ausgegeben und vor den Luisdor habe ich 12 Groſchen, ohne es zu fordern, bekommen.

Baß. Mein Gott! wenn werden Sie doch zu Verſtande kommen! Hören Sie! Ihr Pelz iſt ziemlich abgeſchabt und behårt den ganzen Rock. Laſſen Sie ſich doch eine Wildſchur machen.

Discant. Ich habe kein Geld.

Baß. Hm! hm! So wenig Verſtand! — Werden Sie ſich nicht auch Equipage anſchaffen? Kein vernünftiger Menſch fährt heut mehr mit Miethgäulen und es iſt doch eine hübſche Sache, wenn man nur ſagen darf: Hanns! ſpann an! —

Discant. Wenn ich nur Haber kaufen könnte.

Baß. Dazu gehört freylich Verſtand. — Ich will ihren Wein hier juſt nicht tadeln. Aber Sie verzeyhen, ich trinke keinen Franz; er kratzt im Gaum und macht Säure im Magen. Warum halten Sie ſich nicht lieber Ungar oder Burgunder? —

Discant. Es reicht nicht zu.

Baß. Auch das erfordert Verſtand. — Wie ſtehts? werden Sie Ihrer Frau nicht auch ein Weyhnachtsgeſchenk von Ringen, Putznadeln, Perlenſchnüren, Biſambüchſen, Wachsbuſen, Jacobinermütze oder ſo was machen; ſo will ichs mit verſchreiben? — Auch modernere Möbels möchten Sie ſich vor allen Dingen anſchaffen, daß ſie mit Ehren ein Haus machen können.

—✠—

Discant. Verſteh das alles nicht, und ſind mir böhmſche Berge.

Baß. Mein Gott! ſo haben Sie auch gar keinen Verſtand. — A Propos! daß ich zur Hauptſache meines Beſuchs komme. Ihre Tochter iſt ein hübſches Mädchen. Mein Junge hat, wie ich merke, ein Aug auf Sie. In Gottes Namen! ich habe nichts darwider und alſo nur vorläufig anfragen wollen: wie hoch ſich wohl ihre Ausſteuer belaufen möchte und was ſie ihr mitgeben wollen? —

Discant. Mitgeben? nichts als ihr glatt Geſicht und ihre engelreine Tugend.

Baß. Dann ſcheide Gott die Noth! das iſt ja verlegne Waare, wornach kein vernünftiger Menſch frägt. Sagen Sie mir nur um Gottes willen! haben Sie dann gar keinen Verſtand? — Wiſſen Sie nicht einmal, daß Schönheit zuſammenſchrumpft, wie eine welke Rübe, und daß um der engelreinen Tugend willen kein Schuſter einen Schuh beſohlt? — Auch iſt ja bey allen Bauermenſchern Gottes Segen davon. — Noch eins! Wenn Sie dann ſo gar wenig Verſtand haben, ſo ſagen Sie mir doch, was Sie einſt Ihrer Frau als Wittwengut ausſetzen und Ihrem Sohn, wenn er ſich etablirt, in die Hand geben wollen? —

Disc. Nichts! es reicht ja kaum aus der Hand in den Mund. Mögen Sie betteln gehn!

Baß. Sind Sie toll? — Aber wenn Sie nun ſebſt krank, elend und invalide würden, was wollen Sie dann anfangen? —

Disc. Das weiß der liebe Gott! Stehn mir die Haare zu Berge, wenn ich dran denke, und ſeh ich dann Weib und Kind ſo barmherzig an, wie ein Kalb, das geſtochen werden ſoll.

Baß.

Baß. Hohl Sie der Henker Herr! — Für ſolchen dummen Teufel hätt ich Sie nimmermehr gehalten. Da lob ich mir den alten Peter Schöps. Das Pulver hat er freylich nicht erfunden, und da ich ihn neulich fragte, wie lange wohl der dreyßigjährige Krieg gedauert habe? antwortete er nach langem Kopfzerbrechen: ſieben Jahr! Aber dafür hat er auch Verſtand, ſo viel, daß er mit ſechſen fahren könnte. Sie aber können ja nicht einmal einen Hund aus dem Ofen locken. — An ſeiner Tafel gehts hoch her, und mit dem Glaſe in der Hand verſichern alle ſeine Gäſte, daß er ein Mann von durchdringendem Verſtande ſey.

Disc. Es iſt wahr, als ich neulich die Ehre hatte, von ihm eingeladen zu ſeyn, hab ich das auch verſichert und mich der Sünde theilhaftig gemacht. Sein Wein hatte mich verführt.

Baß. O Verſtand! Verſtand! Wißen ſie, wie Sie mir vorkommen? — wie der reiſende Dichter Geſelius, prellenden Andenkens. Sein eintziges Paar Hoſen war durchgerieben, und Meiſter Stich, der den Schaden beantlitzte, verſicherte, daß er ſie auf dem Leibe unmöglich in integrum reſtituiren könnte. Geſellius war eben nicht ſchamhaft, und ſo trug er kein Bedenken ſie abzuziehen und nudatis pudendis derweile in der Werkſtatt Platz zu nehmen und gravitätiſch auf und abzugehen. Aber Ehrn Geſellius hatte weder in den Hoſen noch ſonſt wo Verſtand und gerieth in Verlegenheit, wie er ſich mit dem Meiſter Stich wegen der Arbeit abfinden wolle. Er ſuchte ſich alſo zu helfen, ſo gut er ohne Verſtand konnte. Wie iſts, Meiſter Stich, fragte er, iſt er kein Liebhaber von Verſen? Ich kan ſie wohl hören, erwiederte Stich. Gut dann, ſpricht Ehrn Geſellius:

lius; ſo will ihm indeßen meine Hexameter und Pentameter zum Beſten geben. Es ſind wahre Alpenblumen, auf dem Brenner im Tyrol gepflückt. Der enthoſte Barde, dem das Hemde nur 3 Zoll über den Nabel gieng, hob nun mit einer Liſpelnd — brüllenden Löwenſtimme an, wobey er eine Athletenpoſitur annahm und ſein abgeſchnittnes mähnenartiges Haupthaar wiederholt zurück ſtrich. Die geſammte Nachbarſchaft, Mädchen und Weiber, von ſeinem Brüllen herbey gelockt, ſchlägt die Hände über dem Pavian zuſammen. Stich flickt über Hals und Kopf, um des Spectakels loß zu werden, wirft ihm die Hoſen zu, und fordert einen Groſchen. Laß ers nur gut ſeyn, Meiſter! ſagt Geſellius; einen Groſchen hab ich nicht; wir wollen mit einander aufheben und das auf meine Hexameter rechnen. Umſonſt kann ich ihm die Verſe doch auch nicht vorleſen. „Geh er zum Henker mit ſeinen Verſen, Hexenpetern und Diameter, dafür kaufe ich weder Nadeln noch Zwirn.“ — Der Barde aber nahm die Hoſen und gieng davon. — Iſts alſo nicht traurig, wenn ein Gelehrter ſo wenig Verſtand hat? —

Disc. Mich hat der Barde Geſellius auch um zwey Gulden geprellt.

Baß. Sie ſehen ganz darnach aus, daß Sie ſchon öfter geprellt worden ſind; wo ſoll nun da der Verſtand herkommen? — Na! hören Sie! ſehen Sie zu, wie Sie zu Verſtande kommen, oder — hören Sie auf, mein Freund zu ſeyn. Glauben Sie nicht etwann, wenn Sie heut oder morgen um guten Rath verlegen ſind, daß ich oder andre den Verſtands-Kaſten aufthun werden. Solchen Zuſpruch muß ich verbitten, und bey mir heißt es: Proſt die Mahlzeit! hilf dir ſelber! —

Adagio.

(Lamentabile.)

(Mit gedämpften Inſtrumenten, Violinen pizzicato. Das ganze Stück decrescendo und zuletzt piu piano. Baſſo et Cor. et Pipenb. tac.)

„Ach Gott! helfen Sie mir! Herr Doctor! Gram und Kummer drücken mich nieder. Hipochondrie, Melancholie und alle mögliche Widerwärtigkeiten quälen mich. Ich bin des Lebens ſatt!“ —

Arzt. Ihnen hilft keine Medizin. Der beſte Rath iſt, beſuchen Sie die Comödie. Hören Sie den comiſchen Le Cain! Man möchte vor Lachen berſten, wenn er nur ein Wort vorbringt oder eine Miene macht.

„Ach Gott! Le Cain kann mir auch nicht helfen.“

Arzt. Verſuchen Sies! man kann nicht wiſſen! vielleicht heitert er Sie auf! Warum denn nicht?

„Ach Gott! nein! — ich bin ſelbſt Le Cain!“ —

Arzt. Ums Himmels Willen! Sie — Le Cain? — über den ſich halb Paris närriſch lacht?

„Das Gott erbarm! Fürs Lamentiren zahlt kein Menſch einen Heller. Ach! wie iſt mir oft zu Muth, wenn meine Zuhörer vor Lachen platzen wollen. Die Kniee wollen mir dann brechen und das Herz vor Angſt zerſpringen. Blut möcht ich weinen, während ich auf dem Theater ſtehe und alle Welt zum Lachen bringe. Ach! bevor ich meinen Witz und meine Laune ausſprudle, kämpf ich oft zuvor auf Todt und Leben. — O Gott! Gott!“ —

Der

Der Aermſte! er ſchlug die Hände vor die Stirn und ſtürzte jammernd zur Thür hinaus. Der Arzt ſah gerührt ihm nach, weinte eine Thräne und ſeufzte: Der Unglückliche!

Rundgeſang.

(Mit türkiſcher Muſik.)

Solo mit Trommel: Hurrah! Hußah! ha! ha! ha! —

Coro. Hurrah! Hußah! ha! ha! ha! —

Hier fällt das geſammte Auditorium, zum Beweiſe, daß es auf Univerſität geweſen ſey und auch was gelernet habe, mit Pfeiffen und Trommeln ein; wobey der Marſch nach Hinrichtung Ludwigs des Sechszehnten geſpielet wird. Das Parterre rangirt ſich zu einer Angloiſe und Quadrille; aus den Logen fährt man zur Parforcejagd und die Gallerie brüllt: Hurrah! Hußah! ha! ha! ha! —

Solo. Iſt doch ein pudelnärrſcher Kerl, der Le Cain! — daß ihm ſeine Späße Ueberwindung koſten und blutſauer werden, mag wohl ſeyn. Aber wenn er ſo, wie ein Fiſch an der Angel zappelt und wie ein gehetzter und angeſchoßner Hirſch ächzt — das iſt eben das Luſtigſte.

Coro. Hurrah! Hußah! ha! ha! ha! —

Hinter dem Vorhang hört man den Le Cain mit einem tiefen Seufzer ſtöhnen: O Gott! —

Lebenslauf

des

achtzehnten Jahrhunderts.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſte Woche.

Lebensart 1700.

Volle hundert Jahre bin ich durch dick und dünne mitgegangen, habe viele ſchwere Durchzüge mitgemacht, die vornehmſten und merkwürdigſten Perſonen meiner Zeit gekannt, und wo es was Beſonderes zu hören und zu ſehen gab, da hatte der Henker den Biedermann, wie den ewigen Juden, allenthalben. Ich könnte wohl ſagen, daß ich der leibhaftige Zugvogel des 18ten Jahrhunderts geweſen bin. Vorzüglich gieng mein Strich längſt der Elbe und Oder, und Donau, und was da die Zeit über paſſirt iſt, weiß ich auf ein Haar. In der Kayſerſtadt Wien habe ich auch dann und wann geniſtet, aber an den Rhein hin ſtrich ich ſelten, weil einem da die vergeyerten Franzmänner auf den Dienſt lauerten. Und weiß der Himmel! ich fühlte von Kindes Beinen an keinen ſonderlichen Trieb uud Beruf, mich todt ſchieſſen zu laſſen. Doch vom Hörenſagen weiß ich auch von daher jämmerlich Kriegs- und

Brandgeſchichten zu erzählen. Mit unter werd' ich alſo auch davon ein Beyeſſen, als Salat mit Zwiebeln, auftiſchen. — Aus dieſer grundgelehrten Vorerinnerung wird alſo der großgünſtige Leſer, wofern er nicht den Schnupfen hat, ſchon wittern, daß mein eigner Lebenslauf und der verſprochene Lebenslauf des achtzehnten Jahrhunderts ziemlich ein Ding iſt. Ich ſchreite alſo zur Sache, doch muß ich vorher eine Prieſe Schnupftoback nehmen, damit es beſſer — flieſſe.

Der erſte merkwürdige Umſtand, der mir auf der Welt begegnete, war — daß ich gebohren wurde. Das war wahrhaftig kein Spaß, wie meine Mutter mich oft verſichert hat. Sie wußte Ihr Lebelang ein Lied davon zu ſingen. Doch da man bey allen Wochenviſiten ein ähnliches hört, ſo will ich davon weiter nichts melden, um nichts tagtägliches auf die Bahn zu bringen. Ich begrüßte alſo die Welt, wie ſich der Schulmeiſter ſehr zierlich in ſeiner Gratulation ausdrückte. Und jene Welt war bey weitem nicht die heutige, weswegen ich ſie, wie ſie damals war, nothwendig näher beſchreiben muß. Die Menſchen holten zwar Athem wie heut, aber ſie aßen und tranken und kleideten ſich nicht ganz ſo, wie heut. Ohnerachtet mein Vater, regierender Bürgermeiſter

und

und ein Mann war, der viele gelbe Füchſe in ſeinem Beutel hatte, ſo hatte er doch und keiner in meiner anſehnlichen Vaterſtadt in ſeinem Leben noch keinen Toback geſoffen, wie man das Rauchen anfangs nannte. Die vertrackten Holländer beſtachen aber damals alle deutſche Aerzte, wie man ſagt, daß ſie in ihren Schriften das Tobackrauchen, welches ein liederliches Werk hieß, als eine Panacee wider Seuchen, Peſtilenz und böſe Luft und alle mögliche Krankheiten ihren Landsleuten anpreiſen mußten, um ihnen das Geld aus der Taſche zu locken. Mein Vater hielt aber auf Ehre, und darum eiferte er mit Hand und Fuß dagegen. Der Herzog von Braunſchweig war ganz ſein Mann; denn dieſer hatte noch 1691 eine Verordnung erlaſſen, vermöge deren jeder, der durch Tobacksſaufen etwas anzünden würde, am Leben geſtraft werden ſollte. Recht ſo! ſprach mein Alter, was ſoll das Tobacksſaufen? — Meine Mutter gab als regierende Bürgermeiſterin zwar den Ton unter allen ehrbaren Frauen an, (denn ſie Damen oder Madamen zu nennen, hätten ſie für Schimpfwort gehalten, ſo wie meine Schweſter noch Jungfer Biedermann hieß und das zweydeutige Mamſell ſehr übel genommen hätte,) meine Mutter nahm zum Frühſtück noch eine warme Milch oder Warmbier; denn das Kaffeeſuppen war noch nicht bis zu uns hindurchgedrungen. Kaffeehäuſer

waren noch viel unerhörter, und man kreuzte und ſegnete ſich dafür. In den großen deutſchen Handelsſtädten ſpuckten ſie freylich ſchon vor, aber eine Schwalbe macht ja keinen Sommer. Das erſte Kaffeehaus in Deutſchland wurde 1696 zu Nürnberg hinter dem Rathhauſe eröffnet. Das war ein Wunder und Specktakel! Die Leute giengen mit langen Hälſen vorüber, wie die Gänſe. Im Jahr 1713 niſtete ſich der erſte Kaffeeſchenk in Augsburg ein. Nach Wittenberg wurde der erſte Kaffee im Jahr 1710 gebracht, wo ihn die Italiener in ihren Kellern verſchenkten, weil andre Leute ihn noch nicht zuzubereiten wußten. In Sachſen wurde er erſt um 1720 recht bekannt, wo ihn eine vornehme Wienerinn, die ſich nach Wittenberg verheirathete, in Geſellſchaften einführte. Wer A geſagt hat, muß auch B ſagen; wo Kaffee iſt, da muß auch Zucker ſeyn, und ſo bekam der deutſche Beutel ein Loch nach dem andern. Bis hieher hatten ſich die Leute mit Honig und Syrup beholfen, aber die Blitzweiber konnten, wie Eva, das Naſchen nicht laſſen, und nun hieß es: Mann! ſchaffe Zucker. Doch mein Vater, Gott hab' ihn ſelig! war kein ſolcher Gimpel, und behielt das Haus- und Stadtregiment feſt in der Hand, und kehrte ſich an ſolche Neuerungen nicht. Auch muß ichs meiner Mutter im Grabe nachſagen, daß ſie nicht modeſüchtig war, welche Krankheit erſt ſpäterhin ſo anſteckend

und

und peſtartig unter den Mädchen und Weibern geworden iſt, und daß ſie mit ſolchen Alfanzereyen nicht angeſtochen kam. Meine Schweſter ſchlug leider! ſchon mehr aus der Art.

Auch die Azelmacher und Pudergeiſter gehörten damals noch unter die ſeltnen Vögel und waren ſo rar, als die weiſſen Sperlinge, da ſie einem jetzt bey jedem Schritt in den Wurf kommen und man nur zum Fenſter hinauspfeiffen darf, ſo iſt der Vogel da. Weiß der Himmel, wie mit Anfang dieſes Jahrhunderts der böſe Geiſt mit einemmal die Geiſtlichkeit ritt, daß ſie ſich alleſammt Azeln oder Peruquen zulegte, da ſie doch ehedem dieſe Tracht ganz abſcheulich fand, und ſie von allen Kanzeln wie eine Erfindung des leidigen Gott ſey bey uns! verſchrie. Und das waren Dinger, ſo groß! daß ein Volk Rebhüner zur Noth drinn hätte hecken können. Der ehrwürdige Herr meiner Vaterſtadt hatte bey meiner Tauffe zum erſtenmal in ſeinem Leben ein ſolches Ungeheuer aufgeſtülpt, worüber meine Mutter, die Wöchnerinn, denn ich wurde in der Stube getauft, dermaßen erſchrack, daß ſie ſich faſt ein Gewiſſen daraus machte, mich in ſeine Hände zu geben, weil ſie wähnte Belzebub könnte ſich wohl in den ehrwürdigen Herrn verwandelt haben und unter dieſer Haarwel ſtecken. Sie beſtand ſchlechterdings darauf, Sr. Ehrwürden ſollten zuvor auskriechen aus dem Fledermäuſeneſt, damit

ſie's

ſie's mit Händen greifen und ſich überzeugen könne, daß ers leibhaftig ſelber und nicht etwann der Satan mit im Spiele ſey. Ach! gewiß! gewiß ſind Hörner drunter, behauptete ſie ſteif und feſt. Doch das Ehrenwort und die Verſicherung meines Vaters beruhigte ſie. Wenn Unglück iſt, ſo kömmts mit Hauffen, hieß es auch hier. Ein Schreck folgte dem andern. Nun trat der Küſter ein. „Gott der Vater wohn uns bey!“ fuhr meine Mutter von neuem auf; „was iſt denn das für ein Zetergeſpenſt? Auch eine Azel?“ So war es richtig, und zwar in einer neuen Manier — von grauen Zwirn oder Hanf. Sie war für die Dauer gemacht, auf Sturm und Wetter eingerichtet, und darum hatte er die Locken mit Flachs oder Werg gepolſtert. Der Paſtor paradirte alſo in Braun, der Küſter in Grau. Bey jenem wars mehr auf Kunſt und Nettigkeit, bey dieſem aber auf Unzerſtörbarkeit, auf das ganze Jahrhundert angelegt, wie ſie denn bey ſeinem Ableben auch noch dem Meiſtbietenden überlaſſen wurde. Man denke ſich den Paſtor und den Küſter zum erſtenmal in ihrem Leben, in dieſem unerhörten Aufzuge, und man wird es einer ſcrupulöſen Wöchnerinn gewiß zu gut halten, daß ihr dabey allerley wunderliche Gedanken aufſteigen mußten. Zum Glück hatten die Weiber damals noch nicht ſo geſchwächte und reizbare Nerven, ſonſt hätte meine Mutter der Azeln wegen gewiß dran glauben müſſen;

denn

denn die ganzen Sechswochen hindurch konnte ſie den Azelpaſtor und Azelküſter, wie ſie dieſelben nannte, nicht aus dem Sinn bringen. Immer ſtand ihr, nach ihrer Verſichrung, das kleine magere Geſicht des Paſtörs, das ſich in der Unermeßlichkeit ſeiner Haarwolke, wie ein Vogel in der Haſelſtaude, verlohr, vor Augen. Das ungeheure Gemächt war im Vordertheil eine gute Viertelelle hoch, und hieng ihm bis auf die Hüften in gekräuſelten Lämmerſchwänzen herab. Es wog einige Pfund ſchwer, woran das kleine Männchen aus Leibeskräften zu tragen hatte. Obenein hatte er dabey eine feine Stimme, wie ein Zaunkönig, und hätte man damals nicht mehr Reſpect, wie heut, vor eine heilige Handlung und einem geiſtlichen Herrn gehabt, ſo hätten ſich die Pathen vor Lachen wälzen müſſen. Und nun der Grießgramm von Küſter mit vollen Pausbacken, verdrehten und empor ſtierenden Augen in ſeinem Zwirnkopf hinter ihm! — ein herrliches Kaminſtück! — Das Beſte war, daß Puder und Pommadſe noch nicht Mode waren; ſonſt wäre das Haupt des ehrwürdigen Herrn noch um ein gutes Pfund ſchwerer geweſen. Aber damals puderten ſich nur erſt die Comödianten auf dem Theater ein und, wenn das Spiel aus war, kämmten ſie den Jux wieder aus. — Du lieber Gott! wie hat ſich doch die Welt geändert!

Alles

Alles Unheil kömmt von den Franzoſen! war ſchon meiner Mutter ewiges Lied. Hätte nicht, meynte ſie, Friedrich Wilhelm der Große, Churfürſt von Brandenburg, 20,000 franzöſiſche Emigranten im Jahr 1685 in ſeine Staaten aufgenommen, und müßten nicht die Edelleute wie die wilden Gänſe nach Frankreich ziehen, wo man ihnen die deutſchen Federn ausrupft, ſo würde das Modeweſen wohl nie überhand nehmen. Aber, ſprach ſie, da liegt der Hund! ob ſie Recht gehabt hat, weiß ich nicht. Indeſſen will ich darüber nicht ſtreiten, und ihn nach meiner Mutter Meynung vor der Hand da liegen laſſen.

Einführung des Gregorianiſchen Kalenders — 1700.

Ich, der Erſtgebohrne, arbeitete mich den 18ten Februar 1700 Schlag 12 Uhr zu Mitternacht glücklich in dieſe Welt hinein, machte einen Salto-Mortale, und — eh man ſichs verſah, Purdautz! ſo war ich da! Eben fiel in dieſem Jahr Matheus auf dieſen Tag. Mein Vater, der mich in den Arm nahm, tanzte mit mir in der Stube herum, drehte ſich vor Freuden auf einem Bein, und rief in einem Athem aus: Matheus bricht Eiß! Matheus bricht Eiß! — Wie denn auch außerdem noch die Bauernregel eintraf, daß wirklich Thauwetter einfiel. —

fiel. — Nach der Weiſe der damaligen Welt mußte die Ankunft eines neugebohrnen Kindes ſtracks auf dem weiſſen Blatt vor dem Titel der Hausbibel eingeſchrieben werden und mein Alter wollte eben dies erſte våterliche Geſchåft verrichten, als er die Feder wieder weg legte und die Mutter fragte: ja! wenn iſt denn nun der Junge eigentlich gebohren, da ich doch gewiſſenhaft Stunde und Minute angeben muß? — Schreib ich den achtzehnten Februar oder den erſten Mårz 1700? —

Zu Mitternacht ward ein Geſchrey! hieß es nun recht eigentlich. Da die Glocke ſchon 12 Uhr gebrummt hatte, ſo waren zwar die gegenſeitigen Partheyen, meine Mutter, die Hebamme und die Frau Stadtſchreiberin einer- und mein Vater andernſeits, darůber einig, daß mein eigentlicher Geburtstag nicht fůglich auf den 18ten Februar, ſondern auf den folgenden Tag angeſetzt werden můßte. Aber nun fragte ſichs, was der fůr ein Datum hatte? Die Weiber behaupteten: es wåre der 19te Februar und mein Våter legte einen Trumpf darauf, es ſey der 1te Mårz. Beyde Theile beſtanden auf ihren Kopf und erhitzten ſich dermaßen, daß alles unter einander ſchrie, die Weiber im Discant: der 19te Februar, und mein Vater im Baß: der erſte Mårz. Vor Angſt und Schrecken fieng ich auch gottsjåmmerlich an zu ſchreyen, als wår' ich geſpießt, worauf die Weiber mir zu-

liefen

lieſen und ſchwiegen, und mein Vater das letzte Wort: den erſten März ihnen nachbrummte.

Der Monat Februar iſt zwar von Haus aus, wie der Jude, unter ſeinen 11 Brüdern, weil er ſelten unbeſchnitten weg kommt, aber im Jahr 1700 riß es mit ihm ins Ganze, weil man ihm 11 volle Tage confiszirte. Der arme Februar! das war doch faſt zu arg! Um 11 Tage und Nächte geprellt zu werden und nur 18mal in einem Monat die Sonne aufgehn ſehn! — das wollte meiner Mutter nicht in den Sinn, und beynah wäre der Hausfriede darüber mit in die Brüche gegangen. — Und er ſoll dein Herr ſeyn, ſprach mein Vater. Es bleibt dabey, Kathrine! der Junge iſt den 1ten März gebohren und damit Punctum! — Er ſchrieb mich nun, nach voreingezeichnetem Stoßſeufzer in das Vorderblatt der Hausbibel compreß und gedrungen ein. Wahrſcheinlich hatte er beſchloſſen, mir noch einen ziemlichen Hauffen Nachfolger zu geben, welchen Vorſatz er auch aus Leibes Kräften redlich gehalten hat. Deswegen ſchonte er den Platz, woran er, wie die Erfahrung lehrte, auch ſehr wohl gethan hatte.

Es war der erſte Streit, den er mit meiner Mutter hatte, und er wäre gewiß unterblieben, wenn nicht die Einführnng des neuen Gregorianiſchen Kalenders dazu Anlaß gegeben hätte. Meine Mutter ſtimmte für den alten Julianiſchen,

und meynte: ihre Eltern wären ja ſelig dabey geſtorben, und ſie hätte ſich bisher auch wohl dabey befunden; hätte auch immer nach dem alten Kalender Ader gelaſſen und purgiret, welches ihr alles wohl bekommen ſey. Mit einem Wort: ſie verfocht ihn mit eben ſolchen Gründen, wie heut noch das alte Geſangbuch in Schutz genommen wird, da mit dem Jahre 1800 ein neues verbeſſertes wohl eben ſo Noth thäte, als im Jahre 1700 der neu verbeſſerte Kalender. Und mit ihr dachten und räſonnirten alle Weiber beyderley Geſchlechts ſo. Mein Vater aber behauptete: Beſſer, ſey beſſer. Man müſſe hierinn geſcheutern Leuten glauben, welche behaupteten, daß nach dem alten Kalender das Neujahr zuletzt in die Hundstage fallen würde, und überdies ſey es einmal von der hohen Obrigkeit befohlen und am letzten Adventsſonntage von allen Kanzeln abgekündigt worden, daß dem Februar für diesmal 11 Schwungfedern ausgerupft werden ſollten, und mithin müſſe man ſich in die Ordnung fügen, und damit auf und holla! —

Ob mein Vater oder meine Mutter Recht hatte, das konnte ich damals noch nicht recht entſcheiden, weil mir das alles noch böhmiſche Dörfer waren. Genung! der neue gregorianiſche Kalender wurde in der ganzen Chriſtenheit eingeführt. Nur die Ruſſen blieben aus meiner Mutter Gründen noch auf

ihrem

ihrem Kopf ſtehen, und ſtehen, hör ich, heut noch auf dem Kopf, weswegen man ſich über vieles, was da vorgehn ſoll, nicht wundern darf.

Stiftung der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin 1700.

Denk Er an mich, Herr Bürgermeiſter! ſprach der Stadtſchreiber — „Aber war das nicht ein Flegel, mit Verlaub, den regierenden Bürgermeiſter Er zu nennen?“ —

Nichts weniger, als das. Im Jahr 1700 war das ſehr höflich geredet, wenn man jemanden durch Er behandelte. Heut iſt das freylich etwas — unartig. Kurios! So ſehr ſich der deutſche Adel auch verfeinert, nnd das Er aus jeder honetten Geſellſchaft verbannet hat, ſo läßt er doch, wenn er eine Beſtallung an ſeinen Seelenhirten auszufertigen hat, das verroſtete Er noch immer ſehr wohlbedächtig ſtehen, und ſchreibt: „Ich berufe Ihn N. N. zu einem Pfarr.“ Iſt das auch fein? —

Doch wieder auf den Stadtſchreiber zu kommen. Denk Er an mich, Herr Bürgermeiſter! ſprach er; ſein Sohn wird ein Gelehrter werden.

Das wäre der Daus! antwortete der Kindelvater. Wo ſteht denn das geſchrieben? kann der Herr Gevatter wohl gar in den Sternen leſen? —

„Aber

„Aber weiß er denn nicht, was für ein neuer Stern der Weiſen über die Brandenburgſchen Lande aufgegangen iſt, und daß unſer gnädige Churfürſt eben eine Academie der Wiſſenſchaften, Zeichner und Mahler zu Berlin geſtiftet hat? Nun werden unſre Kinder lauter Gelehrte werden.“

Kümmre mich nicht darum, verſetzte mein Alter.

Was hat der gnädige Churfürſt gemacht? rief die Mutter hinter dem Vorhang des Wochenbetts vor; eine Kackedemie? was iſt das wieder für ein neu Dings? — Potz Azeln, Kalender und Kackedemie! — was man nicht noch alles erleben wird, wenn das ſo fort geht! Der Stadtſchreiber warf einen verächtlichen Seitenblick auf meine gute Mutter, als wollte er ſagen: o über die einfältige Gans! Dann warf er ſich in die Bruſt, nahm eine Amtsmiene an, legte den linken Zeigefinger an die Naſe, räusperte ſich dreymal, und ließ ſich folgendergeſtalt gelehrt und gravitätiſch hören:

Es können nun wohl ſchier zweytauſend Jahre ſeyn, als in Grichenland ein gewaltig gelehrter Mann, mit Namen Plato lebte. Er verſammette ſich oft mit andern Gelehrten in dem Hauſe und Garten eines Orts, in der Vorſtadt von Athen, welcher Academie hieß, und unterredete ſich mit ihnen über mancherley gelehrte Gegenſtände. Deswegen nannte man jede Verſammlung von Gelehrten, die

aus

aus eben ſolchem Grunde zuſammen kamen, ſo wie auch den Ort, wo ſie ſich verſammelten, eine — Academie. Wenn man eine Sache hinten und vorn, aus- und inwendig beſieht, was geſchieht? — man lernt das Ding genau kennen und weiß, was x oder u iſt. Die hochzuehrenden Herren Gevattern können ſich alſo leicht vorſtellen, daß, wenn ſo ein Hauffe grundgelehrter Männer ein Dings von allen Seiten aufs Korn nimmt, ſie damit bald aufs Reine kommen müſſen und ſagen können, was es iſt, und was es nicht iſt. Man kann dann nicht mehr Gefahr lauffen, ein Kalb für eine Kuh zu kauffen. Das hat aber natürlich viel- und mancherley Nutzen auf der Welt; denn was einer nicht weiß, das weiß der andre.

In einem Lande, wo Künſte und Wiſſenſchaften blühn, da hängt der Himmel voller Geigen. Das ſehen die Regenten heutiges Tages ein, und darum legen ſie ſolche Academien oder Gelehrten-Verſammlungen an. In Paris hat der Kardinal Richelieu die Sache ſchon völlig in Gang gebracht. Die Mitglieder einer ſolchen Academie bekommen nicht nur anſehnliche Jahrgehalte, ſondern damit ſie auch fleißig an den beſtimmten Tagen in die Verſammlung kommen und ihr Wort dazu geben, ſo hat er die Veranſtaltung getroffen, daß jedes gegenwärtige Mitglied allemal einen ſilbernen Schaupfennig von 12 Groſchen an Werth erhält. Es werden jedesmal ſo viel Schaupfennige ver-

vertheilt, als die Academie Mitglieder enthält. Da aber Ehrenhalber viel große Herren mit drunter ſind, welche ſelten kommen, ſo werden ihre Schaumünzen unter die gegenwärtigen mit vertheilt, und erhält alſo mancher deren 2 oder 3. Und ſo verlohnt ſichs ſchon der Müh für manchen armen Schlucker, der weiter nicht viel zu beiſſen und zu brechen hat, daß er fleißig hineingehe. Denn, iſt nur die Hälfte da, ſo bekömmt er eine doppelte Portion, und iſt nur ein Drittheil von den Aufgenommenen gegenwärtig, eine dreyfache.

Eine ſolche Academie hat nun der gnädige Churfürſt in Berlin auch aufgerichtet und ſie in 4 Claſſen getheilt. Die erſte hat es mit der Naturlehre, Arzneygelahrtheit und Chemie, die zweite mit der Mathematik, Aſtronomie und Mechanik; die dritte mit der deutſchen Sprache und Geſchichte, und die vierte mit den ſchönen Wiſſenſchaften und morgenländiſchen Sprachen zu thun. Sie verſammelt ſich in einem Saal über den Marſtall, ſo daß unten die Mauleſel und oben die Herren von der Academie ihre Sitzung halten, und ihren Senf nach Belieben von ſich geben. Der Churfürſt hat ihnen die Einkünfte, die der Kalenderverkauf in ſeinen Landen abwerfen wird, angewieſen und den weltberühmten Leibnitz zu ihrem Präſidenten ernannt.

Iſt das der Tobacksſaufer Leibnitz, fragte mein Vater, der ſich mit dem Finger der Churfürſtin —

Was? — ſchrie die Mutter. Eben

Eben der, fuhr der Stadtſchreiber fort. Schon daraus kann der Herr Gevatter ſchließen, was für ein grundgelehrter Herr das ſeyn muß. Er demonſtrirt der gelehrten Frau Churfürſtinn, ich weiß nicht mehr, was, und hat ſich darüber ſo vertieft, daß er in Gedanken den Finger der Churfürſtinn nimmt und ſich damit — die Pfeiffe ausräumt, in der Meynung, er hätte den Tobacksräumer in der Hand.

Sapperlot! der muß gelehrt ſeyn! ſchrien alle aus einem Munde. — — — — — — — — Die Gevattern tranken nun zur ſchuldigſten Dankſagung! und giengen ſammt und ſonders zu Hauſe. Da aber die Straßen damals noch nicht gepflaſtert waren, noch vielweniger eine Gaſſenerleuchtung von Laternen hatten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie beklabuſtert von dem eingefallnen Thauwetter ſie dort anlangen mußten. Zwar hatte mein Vater, als regierender Burgermeiſter, nach dem Muſter des großen Friedrich Wilhelms zu Berlin, die Vorkehrung getroffen, daß jeder zu Markt kommende Bauer ein Fuder Dreck mit aus der Stadt nehmen ſollte, aber der Markt und viele Straßen ſahen drum zu gewiſſen Zeiten, beſonders im Frühjahr und im Herbſt, einer wahren Sauſchwemme ähnlich.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Zweyte Woche.

Churfürſt von Brandenburg Friedrich III. wird unter dem Namen Friedrich I. König von Preußen. 1701.

Eben hatte ich den erſten Zahn bekommen, den mein Vater gar andächtig betrachte, als der Stadtſchreiber aufſchreiend in die Thür ſtürzte: „Juchhey! der gnädige Churfürſt iſt König geworden.“

„Mein Junge hat den erſten Zahn bekommen“ ſchrie ihm die Mutter zu gleicher Zeit entgegen; ohne daß eins auf das andre hörte. Ich gratulire! ich gratulire! giengs nun von allen Seiten. Eins meynte den Zahn, das andre die Königswürde.

Aber das hat hart gehalten, fuhr der Stadtſchreiber fort.

„Ja wohl! das hat hart gehalten,“ ſtimmte die Mutter bey. Fühl' er nur mal her, Herr Gevatter! —

Das wird noch manchen Zahn koſten, ſprach Er. Und Sie: „Gott helfe! ja! Gott helfe!“ Herr Gevatter!

Das hat der Lehnſtuhl gethan, der Armſeſſel! wäre der nicht geweſen! ſagte Er. Und Sie: Ja! der Lehnſtuhl, der kleine Lehnſtuhl hat ihm Luft gemacht.

Mein Vater ſtemmte die Hände in die Seiten, und wollte platzen vor Lachen. Er merkte wohl, daß die Mutter in der Heftigkeit ihrer Freude das **König werden** und der Stadtſchreiber das **Zahn kriegen** überhört hatte. Ueberdem wußte er wohl, was der Gevatter mit dem **hart halten**, und dem **Lehnſtuhl**, und dem **Zahn koſten** ſagen wollte, was aber der Mutter, die nichts vom Kanngießern verſtand, ein Räthſel war. Papa verſtändigte alſo beyde Theile, und brachte die Sache aufs Reine, welches wir mit dem Leſer jetzt auch thun wollen.

Das hat der Lehnſtuhl gethan! — Ein guter Freund des Churfürſten, Prinz **Wilhelm von Oranien**, bisheriger Statthalter von Holland, war **König von Engeland** geworden, und kam nach dem Haag als königliche Majeſtät zurück, wo ihn der Churfürſt beſuchte. Wies denn ſo geht, hub der Gevatter Stadtſchreiber an, wenn die Leute zu Ehren kommen, ſo tragen ſie die Naſe etwas hoch, und gab damit meiner Mutter einen Hieb, weil er ſie ſelber

gern

gern zum ehlichen Geſpons erkieſet hätte. Wies denn ſo geht! der neue König wollte ſeinem alten Freund **Friedrich** nicht einmal einen Lehnſtuhl präſentiren laſſen, meynend, es zieme ſich nicht für einen Churfürſten, in Gegenwart eines Königs, ſich auf einen Armſeſſel zu ſetzen. Das fuhr dem gnadigen Churfürſten natürlich in die Naſe, und er dachte: Wart! ich will dir den Lehnſtuhl ſchon anſtreichen. Kann ich nicht alle Tage König werden, ſo gut, wie du? So dachte er. Er wollte auch gleich ſtehendes Fußes wieder abreiſen und gar nicht erſt mit ſeinem alten Freund, dem neuen Könige, ſprechen, und ich hätt's ſelber ſo gemacht; denn auf Ehre muß ein jeder halten (das konnte ſich mein Vater hinters Ohr ſchreiben, denn der Mann war immer kurz angebunden) wenn ihn des Königs Günſtling, Milord **Partland**, nicht bekitſchelt hätte. Der wußte ihm aber die Pille ſo ſchön zu verſilbern, indem er ihm vorſtellte, es ſey nichts weniger, als auf Geringſchätzung angeſehen, ſondern der König fürchte nur, ſeine neue Unterthanen, die Engeländer möchten ihm das übel auslegen. Und er ſitze noch nicht feſt genung im Sattel, um ſie vor den Kopf zu ſtoßen. Es ward alſo ausgemacht, daß die beyden Freunde ſich **ſtehend** ſprechen ſollten. Nächſtens, fuhr der Milord fort, will mein Herr der König Eure Churfürſtl. Durchlaucht in **Cleve** beſuchen, und wenn Sie da nicht ſtehen

wollen, ſo geben Sie Seiner Majeſtät einen Lehnſtuhl, und nehmen Sie ſich auch einen; denn bey ſich können Ew. Durchlaucht ja thun, was Sie wollen, und die Engeländer können ſich darüber nicht mauſig machen: das ließ ſich denn der gnädige Churfürſt gefallen, ſchrieb ſich aber doch den **Lehnſtuhl** hinters Ohr, und ruhte nun nicht eher, bis er ſich vor allen Potentaten der Welt drauf ſetzen kann.

Das hat er Recht gemacht, rief mein Vater aus, und ſetzte ſich mit königlichem Wohlbehagen in ſeinen Lehnſtuhl nieder, präſentirte aber auch dem Stadtſchreiber einen, ob er wohl nur den zweyten Rang hatte.

Nun weiter im Text! **Das hat hart gehalten.** —

Ja! das hat hart gehalten! erzählte der Stadtſchreiber weiter. Er wollte, ich meyne den Churfürſten, er wollte doch keine **Hausmajeſtät** ſeyn, wie es wohl **Hausexcellenzen** giebt, ſondern Kayſer, und Könige und die ganze Chriſtenheit ſollten ihm auch den Titel **Majeſtät** geben. Und da gabs alſo was zu rathen, wie das Ding wohl anzugreifen ſey, denn es ihnen vorſchreiben und befehlen, wie ſeinen Unterthanen, das verbot ſich von ſelbſt.

Und wie hat er denn das Ding angegriffen? fragte die Mutter.

Das iſts eben, was ich meyne, ſagte der Stadtſchreiber; es hat hart gehalten. Meiner Mutter fiel der Zahn wieder ein. Doch er ließ ſich nicht ſtöhren, und erzählte weiter. Gleich anfangs hätte ihm die Luſt vergehen mögen, als er das Project mit ſeinem Staatsrath in Ueberlegung nahm. Seine Miniſter wiederriethen es ihm zum Theil, und der Oberpräſident **Dankelman** hatte gar keine Ohren dafür. Er meynte, der Kayſer und die deutſchen Reichsfürſten würden ſagen: gehorſamer Diener! — Der Kayſer würde ſich ſchön bedanken, Einen Seiner Vaſallen zu Seines Gleichen zu machen, und die Reichsfürſten würde es auch wohl wurmen, Einen Ihres Gleichen zu majeſtäten. Und wenn auch das alles nicht wäre, ſo würde ſich doch **Pohlen** ſicherlich nicht bequemen, dadurch ſeine vermeynte Souverainität über **Preußen** aufzugeben. Und zuletzt wäre es doch nur ein leerer Titel, der ſchmähliche Ausgaben koſten und neue Auflagen nach ſich ziehen würde. — Zuletzt wurde aber doch der Oberpräſident überſtimmt, und es ward beſchloſſen, die Sache in **Wien** einzufädeln.

Das geſchah denn auch; aber da hielts auch am allerhärteſten. Anfangs war man allenthalben taub, und mochte nichts davon hören. Endlich ward der ſchlaue Fuchs, Graf Dohna abgeſchickt, die Sache zu betreiben. Er verſuchte es, da alle Stricke riſſen, mit Gelde, und bot dem Großkanzler von Böhmen,

Graf

Graf Kinsky, 200,000 Gulden, wenn er ſein Wört=chen dazu geben wollte. Aber auch der ließ ihn ab=lauffen, und ſagte: wenn man die Kronen nach Ver=dienſt austheilte, ſo wäre gewiß der Churfürſt der würdigſte dazu, und er würde der Erſte ſeyn, der dem gnädigſten Kayſer dazu rathen wollte. Da er aber doch nicht wiſſen könne, ob es alle ſeine Nachkommen ſo treu mit dem Kayſer meynen würden, ſo glaubte er eine Verrätherey an ſeinen Landesherrn zu begehen, wenn er Ihn zu einen Schritt verleitete, der Ihn über kurz oder lang gereuen könnte. Nun verzweifelte Graf Dohna an einem glücklichen Ausgange, und zog mit dieſer langen Naſe wieder heim nach Berlin.

Eh er aber dort anlangte, kam ein neuer Befehl, er ſollte die 200,000 Gulden einem andern kayſerlichen Miniſter, deſſen Name mit Chiffern angeſchrieben war, anbieten. Dohnas zurückgelaſſener Secretair eröff=nete das Packet, und las den mit Chiffern geſchrieb=nen Namen, recht oder unrecht, das weiß Gott! für den Namen des kayſerlichen — Beichtvaters. Ob ihn das Geld verführt und ers genommen hat, kann man freylich nicht ſagen. Mehr aber mochten wohl auf den eifrigen Jeſuiten das Verſprechen würken, daß der katholiſchen Religion in den Brandenbur=giſchen Staaten dadurch große Vortheile zuwachſen wollten. Genung! nachdem man 7 Jahre lang an

der

der Königskrone gearbeitet hatte, ſo gieng die Sache von nun an durch, und der fromme Kayſer Leopold wars zufrieden, daß der Churfürſt zum König avanciren ſollte. Ausgemacht iſt, daß auf das chriſtliche Gemüth des Kayſers die Vorſtellungen ſeines Beichtvaters, daß die katholiſche Religion in den preußiſchen Landen dadurch unendlich gewinnen würde, mehr als alles würkten und dem Faß den Boden ausſchlugen. Ob er ſich aber nicht verrechnet haben wird, muß die Zeit lehren. Der große Eugen ſoll ſo bitter böſe darüber geworden ſeyn, daß er geſagt hat: **alle Kayſerl. Miniſter, die ihrem Herrn dazu gerathen hätten, verdienten, gehängt zu werden.**

Nun kommen denn noch einige Puncte, wovon der eine Nnm. 4 gewiß manchen **Zahn koſten** wird. Es wurde nemlich ausgemacht:

„1) der neue König von Preußen ſoll ſeine vom deutſchen Reich abhängige Staaten nie der Hoheit deſſelben entziehen.“

„2) Im Churfürſtencollegio ſoll er keine andere Vorzüge verlangen, als er bereits hat.“

„3) Der Kayſer wird ihm in ſeinem Schreiben blos den churfürſtlichen Titel geben. Doch ſollen die preußiſchen Miniſter zu Wien eben ſo wie die Miniſter der übrigen

ge-

gekrönten Häupter angeſehen und behandelt werden.“

„4) Wird etwann der Kayſer genöthigt, wegen der ſpaniſchen Erbfolge, Krieg zu führen, ſo ſoll der Churfürſt 6000 Mann auf ſeine Koſten in Italien unterhalten, und ſie nicht eher zurückrufen dürfen, als bis der Friede geſchloſſen iſt.“

„5) Die Katholiken ſollen zu jeder Zeit in Berlin eine Kapelle haben, und zwar ſo, daß ihnen unter keinerley Vorwand der Gottesdienſt je wieder unterſagt werden könne.“

Daß vorzüglich hinter dem letzten Punct der kayſerliche Beichtvater ſteckt, iſt mit Händen zu greifen, und daß er in einem lutheriſchen Lande eine katholiſche Kapelle mit einer Krone kauft, verdenk ich ihm auch nicht. Wer weiß, wozu unſre Geiſtlichkeit den Kayſer noch machte, wenn ſie in Wien ein Kirchlein bauen dürfte.

Fried-

Friedrich I. ſtiftet den ſchwarzen Adler-Orden, und ſetzet ſich die Königs-Krone auf. 1701, den 18ten Januar.

Die Amme hatte Sr. Königl. Majeſtät, da Sie noch an der Bruſt lagen, rückwärts vom Arm fallen laſſen, wodurch Sie in ſpätern Jahren ziemlich ungeſtalt wurden, und Ihnen ein kleiner Verdruß (wie man das Ding höflich nennt) für Zeitlebens erwuchs. Die Königinnen mögen wohl auch in ſo fern Evens Töchter ſeyn, daß ſie lieber etwas ſchlankes und gerades, als etwas verſchrobnes und verrenktes haben, ſonſt hätte ſeine Gemahlin, als ſie zur Krönung nach Königsberg mit Ihm reiſen ſollte, unmöglich zu Ihren Hofdamen ſagen können: „**Ich bin außer mir! ich ſoll mit meinem Aeſop nach Preußen, und dort die Theater-Königin ſpielen.**“ Vielleicht war aber auch Ihre gewaltige Gelehrſamkeit Schuld, daß ihr die Feyerlichkeit ſo wenig behagte, denn ſie ſchrieb an den großen Leibnitz: „**Glauben Sie ja nicht, daß ich alle die Herrlichkeiten, die Kronen, aus denen man hier ſo viel Weſens macht, den Reizen der philoſophiſchen Unterhaltungen zu Charlottenburg vorziehe!** — So gehts mit den gelehrten Weibern! — mit Verlaub zu reden.

Lieber Gott! der Menſch, und wenn er zehnmal ein König iſt, muß nun ſchon einmal etwas haben,

ben, woran er Herz und Seele hängt. Und der gute Friedrich war gewiß zu bedauren, daß er wegen ſeiner Mißgeſtalt Verzicht thun mußte, auf inniger Liebe und häusliches Glück und ſein Herz an Pracht und Hoffarth zu hängen genöthigt war. Ein recht herzlicher Schmatz von ſeiner Charlotte hätte ihm vielleicht beſſer behagt, wie all der todte und kalte Prunk, aber er mußte ſich nun ſchon aus Schuld der Amme in ſein Schickſal ergeben. Er hielt ſich alſo an der goldnen Krone, und „warf ſie," wie ſein unſterblicher Enkel, der große Friedrich ſagt, „ſeinen Nachkommen als eine Lockſpeiſe hin, wodurch er zu ſagen ſchien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch deſſen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, eure Sache iſts nun, das Werk zu vollenden." Und ſeine Nachkommen verſtanden den Wink und vollendeten das Werk, nicht wahr? — Es mochte Ihm auch wohl ahnden, daß er ſich darinn kühn auf den Saamen ſeiner Lenden verlaſſen könnte, denn ſonſt hätte er ſich die Krönungs-Ceremonie unmöglich ſechs Millionen Reichsthaler koſten laſſen, und dafür ließ ſich bey damaliger Zeit ſchon etwas her machen.

Die Zeitungen waren damals noch neu Ding, und ſie ſtrotzten alle von Beſchreibung der Herrlichkeiten der Krönungs-Ceremonie. Man denke ſich nun, wie es in den Köpfen rumorte, als in meiner Vaterſtadt,

ſtadt, ſo uralt ſie auch ſwar, zum erſtenmal ein Mann anlangte, der ein Schattenſpiel an der Wand ankündigte. Ein Schattenſpiel an der Wand! flog es von Mund zu Mund. Davon hatten die älteſten Greiſe in ihrem Leben weder gehört, noch viel weniger geſehen. Und ein Schattenſpiel, worin der ganze Spectakel, der König und die Königin, und alle, die dabey im Spiel geweſen waren, in ihrer Pracht leibhaftig zu ſchauen waren. Und wie der Mann das alles ſo ſchön abzuſingen wußte, daß einem das Herz im Leibe hüpfte! Ich war zwar noch ein kleiner Zebedäus, der kaum lallen konnte, aber doch machte das Stück einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich, ſo gut wie mirs im Gedächtniß geblieben iſt, hier meinen Leſern vorleyern will. Ich ſinge alſo, wie folget:

Aufgeſchaut! aufgeſchaut! Ihr Herrn und Frauen!
Große Dinge ſind zu ſchauen.
Schöne Raritäten!
Wie die Majeſtäten
Hin zur Krönung gehn
S iſt gar treflich anzuſehn.

'S iſt gar treflich anzuſehn! ſtimmte der Stadtſchreiber vor Entzücken mit ein, ob zwar noch alles dunkel und durchaus nichts zu ſehen war.

Aufgeſchaut! Horch! nun kommts! Patabum! Schnedderdenk! Da ſchaut! Erſcheinen 24 Kammer-

trom-

trompeter und 2 Pauker! Patabum! Schnedderdenk! Trarara! Patabum, bum, bum! — Kommen nun die Bürgermeiſter und Schöppen der Stadt Königsberg zu Roß! Trapp! Trapp! Aufmarſchiert! 4 Waffenherolde in blauen ſammtnen Wapenröcken mit dem königlich preußiſchen Wapen. Brr! Brr! wie die Hengſte bäumen! Silberſtoff-Decken hängen bis auf die Erde, und beſät mit goldnen Adlern und Kronen.

Halt! Halt! wird nun kommandirt,
Schaut! es wird ein Kreis formirt,
Hört! der Herold proclamirt:

Der Churfürſt ſey zum König avancirt.

Still! ſtill! es iſt heilger Abend des Königthums. Da wird der **ſchwarze Adlerorden** ausgeheckt. Er kommt zur Welt brühwarm, wie die Semmel aus dem Ofen. Na! wer will, der greif zu, und häng ihn um. Proſt Mahlzeit! Schaut nur das grämliche Geſicht dort hinten. Freund! ſind die Aepfel ſauer, he? — Der arme Schelm hätte ſeinen Puckel wohl auch gern zum Ritterſchlage Preiß gegeben, aber er war nicht eingeſchmiert mit **ſechzehn Ahnen**, und da kann alles nichts helfen, ſagt der Doktor. Dito noch ein ſauer Geſicht in einer andern Manier. Entweder iſt die Ritterzahl **Dreyßig** ſchon

voll,

voll, oder der gnädge Herr hat irgend einmal Gott geläſtert, weswegen er nach den Statuten ſich das Maul waſchen muß. Recht ſo! gnädigſter König! —

Nun kömmt die Haupt- und Staatsaction, die Krönung ſelbſt. Die Majeſtät beſteigt den Thron. Vier hohe Reichsbeamte überrichen Ihm kniend Scepter und Krone. Er ſetzt ſie eigenhändig auf weil er ſie keinem verdanken will, als ſich ſelbſt. Drauf kniet der Kronprinz nieder und huldigt ihm. Wutſch! machen ſies ihm alle nach, wie die Schildbürger, wie die Schildbürger vor dem türkſchen Geſandten ihre Unbeſchnittenheit zu belegen. Drauf holt ſich der König ſeine Gemahlin und — krönt ſie auch. Notabene! das iſt ein Vorrecht der Männer. Weh aber den Weibern, die gleiches mit gleichem vergelten.

Drauf gehts in die Kirche. Zwey funkelnagelneue Biſchöffe in violetſammtnen Kleidern führen die Majeſtäten auf zwey Thronen an den Seiten des Altars. Die Kirche iſt aber zu groß für meinen Kaſten, und paßt nicht hieher. Dafür zur Zugabe ein kleines Nachſpiel auf einer andern Manier!

(In der Melodie: Ihr Herrn! ich bin ein welſcher Mann ꝛc.)

Wohl aufgeſchaut, ihr Herrn und Fraun!
Was nun für Dinge ſind zu ſchaun,

Gar wunderſchöne Raritäten
Wie ſich ergötzt die Majeſtäten.
O ſchöne Rarität! Charmante Katharin!
O Fridricus Rex! Charlotte Königin!
O ſchönes Schattenſpiel! —

Tralleri! Trallera! Tralleri! Trallera!
Potz Element! was ſeh ich da! —
Ein ganzer Ochſe angeſpießt
Wovon das Fett in Strömen fließt.
O ſchöne Rarität! ꝛc.

Das iſt ein Braten für die arme Leut,
Sie ſperrn die Mäuler ſcheunthorweit.
Seht! wie ſie ſich ſchlagen und reißen darum
Und pauken auf einander los, Patabum!
O ſchöne Rarität ꝛc.

Der Lärm wird noch größer. An allen vier Ecken
Spielen Springbrunnen, die Leute zu necken.
Aus ihnen ſprudelt lauter Wein
Für Alt und Jung und Groß und Klein.
O ſchöne Rarität! ꝛc.

Sie

Sie fangen ihn auf in Hüten und Mützen
Und laſſen ſich willig nach Noten be-
ſprützen.
Den Krüppeln und Lahmen war nim-
mer ſo wohl
Denn nie hieng der Himmel von
Geigen ſo voll.
O ſchöne Rarität! ꝛc.

Dort taumelt ſchon knüppeldick ein Mann,
Sein Weib ſieht den Himmel fürn Du-
delſack an.
Hinz zählt am hellen Tage die Sterne
Und Kunz hält die Sonne für eine —
Laterne.
O ſchöne Rarität! ꝛc.

Nun kömmt zu guter Letzt das Beſt.
Ein Herold krönt das Freudenfeſt.
Und wirft, das nenn ich einen Schmaus!
Zehntauſend Thaler Münze aus.
O ſchöne Rarität! ꝛc.

Er reitet auf einem prächtigen Schimmel
Und wirft ſie ſo dick, wie Hagel vom
Himmel.
Drauf ſtürzet alles drunter und drüber
Es regnet Püffe und — Naſenſtüber.
O ſchöne Rarität! ꝛc

O Je-

O Jemine! zerquetſcht, zertreten
Liegt dort in großen Leibesnöthen
Ein armer Schelm faſt ganz erſtickt
Und ſchreit: ich bin zu Brey gedrückt.
O ſchöne Raritát! ꝛc.

Ein andrer noch bringt von dem Schmaus
Statt Münze blaue Flecke nach Haus.
So ward das Krönungs-Feſt vollbracht
Ihr Herrn und Frauen — gute Nacht!
O ſchöne Raritát! ꝛc.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Dritte Woche.

Kayſer Leopold der Ite ſtirbt: 1705 den 5ten May.

Ich ritt auf einem Wiegenpferde, daß die Stube bebte. Hopp! Hopp! Vater! rief ich, ſah mich um und — praz! da ſtürzt ich hintenüber, daß mir Maul und Naſe bluteten. Eben wollt ich ein Zetergeſchrey erheben, als mein Vater ſagte: halts Maul! es klopft. Es wäre ein Specktakel, wenn dich die Leute ſchreyen hörten. Das würkte, denn ich hatte ſchon ſehr jung Ambition im Leibe.

Herein! rief mein Alter.

Gott grüß Euch! Bürgermeiſter! trat ein fremder Herr im bordirten Kleide ein. Habt Ihr nicht ein Nachtquartier für einen alten Freund? — Für Freunde wohl, erwiederte mein Vater, aber ich weiß nicht, daß ich die Ehre habe —

Kann wohl ſeyn, ſagte der Fremde, daß Ihr mich nicht mehr kennt. Aber ſeht mich doch einmal recht ſteif an —

Beſinne mich nicht, antwortete mein Vater.

Freylich wohl, fuhr jener fort. Ich glaubs! etliche zwanzig Jahre machen ſchon einen Unterſchied. Aber da wir uns noch mit einander katzbalgten und dem Schulmeiſter die Maykäfer —

Ums Himmels Willen! Du biſt ja Vetter Franz, brach mein Vater aus, und fiel ihm um den Hals.

Vetter. Das bin ich leibhaftig mit Haut und Haar. Hab ich mich denn ſo verändert?

Vater. Zum Henker ja! mit der Schmarre hätt' ich Dich in Ewigkeit nicht wieder erkannt.

Vetter. Das iſt ein kleinir Gedankenklöppel von einem Türkenhund! ein Andenken von der Belagerung Wiens.

Vater. Nun! ſey mir tauſendmal willkommen! Du alter Haudegen! Hätte Dich nicht mehr unter den Lebendigen geſucht. Aber wo führt Dich das Schickſal jetzt eigentlich her? —

Vetter. Gerades Wegs von Wien. Ich würde noch da ſeyn, hätte nicht mein gnädigſter Kayſer Leopold das Zeitliche geſegnet.

Vater. Weiß ſchon, daß Er geſtorben iſt. Biſt denn Du in kayſerlichen Dienſten geweſen? —

Vetter. Ja! kayſerlicher Sattelknecht!

Vater. Sattelknecht? Hm! hm! war das ein Poſten für Dich? —

Vetter. Oho! warum nicht? Mit tauſend Gulden Gehalt kann man das ſchon ſeyn. Vor mir wars gar ein Edelmann. Aber er fand auch, wie Du, einen Anſtoß in dem Knechtstitel, und bat den gnädigſten Kayſer, ihm doch einen andern zu geben.

Vater. Das hätt' ich auch gethan.

Vetter. Da hätte Dir der Kayſer, wie jenem, auch geantwortet: wer den Titel nicht leiden kann, der paßt auch zum Dienſte nicht. Siehſt Du! ich war klüger; ſteckte meine tauſend Gulden ein, und kümmerte mich den Henker um den Titel.

Vater. Du ſchlauer Fuchs! — Freylich! auf die Art tauſchte ich ihn ſelbſt um den Bürgermeiſter.

Vetter. Gelt! Herr Bruder! Das Aemtchen war von Gold, wenn auch der Titel von Eiſen und verroſtet war. Habe mir meinen Beutel geſpickt und bin hieher in meine Vaterſtadt gekommen, um mein Hopheichen in Ruhe zu verzehren.

Vater. Recht ſo! abgeſattelt Franz! wenn man genung geritten hat. A propos! da wirſt Du uns viel Neues erzählen können. Morgen, Alter! Morgen! da ſollſt Du Deinen Mund aufthun. Vor allen Dingen muß ich aber den Stadtſchreiber dazu herbitten. Hörſt Du? Mutter! den Stadtſchreiber! — Das wird Waſſer auf ſeiner Mühle ſeyn Mit gekrönten Häuptern hat er am liebſten zu thun.

Vetter. Iſt er verheirathet? —

Vater. Verſteht ſich! Seine Frau auch (zur Mutter).

Vetter. Ein böſes Zeichen! — er iſt doch ſelber kein gekröntes Haupt? —

Vater. Still! ſtill! — von ſo was weiß man hier zu Lande nichts.

Vetter. Wohl Euch! wenns immer ſo bleibt.

Heut zu Tag iſt's anders! muß ich nun 1799 ſingen. Was hilfts! Da iſt die Aufklärung Schuld, die leidige Aufklärung! wenns wahr iſt, wie die Leute ſagen. Dem Vetter Franz zu Ehren machte mein Vater des andern Tages ein groß Abendmahl, und lud viel dazu. Der Stadtſchreiber, Gott hab Ihn ſelig! und gebe Ihm einen fröhlichen Abend im Himmelsſaal! ſaß neben dem Vetter, ſperrte Maul und Ohren auf, als wäre der Kayſer Leopold der Braten geweſen. Mir aber war der Haaſe lieber, und ich ſchnappte nur nebenbey auf, wie folget:

Lieber Gott! hub der Vetter an, Er iſt nicht mehr, und wiſchte ſich die Thränen ab. Meinem Vater und dem Stadtſchreiber trat das Waſſer auch in die Augen, nicht eben, weil der Kayſer geſtorben, ſondern weil der Vetter ſo kläglich that. Ich und viel viel tauſend Menſchen haben viel verlohren, fuhr er fort, und die Armuth in Wien wird ihn am mehrſten vermiſſen. Auch iſt ſeine Gruft viele Wochen

lang nicht leer geworden, und wer ein dankbares Herz im Leibe hat, wird ſie noch manchmal beſuchen.

Daß nach einem ſo ernſthaften Eingange alles mäuschen ſtille ward, wie in einer Leichenpredigt, läßt ſich leicht denken, weswegen mir auch für heut alles Spaßen vergangen iſt. Aller Augen und aller Ohren waren nur auf den Vetter gerichtet. Das mochte ihm auch wohl für baß behagen, weswegen er ſeinen Text, den Kayſer Leopold, recht gründlich von dem erſten Athemzuge deſſelben, bis auf den letzten ausführte.

Der Menſch denkt und Gott lenkt, erzählte der Vetter weiter. Bey der Wiege ward es dem frommen Leopold nicht geſungen, daß Er einſt die Königs- vielweniger die Kayſerkrone tragen ſollte; denn ſein älterer Bruder Ferdinand vertrat ihm den Weg dazu. Sein Vater Ferdinand der Dritte that deswegen zur Mutter Gottes das Gelübde, daß wenn Er noch einen Prinzen erzielen würde, Er denſelben Ihr und der Kirche widmen wollte. Er war alſo im Rath der Menſchen zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und wurde deswegen auch ſo erzogen, daß Er als Biſchoff, Kardinal oder Pabſt ein Muſter der Gelehrſamkeit, Auferbaulichkeit und Heiligkeit abgegeben hätte. Er blieb auch bis an ſein ſeliges Ende ein ſo frommer und geiſtlicher Kayſer, daß ſelbſt der heilige Vater in Rom zu ſeinen Kardinälen ſagte, daß, wenn nur nicht über ſeine Juſtizverwal-

tung

tung dies und jenes zu erinnern wäre, Er verdiente noch bey Leibes Leben kanoniſirt zu werden. Es hat ſich außer Landes die Sage verbreitet, als wäre Er durch den Kayſerſchnitt ſeiner Mutter aus dem Leibe geſchnitten worden. Das iſt aber nicht wahr, ſondern die Gebährerin litt nur einen ſtarken Blutverluſt, welches manche Schwachköpfe für eine Vorbedeutung ausſchrien, daß einſt unter dieſem Prinzen viel Blut würde vergoſſen werden. Freylich iſt das wohl geſchehen, indeſſen iſt es doch gröſtentheils nur — Türkenblut geweſen. (Hier rieb ſich mein Vater die Stirn, als hätte er gegen die Unterſcheidung des Türken- und Chriſtenbluts mancherley einzuwenden, indeſſen ließ ers derweile paſſieren, um den Vetter nicht zu unterbrechen). Aber das iſt wahr, daß Er einen Buſch Haare, wie ihn die Ungarn auf dem Kopf zu tragen pflegen, mit auf die Welt gebracht. hat.

Muß ſonderbar anzuſehn geweſen ſeyn, ein Kind mit einem Buſch Haare! fiel der Stadtſchreiber ein.

Ob es aber wahr ſeyn mag, daß feine Türkennaſen eine eigne Art Witterung von Ihm gehabt haben ſollen, wie manchen Leuten der Angſtſchweiß ausbricht, wenn eine Katze in ihrer Nähe verborgen iſt, laß ich dahin geſtellt ſeyn. Man erzählt freylich wohl, daß ein türkiſcher Bothſchafter, da Leopold noch ein Kind war, den kayſerlichen Hoff beſucht und auch die jungen Prinzen zu ſehen begehrt hätte. Bey

Erbli-

Erblickung Leopolds habe er da die Farbe geändert und ſey von einer innern Gemüthsunruh befallen worden. Auf die Frage: was ihm denn plötzlich anwandle und fehle? ſoll er geantwortet haben: er wiſſe es ſelber nicht, warum ihn der Anblick des Prinzen ſo erſchüttert habe; er ahnde von Ihm ein großes Unglück für die hohe Pforte. Doch halt ich das nur für ein Ammenmährchen, ſo wie auch folgendes: Als der Paſſa zu Ofen, welches damals in türkiſcher Botmäßigkeit war, Leopolds Krönung durch Abgeordnete erfuhr, ſey ihm auch der Angſtſchweiß ausgebrochen und hätte er ſich den Kopf verbinden laſſen und zu Bette gelegt. Die Urſach ſeiner Unpäßlichkeit ſoll er den Kayſerlichen mit den Worten angedeutet haben: ihr habt einen König bekommen, der bey ſeiner Krönung ſo gewaltige Streiche geführet hat, daß mir der Kopf davon verwundet iſt.

Kurios! wenn das wahr wäre, fiel meine Mutter ein. Bey manchen Leuten überfällt mich auch ein geheimer Schauer; zum Exempel, wenn ich den Küſter in ſeiner Hanfhaarnen Azel ſehe.

Der Vetter fuhr fort: Er hatte von Jugend an ein zartes, weiches und lernbegieriges Gemüth. Schon mit ſechs Jahren verlohr Er ſeine Mutter, die Kayſerin Maria Anna. Dieſen Todesfall zog Er ſich ſo jung Er war, doch dergeſtalt zu Gemüth, daß Er ſich gar nicht wollte tröſten laſſen. Die kayſerlichen

Be-

Bedienten ſtellten Ihm vor, daß ſich eine ſolche übermäßige Traurigkeit für einen Prinzen nicht ſchicke, worauf Er gar ſchön zur Antwort gab: Ihr habt Recht! aber ein Prinz muß ſeinen Schmerz nicht bergen, wenn er ſeine Mutter verliehrt. Der Verluſt der Mutter iſt der größeſte, den ein Sohn in der Welt haben kann.

O! Du goldner Prinz! rief meine Mutter überlaut, und ſah mich dabey mit bedeutenden Augen an, als wollte ſie fragen: wirſt Du wohl auch ſo reden und denken? —

Pater Müller, ein Jeſuit, gab Ihm den erſten Unterriche im Chriſtenthum. Da er aber des Tages nur eine halbe Stunde darauf verwendete, ſo bat der Prinz mit dem gröſten Eifer, er möchte doch die halbe Stunde in eine ganze verwandeln, welches denn auch geſchah. Seine Kinderſpiele beſtanden darin, daß Er Kapellen baute, Altäre putzte und Meſſe hielt.

Faſt wie ich, ſchrie mein Vater aus. Da ich noch ſo ein kleiner Springinsfeld war, ſtieg ich auf einen Stuhl oder Rütſche, und predigte troz unſerm Pfarrn, hielt auch den Gänſen Kinderlehr. Aber ich bin, wie der Kayſer Leopold, auch aus dem Gleiſe gekommen. Es war Gottes Wille nicht.

Sein Vater, Kayſer Ferdinand der Dritte, hatte darüber eine wahre Seelenfreude, und pflegte zu ſagen:

gen: Unſer Leopold folgt ganz den Wegen, wozu Wir Ihn beſtimmt haben, und wird mit der Zeit ein Muſter eines vollkommnen Prälaten abgeben. Bey aller ſeiner Demuth und Frömmigkeit wollte Er aber doch ſeiner hohen Geburt ſchon als Kind durchaus nichts vergeben. Als ſeine Schweſter mit dem Könige von Spanien verlobt werden und abreiſen ſollte, beſuchte der Kayſer mit ſeiner Familie zuvor das Profeßhaus der Jeſuiten, wo die ehrwürdigen Väter die Gnade hatten dem Kayſer, der Erzherzogin und dem Erzherzog Ferdinand, Leopolds älterm Bruder, die Hand zu küſſen; Ihn ſelbſt aber übergiengen ſie, ſeiner Jugend halber. Das vermerkte Er ſehr übel und fragte ſeinen Hoffmeiſter, den Grafen Porzia: bin ich nicht ſo gut des Kayſers Sohn, als der Erzherzog? — Ein andermahl reichte der Kayſer ſeinen Kindern ein Glas Wein, und Leopold ward übergangen. Das verdroß Ihn mächtiglich, und Er ließ ſich hören: Wenn ich auch jetzt keinen Wein trinken darf, ſo will ich doch, wenn ich einſt römiſcher Kayſer ſeyn werde, genung genießen, und den will ich ſehen, der mirs wehren ſoll. Als man Ihm ſagte, daß ſein älteſter Bruder Ferdinand alle Reiche ſeines Herrn Vaters erben und Ihm ſelbſt wenig übrig bleiben würde, gab Er zur Antwort: mag ich doch

alles

alles verlieren, den Nameu eines kayſerlichen Prinzen behalt ich doch. Und das wird genung ſeyn, mich anzuſpornen, mit dem Degen in der Hand neue Königreiche zu gewinnen. Pater Müller fragte Ihn einſt, was er denn für den gegebnen Unterricht mit der Zeit aus Ihm machen würde? O! ſagte Er, mach Du mich nur zu Carl dem Fünften, und dann mach ich Dich zum Pabſt. Bey allem dem fand Er ſich doch geduldig darin, daß ſein älterer Bruder Ferdinand Ihm alles wegnehmen würde und antwortete, als man Ihn einandermal fragte, was aus Ihm werden ſollte: Was Gott gefällt! Einſt gieng Er zu Schönbrunn mit dem Beichtvater der Kayſerin, einem alten Jeſuiten ſpatzieren, und hatte nur noch einen jungen Pagen bey ſich, als ſie ein ſtarker Regenguß überfiel. Der Pater bot Ihm ſein Kleid an, ſich damit vor den Regen zu ſchützen, worauf Er ihm zur Antwort gab: wär ich allein, ſo wollte ich geſchwind im Schloſſe ſeyn; ſo aber können Ew. Ehrwürden als ein entkräfteter, alter Mann nicht folgen. Was gilt die Wette? erwiederte der Pater, und ſo zogen ſie beyde aus Leibes Kräften aus. Mein Page aber ſchlenderte langſam und gemächlich, wie eine gebadete Katze hinter drein. Darauf wuſch ihm der Erzherzog, wie billig den Kopf und ſagte: wie? Du biſt zum Auf-

war-

warten beſtimmt, und ſchämſt Dich nicht, Deinen Herrn allein voran lauffen zu laſſen? Hätteſt Du auch meinem Exempel nicht folgen wollen, ſo hätteſt Du Dich doch billig vor einem alten Mann, wie hier dieſer Pater iſt, ſchämen ſollen. Bey meiner höchſten Ungnade, komm mir ſo nicht wieder. Der Pater entſchuldigte den Pagen, aber der Prinz verſetzte: ja! mein Pater! aber es iſt niemals eine Faulheit ohne Bosheit. Ueberhaupt konnte Ers nicht leiden, daß man Ihn es fühlen ließ, daß ſein älterer Bruder einen Vorzug vor Ihm habe. Als dieſer ſchon zum römiſchen König erwählt worden war, mochte es Ihm wohl ſchwer eingehen, daß man Ihn merklich überſah und alle Aufmerkſamkeit auf ſeinen Bruder richtete. Er führte deswegen einen Hoffbedienten, der Ihn ein wenig ſehr vernachläßigte, gar ſauber ab. Waren dem Prinzen die Schuh von ſelbſt aufgegangen, oder hatte Er ſie vorſätzlich aufgelöſet, das weiß ich nicht; genug, Er rief den Urian und gebot ihm, ſeine Schuhe wieder in Ordnung zu bringen. So ein finſtres Geſicht dieſer auch dazu machte, ſo mußte er doch ſchon in den ſauren Apfel beißen und ſolches kniend verrichten; worauf er Ihm mir nichts, dir nichts den Rücken wandte und davon gieng. Unterdeß ſtudirte Leopold immer fort und ward gelehrt wie ein Buch. Er wuß-

te

te wie Salomo von allem zu reden, von der Ceder bis zum Iſop, und konnte manchem Gelehrten was aufzurathen geben. Das Lateiniſche war Ihm nur gepfiffen, und italieniſch, franzöſiſch und ſpaniſch gieng Ihm vom Munde wie eine Klapper. Ja! Er ſagte bey ſeiner Krönung zu Frankfurt: wie wäre es, wenn ich auch noch ebräiſch lernte? Als ſich jemand über ſeinen ſchönen ſpaniſchen Accent wunderte, antwortete Er ſehr launig: iſt das ein Wunder, da ich mich Tag und Nacht darauf gelegt habe? Seine erſte Gemahlin war nehmlich eine ſpaniſche Prinzeßin. In der Mathematik hätte Er Profeſſor ſeyn können, und für Muſik hatte Er ein ſo richtiges Ohr, daß Er unter funfzig Spielern jeden falſchen Ton bemerkte. Und das nicht allein; Er war ſelbſt ein ganzer Komponiſt, und ſelten wurde zu Wien eine Oper aufgeführt, wovon manchmal eine über hundert tauſend Thaler koſtete, von welcher Er nicht ſelbſt eins der vorzüglichſten Stücke componirt hätte. Seine Kapelle ließ Er ſich auch deswegen was ehrliches koſten, und hatte Barone darin, die ihren ſtandesmäßigen Unterhalt erhielten. Sie beſtand bey ſeinem Tode aus 2 Kapellmeiſtern, 34 Sängern, 3 Componiſten, 2 Tiorbiſten, 5 Organiſten und ohne die italieniſchen Sängerinnen noch aus 41 andern Inſtrumentiſten.

Tauſend! die möcht ich gehört haben, brach der Stadtſchreiber aus. Kann doch unſer Herr Gott

im

im Himmel an den lieben Engelein kaum eine ſchönere Kapelle haben! — Er hatte außer der Kirche mehrentheils in der Hoffbibliothek ſein Weſen, fuhr der Vetter fort. Aber ſein Bibliothekar Lambec war auch ein Mann, der Haar auf den Zähnen hatte und mit dem der Kayſer ſchon ein geſcheutes Wort ſprechen konnte. Dieſem gab Er auch den Auftrag die Bibliothek, die bereits auf 10,000 Handſchriften und auf 90000 gedruckte Bücher zählte, zu vermehren und es wurden aus der herrlichen Bücherſammlung der ausgeſtorbnen Tyrolſchen Linie 583 Handſchriften und 1489 gedruckte Bücher noch dazu gebracht. Lambec verfertigte auf ſeinen Befehl ein Verzeichniß von dieſer Bibliothek von 24 Folianten, wovon aber nur die erſten acht herausgekommen ſind. Da man nun die Schätze der Weisheit nicht mehr einzuquartiren und unterzubringen wußte, ſo unternahm Leopold den Bau des prächtigen Bibliothekgebäudes, welches Er noch bis unters Dach brachte und dann darüber ſtarb. Kein Gelehrter von einigem Ruf gieng durch Wien, ohne die Gnade zu haben, dem Kayſer ſeine Aufwartung machen zu dürfen, und viele nahmen auch ein goldnes Kettchen oder Döschen mit Ducaten gemäſtet nach Haus.

Ueber all der Gelehrſamkeit, fiel ihm die Mutter in die Rede, ſeyd ihr aber ſchier aus dem Text gekommen. Wie kams denn, daß Er als zweyter Prinz doch König und Kayſer wurde?

Wie

Wie kams! — Ferdinand, der älteſte Prinz ſtarb, und ſo ſtand die Reihe natürlich an Ihm, und der geiſtliche Stand ward nun an Nagel gehangen. Wo geht der Weg nach der Türkey? war ſeine erſte Frage, als Er zum Regenten des Erzherzogthums Oeſterreich und dazu gehöriger Länder erklärt worden war.

Wird Er denn nun nicht bald heyrathen? fragte die Stadtſchreiberin.

Gleich! gleich! ſagte der Vetter. Er erkieste ſich eine ſpaniſche Prinzeßin, und ſchickte Ihr den Generallieutenant Graf Montecuculi entgegen. Der ſpaniſche Geſandte, der die Prinzeßin herbeyführte, trug die Naſe etwas hoch, und gerieth mit Montecuculi wegen des Vorgangs in Streit. Da jener dieſem die Prinzeßin übergab, trug er ihm beym Abſchiede auf, er möchte belieben, den Kaiſer ſeiner Freundſchaft zu verſichern. Das will ich thun, antwortete Montecuculi und ich weiß, daß ſich mein allergnädigſter Herr, der Kayſer, ſchon ſeit langer Zeit bemühet hat, den Herrn ſeiner alleruntertänigſten Dienſtfertigkeit zu verſichern. Und ſo ließ er ihn mit der langen Naſe nach Spanien ziehen. Der Kayſer hatte ſich einen Spaß gemacht, der Ihm bald das ganze Spiel verdorben und die Hochzeitnacht verleidet hätte. Er zog mit einigen Hofleuten ſeiner Braut unbekannt entgegen, und wurde als Hofcavalier mit zum Handkuſſe gelaſſen. Er druckte Ihr aber die

Hand ein wenig zu zärtlich, daß ſie den Braten merkte und ſich vor Ihm neigen und zur Erde laſſen wollte, wo Er ihr natürlich einen ſchicklichern Platz in ſeine Arme anwies. Kaum erfuhren die unruhigen Ungarn, daß der Kayſer nur 12 Perſonen bey ſich hätte, als ſie den Anſchlag machten, Ihn aufzufangen und das Königreich zu einer Republik zu machen, aber die Maus war ſchon wieder aus der Falle. Sie kamen poſt feſtum.

Ueberhaupt haben Ihm die Ungarn das Leben ziemlich ſauer gemacht, wie Ihr ſämmtlich wiſſet, Sie verlangten, daß Er die deutſchen Beſatzungen aus allen ungriſchen Feſtungen herausnehmen, dieſe mit National-Miliz beſetzen und die Proteſtanten nicht ſo heftig verfolgen möchte. Der Kayſer hätte ſich das vielleicht gefallen laſſen, aber ſein Beichtvater ſoll ihm vorgeſtellt haben, Er möchte wohl bedenken, was Er thäte, weil man ſich blos auf die deutſchen Soldaten verlaſſen könnte, wenn man Ungarn nicht den Türken Preiß geben wolle. Die ungarſchen Abgeordneten kehrten mißvergnügt nach Hauſe und die Nation ward wegen der abſchläglichen Antwort ſo erbittert, daß ſie alle Teutſchen, welche ſie antraf, niedermachte. Die Proteſtanten machten auf dem Schloſſe zu St. Ivan einen Bund, bis auf den letzten Blutstropfen vor ihre Freyheit und Religion zu fechten, Zatmar zu ſchleiffen und alle Teutſche aus dem Königreich zu verjagen. So wurde von

bey-

beyden Seiten Oel ins Feuer gegoſſen, und das Uebel ward täglich ärger. Alles ließ ſich zu einer förmlichen Empörung an. Der Graf Serini brachte auch den Graf von Tettenbach auf ſeine Seite und beyde bemühten ſich die Türken aufzuhetzen und mit ins Spiel zu bringen. Die Sache wurde zu Conſtantinopel ganz unter der Decke betrieben, damit der kayſerliche Miniſter nichts davon wittern ſollte. Man wollte auch viel von Giftmiſchereyen wiſſen, die dem Kayſer heimhelfen ſollten. Vielleicht ſind es aber nur Schreckenberge oder Vorſpiegelungen geweſen, Ihn gegen die Ungarn zu erbittern. Der Chemiker Borhi fieng wenigſtens einſt unvermuthet an, er röche Gift in des Kayſers Gemach und wollte die Entdeckung gemacht haben, daß die im Zimmer brennenden Wachskerzen vergiftet seyn ſollten und einen giftigen Dampf von ſich gäben, worauf er dem Kayſer ein ſtarkes Gegengift gab.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Vierte Woche.

Leopold flüchtet von Wien.

Die Ungarn ruhten eher nicht, bis ſie dem guten Leopold die Türken auf den Hals gehetzt hatten, erzählte Vetter Franz weiter. Da war guter Rath theuer, denn die Muſelmänner rückten gerade auf Wien, um es zu belagern. Nun gieng alles drunter und drüber, das war ein Lauffen und ein Rennen, ein Heulen und ein Schreyen, daß einem die Ohren gellten. In der Burg ward eingepackt, und über Hals und Köpf flüchtete der Kayſer mit ſeiner hochſchwangern Gemahlin und dem ganzen Hoffſtaate nach Linz. Sechstauſend Perſonen flüchteten noch auf und davon, welche geſcheuter gethan hätten, zu bleiben, und ihre Haut, wie ich, zu Markt zu tragen. Denkt euch um Gottes Willen! außer der gewöhnlichen Guarniſon war nur ein einziges Regiment, das kayſerſteiniſche vorhanden, und wir rammelten erſt die Palliſaden ein, als die Türken ſchon in der Nähe waren. Das Volk murrte und ſchimpfte auf die ſchlechte Regierung und auf die Je-

ſuiten. Zum Glück hielten ſich die Türken etwas lange bey Raab auf, wodurch wir uns doch etwas in Poſitur ſetzen konnten, und der General Lesle noch Tags vor ihrer Ankunft 10,000 Mann Infanterie in die Stadt werfen konnte. Aber wäre der brave Kommendant, Graf Stahrenberg nicht geweſen, ſo hätten ſie uns drum wie Kraut und Rüben zuſammengehauen. Da hieß es nun Vogel! friß oder ſtirb! und außer der Guarniſon von 13900 Mannthat die Bürgermiliz, wozu noch über 7000 Mann Studenten, Hoffbediente und Kaufmannsdiener kamen, Wunder von Tapferkeit. Wir wehrten uns, wie die Löwen. Die ſchönen Vorſtädte mit ihren herrlichen Kirchen und Klöſtern ließ Stahrenberg abbrennen, und die Leopoldsſtadt äſcherten die Türken ein. Zwanzig Tauſend Mann gegen 273,000 Türken, das war meiner Seel! kein Spaß. Man hätte die Kackerelle kriegen mögen, welche auch wirklich einriß und woran mancher brave Kerl flöten gieng. Stahrenberg hatte ſie ſelbſt, aber er ließ ſich das nicht kümmern und ſich auf einem Stuhl allenthalben umhertragen.

Stadtſchr. Wars etwann ein Nachtſtuhl? —

Vetter. Zum Unglück war die Donau tief gefallen, wo die Türken und Tatarn durchritten, und jeder huckte noch einen Infantriſten auf. Wir ſchoſſen ſie zwar runter, wie die Sperlinge, aber ſie

ſchwärm=

ſchwärmten drum, wie die Bienen, auf uns los. Sie hatten es vorzüglich auf die Löbel- und Burgpaſtey gemünzt, wodurch die kayſerl. Burg und alle umſtehenden Kirchen und Häuſer in Dux giengen. Wären die ſämmtlichen Häuſer in Wien nicht gröſtentheils ſo gut gewölbt, ſo hätte kein Stein auf dem andern bleiben müſſen. So hatten ſie uns vom 14ten Jul. bis zum 9ten Septemb. (1683) die Hölle heiß gemacht, als der König Sobiesky und die Churfürſten von Bayern und Sachſen uns endlich erlöſten.

— Es war aber auch die höchſte Zeit, und das Waſſer gieng uns ziemlich an die Seele. Die Briefe, welche man an den Kayſer abgeſchickt hatte, fiengen ſie auf und ſchoſſen ſie mit einem höhniſchen lateiniſchen Zettel zurück in die Stadt. Siebzig tauſend Mann hatten ſie vor Wien ſitzen laſſen, aber 16000 Menſchen waren gewiß in der Stadt auch umgekommen, und 87000 ſchleppten ſie aus Oeſterreich als Sclaven fort. Darunter rechnete man 6000 Männer, 11215 Weiber, 14902 Mädchen, unter welchen ſich 204 Gräfinnen, Baroneſſen und Fräulein befanden, und noch 56092 Kinder. Das war ein Jammer, anzuſehn und anzuhören! Dörfer und Landſitze rauchten hinter ihnen her. Zwey Tage nach dem Entſatz langte Leopold in ſeiner zerſtörten Reſidenz wieder an und — weinte bitterlich über den Anblick des Elends. Es war rührend anzuſehen, wie ihn

die Churfürſten von Sachſen und Bayern in die Kayſerſtadt wieder einführten, und er in der Hauptkirche dem Höchſten ſeinen Dank abſtattete.

Vater. Und bey der Gelegenheit hat euch ein Türk den Circumflex da ins Antlitz geſchrieben, nicht wahr? —

Vetter. Richtig. Sie ſtürmten. Zehn Muſelmänner waren ſchon über die Palliſaden geſprungen, die half ich mit in die Pfanne hauen, und einer von ihnen vermachte mir ſterbend dies Denkmal, als ich ihm eben den rechten Arm abhieb. Doch — ich ſpreche nicht gern von meinen Heldenthaten, wenn ihr ſie ſo nennen wollt, und will euch lieber von

Leopolds Frömmigkeit und Wohlthätigkeit.

noch eins und das andre zum Beſten geben.

Selbſt ſeine Feinde konnten ihm das Lob eines tugendhaften und gottesfürchtigen Regenten nicht verweigern. Als Ludwig den Vierzehnten ſeine Generale verſicherten, daß er in Italien von den Oeſterreichern nichts zu beſorgen habe, antwortete er: ich fürchte nur eins, der Kayſer hat immer ein Wunder in der Taſche. Ein türkiſcher Geſandte nannte ihn einſt einen Herrn der Herrn, worauf der Kayſer erwiederte: es giebt keinen Herrn der Herrn, außer Gott allein. Eben dieſer Geſandte ſagte zu den Umſtehenden, als er den Kayſer einer

vorübergetragnen Monſtranz die tiefſte Ehrfurcht erweiſen ſah: es iſt kein Wunder, daß ein ſo frommer Kayſer auch ſo glücklich iſt. Der Ruf ſeiner Gottesfurcht war ſo groß, daß ihm ein ſpaniſcher Prieſter ſchon bey Lebzeiten eine beſondre Kapelle in Rom errichten ließ.

Vorzüglich war er ein Verehrer der heiligen Jungfrau. Er brachte ihr auf den Altären zu Oettingen, Paßau und Zell häufige Opfer ſeiner Andacht. In ſeinen Gebethen an ſie nannte er ſich nicht anders, als: „ich Größter aller Sünder, ich geringſte Kreatur, ich unwürdigſte Kreatur Leopold.“ Er unterſchrieb ſich auf ſeinen Wallfarthen zur Maria von Zell: der heiligen Jungfrau geringſter und unwürdigſter Knecht Leopold. Und ein andermal ſchrieb er auf einer ſolchen Wallfarth in ſein Tagebuch: ich will die allerheiligſte Jungfrau im Kriege zu meiner Generaliſſima und bey Friedenstractaten zu meiner Plenipotentiara machen. Täglich hörte er auf ſeinen Knien liegend drey Meſſen, und da hätte kommen mögen, was da wollte, ſo hätte ihn nichts in der Welt davon abgehalten. Er ſah es daher als einen beſondern Beweis von der Erhörung ſeines Gebeths an, daß die Nachrichten erfochtner Siege gewöhnlich dann anlangten, wenn er in der Kirche auf den Knien lag.

Vater. Allen Reſpect für Ihn! aber ich wollte doch, er wäre um einige Prozent weniger fromm geweſen, ſo hätte er meine Glaubensbrüder, die Proteſtanten, vielleicht nicht ſo heftig verfolgt.

Vetter. Nein! nein! man hat ihm das freylich zum Vorwurf gemacht, und daß es wahr ſey, kann ich nicht läugnen. Er hat den Ungarn achthundert Kirchen abgenommen und die uncatholiſchen Schleſier ehrlich gezwiebelt, das iſt richtig. Für ſeinen Glauben ſchonte er überdies kein Geld und die Mißionarien, welche die katholiſche Religion in Schweden, Dännemark, Schottland und Irrland ausbreiten ſollten haben Ihn gewaltige Summen gekoſtet. Den Geſandtſchafts-Prediger eines evangeliſchen Miniſters, der das Abendmahl außer ſeinem Quartier ausgetheilet hatte, ließ er noch in derſelben Nacht auf einen Wagen laden und über die Gränze bringen, das iſt alles wahr, und thut mir leid.

Vater. Mir auch. Gott verzeihs Ihm!

Vetter. Man muß aber einen Menſchen nicht blos nach ſeinen Thaten, ſondern auch nach der Abſicht richten, die er dabey hatte.

Vater. Und was konnte er für eine andre haben, als die Leute zu quälen?

Vetter. Nein! Bürgermeiſter! Da ſeyd ihr ganz auf unrechtem Wege. Er konnte keinen Wurm, viel weniger einen Menſchen leiden ſehn.

Va-

Vater. Und doch hat er ſo viel Thränen und Seufzer ausgepreßt.

Vetter. Leider Gotts! ja! aber ganz wider ſeinen Willen.

Vater. Wie ſo?

Vetter. Ich habe ihn oft ſagen hören: wenn ich doch alle meine Unterthanen nicht nur zeitlich, ſondern auch ewig glücklich machen könnte! Und da doch ein Lutheraner außer dem Schooß der allein ſeligmachenden Kirche nicht in den Himmel kommen kann, ſo muß ich wider meinen Willen Strenge brauchen, theils um ſie hineinzubringen, theils meine katholiſchen Unterthanen für Irrthum und Vrrführung zu bewahren. Ihr ſeht alſo Vetter! daß ers wenigſtens nicht böſe meynte.

Mein Vater zuckte die Achſeln, und ſagte: es iſt einmal geſchehen! wir wollen als Chriſten vergeſſen und vergeben; aber auch hoffen, daß künftig die Regenten ihre Unterthanen den Weg zum Himmel nach Belieben ſuchen laſſen. — Fahrt nur weiter fort! —

Vetter. Als er vor den Türken über Hals und Kopf aus Wien nach Linz flüchten mußte, hatte er Anlaß genung, ſein Vertrauen auf Gott an den Tag zu legen. Im erſten Nachtquartier mußte er ſich mit ſeiner Gemahlin hungrig und ohne etwas genoſſen zu haben, niederlegen, und das Kayſerpaar hatte nicht

ein=

einmal Betten, ſondern ſchlief auf den ausgebreiteten Mänteln der Edelknaben.

Stadtſchreiber. O weh! wär ich am Ort geweſen, das hätt ich doch nimmermehr zugegeben, und hätte ich ſelbſt Unterbette ſeyn ſollen.

Vetter. Obenein ward er noch krank, und man vermuthete gar, daß es von beygebrachtem Gifte ſey.

Vater. Es ſcheint mir überhaupt, als hätte man den guten Kayſer mit der Vorſpiegelung des Vergiftens nur immer ins Bockshorn jagen wollen.

Vetter. Ich will es nicht wiederſtreiten. Um große Herrn giebts immer Leute, die ſich gern ein Bild verdienen. Sey ihm, wie ihm ſey. Genung! der Kayſer ſagte, und das wird euch gefallen: ich ſehe, daß mein Haus in Noth geräth; doch ich bin in Gottes Händen; er mache es mit mir, wies ihm gefällt. Wofern er nicht will, daß ich leben und mein Haus fortpflanzen ſoll, ſo nehme ich von ſeinem göttlichen Willen alles gern und willig an.

Vater. Das nenn ich ein Kayſerliches Wort.

Vetter. Den andern Tag giengs Ihm noch betrübter. Die Türken folgten ihm auf der Spur und leider! wieß ihnen ein ungarſcher Graf den Weg. Unterwegs ſtießen dem Kayſer einige boshafte Bau-

ern

ern auf, welche kein Bedenken trugen, ihm die größten Schimpfreden nachzurufen, und ſeine Majeſtät zu verläſtern. Schon wollte die Leibwache anlegen und Feuer unter ſie geben, als der Kayſer ihr zurief: Thut ihnen kein Leids! dieſe Verſuchung kömmt vom Herrn, der Uns auch wieder helfen wird.

Stadtſchreiber. Das hätt ich doch nicht gethan. Die Schurken hätten alle dran glauben müſſen, und hätten mich die Tatern ſchon beym Schwanz gehabt.

Vetter. Da ſeht ihr, was ich ſage, der Kayſer iſt ein guter Mann geweſen. Ueberhaupt kam er nicht leicht außer Faſſung, ſondern blieb ſich faſt im Glück und Unglück gleich. Bey frohen Begebenheiten merkte man nichts ſonderliches von Freude, aber auch bey traurigen keine ſonderliche Betrübniß.

Stadtſchr. Möchte wohl auch ſo ſeyn. Bin aber ganz anders und alſo nicht kayſerlich genaturet. Gehts ſchief, dann häng ich die Flügel; gehts gut, dann möcht ich vor Freuden aus der Haut fahren.

Vetter. Er ſprach auch nicht viel. (Hier ſah er den Stadtſchreiber etwas verdrüßlich an, weil er ihm alle Augenblick in die Queer kam). Gott wird helfen! war alles, was er redete, wenn eine Hiobspoſt ankam. Oder auch: es wird noch ſchlimmer werden, aber Gott wird uns gewiß helfen.

Stadt-

Stadtſchr. Da iſt er auch gewiß kein ſolcher Hitzkopf geweſen, wie ich.

Vetter. Das habt ihr wohl ſchon bey den Bauren geſehn. Nein! er war ſehr langſam zum Zorn. Ein unruhiger Kopf, der mit dem Ausſpruch des Kayſers in einer Angelegenheit nicht zufrieden war, appellirte einmal in öffentlicher Kirche mit lauter Stimme an die Allwiſſenheit Gottes.

Stadtſchr. Ein ſtark Stuck! Das wird ihm doch gewiß übel bekommen ſeyn.

Vetter. Nichts weniger. Als es dem Kayſer hinterbracht wurde, ſagte er: warum ſollte er denn auch nicht an den appelliren, der unſer aller Richter iſt?

Vater. Da hätt ich von Polizey wegen dann doch ein Wort drein geredet.

Vetter. Wenn etwas an ihm zu tadeln iſt, ſo war es ſeine übermäßige Wohlthätigkeit.

Vater. Was? die wollt ihr tadeln? —

Vetter. Sie wurde entſetzlich gemißbraucht. Aber er ließ ſich nun ſchon einmal darinn nicht irren.

Stadtſchr. Das hat er recht gemacht. Regenten müſſen wohlthätig ſeyn.

Vetter. Mit Maaße. Armen gutes thun, iſt die Erbarmung des Hauſes Oeſterreich, ſagte er. Dieſes werde ich ſo lange thun, als ein Odem in mir iſt,

da-

damit auch ich die Wohlthaten Gottes wiederum bey mir behalten möge.

Stadtſchr. O! ich möchte weinen. Das heißt wie ein Engel geſprochen.

Vetter. Wenns nur immer an den rechten Mann gekommen wäre. Man gab ihm eine Liſte ſo vieler Unwürdigen, die von ihm Allmoſen empfiengen, und er gab ſie zurück, mit den Worten: diejenigen, ſo dieſe Liſte gemacht haben, vergaßen, ihre eigne Fehler aufzuſetzen. Ich weiß ſchon, was ich thun ſoll!

Stadtſchr. O! du heiliger Leopold! —

Vetter. Er hätte die Liſte immer ein wenig ſtudiren mögen, es wäre ohne Schade geweſen. Ich ſelbſt habe von den ſaubern Herrn, die drauf ſtanden, mehr als einen gekannt. Es waren liederliche Flecke und Taugenichtſe, die die erhaltnen Wohlthaten unverantwortlich verſchwendeten. Ueberhaupt bin ich nicht für das viele Wegſchenken der großen Herrn. Sie haben freylich entſetzliche Einnahmen, aber auch gewaltige Ausgaben, und wenn man eins ins andre rechnet, ſo bleibt nicht viel übrig.

Vater. Ihr ſeyd am Hofe geweſen, und müßts am beſten wiſſen.

Vetter. Eben darum. Beſſer, das Geld bleibt in der Schatzkammer. Es kommen ſchon Zeiten, Kriege, Hungersnoth und andre Landplagen, wo es

ſeinen Herrn findet. Und iſts nicht beſſer, wenn dann der Landesherr nur in ſeinen und nicht in der Unterthanen Beutel greiffen darf? —

Stadtſchr. Ihr habt doch wohl Recht.

Vetter. Ich hoffe. Jeder Unterthan ſollte ſich daher ſchämen, bey ſeinem Landesherrn zu betteln. Aber das Geſchmeiß um den guten Leopold wußte von keiner Schaam. Man theilte es ein in Audienz-Brüder und in gemeine Bettler.

Vater. Audienz-Brüder?

Vetter. Ja! das waren Leute von guter Herkunft, oder wollten es wenigſtens ſeyn. Zweymal in der Woche fanden ſie ſich regelmäßig am Hofe ein, wo ihnen der Kayſer Audienz ertheilte. Er ſtand dann gewöhnlich an einem Tiſch, auf welchem lauter Röllchen von zwölf, fünf und zwanzig, funfzig und hundert Ducaten lagen. Nun klagte jeder ſeine Noth dem Kayſer und log ihm mitunter, wie ſich leicht denken läßt, die Haut voll. Je nachdem ers kläglich und beweglich machen konnte, langte nun der Kayſer ihm ein Päckchen zu, welches man ein Schärmüzel nannte.

Stadtſchr. O! die verdammten Schurken! —

Vetter. Mitunter. Ich habs ſelbſt geſehen, und hätte den Gauner mit dem Kopf an die Wand rennen mögen, als ein ſolcher ſaubrer Geſell die Unverſchämtheit noch viel weiter trieb. Der Kayſer

hatte

hatte ihm ſchon ein Scharmůzel, welches er als Pflaſter auf die ihm beſchriebne Wunde fůr hinlånglich hielt, eingehåndigt. Aber anſtatt ſich zu entfernen und ſich zu bedanken, was thut er? — ach! Eure kayſerliche Majeſtåt! rief er, das iſt fůr meine Noth zu wenig, und ſo langte er ſich ſelbſt mit eigner Hand noch ein zweytes Scharmůzelchen vom Tiſch, und gieng davon.

Stadtſchr. Ich håtte dich beſcharmůzeln wollen! War denn kein Galgen da? —

Vater. Und was that der Kayſer? —

Vetter. Er ließ ihn gehen, und ſagte kein Sterbenswörtchen dazu. — Die gemeinen Bettler triebens eben ſo. Fuhr der Kayſer aus, ſo wimmelten die Straßen davon. Er hatte immer einen großen Sack mit Siebzehnern in ſeinem Wagen, und holte nicht nur Stůckweiſe, ſondern Handvoll daraus. Die Bettler umringten die Wagen ſo dick, daß oft die Pferde nicht aus der Stelle konnten. Vater Leopold! Herzensvater Leopold! mir auch einen Griff! hieß es dann. Kein Trabant, keine Wache durfte ſie abtreiben und ihnen Reſpect lehren. Einſt trieben ſies gar ſo arg, daß ſie ihm die kryſtallnen Wagenfenſter einſtießen, und nun ſprangen die Kammerherrn bey, Ihm Luft zu machen.

Stadtſchr. Und da wird ihm doch wohl der Faden der Geduld zerriſſen ſeyn? —

Vet-

Vetter. Hindert doch die Leute am Allmoſen nicht, ſagte er. Wir wollen den Wagen ſchon wieder machen laſſen.

Mutter. Nun! wenn der nicht gut geweſen iſt, da iſts unſer Herr Gott im Himmel ſelber nicht.

Vetter. Auch die Geiſtlichkeit hatte an Ihn eine gute Nummer. Als man über ſeine große Freygebigkeit gegen dieſelbe Bemerkungen machte, gab er zur Antwort: Wenn wir ſo viel Geld auf Frauenzimmer und Maitreſſen verwendeten, ſo würde kein Menſch davon reden; und alſo ſoll man Uns auch nicht in der Freygebigkeit gegen die Leute, die uns der Befehl Gottes ſelbſt rekommandiret, ſtöhren. Die ehrwürdige Schaar ſtand überhaupt bey Ihm in ſehr großem Anſehn. Sein Beichtvater Emmerich ernannte faſt alle Offiziers im Kriege gegen die Ungarn. Aber der gute Herr war hier nicht in ſeinem Fach, und hatte zum Theil nicht die beſte Wahl getroffen. Den alten General Montecuculi ärgerte das, denn es waren viel Schufte mit untergelaufen, die das Pulver nicht gut riechen konnten, welches doch bey einem Soldaten ſo nothwendig, als dem Schönfärber das Waidriechen, und den heutigen Freyern das Biſamriechen der angeſtochnen Jungfern iſt. Er that deshalb gar nachdrückliche Vorſtellungen, und Pater Emmerichs

Offiziere erhielten gröſtentheils den Laufpaß, und wurden häuffig unter die Audienz-Brüder einrangirt.

Zu guter Letzt muß ich auch das noch von ihm rühmen; er war ein Mann nach der Uhr. In Anſehung ſeiner Lebensweiſe wurde die Pünktlichkeit und Genauigkeit von ihm aufs Höchſte getrieben. Um einen ſolchen Herrn habens die Diener immer gut, denn alles bleibt Jahr aus Jahr ein in einem Gleiſe. Alle ſeine Handlungen hatten ihre genauſte Beſtimmung, nach Stunden und Minuten. Mit der Minute ſtand er alle Morgen auf, hörte mit der Minute Meſſe oder verrichtete ſein Gebeth; gab zur Minute Audienz und erſchien mit dem Schlage im geheimen Rath. Die wichtigſten und dringendſten Angelegenheiten vermochten in dieſer Ordnung nichts zu ändern. Nie war er zu einer andern Stunde ſpatzieren gefahren, als in ſeiner gewöhnlichen, oder hatte dieſe Leibesbewegung gegen ein ander Vergnügen vertauſcht. Stets hatte er zu derſelben Stunde gegeſſen, und war zu derſelben Minute ins Bett geſtiegen.

Vater. Das gefällt mir.

Stadtſchr. Ich hätte aber doch manchmal den Betilern das Konzept verrückt; denn auf die Weiſe konnten ſie ihn nie verfehlen.

Die Frau Stadtſchr. A propos! — wie ſah er denn aber aus? — Möchte doch gern eine Vorſtellung von ſeinem Konterfey haben? —

Vet-

Vetter. Zum Verlieben war er nun juſt nicht, Frau Stadtſchreiberin! Klein von Perſon und hager; dünne Schenkel, kurzen Hals, ſchwarze Augen, wie Korallen, große vorragende Unterlippe, wie ihr auf allen Münzen ſeht, die unter ihm geſchlagen ſind, hohle Wangen, ausgebogne Naſe, und blaßbraun im Geſicht. Seine Zähne hatten in der Jugend durch den Scharbock ſehr gelitten, und da ſie von der vorhängenden Unterlippe nicht geſchloſſen wurden, ſo würdet ihr, wie geſagt, euch ſchwerlich in Ihn vergafft haben. Aber er auch nicht in Euch, ſo ſchön ihr auch ſeyd, denn er wäre ſeinen drey Gemahlinnen —

Stadtſchr. Drey? — zu gleicher Zeit? —

Vetter. Verſteht ſich: nach einander! er wäre ihnen um aller Welt Willen nicht aus dem Gehege gegangen. Er hätte ſolch Wildprett, mit Ihrer Erlaubniß! auch nur durch das Fernglas aufſpüren können, denn er hatte gar blöde Augen, und taugte alſo zum Jäger in keiner Manier. Er lachte ſelten und wenig, wahrſcheinlich auch, um ſeine ſchlechten Zähne und übelgebildeten Mund nicht zur Schau zu geben. Dabey hatte er einen langſamen Gang und tiefſinnigen Blick. — Es iſt ein ſeltner Fall, daß ein Regent 50 Jahre lang die Krone trägt, und es fehlte bey Ihm wenig dran. Ein Beweiß, wie Mäßigkeit und Ordnung einen ſo ſchwächlichen Körper, wie Leopolds von früher Jugend war, aufrecht erhalten können. Er ſtarb 64 Jahre und 11 Monat alt mit den Worten: Domine! memento mei! conſummatum eſt! (Herr! gedenke mein! es iſt vollbracht!)

Stadtſchr. Na! requieſcat in pace! Gott hab ihn ſelig.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Fünfte Woche.

Succeßions=Krieg 1701.

Vater. Ey zum Henker! Hätt' er Ihn doch reiſen laſſen.

Vetter Franz. Freylich! beſſer wärs geweſen, und viel Menſchenblut —

Stadtſchr. (tritt eben ein) Um Gottes Willen! Menſchenblut? wo? — wie? —

Vetter. Wäre erſpart worden.

Stadtſchr. Wie ſo denn? —

Vetter. Wenn der Kayſer Leopold ſeinen Sohn, den Erzherzog Carl nach Spanien hätte ziehen laſſen.

Stadtſchr. Ja ſo! ſprecht ihr davon? — Der leidige Krieg wüthet nun ſchon 5 Jahre, und Gott weiß! wie lange noch. Na! ihr vom Hofe könnt uns da am beſten klaren Wein einſchenken.

Vetter. Zu dienen! Karl II. König von Spanien war bekanntlich ſchon ſeit Jahren wurmſtichig, und man paßte nur immer, wenn der Apfel fallen

würde. Bey aller Mühe und ſo ſauer er ſichs auch werden ließ, konnte er doch weder Sohn noch Tochter erzielen.

Stadtſchr. Muß wohl ein eignes Leiden ſeyn, wenn einem auch das ſogar ſauer wird.

Vetter. Die ungeheuer große ſpaniſche Monarchie ſtand alſo als ein fetter Braten —

Stadtſchr. Ach! da fällt mir der Krönungs-Ochſe wieder ein. Nicht wahr? und der Braten hatte keinen Herrn, außer Krethi und Plethi.

Vetter. Außer den Kayſer Leopold, als Schwager Carls II. der nächſte Erbe.

Vater. Aber der König von Frankreich iſt ja auch ſein Schwager.

Vetter. Wohl! aber ſeine Gemahlin hatte bey Ihrer Vermählung mit Ihm ausdrücklich allen Anſprüchen auf die Erbſchaft feyerlichſt entſagt. Der übrigen Rechte Leopolds nicht einmal zu gedenken, die ſo klar, wie die Sonne am Himmel ſind.

Stadtſchr. Die Sonne am Himmel? — iſt trübe, ſeh ſie nicht. Doch — ſchaut! eben blickt ſie durch. Richtig! — alſo, klar, wie die Sonne am Himmel.

Vetter. König Carl merkte wohl, daß Schwager Ludwig ein grammliches Geſicht machen würde, und wußte ohne dem, daß er ein ſchlauer Fuchs ſey, der keinen Spaß verſteht, ſondern gleich ausſchlägt und manchmal erzgrob —

Stadt-

Stadtſchr. Meiner Seel! viel hundert tauſend Knochen können ein Lied davon ſingen.

Vetter. Damit alſo Ludwig dem Kayſer keinen Strich durch die Rechnung machen und Ihm glubſcherweiſe keinen Feind in den Pelz ſetzen möchte, ſo verlangte der ſchwächliche König von Spanien, ſein Schwager Leopold ſollte Ihm ſeinen zweyten Sohn, den Erzherzog Carl ſenden, er wolle Ihn zum Erben und Thronfolger ſeines Reichs erklären.

Vater. Und warum ſandt' er Ihn denn nicht? —

Vetter. Der Hauptknoten war, er ſollte zehntauſend Schnurbärte mitbringen.

Stadtſchr. Tauſend Element! zehntauſend Schnurrbärte! warum nicht lieber Judenbärte? — Die hätt' ich ſehen mögen! wieviel Säcke voll —

Vater. Ihr faſelt wieder, Gevatter! Schnurrbärte verſteht ſich, die Kopf und Kragen, und Hand und Fuß und eine Musquete auf der Schulter haben.

Stadtſchr. Ja ſo! ich Eſel! — mir fielen gleich die Säcke voll Chriſtenohren ein, die die Tatern in der Schlacht bey Wahlſtadt weggeführt haben ſollen, und da dachte ich in der Geſchwindigkeit, der König von Spanien wäre vielleicht ein beſonderer Liebhaber von dergleichen Raritäten geweſt, denn die großen Herrn ſollen ja manchmal wunderliche Einfälle haben, und hätte die Schnurrbärte als Gratial oder als ein Zeichen des Tributs verlangt; ſo dachte ich.

Vetter. Bah! bah! bah! — was Ihr für Einfälle habt, wie ein altes Haus. Alſo der Hauptknote waren die —

Stadtſchr. Zehntauſend Schnurbärte. Nehmts nicht übel, ich muß lachen, denn mich ſtößt nun einmal der Bock, weil ich ſie mir alle in Säcken vorſtelle, wie die Juden voll pohlniſcher Wolle zu Markte bringen.

Vetter. Und ſo kam ein Aber nach dem andern in die Quer. Aber! hieß es einmal: es müſſen deutſche Schnapphähne ſeyn, denn der Geyer mag heut den Ungarn trauen, und jene ſind vor der Hand durchaus nicht zu entbehren. Aber! hieß es ferner: es ſind auch zu viel Lutheraner unter den Deutſchen. Schicken wir nun die nach Spanien, was gilts? — die Inquiſition tiſcht ſie dem Beelzebub einen nach dem andern als Braten, Ragout und — Miſerere auf. Und da wird ſich der Höllenfürſt den Magen ſo überladen, daß wir hier vor Dampf umfallen möchten. Aber! der Kaiſer ſoll die zehntauſend Kriegsgurgeln aus eignem Beutel füttern und die Scharmüzelbrüder und Conſorten, Muſelmänner und Ungarn et zetera haben ſchon längſt reinen Tiſch gemacht. Aber! wie ſoll der Erzherzog nach Spanien kommen, da Oeſterreich keine Flotte hat, und Ludwig und ſeine Helfershelfer wie die Schießhunde an allen Ecken lauren; Aber!

end-

endlich! wozu alle die Weitläuftigkeit, da er doch von Gott und Rechts wegen der nächſte Erbe iſt und bleibt. — Darum ließ Ihn der Kayſer nicht ziehen.

Vater. Leider Gotts! Da haben wir nun die Beſcheerung.

Stadtſchr. Ich habe bey jedem Aber immer einen Finger auf den Tiſch gelegt, und da bringe ich juſt eine ganze Hand voll heraus, die ich mir hinters Ohr ſchreiben will. — Ja! ja! verlaß ſich einer bey den Franzoſen nur auf ſeine gerechte Sache, da kömmt er blind an.

Vater. Aber die gebratnen Tauben fliegen einem nirgends ins Maul, und die ſpaniſche Monarchie eben ſo wenig. Hätt Er Ihn doch ziehen laſſen und geſagt: Büchſen! rührt euch.

Stadtſchr. Büchſen rührt euch! (Er rutſchte von einem Stuhl auf den andern). Von Kindes Beinen an war das mein Leib= Mund= und Magenſpiel. Vater ſeliger ſagte immer, es diene zur Verdauung und wenn es beliebt —

Vetter. Vor heut iſts nun wohl zu ſpät. Wer zuerſt kömmt, mahlt zuerſt! wer das Glück hat, führt die Braut heim. Der ſchlaue Franzmann ſpielte ſo lange unter der Decke, bis er einen Brey eingerührt hat, einen Brey! bey dem die halbe Chriſtenheit mit blutigem und verbranntem Maule liegen bleibt.

Stadtſchr. Ihr meynt den Krieg? — Habt Recht! 's iſt eine gewaltige Suppe, daß einem die Haut ſchauert und die Zähne klappern. Brr! Brr! —

Vetter. Dafür ſind die Franzmänner von Haus aus auch gebohrne Köche, wißt ihr das nicht? —

Stadt=

Stadtſchr. Das wäre! Hab das noch nicht gewußt! Alſo giebt es auch gebohrne Köche, wie es bey uns gebohrne Muſiker und dergleichen giebt? muß wohl am Klima liegen! — Ey! ey! man wird ſo alt wie eine Kuh, und lernt noch immer was dazu.

Vetter. Ja! ja! ſie brocken und rühren an allen Ecken und Enden ſo viel ein, daß es der Teufel ſelbſt nicht ausſuppen kann.

Vater. Sagt alſo lieber: verdorbne Köche! — Und was das Schlimmſte iſt; ſie bitten nicht nur alle Welt zu Gaſte, ſondern ſie ſchmieren den verdorbnen und angebrannten Brey Chriſten, Juden und Türken mit Gewalt ums Maul. Wem er nicht ſchmeckt und wer nicht halten will, dem gerben ſie das Leder durch und ſagen: Eſel! du weißſt nicht, was gut iſt! — Was hilft der Sau Muskate? — Schlingel! friß — und bedenke dich.

Stadtſchr. Ein ſonderbares Prozedere, wovon man Gott ſey Dank! in Deutſchland nichts weiß! —

Vetter. Da Ludwig nun merkte, wie der Vogel pfiff, und daß die reiche Erbſchaft wohl würde flöten gehen, was thut er? —

Stadtſchr. Na! was thut er? —

Vetter. Er ſchickt einen gewiſſen Miniſter Harcourt, einen durchtriebnen Vogel, der mit allen Hunden gehetzt war —

Stadtſchr. Den hätt' ich mögen lauffen ſehn! — der muß Sätze machen können, wie ein Windſpiel! —

Vetter. Den ſchickt er nach Madrid. Und was thut mein Harcourt? —

Stadtſchr. Macht Sätze und Sprünge, nicht wahr? —

Vet-

Vetter. Mit unter! der rührt und quirlt und quarlt dort ſa lange dück und dünne, alles unter einander, und miſchte ſich in alles keck, wie Pfeffer unterm Mäuſedreck, bis daß zuletzt kein Menſch ſich aus dem Wirrwarr herausfinden konnte.

Vater. Ja! ja! Das Fuchsſchwanzſtreichen und den Scherrwenzel ſoll er aus dem Fundament verſtehn.

Vetter. Aus dem Fundament! Und der kayſerliche Miniſter Graf Harrach war eine kreuzbrave ehrliche Haut, die ſich auf ihre gerechte Sache verließ und dachte: quarlt ihr nur immer zu, Recht muß doch Recht bleiben.

Vater. Ich hätte an Kayſers ſtatt nun auch ſchon einen Trübetimpel hingeſchickt. Hat es denn in Wien keine Leute, die's hinter den Ohren ſitzen haben, und ein Bein unterzuſchlagen wiſſen? —

Vetter. Gottes Segen! wie Ziegel auf den Dächern. Aber der fromme Kayſer hatte gern mit ehrlichen Leuten zu thun.

Stadtſch. Iſt aber doch ſchlecht vom König von Spanien, daß er ſich breit ſchlagen ließ und den Erzherzog im Teſtament ausſchloß, und den Herzog von Anjou, den Enkel Ludwigs, zum Thronfolger ernannte.

Vetter. Weiß Gott! wie? und ob das mit rechten Dingen zugegangen iſt? Viele behaupten geradezu, das Teſtament ſey untergeſchoben, und ſein Miniſter, der Kardinal Portocarero —

Stadtſch. Giebt es nicht auch einen Toback, der ſo heißt? — nun! da wunderts mich nicht, daß er einen blauen Dunſt gemacht hat.

Vetter. Weiß nicht. Aber man meynt, Portocarero hätte dem König ein x für ein u gemacht,

und

und dem todtkranken Monarchen ein falſches Teſtament untergeſchoben. Wenn es indeſſen auch richtig damit zugegangen iſt, ſo wäre es immer kein Wunder.

Vater. Und wie ſo? — der König ſträubte ſich doch immer dafür.

Vetter. Wohl! Er wollte ſchlechterdings nicht davon hören, den Erzherzog zu enterben. Aber er war immer pipig, und wenn man Ihn an das Teſtament erinnerte, ſo ſeufzte er kläglich: ach! ihr wollt mich nur bald in die Grube haben! Ihr bringt mich ums Leben! —

Vater. So gehts, wenn die reichen Leute fürs Teſtamentmachen keine Ohren haben.

Vetter. Der Miniſter — Cardinal Portocarero war nun einmal franzöſiſch geſtimmt, und machte dem pipigen König die Hölle heiß, was da für Blutvergießen draus entſtehen würde, wenn er nicht den Herzog von Anjou zum Thronfolger ernannte. Er rieth auch dem Könige, den vornehmſten ſpaniſchen Juriſten und ſelbſt dem heiligen Vater Pabſt ein Gutachten darüber abzufordern. Das geſchah auch, aber der Kardinal und Ludwig hatten ſchon untergebaut und dafür geſorgt, daß die Vögel alle nach ihrer Leyer pfeiffen mußten.

Stadtſchr. Ja! ja! ſo gehts. Wo andre Leute hindenken, da ſind die Blitzfranzoſen ſchon geweſen.

Vetter. Und doch wollte der König von Spanien vor den Todt nicht dran. Er blieb immer dabey, es ſey himmelſchreyendes Unrecht, den Erzherzog Carl von der Thronfolge auszuſchließen.

Vater. Ey! ſo hätt ich doch dem Gaukelſpiel ein Ende gemacht, und geſchrieben: Carl wird König, und damit Punctum.

Vet-

Vetter. Er hätts wohl endlich auch noch gethan; aber nun ward er auf einmal wieder todkrank, und begehrte die letzte Oelung. Der Kardinal kömmt, droht ihm mit dem Verluſt der ewigen Seligkeit, wenn er nicht zuvor das ſchon verfertigte Teſtament unterſchriebe, worinn der Herzog von Anjou als Thronfolger ſtand. Ob ers in der letzten Noth geleſen hat, weiß Gott! Genung! er unterſchrieb und — ſtarb.

Der Betteltanz geht los.

Wenn man bedenkt, daß damals noch Sicilien und Sardinien, wie auch die Niederlande ein Anhängſel und Zugabe von der großen ſpaniſchen Erbſchaft waren, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie Herbe der Apfel war, in den Oeſterreich hier beiſſen ſollte, und was für ein bitterböſes ſaures Geſicht Leopold dazu machte. Eben ſo, als wenn mein Peter Zittwer-Kuchen und Rhabarber-Zucker für die Würmer nehmen ſoll. Er beſchloß alſo lieber einen Tanz mit ſeinem Schwager Ludwig dem Vierzehnten zu wagen. Tanzende Perſonen waren einerſeits, Ludwig König von Frankreich und ſein Enkel, der unter dem Namen Philipp der Fünfte König von Spanien geworden war. Der Churfürſt von Bayern Maximilian Emanuel, hatte ſich von ihnen übertölpeln laſſen, und nahm ihre Parthie, wofür er in der Folge tapfer bluten und Haare laſſen mußte. Andernſeits traten auf der Kayſer Leopold und das Deutſche Reich, zu welchen ſich noch Engeland und Holland geſellten. Und ſo gieng der Betteltanz zu Waſſer und zu Lande los. Sie machten ihre Bocksſprünge mit abwechſelndem Glück,

in-

indem bald die, bald jene Parthey der andern ein Bein unterſchlug. In Spanien und den Niederlanden ward an allen Ecken und Enden nach Bomben und Kanonen getanzt, wovon vieles zu ſingen und zu ſagen iſt. Die Hauptſätze wurden aber in Italien und in Deutſchland gemacht. Eben langt in meines Vaters Haus ein alter Kriegsheld mit einem Stelzfuß an, der bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt tapfer mitgetanzt hatte, und da wird es wohl am klügſten ſeyn, wenn ich ihn die Mordgeſchichten ſelbſt auskramen laſſe, wozu ich um geneigtes Gehör für ihn bitte.

Stadtſchr. Iſt das nicht Anton, des Stellmachers Sohn? —

Anton. Leibhaftig, Herr Stadtſchreiber. Ich komme aus dem Krieg.

Vater. Mit einem Bein? wo habt ihr denn das andre gelaſſen? —

Anton. Habs vergeſſen, Herr Bürgermeiſter! Bey Höchſtedt liegen ihrer mehr.

Franz. Glaubs, glaubs. Auch mancher Kopf und mancher Rumpf, nicht wahr? —

Anton. Alles, wie Kraut und Rüben unter einander, franzöſche und deutſche. Konnte meins nicht mehr herausfinden, und wollte kein fremdes nehmen. Dachte alſo, bleib, wo die andern ſind. Unſer Herr Gott wird ſie zu ſeiner Zeit wohl wieder ſortiren, und jedem geben, was ſein iſt.

Vater. Ihr ſeyd, wie ich merke, noch immer der alte luſtige Vogel.

Anton. Gott ſey Dank! Das Bein iſt verritten, verſchmerzt, vergeſſen. Zum Glück, daß ich ein Stellmacher bin! Hab mir ſelbſt einen Fuß gemacht, und wie ihr ſeht (er dreht ſich, wie ein Kräuſel auf dem hölzernen Bein herum) er thut ſeine Dienſte auch.

Stadt-

Stadtſchr. Habt euch gut exerziert. Scharmant! Na! nehmt euch in Acht, daß ihr nicht purzelt.

Anton. Hat nichts zu bedeuten, wenn es auch bricht. Habe immer eins zur Reſerve, ſeht! den Vortheil habt ihr nicht.

Franz. Ein luſtiger Kautz! —

Stadtſchr. Seyd Kuirs-Reuter geweſen, Anton! nicht wahr?

Anton. Wie ihr ſeht an dem Wamms. Kuirs-Reuter! mit Leib und Seel. Hab dem gnädigſten Kayſer geritten, daß es eine Luſt war. Das war ein Freudenleben! —

Vater. Was werdet ihr denn nun machen? Betteln gehen? —

Anton. Holla, Herr Bürgermeiſter! Sacht! ſacht! Eher ſetz ich mich mit dem hölzernen Bein nochmal zu Pferde, und wenn ich keinen Säbel hab, ſchnall ich den Stelzfuß ab, und ſchlage drein. Mordio! mit mir iſt nicht gut ſpaßen.

Franz. Das iſt brav! —

Vater. Na! nichts vor ungut. Aber was wollt ihr denn nun machen? —

Anton. Ey! was werd ich machen, Herr Bürgermeiſter? — Beine! lauter Beine! Meine Kameraden brauchen ihrer ſchon, und werden noch viele brauchen. Davon werd ich ein Magazin anlegen und einen Handel zur Armee ins Große treiben. Ins Große! verſteht ihr? — Köpfe werden nicht geſucht, allenfalls noch Arme, und darauf verſteh ich mich ja auch.

Stadtſchr. Nun ja! was hats denn da für Noth? —

Franz. Recht ſo! ein geſcheuter Mann muß ſich zu helfen wiſſen.

An-

Anton. Hätt ich das nicht gewußt, ich wäre gewiß nicht zu rechter Zeit davon geritten, und hätte das Bein in Gottes Namen liegen laſſen, wo es lag. Beym langen Suchen und Aufhalten wäre der Kopf ſicher auch noch Heidi gegangen, denn es gieng verteufelt heiß her; ſo aber kam ich noch glücklich in ſalvo.

Stadtſchr. Du alter Tobias! Haſt du denn den ganzen Krieg mitgemacht? —

Anton. Bis zur Höchſtedter Bataille, wo ich, wie geſagt, in der Eil das Bein vergaß.

Vater. Bringe Wein, Mutter! Setzt euch, Anton! ich werd euch einſchenken, und ihr mögt dabey erzählen.

Geſagt, gethan. Mutter brachte Wein, Vater ſchenkte ein, Anton ſatzte ſich und hub an, wie folget: Euer Wohlſeyn! Ihr Herrn! (er ſetzte das Glas an) und nun — auf gut Glück! Zuerſt wollen wir Landau belagern, und bevor die Flaſche leer iſt, ſoll es ſchon erobert ſeyn. Burſche geſattelt! friſch zu Pferde! Der Franzmann will nicht hören, ihr ſollt ihn mores lehren, hieß es im Frühjahr 1702. Darauf hatte ich längſt gepaßt und glaubte nicht, daß das eine ſo ſchwere Lektion ſeyn würde. Nun giengs Trapp! Trapp! den Rhein hinab, und den 16ten Jun. ſtanden wir vor Landau. Aber da ſtanden nun auch die Ochſen am Berge. Iſt das Landau ein verdammtes Neſt! der Vauban hats noch angelegt und ſoll ſein Meiſterſtück ſeyn, hat auch drauf gewettet, daß es kein Henker einnehmen ſollte. Da hat er aber auch Recht gehabt, denn der römiſche König Joſeph nahms ein und — Ich war auch dabey. Unſer 40,000 Mann ſtanden da und ſchoſſen ins Weſen hinein, half aber alles nichts. Endlich langte denn Joſeph an, und da giengs, was haſt du,

was

was kannſt du. Hilf Himmel! was hatte aber der gute Herr für einen Hoffſtaat. Er muß wohl ſehr verliebter Complexion ſeyn, denn er brachte ſeine Gemahlin auch mit angeſchleppt. Ich war commandirt, Ihnen entgegen zu reiten, und denke, ich ſoll ein Narr werden, wie ich da einen Zentaus von 192 Zugpferden, 63 Chaiſen, 14 Kaleſchen und 34 Reitpferden, und ein Gefolge von mehr als 400 Perſonen angewackelt kommen ſeh. Anfangs glaubt ich nicht anders, als der Feind ſey im Anzuge, und wollte ſchon wieder bis auf meine Hinterpoſt zurückſprengen, bis mir denn die Augen aufgiengen. Lauter unnütze Brodtfreſſer! dachte ich, und kein gutes Beyſpiel für die Soldaten, denn wenn jeder ſeine Käthe aufhucken wollte, was das für eine poßierliche Armee ſeyn müßte! Indeſſen that er doch ziemlich brav, ich hätts ihm kaum zugetraut. Sein erſter Gang war in die Laufgraben. Ein Kammerherr (weiß zwar eigentlich nicht, was das für ein Spießer iſt, denn er hatte nur ein winziges Dings an der Seite, womit kein Fechtmeiſter einer Maus den Kopf geſpalten hätte, aber ſie nannten ihn ſo) ein Kammerherr warnte ihn, er möchte ſich nicht ſo blos ſtellen, weil er ſich leicht die Naſe berähmen könnte, aber er antwortete: wer ſich fürchtet, der bleibe zurück. Das gefiel mir von dem König Joſeph, unſerm nunmehrigen gnädigſten Kayſer, und ich wurde ihm darob für meine Seele gut, und werd es immer ſeyn. Na! er ſoll auch leben! Seine Geſundheit! (Er trinkt.) Gott helfe! daß ich ihm zu Ehren und auf ſein Wohl noch manche Flaſche leeren möge.

Sind euch galante Kerls, die Franzoſen! das muß man ihnen laſſen. Wenn ſie wollen, heißt das. Denkt euch den Spaaß! der Kommendant von Landau, Pontac hieß er, glaub ich —

Franz.

Franz. Ihr verſprecht euch, Melac heißt er.

Anton. Oder Melac; meinethalben! es act ſich, das wußte ich wohl, und wer kann das kauderwelſch behalten? aber den Pontac werd ich all mein Leben nicht vergeſſen, den ich hab dort kennen lernen und herzlich liebgewonnen; alſo der Pont-Melac, wollt ich ſagen, hat es kaum erſchnoben, daß der römiſche König Joſeph angekommen ſey, ſo kömmt euch da ein franzöſcher Trompeter ins Lager geritten —

Stadtſchr. Blies er denn? —

Anton. O! ſo ſchön, ihr hättet darnach tanzen können. Hätt euch da wohl zuſehen mögen. —

Stadtſchr. Und da war er ſo galant, daß er die Feſtung übergab. —

Anton. Ja Proſt Mahlzeit! wenns Pontac geweſen wär, der übergiebt ſich wohl. Aber der Melac ließ nur zur glücklichen Ankunft des römiſchen Königs gratuliren —

Stadtſchr. Das iſt charmant! das gefällt mir! das hätt ich auch gethan! Ja! Lebensart haben die Franzoſen, da kann man von ihnen lernen. *)

Anton. Seyd doch nicht ſo haſtig und bringt mich nicht aus dem Konzept. — Der Trompeter mußte zur glücklichen Ankunft gratuliren und ſich unterthänigſt erkundigen, wo denn die römiſche Majeſtät Ihr Quartier hätten, damit der Kommendant ſeinen Leuten befehlen könne, nicht auf daſſelbe zu ſchießen, ſondern es gehörig zu reſpectiren und Sr. Majeſtät nebſt Dero Frau Gemahlin nicht zu ſtöhren.

Vater. Ich hätte geglaubt, er habe mich zum Beſten.

Anton. Ey! behüte Gott! die Franzmänner ſind ſo. Das war ſein ganzer Ernſt.

Stadt-

*) Du lieber Gott! wie ſich doch in 100 Jahren alles geändert hat. 1798 iſts nicht mehr ſo!

Stadtſch. Und was gab denn der König zur Antwort? —

Anton. Eine recht königliche Antwort! Sein Quartier wäre überall. Er ſollte nur hinſchießen allenthalben, wohin er wollte, und wie es der Dienſt ſeines Königs erforderte.

Stadtſchr. Das war wieder ſchön. Der Melac ſoll leben!

Anton. Und der Kayſer Joſeph darneben! — Die Flaſche wird doch wohl kaum die ganze Belagerung aushalten. Aber der Wein iſt gut! ach! dort war auch Gottes Segen vollauf. Was hatten wir Reuter für Noth! — O! du himmliſcher Pentac! —

Vater. Ihr kömmt ganz von Landau und vom König Joſeph ab.

Anton. O! du himmliſcher Joſeph! — du ſollſt leben! — (Er trinkt in ſtärkern Zügen) Glaubt ihrs wohl, daß ich den Wein ordentlich im Stelzfuß fühle? — Ja! wenn ich jetzt zu Pferde ſäße und einhauen könnte! —

Franz. Wie wirds denn aber mit Landau? — Wird ſichs bald ergeben? —

Anton. Wo war ich denn? — ja! es fehlte uns an Geſchütz und Munition. Die Pulverfäſſer waren leer; Bomben, Granaten, Kartätſchen, alles verſchoſſen und reiner Tiſch gemacht. Nun mußten die Reichsſtädte herhalten. Friſche Artillerie, Herr Bürgermeiſter! friſche Artillerie! —

Mein Vater winkte der Mutter. Die Mutter verſtand den Wink und brachte eine neue Flaſche. Der Vater ſchenkte wieder ein und ſagte: da! friſche Artillerie! wie ward es denn weiter.

Anton. Die Ochſen ſtanden noch immer am Berge. Da aber friſche Artillerie herbeygeführt wurde, da giengs von neuem. Proſit! — Joſeph lag beſtändig

in

in den Laufgräben, that freundlich wie ein Ohrwurm, und gab den Minirern für jede Ruthe, die ſie ſa[illegible]ir-ten, einen Ducaten. Wird mir doch ganz wunderlich. Endlich mußte der Pontac die Veſtung übergeben. Aeiou! Aeiou! —

Indem Anton, der ſich indeſſen der friſchen Artil-lerie nach Herzensluſt bedient hatte, übergeben ſagte, wiederfuhr ihm eben das, wovon er das Wort noch halb im Munde hatte. Er ſtand auf, um ſich vor-wärts zu beugen und ſich Luft zu machen. Da er die Balance verlohr und torkelte, ſo fiel ihm die treuher-zige Haut, der Stadtſchreiber, in den Arm, um ihn im Gleichgewicht zu erhalten. Aber o weh! er bekam in dem Nu und Augenblick eine volle friſche Ladung. Dem Stadtſchreiber graute dafür, daß ihm aus Ekel derſelbe Unfall begegnete, der bey dem Anton die Wür-kung des Trunks war. Er gab nun auch ſeinerſeits dem Anton eine volle Ladung ins Angeſicht. Achtzehn! die Beſten! Proſit! — So würfelten ſie reciproce dick und dünn. Ach! allerliebſter Herr Stadtſchreiber! ſchrie Anton, was iſt das für ein Schuß! Ach! ich ſterbe! ich bin des Todes! Er klammerte ſich feſt um ihn an und — beyde lagerten ſich purzelnd auf den Bo-den. Ach! ich ſterbe! ſtammelte Anton mit ſchwerer Zun-ge noch einmal, „lieber Herr Stadtſchreiber! verzeiht mir! ich gebe den Geiſt auf!“ — der gutmüthige Stadt-ſchreiber glaubte wirklich, es könnte wohl dem Anton ein Schlagfluß gefallen ſeyn, und trug im Ernſt darauf an, er möchte ſeine Seele verſorgen. Er hatte ſich wieder aufgerafft und hielt an jenem, der noch immer lag und ſeufzte: „ich vergehe! welch ein Schuß!“ — eine ſo ſcharfe Bußpredigt, daß ihm die Augen übergiengen, bis mein Vater des Spaßes ſatt war, und den Betrunknen wegbringen ließ.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Sechste Woche.

Succeßions-Krieg. Ueberrumpelung Ulms 1702 den 8ten Septemb.

Mit der Belagerung von Landau hatte es ein garſtiges Ende genommen, weil ſich der Stelzfuß ſo ſchlecht gehalten hatte. Das edle Kleeblatt hatte ſich aber in das Kriegstheater ſo verbiſſen, daß es nicht wieder los kommen konnte. Wies denn ſo geht, wenn man einmal den Narrn worauf gefreſſen hat! — Es wurde nunmehr Kriegsrath gehalten, wie man die übrigen Feldzüge vollends zu Stande bringen wollte. Vetter Franz präſidirte und gab der Berathſchlagung dahin den Ausſchlag, daß er ſelbſt eine Hauptrolle in der Ausführung übernehmen wolle, weil er vom Hofe her wohl unterrichtet ſey; und Anton ſolle bey den Gelegenheiten, wo er dabey geweſen ſey, zwar zum Succurs gerufen werden, aber ohne Ammunition von Wein, damit er nicht wieder vor der Zeit im Treffen bleibe und ſeinen Geiſt nicht zum zweytenmal aufgebe.

Zugeſtanden! rief der Stadtſchreiber, und Franz ſchickte ſich nun an, die Stadt Ulm zu überrumpeln.

Franz. Kaum war die Nachricht von der Eroberung Landaus in Wien angelangt und die Stadt voll lauter Jubel, ſo kam ein hinkender Bote von Ulm. Der Bayerfürſt hielt ſeinen Anſchlag auf dieſe Stadt ſo geheim, daß ſelbſt ſeine geheimen Räthe kein Sterbenswort davon erfuhren. Nur einen gewiſſen Obriſt Bekmann machte er darüber zu ſeinem Vertrauten. Das war auch ganz der rechte Mann. Dieſer trank gern ein Gläschen und hatte einſt in der Trunkenheit einem Ulmer Viehhirten, der ihm mit ſeiner Armee in die Queer gekommen war, mit einer Piſtole gedrohet, weswegen er von der Thorwache derb abgeprügelt und hernach in Verhaft genommen wurde. Bekmann ſann alſo ſchon lange auf Rache und ergriff den Vorſchlag des Churfürſten mit beyden Händen, oder hatte ihn auch wohl ſelbſt geſchmiedet. Er fieng das Ding ſchlau genung, obzwar eben nicht ehrenvoll, an. Es dünkte ihm nicht zu ſchlecht, ſich in Frauenskleider zu ſtecken, und ſo als ein Weib in Ulm einzuwandern. Da er ſich fleißig aufs horchen und aufs ſpioniren legte, ſo erfuhr er, daß das Gänſethor unbeſetzt gelaſſen würde, denn die Ulmer hatten nur 300 Mann Beſatzung. Mehr wollte mein Bekmann nicht wiſſen. Nach und nach hatten ſich noch 10 bayriſche Offiziers verkleidet in die Stadt geſchlichen. Die Ulmer rochen zwar Lunten und beſetzten auch das Gänſethor, aber äußerſt ſchwach. Vierzig bayerſche Soldaten kamen als Bauren, Müller und Fleiſcher und dergleichen verkleidet mit verſteckten Piſtolen und Bajonetten zu dem Nebenthor ein. Die Wache merkte Unrath, zog den Schlagbaum vor, und fieng an, die verkleideten Kerls ſcharf zu examiniren. In demſelben Augenblick fiel aber Bekmann mit ſeinen Helfershelfern über ſie her und entwaffnete ſie. Das ge-

geſchah des Morgens früh halb ſechs Uhr bey Thores Aufſchluß, und nun drangen auf ein gegebnes Zeichen eine Menge Dragoner, die im Dunkeln in der Tiefe geſtanden hatten, herein, und Ulm war weg. Der Churfürſt von Bayern zog nun die Larve ab und erklärte ſich geradezu als offenbarer Feind des Kayſers.

Warum nahm aber der Churfürſt von Bayern franzöſiſche Parthie?

fragte der Vater. Und Franz belehrte ihn alſo: Am liebſten wäre er ſelbſt König von Spanien geworden, und glaubte auch Anſprüche darauf zu haben, ſo gut wie der Kayſer. Da er ſie nun aber einmal nicht durchſetzen konnte, ſo ließ er ſich von Ludwig breit ſchlagen, den Kayſer anpacken zu helfen.

Vater. Aber ein deutſcher Fürſt!

Franz. Lieber Gott! die deutſchen Fürſten ſind auch Menſchen, ſo gut wie wir, und wenn mans beym Licht beſieht, geht in der Welt alles natürlich zu, und man wundert ſich nicht. Maximilian Emanuel hatte einen verdammten Nagel in der Krone und Ludwig hatte ihm weiß gemacht, wenn er nur brav von Leder zöge, ſo könne er wohl noch ſelber einmal den kayſerl. Thron beſteigen.

Stadtſchr. Ho! ho! das wär ein ſtark Stuck! —

Franz. Was man wünſcht, das glaubt man leicht. Ueberdies langte er nie mit ſeinem Gelde, und ſtack in Schulden bis über die Ohren. Er hatte bey den Manichäern in Holland eine ganze Hetze von Bären angebunden, die ihm den Kopf gewaltig voll brummten. So lange der König von Spanien noch lebte, war er ſein Statthalter in den Niederlanden geweſen, und hatte dafür ein erkleckliches Sümmchen

gezogen. Nun ſagte Frankreich: packſt du nicht den Kayſer an, ſo hat deine Statthalterſchaft in den Niederlanden ein Ende, und ſo trieb ein Kell den andern. Ueberdies blechte ihm Ludwig gar artig, ſo daß er eine gewaltige Armee von 52000 Mann aufbringen konnte. Und wie jedes Kind gerne Puppen, ſo hat jeder große Herr gerne Soldaten; das iſt nun ſchon ein Naturfehler, wie ihr wißt.

Stadtſchr. Aber ein Fürſt ohne Soldaten iſt ja auch heut zu Tage, wie ein Menſch ohne Händ und Füße.

Franz. Freylich wohl! — Da ihn nun der Hochmuths-Teufel plagte, er gern vielen Staat und Pracht und Hoffarth machte und doch Schulden hatte mehr, wie Haare auf den Kopf, ſo drückte ihn der Schuh gewaltig.

Stadtſchr. Die verdammten Hühneraugen! —

Franz. Er entſchuldigte alſo ſeine franzöſiſche Mucken damit, daß ihm das Waſſer an die Seele gienge und verſprach mit den Deutſchen bey der Stange zu halten, wenn ihm der Kayſer, ſein Schwiegervater, das rückſtändige mütterliche Vermögen ſeiner erſten Gemahlin, Tochter Leopolds, vollends herausgebe.

Vater. Das war billig, wenn ers zu fordern hatte.

Franz. Aber Leopold hatte kein Geld; und dann ſollte er ihm noch ferner den Jahrgehalt von dreymal hundert tauſend Gulden, den er als ſpaniſcher Statthalter von den Niederlanden gezogen, auf Zeitlebens vergütigen. Auch machte er dem Ex-Schwiegervater noch eine Rechnung von dreyßig Millionen Gulden, die er als Kriegskoſten für den Kayſer in Ungarn aufgewendet hätte. Da er nun das

alles

alles nicht erhielt, ſo ſchwor er dem Kayſer einen unverſöhnlichen Haß.

Vater. Das iſt ſchlimm! —

Feldzug 1703.

Franz. Dem Kayſer war bey dem Spiel nicht wohl zu Muth. In Italien und am Rhein hatte er die Franzoſen und in Deutſchland den Bayerfürſt auf dem Halſe. Aber dieſer kam nun auch wie die Maus in die Falle. Er hatte es ein wenig zu bunt gemacht und ſchloß die Reichsſtadt Regenspurg ein, ſo daß die ganze Reichsverſammlung ſo gut, wie gefangen war. Das war im Grunde ein dummer Streich von ihm, und hieß ins Weſpenneſt geſtochen. Die deutſchen Fürſten, die bis hieher noch dem Spiel, wie halb im Schlafe zugeſehen hatten, fiengen nun alle Feuer und rührten ſich. Seine nächſten Nachbarn, der fränkiſche und ſchwäbiſche Kreis, griffen zum Gewehr, um ihm das Handwerk zu legen. Von den Franzoſen war er abgeſchnitten, denn der Schwarzwald, der mit deutſchen Kanonen, wie ein Rehrücken geſpickt war, lag zwiſchen ihnen und dem bedrängten Churfürſten. Die kayſerlichen Generale Schlick und Styrum rückten indeſſen in Bayern ein, um ihm den Pelz zu waſchen. Da war Holland in Noth. Die Gemahlin des Churfürſten, ſeine Miniſter, die Stände und jedermann baten Ihn um Gottes Willen, er möchte doch ſchon das Gewehr aus der Hand legen, zu Kreutz kriechen, ſich mit dem Kayſer ausſöhnen und pater peccavi! ſagen. Aber das war ein Knarnkopf, bey dem Hopfen und Malz verlohren war. Er ließ die Kayſerlichen brandſchatzen und ſengen und brennen, blieb auf ſeinem Sinn und wehrte ſich, wie ein Löwe. Er ſchickte Kurier über Kurier nach Pa-

ris, daß man ihm zu Hülfe kommen und Luft machen ſolle, ſonſt müſſe er die Karte aus der Hand legen. Der franzöſiſche General Villars bekam nun Befehl, er ſolle über den Rhein gehen und durch den Schwarzwald, troz allen Kanonen dringen, und wenn die halbe Armee drauf gienge. Das war aber ein ſchwer Stück Arbeit, denn der Markgraf von Baden hatte jeden Winkel beſetzt und verſchanzt. Zweymal ſetzte Villars an und zweymal ſchickte ihn Ludwig von Baden mit blutigen Köpfen zurück. Aber Villars hatte ſich bey ſeinem Könige hoch und theuer vermeſſen, obgleich alle übrige franzöſiſchen Generale den Kopf dazu ſchüttelten, daß er es durchſetzen wolle. Der König hatte ihm deswegen ausdrücklich das Kommando übergeben, dennoch kehrte Villars zweymal unverrichteter Sache nach Kehl zurück und meynte: er wolle eher den Teufel aus der Hölle, als den Ludwig aus dem Schwarzwald vertreiben. Das war nun in der franzöſchen Armee ein Ziſcheln, ein Geflüſter und Fingerweiſen auf ihn. Half alſo nichts, ſeine Ehre war verpfändet und Muß! Muß! iſt eine harte Nuß. Zum drittenmal kam die Ordre von Paris, er ſollte und müßte durch, es möge biegen oder brechen. So hols denn der Fuchs, ſagte er, todt oder lebendig, durch muß ich nun, und machte ſich zum drittenmal auf den Weg.

Da trat Anton wieder ein und bat, ihm nicht vor ungut zu halten, daß er ſeinen Geiſt ſo unſauber aufgegeben habe. Aber ich bin wieder auferſtanden und reconvaleſcirt, fuhr er fort. Hätts nicht geglaubt, daß mich der verdammte Wein, mit allem Reſpect von ihm geſprochen, aus dem Sattel heben ſollte. Hättet ihr mich aber nur ſchießen laſſen, Herr Stadtſchreiber! und nicht wieder gepafft, ſo hätt ich

mich

mich wohl bald wieder erholt. Schade! um die ſchöne Montirung! doch der Wamms iſt wieder ausgewaſchen.

Franz. So ſetzt euch denn nur wieder zu Pferde, aber ohne Munition, die wird jetzt erſt nach dem Treffen geliefert. — Ich erzählte eben, wie Villars zum drittenmal durch den Schwarzwald dringen wollte.

Anton. Oho! das hat mir meinen Zopf gekoſtet, der aber dem Himmel ſey Dank! wieder gewachſen iſt. Wenn nur das Bein auch wieder wüchſe! —

Stadtſchr. Sonſt hättet ihr euch auch wohl einen von Holz gemacht?

Anton. Warum das nicht! — immer beſſer von Holz, als von Werkputzen. Und wenn eine Armee Reißaus nimmt, würden ihr hölzerne Klöppel im Nacken gar erſprieсliche Dienſte thun. Mich wundert, daß die großen Herrn noch nicht, eben ſo gut wie auf dem Kuiras, drauf verfallen ſind, das wäre jetzt eine Speculation für mich.

Vater. Und wo ſtandet ihr denn damals? —

Anton. Auf dem Vorpoſten von Bibrach. Waren unſer nur hundert Mann, und der Villars kommt uns da mit 40,000 Mann und 50 Kanonen auf den Hals. Den Marquis Blainville ſchickte er mit 20 Bataillons und 30 Schwadrons voraus. Und doch ergriffen wir nicht gleich das Haſenpanier, ſondern ſchoſſen uns mit der Avantgarde herum, daß die Stücke flogen. Nachdem wir uns ganz verſchoſſen hatten, ſo wurde zum Abzug geblaſen, und nun giengs rückwärts über Hals und Kopf. Bey der Gelegenheit muß mir ein Gauner den Schwanz abgehauen haben, denn zum Umſehn war keine Zeit, und da halt! gemacht wurde, vermißte ich ihn zum größten Erſtaunen.

Stadt-

Stadtſchr. Das hätte auch den Kopf koſten können.

Anton. Man wird das auch nicht gewahr, und reitet ſeinen Stiefel fort, bis man liegen bleibt und kein Wort mehr muchſt, wie ich oft mit Augen geſehen habe. —

Vater. Nun weiter.

Anton. Zurück! Zurück! giengs nun in einem weg, denn ſie ſchwärmten, wie die Bienen, uns auf dem Fuße nach. Die Poſten von Haßlach und Wolfach waren auch geworfen und die Linien, welche Fürſtenberg hatte aufwerfen laſſen, durchgebrochen. Das ſah nun aus, wie in einem zerſtörten Ameishauffen. So trieb uns Blainville, der immer neuen Succurs von Villars hinter ihm bekam, in die hohen Felſen und verhaunen Gehölze hinein. Hier faßten wir endlich wieder Poſto, und drückten ihm den Daum aufs Auge.

Vater. Und warum hieltet ihr euch da nicht? —

Anton. Der Geyer mag ſich halten, wenn die Bauren Verräther und Spitzbuben ſind. Die Schlingel hatten einen gewiſſen Wald nicht verhauen, wie doch der Markgraf befohlen hatte, und was noch tauſendmal ärger iſt, ſie zeigten den Franzoſen einen ſichern, aber entſetzlich beſchwerlichen Weg über ſteile Felsklippen, von denen keine Seele geglaubt hätte, daß ſie zu überſteigen möglich wären. Blainville verzweifelte ſchon und wollte zurück, als wir hier wieder von allen Seiten in die Tinte kamen.

Stadtſchr. Das war ein verdammter Streich! —

Anton. Da half kein Bravſeyn, kein Schießen, Hauen, Stechen. Ein Klump von 40,000 Mann, wo der einmal hinfällt, iſt wie ein Strom, wenn er

das

das Wehr durchbrochen hat, und der Schwarzwald war das Wehr.

Vater. Und das Ende vom Liede? —

Anton. War, daß ſich die Franzoſen bey Duttlingen mit dem Churfürſt von Bayern vereinigten. Wir zogen uns zurück.

Gemſentanz des Churfürſten von Bayern in Tyrol; wozu die daſigen Bauern und Scharfſchützen ihm aufſpielen. 1703.

Franz. Das war uns zu Wien eine Hiobspoſt. Um deſto mehr Freude hatte der Churfürſt, daß ihn das Goldmännchen, der Villars, ſo aus der Pantſche gezogen hatte. Es war auch hoch vor Thores Schluß, denn ſonſt hätte ihn der Stirum beym Schliffetchen gekriegt. Aber die Herrlichkeit währte nicht lange. Der Churfürſt und der Marſchall Villars waren beyde ein Sprudelkopf wie der andre. Beyde hatten eine Krankheit am Halſe. —

Stadtſchr. Doch nicht etwan? —

Franz. Ach warum nicht gar. Ich meyne, keiner konnte einen andern über ſich leiden.

Stadtſchr. Muß auch eine eigne Plage ſeyn! Wenn ich nun z. E. den Gevatter Bürgermeiſter gar nicht leiden könnte.

Franz. Und ſo wars. Ich bin Churfürſt, ſagte Max; und Villars: Ich bin Marſchall von Frankreich. Der eine wollte das Obercommando haben, der andre auch. Viel Köche verderben den Brey. Das war den Kayſerlichen eben recht. Der Churfürſt verklagte den Villars, und Villars den Churfürſten beym König Ludwig. Dieſer ſchlichtete denn die Sache ſo: iſt der Churfürſt gegenwärtig bey der

Ar-

Armee, ſo ſoll er das Obercommando über die franzöſiſchen Truppen haben, und Villars ſoll alsdenn weder General, noch Marſchall ſeyn, ſondern als franzöſiſcher Geſandter mit gutem Rath an die Hand gehen. Iſt aber der Churfürſt abweſend, ſo übernimmt Villars wieder den Marſchallſtab. Es behielt aber drum ein Gehänge zwiſchen den beyden Herrn, weswegen der Churfürſt ſo rappelköppiſch ward, daß er den Villars in Gottes Namen wieder nach Frankreich ziehen hieß. Kaum war ein Streit beygelegt, ſo kam ſchon wieder ein neuer aufs Tapet. Villars wollte nun mit der vereinigten franzöſiſch-bayerſchen Armee gerade auf Wien los gehen und den Kayſer zu Paaren treiben. Das wäre ein verdammter Streich geweſen, und wo hätten wir hin geſollt? — Der Churfürſt hatte einen andern Einfall, und wollte nach Tyrol. Das hatte ihm der Satan eingegeben, denn Tyrol war wie ausgefegt von Soldaten. Sie zankten ſich hin und her. Alloh Marſch! wieder ein Kurier nach Paris, um anzufragen: wer Recht haben ſoll? — Wutſch! war er wieder da. Der Churfürſt ſoll Recht haben; mag aber allein mit ſeinen Leuten ziehen, um alle Händel zu vermeiden, und der Villars ſoll unterdeß mit der franzöſiſchen Armee in Bayern bleiben, um den Oeſterreichern den Schlagbaum vorzulegen.

Der Einfall des Churfürſten, nach Tyrol zu gehen, war, obzwar ſehr halsbrechend, doch ein Meiſterſtreich. Der franzöſiſche General Vendome, der in Italien ſtand, ſollte ihm auf dem halben Wege von dort aus entgegen kommen, und ſo wollten ſie vereint, der kayſerlichen italieniſchen Armee in den Rücken fallen. Das wäre dann vom Rhein bis nach Italien hin eine Kette von Truppen geweſen. Vendome

dome bekam demnach Ordre über Ordre, in Italien alles ſtehn und liegen zu laſſen, und von dieſer Seite nach Tyrol zu aufzubrechen; welches er auch thun mußte, ſo wenig er dazu auch Ohren haben mochte.

Den 14ten Junius (1703) machte ſich alſo mein Max mit 16000 Mann unter den glücklichſten Aſpecten nach Tyrol auf den Weg. Er hoffte gewiß glücklich über den Brenner, ein ſchroffes Felſengebürge, zu fliegen, und hätte ihn auch nichts aufhalten können, wenn ihm die Tyroler, die gute Schützen, Spielleute und Vogelſteller ſind, nicht Salz auf den Schwanz geſtreut hätten.

Stadtſchr. Im Ernſt? Salz auf den Schwanz? wie machten ſie das? —

Anton. Habt ihr das noch nie probirt? Wißt ihr nicht, wenn man den Vögeln Salz auf den Schwanz ſtreut, ſo fliegen ſie nicht weiter? —

Stadtſchr. Muß doch nächſtens verſuchen. — Aber wie machten die Tyroler das? —

Franz. Das ſollt ihr gleich hören. Iſt euch das Tyrol ein herrliches Land! Es ſtrotzt von himmelhohen Bergen, zu deren Füßen fruchtbare Thäler ſich ſtrecken. Daß Max ein Lüſtel darnach hatte, wenn er vollends ſo wohlfeilen Preiſes dazu kommen konnte, verdenk ich ihm juſt nicht. Daß er aber glaubte, er dürfte nur wie die Tyroler Gemſen von einem Berge zum andern ſpringen und krähen: Hopp heißa! da bin ich! — da hatte er die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Waren gleich blutwenig oder gar keine Soldaten da, ſo waren doch Tyroler im Lande, und die hätte er billig erſt fragen ſollen: habt auch ihr was einzuwenden? Das that er aber nicht, oder hatte es vielleicht nur vergeſſen. Max rückt

ein

ein mit ſeinen 16000 Mann, ohne daß die Tyroler ſich einen ſolchen Einfall träumen laſſen. Und da er ihnen ſo holter die polter! über den Hals kam, ſo wars kein Wunder, daß anfangs alles nach Noten gieng. Er machte gewaltige Pas, Sprünge und Sätze. Die Gränzveſtung Kuffſtein gieng in einem Hui weg. Der Kommendant war ein braver Kerl. Er ſelbſt zündete die Vorſtädte an, damit Max nicht weiter riechen ſollte, aber zu ſeinem eigenen Verderben. Der Wind wehte die Flamme auf die Stadt, ſo daß alles, ſchrecklich anzuſehen! im Feuer ſtand. Es ergriff einige Pulvermagazine, welche mit gräßlichem Krachen in die Luft flogen. Der brave Kommendant mußte alſo capituliren, und Max bekam nun den Schlüſſel zu dem herrlichen Ländchen in Händen. Schrecken und Entſetzen giengen vor ihm her, und nach wenig Tagen zog er in die Hauptſtadt des Landes, in Inspruck, ein. Hier ließ er ſich als Graf von Tyrol huldigen, unterwarf ſich das ganze Land, und ließ nun ſeinen neuen Unterthanen durch ſchreckliche Kontributionen dermaßen zu Ader, daß ihnen hören und ſehen vergieng. Drauf richtete er ſeinen Marſch auf das ſchroffe Felſengebürg, den Brenner zu, wo er den Vendome aus Italien erwarten wollte, um ſich mit ihm in die Thäler der Etſch zu begeben. Seine Soldaten mußten ſich mit eiſernen Haken und Stacheln verſehen, um die Felſen und Klippen zu überſteigen.

Auf! zur Gemſenjagd! zur Gemſenjagd! auf dem Brenner lagert eine ganze Heerde! ſchallte es nun durch ganz Tyrol. Von allen Bergen flammten Pechkränze und Nothzeichen, und riefen die Bauern, Gebürgsjäger und Scharfſchützen in vollen Schaaren herbey. Martin Sterzinger, ein edler, kühner

ner Patriot, ſtellte ſich an ihrer Spitze, und rief: Brüder! auf! für Gott und Vaterland und dem gnädigſten Kayſer! — Für Gott und Vaterland und dem gnädigſten Kayſer! ſchworen ſie alle aus einem Munde. Bis auf den letzten Blutstropfen, ſo wahr mir Gott helfe! ſchwur Sterzinger, und hob die Rechte empor. Bis auf den letzten Blutstropfen, ſo wahr mir Gott helfe! hallte das Echo von allen Felſen und Klippen aus Tyroler Kehlen zurück. Und das ganze Land hub ſeine Rechte empor. — Nehmt dann die Röhre und rührt das Spiel! den Gemſentanz! ſchrie Sterzinger mit allgewaltiger Stimme. Und durch Berg und Thal ſchallte die Loſung: der Gemſentanz!

Stadtſchr. Wie wird denn der getanzt? —

Franz. Werdet gleich ſehen, was Max für Sätze und Sprünge macht. Aus allen Klüften und Schlüften pfiffen die Kugeln aus Doppelröhren, als kämen ſie vom Himmel. Von allen Bergſpitzen rollten Felsmaſſen herab, als fielen die Sterne hernieder. Aus Baumſtämmen wurden hölzerne Kanonen gebohrt, und wohin Max mit den Bayern ſich wandte, brüllte der Donner. Das war eine Muſik und ein Tanzen, worüber Arm und Bein und Genick in die Brüche giengen. Max tobte und raſte und ſchnaubte, und plünderte, ſengte und brennte die leeren Dörfer ab. Nichts! die Tyroler ſpielten fort, und Max mußte tanzen. Ganz Tyrol ſchäumte vor Wuth, und die geübteſten Schützen thaten einen fürchterlichen Schwur, nicht eher zu raſten und zu ruhn, bis Max den Rücktanz vergäße. Nur eine Dragoner-Uniform rettete ihn, und ſie brannten, ſtatt ſeiner, dem jungen Graf Arco auf den Kopf, weil dieſer ihm in einer prächtigen Uniform zur Seite ritt. So

tanzte er unter ihrem Spiel bis auf die bayerſche Gränze in einem Athem zurück, wo er gewahr ward daß über den Gemſentanz die halbe Armee ins Gras gebiſſen hatte.

Stadtſchr. Da ſieht man, was es für eine ſchöne Sache ſey, wenn Unterthanen es treu mit ihrem Landesvater meynen.

Vater. Wenn der Herr nur wirklich Landesvater iſt, ſo kann er darauf immer mit Zuverſicht rechnen. Jedes Land hat ſeine Tyroler und ſeinen — Sterzinger!

Stadtſchr. Das wollen wir zu ſeiner Zeit wenigſtens ſeyn. Nicht wahr, Bürgermeiſter?

Vater. Das hoff ich. Für einen guten Herrn läßt man Gut und Blut. Die Tyroler haben da ein ſchönes Beyſpiel gegeben, woran ſich Herr und Unterthan eine Lektion nehmen kann.

Ende des Feldzugs 1703.

Anton. Unterdeſſen Max den Tyroler Gemſentanz tanzte, hauſten wir im Bayerlande, und bezahlten ihn dort mit gleicher Münze. Aber du lieber Gott! wenn mans recht bedenkt, wie kommen die armen Unterthanen dazu, daß ſie Haare laſſen müſſen? — Ach! lieber Herr! ſagte mir ein alter ehrlicher Bayer, als wir ihm die Kuh aus dem Stalle trieben, ich bin gut deutſch und kayſerlich, was kann denn ich für meines Herrn franzöſiſche Mucken? Laß er mir doch die Kuh, ſie kann ja auch nichts dafür! — Es that mir in der Seele weh, und der alte Mann jammerte mich. Vater! ſprach ich, ich kann ja auch nichts dafür. Na! Alter! weißt du was? ich wills chriſtlich machen. Wir wollen theilen, aber halt das Maul.

Stadtſchr. Und da triebt ihr nur die halbe Kuh davon? —

Anton. Narrt mich nicht. Es waren ihrer ſechs, und davon nahm ich nur die Hälfte.

Vater. Iſt das wahr? gewiß wahr? — Na! ſo ſollt ihr drum ein halbes haben. Bringt nur erſt den Feldzug zu Ende.

Anton. Alſo friſch! denn es ſetzt noch eine harte Nuß. Max kam zurück, und hieng die Flügel, wie ein geſchoßnes Huhn. Aber der Villars ſprach ihm wieder Muth ein, und bließ das Feuer von neuem auf. Ich ſtand damals beym Corps des Generals Styrum, zwiſchen Donauwerth und dem Dorfe Hochſtedt.

Stadtſchr. Wo ihr das Bein vergeſſen habt? —

Anton. Nein! für diesmal kam ich noch mit heiler Haut davon. Ich war eben aufgeſtanden und putzte ruhig meinen Schimmel, als es mit einmal hieß: aufgeſetzt! der Feind iſt da. Richtig! ein Ueberfall! das war eine Konfuſion! — Hinten und vorn war der Teufel los. Der Feind war ſchon mitten im Lager, eh wir uns noch ſtellen konnten. Ganze Regimenter Kavallerie ritten zum Henker. Die Knechte ſchnitten die Strenge ab, und trabten davon. Artillerie und Bagage ward ihm zur Beute. Max ritt mit bloßem Pallaſch in das Gewimmel, und rief aus vollem Halſe: haut zu! — Die Infanterie hielt ſich noch am beſten, vorzüglich die preußiſche unter dem Grafen von Anhalt. Aber ſie war auch mörderlich zuſammengehauen. Dreytauſend Mann blieben auf der Wahlſtatt, und 4000 wurden gefangen. 37 Kanonen und das ganze Gepäck gieng verlohren. Das war ein fetter Biſſen, und wir hatten das Zuſehn.

ſehn. Nun wuchs dem Max wieder der Kamm, und er krähte lauter, wie vorhin. So gram er dem Villars auch innerlich war, ſo ließ er doch vor Freuden allen Zorn auf ihn fahren. Er dankte ihm öffentlich auf der Wahlſtatt und ſagte: o! du Goldmännchen! wie haſt du mich aus der Pantſche gezogen! Nun kann ich wieder mit Ehren auftreten und ſagen: ich bin Max von Bayern! — Aber es dauerte drum nicht lange, ſo zerfielen ſie wieder, und Max machte dem Ludwig den Kopf ſo warm, daß er dem Villars das Kommando nehmen und ihn abrufen mußte. Landau! ach Landau! —

Stadtſchr. (Springt zurück.) Wird euch wieder ſchlimm, Anton? — weit davon iſt gut vorn Schuß.

Anton. Ach nein! Herr Stadtſchreiber. Ich bin ja noch auf der Flucht von Hochſtedt, und — da gieng es von hinten. Könnt alſo getroſt wieder avanciren, ich retirire noch immer.

Stadtſchr. Aber Landau? — ich habe ein Haar drinn gefunden.

Anton. Ich auch, Herr Stadtſchreiber. Landau gieng wieder an die Franzoſen über, und wir — bezogen das Winterquartier.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

7te Woche.

Eine Kirchweyhpredigt.*)

Mutter. Aber Anton! ihr ſeyd bey dem wüſten Soldatenleben auch ganz verwildert. An Kirche und Gotteswort wird da wohl gar nicht gedacht.

Anton. Holla, Frau Bürgermeiſtern! ihr habt mich neulich ſchon damit angeſtochen und nahm ich mir vor, euch heut vom Gegentheil zu überzeugen. Ich hab im Winterquartier in Schwaben keine Kirche verſäumt, und will euch jetzt eine Predigt vorleſen, die ich ſelbſt angehöret und gedruckt mitgebracht habe. —

Darauf kramte er aus und las vor, wie folget:

Johann Friedrich Spörers, Pfarrers zu Rechenberg Kirchweyh-Predigt.

Exordium.

Heut iſt die Kirchweyh, da eſſen die Bauern den Hirſchbrey. Wie kommts, daß unſere Kirch heut ſo vol-

*) Um ein anſchauliches, charakteriſtiſches Gemälde dieſes Jahrhunderts aufzuſtellen, kann ich den wichtigen Artikel Predigtweſen unmöglich mit Stillſchweigen übergehen. Daß nicht alle Predigten damals ſo beſchaffen waren, wie die gegenwärtige, verſteht ſich von ſelbſt. Aber für die Geſchichte iſt es wichtig, daß es noch Vorträge von dieſem Schlage gab. Sie iſt erſt 1720 gehalten, und ſcheint dem guten Paſtor nachgeſchrieben zu ſeyn, ob ſie zwar gedruckt in meinen Händen iſt.

Bayerische Staatsbibliothek München

voller Leute iſt? Ho! Kürbi iſt im Dorf, ſagen die Lautenbacher, Teuffelsſtetter, Wildenſteiner und Matzenbacher; die Purſche vom Galiläiſchen Gebürg werden wieder Hauffenweis kommen, daß man nit Ruhe hat ſeine Suppen ausm Höllhafen angericht zu eſſen. Das gottlos Volk meynt, Kürbi ſey um Freſſens und Sauffens willen. Haspel Narr! du haſt Kürbi im Haus, Kirchweyh iſt und hat die Kirch. Heut ſinds 100 Jahr, daß unſere Kirch von denen Herrn von Berlichingen erbauet und eingeweyhet worden, nit uff päbſtliche Weiß mit Chryſam und Biſam, mit Weyhwaſſer, Gauckeley, Griblis Grablis, wie in der Dockelts-Religion gebräuchlich, ſondern mit Gebeth, Gottes Wort, Loben, Rühmen und Danken. Ich habe mir vorgenommen, an dieſer heutig 100jährigen Jubelfeyer unſern Gottesdienſt zu zieren, deswegen durch den Schulmeiſter die Herren Muſicanten von Dinkelsbühl beſtellen laſſen, welche etliche Stücke muſiciren und mit ihren Dūſtramenten, wie du grober Bauer ſagſt, das Te Deum laudamus anſtimmen ſollten, aber da iſts verbotten worden, wir ſollen bey unſern alten Schlendrian bleiben; ſo ſeys, ich ſag kein Wort mehr. Du muſt aber wißen, daß diß Hauß, unſere Kirch, nit von den Catholiſchen erbauet, nein, ausm lutheriſchen Beutel. Herr Heinrich Steinhäußer von Neidenfels uff Rechenberg iſt der Stifter. Der Herr hat Geld gehabt, gantz Ranzen voll. Herr je Casper, Balthas, Melcher, Nickel, Jörg, wenn du ſo viel Geld hättſt, wer wollt mit dir haußen? Du gumpſt, wenn du nur ein paar Gulden haſt, gehſt aufs Eis wie eine Geiß, brichſt ein Bein. O wie gut iſts, daß der Geiß Schwantz nit lang gewachſen, ſie ſchlūg ihr damit die Augen aus. Merks, dich meyne ich. Nun was Raths! Kürbi iſt vor der Thür, Alter tritt herfür, predige dieſem Volk, allerley Volk, Ochsfreßländer,

aus der Lumperdy, Schlieſſelländer, meiſt Samariter und Galiläer und ausm Hungerland. Du muſt aber dennoch mittheilen, was du kannſt; denke, was dort Nehemia 8, 10 ſtehet: „gehet hin und eſſet das Fette und trinket das Süße und ſendet denen auch ein Theil, die nichts für ſich bereitet haben; denn dieſer Tag iſt heilig unſerm Herrn.“ O Herr Je! wie oft hat ſich vor 40 Jahren der Anti-Chriſt bemühet, dieſes Kirchlein unter ſeine Klauen und Ablaßkrämerey zu bringen, oder gar umzuſtürzen, aber Gott Lob! wir ſtehen noch bis dieſen Tag und hoffen noch länger wider ſeinen Willen uffrecht zu ſtehen; drum erhebe dein Herz, ſing mit geſchmierter Gurgel: Nun danket alle Gott, alsdann bethe mit mir herzeifrigſt ein andächtiges Vatter Unſer.

Unſer heutig Sonntägliches Evangelium, oder wie du Bauer ſagſt, Ewillig, iſt genommen aus dem Evangeliſten Luca 7, 11-17. „Und es begab ſich darnach, daß er in eine Stadt, mit Namen, Nain gieng. rc.

Es haben die alten Egiptier eine löbliche Gewohnheit gehabt, daß ſie bey ihren Mahlzeiten und Gaſtereyen neben andern auch einen Todtenkopf aufgeſetzet, um ſich bey dergleichen Fröhlichkeiten auch der Sterblichkeit zu erinnern. Wir haben heute Kirchwenhe, da nach alter Gewohnheit Eltern ihre Kinder und gute Freunde zu beſuchen, gewohnet. Iſt nit zu verwerfen, und haben die Alten dieſes deswegen gethan, daß ſie mit einander fröhlich waren über alle dem Guten, ſo Gott der Herr durch ſein heilig Wort und Evangelium uns erzeiget. Aber die meiſten erkennen ſolche Wohlthat ſchlecht und laſſen es ſo gut ſeyn, wenn ſie nur ihren Hirſchbrey in Ruhe verzehren können. Ich in meiner Claus und Carthaus kann beten, daß zit-

tert. Da ſollt ihr hören, was für ſchöne Namen ich dem Menſchen zu Rom und ſeinen geſchornen Hauffen gebe, deren Tichten, Sinnen und Trachten nichts anders, als uns des Evangelii zu berauben, und ſeinen Gott Mauſim wieder einzuführen, Dann. 12, die finſtere Laterne uffzuſtecken und uns Mäusdreck vor Zucker zu verkauffen. Dieſes erkennen die wenigſten. Gleichwie aber alle löbliche Gewohnheiten nach und nach verdorben, alſo iſts auch mit dem Kirchweyhen ergangen. Abſonderlich in dem Ländle dort drinnen und auch anderſtwo, wann die Kürbi kommt, der ſogenannte Gottesdienſt früh Vormittag zu Ende, und das gottloſe Völklein den Löffel von ihrem Maul kaum hinweggelegt, ſo kommt der Stadtvogt und Ueberreuter mit etlichen Bernhäutern und ein Paar Brates-Geiger auf den Platz fürm Wirthshauß, dann kommen die Bauren-Purſch und führet jeder ein Grehtli, Zobeli und Bengele an der Hand, die tantzen, ſpringen, ſchreyen wie die Hengſte, ſauffen wie die Schweine, freſſen wie die Säu, und dieſes währet uffm Toll- und Tantzhauß bey 24 Stunden und wohl länger; Nachts ſchliefft das ſaubere Völklein zuſammen, mag nicht ſagen, wie es zugehet, und alſo danken ſie dem lieben Gott vor die Erhaltung ſeines heiligen Worts. O du toll und thörichtes Volk! dankſt du alſo deinem Gott? Hier gieng es beym Herrn Hauptmann auch alſo zu, bis der Frantzhoß, wie du Bauer ſprichſt, kommen, und der Geigers Capperle den Kehraus gefiedelt, da iſt der Karporal und Waagenmeiſter kommen, hat den Bauern die weiß und rethen Wüllen-Hemder ausgeſtäupt, da tantz Casper, Balthas, Nickel, Melcher, Jörg, der häſelne Stock kann dir den Leyrers Bläßle fiedeln. Nun iſts zwar Gott Lob! Fried, aber wie lang? ich höre und ſehe ſchon wieder ſchwartze Wetterwolken zuſammenziehen. Wart! wenn du nit fromm

wirſt, der Tambour ſteht ſchon wieder fertig; horch, loß, hüti Bauer, I komm, nimm die Häner und Gäns, gieb dir nichts drum, ſchlag di braf rum, wirſt du nicht krumm. Die Pferd in der Offenbarung Johannis gucken ſchon in Marſtall geſattelt heraus, der Schimmel, Falb, Rapp ꝛc. O Herr Je! ſchick di, es iſt hohe Zeit. In etlichen Jahren hero iſt es zwar in unſerm Rechenberg ſtill geweſen, aber die Tantzfüchsle lauffen in der Nachbarſchaft. Wart! laß michs erfahren, komm mir uff meinen Miſt, ich will dich ſchon couranzen. Iß und trink mit deinen Leuten, was du haſt, denk an den Todtenkopf; der Streckebein, der Raffelzahn, der ſchreckliche Mann, ich meyne den Tod, ſteht vor der Thür. Sey fröhlich, doch in Gottesfurcht. Laß andre gumpen, kehr dich nicht an andre böſe Leut, und folge nicht der Menge zum Böſen; laß dich auslachen, du wirſt endlich ſolche epicuriſche Kürbe-Säu auch auch auslachen können. Das iſt ſchröcklich, wenn ich an ſolche Leute denke, mein Hertz möchte zerſpringen und die Augen Blut weinen, ſolche Oerter, die ihre hori, thori, bori haben, id eſt, Conſiſtoria, große gelehrte Männer General-Superintendenten, Decanos und dergleichen. Sollten ſolche Hoffprediger denen Fürſten und Herren nit ins Herz und Gewiſſen reden und ſolche Gräuel vorſtellen, aber leider! niemand eifert um die Ehre Gottes, um ſolch ſchröckliche Entheiligung des Sabbaths, um ſolch epicuriſch cyclopiſches Weſen. Die meiſten Hoffprediger ſind Gnadenſchnapper, ſtumme Hunde, gelbe Suppenfreſſer, die Eichen in Baſan, blinde Gäul zu Gaza, Bileams Kinder, ſind ſelbſten nicht viel beſſer, doch nit alle; Boho! ich kenne noch etliche, aber wenig. Will einer wie Micha die Wahrheit ſagen, ſind andere da, gleich iſt man uff denen ſaubern Kantzleyen mit dem Abſchied fertig, o da ſeind die Herrn Rechtsverkehrte geſchwind her, plaudern dem theuren Landsfürſten und Herrn et-

was vor, es trage Umzeld und Strafen ein, wenn die Bauern einander wie die Karrengäul ſchlagen und was des Dings mehr iſt. Aber wart! der Teuffel wird ſein Kerbholz aufweiſen, du Präſident, Rath, Vogt, du Peruquen- und Säuſchwanz, die Zech wird dir gerechnet werden.

Wir halten uns aber wieder zu lang auf, daß wir dem Text und Ewillig ſein Recht nicht thun können. Alte dort drunten! maunz nit: der Hirſchbrey brennt an! Narr! dein altes Küheſleiſch iſt gar zöch, braucht lang ſiedens; zu Lannenweiler habens eine alte Kuhe geſchlacht, kommts Pfund auf 6 Pfenning; die Kerls werden zerren! Warum habt ihr eure Zähn nit vorher auf die Schleifmühle geſchickt? No ſo ſeys. Wir binden ein Denk- oder Vergeßreimlein über die Predigt ab, ſo alſo dismahl heißt:

Zum Todten-Kopf und Kürben-Braten,
der Jüngling zu Nain uns will einladen;
Bedenk bey deinem Hirſchen-Brey:
daß auch dein End nicht fern mehr ſey.

Vortrag. Die traurig und höchſt betrübt geſchienene, nun aber in Freud und Herrlichkeit gediehne Leiche und Kirchweyh-Jubel. 1) Wie ſolche höchſt betrübt und fatal; 2) die Freud-Ankunft uff einmahl.

Traurig, betrübt, fatal und ſehr gefährlich ſahe es aus, meine lieben Zuhörer! als Anno 1617 dieſes Kirchlein und Gotteshauß zu bauen angefangen worden, wovon vieles zu ſagen wäre, wann du Bauer Geduld darzu hätteſt und nit an deinen Hirſchbrey und gefüllten Darm dächteſt. Du muſt doch ein klein Bisle warten, du hörſts nit alle Tag, was ich dir heut

ſagen werde. Die fremden Gäſte, ſo nit in dieſen Schafſtall gehören, ſeind auch nicht vor die Langeweil in die Kirch hiehero kommen, ſie wollen was neues hören. Potz tauſend! dort hinten ſteht einer, ſperrt das Maul auf, man könnt ihm ein drey Batzen Laiblein hinein werfen, der Kerls hat ein Pommeriſch Schluckerle Brandtenwein in ſeinem verdorbenen Magen geſchluckt, jetzt ſchnappen ſeine Kaltaunen nach 4 Pfund Schweinen Fleiſch oder Saumagen. No! no! wart! wird werden. Machs Maul zu, daß du nit erworgſt. Höre, was ich ſage. Der Anfang dieſes Kirchenbaus war betrübt und ſehr gefährlich. Man ſagt, Rechenberg ſey damalen einer Einöde gleich geweſen. Der alte Vogt Gotthardt, deſſen Epitaphium du dort drunten und ihn, ſein Weib and Tochter ſehen kannſt, der iſt 44 Jahr Vogt hier geweſen, gebürtig von Adelmannsfelden; dieſer hat alles Haar und klein uffgeſchrieben. Lies, wann du etwas kannſt. Ja nichts! dein Schedel iſt leer. Dieſer Vogt war ſonſt kein unfeiner Mann, aber ſauffen hat er können. Wann er lang gnug bey ſeinen Bauern beym Wein geſeſſen, hat er ſtänderlings noch 6 Maaß geſoſſen, da haben ihn zwey herauf ins Schloß geführt, und drey haben hinten nachgeſchoben; dieſer hol mi grum, ſchla mi grum, fliehe mi grum hat viel an Rechenberg gethan, und hat, was wir von alten Sachen wiſſen, aufgeſchrieben. Als ich vor etlich 40 Jahren das erſtemal hiehero kommen, ſahe dieſes Kirchlein einer calviniſchen Ziegelhütten gleich, Canzel, Altar, alles muſte ich ändern laſſen, hab die Orgel herein geſchafft, ſelber geſchlagen, bin Pfarrer, Vogt, Hammermeiſter, Schulmeiſter, Uhrrichter, Mößner, Todtengräber, nur kein Hundsſchläger geweſen. Schulmeiſter ſind hier geweſen Schneider, Geißböck, Leinweber, Schuhpletzer, Schreinnarrn, Kubler und des elenden Zeug und Packs;

wie dort im Ländli noch dergleichen Purſch anzutreffen. Der Anfang iſt alſo betrübt, elend, miſerabel und erbärmlich.

Nain heißt im Teutſchen ſo viel als Schönſtadt, lag im ſchönen Thal oder Gegend recht luſtig in Galiläa. Aber holla nit dort droben, wo unſre Bettelſäckträger herkommen, bey Leib nit, es lag an der mitternächtigen Seite des Berges Hermon. Aber was weiſt du von Heil. Schrift, dem gelobten Lande Canaan und dergleichen. Das ſind lauter böhmiſche Dörfer in deinem Ochſen Schedel. Ja! das Buch der 4 Königen kennſt du, der Schellenoberbua und die Aichel⸗Sau iſt dein Patron, der Pamphili gefällt dir beſſer als der Pſalter. In deiner Jugend haſt du den Katechismum bis zum 3ten Gebot gelernt. Jetzt iſt alles verhaarwaxicht worden; jetzt lernſt du den Katzechismum. Wart! wart! der Tambour wird dich Moses lernen. Narr! Mores, nicht Moſes. Moſes iſt geſtorben, ſeine Bücher ließſt du nicht, jo im Sternbuch biſt du ſtudirt. Mich wundert, daß die Kerl keine Hörner haben. Ho! haben doch die Eſel auch keine Hörner, und alſo biſt du ihnen gleich, dann du haſt auch keine. Es geht dir wie jenem ſpaniſchen Edelmo, der iſt ein halben Tag gefahren und hat ſich verwundert, daß die Welt ſo groß; hat wieder umgewendet, förchtende, er möchte über die Welt hinaus kommen, weil er von einer neuen Welt hören ſagen. Ich bin ohne Ruhmmeldung gereiſet, von Straßburg uff Hamburg, aus Meißen in Preußen, aus Sachſen an die Oſtſee, Dantzig, Koppenhagen, Pommern, Caßuben, wo man das Brodt in Camin hängt, gantz Schwaben und Franken, du biſt weiter nit als bis nach Dünkelsbühl uff den Säumarkt kommen. Zu Dünkelsbühl kann man unterm Thor eine Kuhe mit dem Schwantz

ausm Schwabenland ins Frankenland ſchlenkern; zu Creylsheim uffm Märtins Markt biſt a gweſt.

Wir gehen zu weit vom Text ab. Holla! Nain hat uns abwegs geführt. No! Nain mag noch ſo ſchön und anmuthig geweſen ſeyn, ſo heiſts doch: ſiehe! da trug man einen Todten heraus. O der Raffelzahn, der ſchrecklich Mann, der Klapperma, der Herr von Schrecken- und Streckenberg logirt überall ein. O! wie iſt der dürr Kerls über die Mauren hineinkommen? o Haber-Narr! wie kommt er in deine Kaltaunen? — du trägſt den Todt bey dir. Ey! behüt mi Gott! ſagſt du, beweiß mirs. Wenn du mit deinen großen Wein- und Brantenwein-Zügen eine Krankheit am Hals saufſt, ſo haſt du den Todt ſchon in dir. Gieb dem Tod die Schuld nit, nur dir ſelber. O! es iſt ein Elend mit den Leuten, abſonderlich unter dem Landvolk. Zwar ſind die Bürger, ja wohl die Großköpfigten, die Paruquen-Teuffel, die Geißſchwäntz nit viel beſſer. So lang ſie geſund ſind, da fragt man wenig nach Gott, Todt, Pfarrer und dergleichen. Sie ſind gleich dem reichen Schlampambes Bruder Luc. 16. Dieſer Saufwanſt begehrte vom Vatter Abraham einen Gockelmo, einen Geißfuß aus der Höllen, einen Rumpel- und Poltergeiſt, ſeine Brüder zu bekehren. Ich will nit hoffen, daß unter euch einer ein ſolcher Haspel- und Haber-Narr ſeyn werde, einen ſolchen Gockelmo zu begehren. Du Bauer! trägſt deinen Gockelmo in dir ſelber. Wann dein ſchlafendes Gewiſſen einmal aufwacht, das wird dir angſt und bang genug machen. Du wirſt auf deinen Säufedern nicht ſchlafen können, du wirſt aufpfurren, kurren und murren, und nit anderſt meynen, als der Gockelmo ſey ſchon vorhanden; der Geißfuß ſtehe an der Bettladen und rüttle an der Stollen. Da wirſt du unter die Decke ſchnurren, zittern und beben, und vor etlichen Stunden nicht ſo keck

ſeyn, herfür zu gucken. Siehe! das macht ein böſes Gewiſſen; der Teuffel wird dein Sünden-Regiſter mit großen Fracturbuchſtaben vorzeigen, die er jetzo gantz klein machet.

Buße! Buße iſt das eintzige, ſo ſolchen Jammer und Hertzenleid abwenden kann. Das Wörtlein Buße hat nur 4 Buchſtaben. Das B nimm und bete täglich, hertzlich zu Gott. Geh in deinen Heubahren, nimm ein Bündlein Heu oder Ohmet, oder was du haſt unter deine Knie, daß ſie dir nicht abbrechen, und bete, daßz zittert. Verlaß dich nicht auf dein Beichten, Abendmahl gehen, auf deinen ſchmutzigen Habermann. Ich will dirs noch jetzt geſagt haben, denn ich muß auch bald dran. Es wird auch bald heißen: Alter! troll dich, die Stund iſt vorhanden, dein Grab iſt ſchon fertig. Mein Sarg ſteht immer vor der Bettſtatt, du haſt ihn ja geſehn. Noch nie möchteſt du wieder einen jungen Peruquen-Kerl zum Pfarrer bekommen, der weniger nutz als du. Aber weiter: der andere Buchſtabe des Wörtleins Buße, iſt das U. Du muſt Umkehren, dich verändern. Der 3te Buchſtab iſt ein S. Wann du die 2 erſten recht braucheſt, wird der 3te gantz ſüß werden, die Seligkeit, meyne ich. Wie lang? Ewig. Der letzte Buchſtab iſt das E. Ich hab etwas lang mit dem Tod verweilt; ſey nit unwillig, es verlohnts der Müh. Eh wir aber fortgehn, will ich dir noch ein gutes Bißlein geben, worgs mit deinem Hirſchenbrey hinunter, wird dir nichts ſchaden, hat erſt 9 geſchlagen, (war aber bald 10 Uhr) noch Zeit genung.

Ich habe geſagt, du möchteſt nach meinem Tode einen jungen Studenten mit einem leeren Magiſters-Ränzle kriegen. Wanns Ränzle voll iſt, geht er wieder fort, läßt di ſitzen. Solche Sallboder, Wüllenhembder-Prediger, Gern-Apoſtel, haben keine Expe-

rienz, wie ich; da heiß'ts nur: bring, bring, ſpring, hol Bratwürſtle, Gackely, Flachsreißlein, und was dergleichen Purſch mit ihren Weiblein betteln. Holla Weib! mach die Thür zu, der Pfarrherrle mit ſeiner Frau Lothin kommt; Engele, Bengele, gehe in die Wanzen- und Rußhütten, ſiehe, was die Bauren-Weiber ſpendiren. Biſt du krank, ſo kommt der Herrli nit, bis du ihn holen läßt und ihm ſein Kuttenrecht giebſt; kommt er und iſt ſchon uffen Weg, ſchreyt die Frau Lothin ihm nach: Engele, nimm dein Bamſambüchsle mit, gehe nit ſo nahe zum Kranken hin, daß dich der Drochtel nicht angeht. Kommt der ſaubere Herrle bis für die Stubenthür, ſchickt er den Schulmeiſter vor in die Stuben, wie die Jäger den Spürhund, dieſer muß ſchmecken oder riechen; dann ihr Schwaben habt nur 4 Sinn, riechen und ſchmecken iſt bey euch ein Ding, wie es in der Stuben ſtehet.

Stadtſchr. Aber Anton! haben die Schwaben wirklich nur 4 Sinne? der Pfarr auf der Kanzel wird ihnen doch nicht ſo ins Geſicht lügen, wenns nicht wahr iſt.

Anton. Wie viel Sinne ſie genau haben, weiß ich nicht. Daß ſie indeſſen nur ihrer 4 zählen, hat ſeine Richtigkeit. Denn ſie ſagen: der Zucker ſchmeckt ſüß und die Roſe ſchmeckt ſo anmuthig, wie die Nelke.

Stadtſchr. Wenn Sie nun ſagen wollten: der Käſe riecht nicht gut, aber er ſchmeckt gut, wie unterſcheiden ſie das? —

Anton. Gar nicht, iſt ein Ding, wie der Pfarrer ſagt. Doch hört weiter und ſtört mich nicht in der Andacht.

Man muß Rauch machen, der Herrle kommt; der Schulmeiſter hat eine längere Naſen, denn der Pfarrherrle. Geht der Herrle in die Stuben, ſo langt er mit der rechten Hand und ſpaniſchem Rohr zum

Umhang am Bett, mit der Linken hat er ſein Bamſam-büchsle vor der Naſen und das Schnupftuch. Da fragt er: Wie ſtehts Kranker, wellt ihr bald ſterben, daß ich meinen Thaler bekomme? wollt ihr das H. Abendmahl? Da muß der Schulmeiſter das Schächtele uff den Tiſch ſtellen und den Feuerhammer, betet und plappert ſo etliche Sprüche dem Kranken vor, ohne Application, ohne Andacht, nach dem alten Schlendrian, und eilt wieder davon, als wann ihn die Wespen geſtochen. Stirbſtu, iſts gut, thut er dir eine Leichen-, oder leichte Predigt, auch wohl Lügen-Predigt aus einer alten Poſtillen, darauf er reutet; da heißt er dich einen ſeligen Mitbruder oder Mitſchweſter, Ey! wo kommt denn die Freundſchaft ſo ſchnell her? Ho! vom Thaler, den man ihm nach der Leich vor ſein Kuttenrecht geben muß. Iſt alſo nur ein Geldbruder. Probire es, wenn du noch geſund biſt, heiß den Herrle einen Mitbruder, wie geſchwind wieder ſein Angeſicht in Falten legen, alswenn die Stirn mit einem Pfirſchingſtein gebügelt wäre. Ja ſein ſchöner B Engel, die Frau Lothin, wird dir gar die Thür weiſen und die Stiegen hinunter werfen. Nur der Thaler macht die Brüderſchafft. Ich wollte dir Wunder über Wunder erzählen; aber ich muß eilen. Komm über 8 Tag, da das Evangelium oder dein Ewillig vom Waſſer- oder Trummelſüchtigen iſt, da will ich dir ein mehrs ſagen, dein Hirſchbrey brennt ſonſt an und deine Babel brummt ſodann wie ein Zeidelbär. Doch haſt du von angebranntem Brey noch dieſen Vortheil, daß dich kein Fuchs beiſt, wenn du in den Wald geheſt.

Weiter im Text: der ein einiger Sohn war ſeiner Mutter und ſie war eine Wittwe. Warum wird von ſeinem Vater nichts gedacht, magſtu denken. Hat er etwann keinen gehabt? O halts Maul! hörſt du nit, daß ſeine Mutter eine Wittwe. Hab ich doch niemal eine Wittwe geſehen, die einen Mann noch hat, oder nie keinen niemalen gehabt habe. Bleib mit deiner Weisheit daheim, der Eſel giebt dir Ohrfeigen. Frage viel-

mehr, was dieſer Jüngling für ein Menſch geweſen, bös oder fromm, gehorſam oder ungezogen, wie dein Bua, der alle Kürben, Märkt, Täntzen und Mägdlein nachlauft, der Nachts zu den Küheprieſtern in die Kammerläden hineinſteigt, der dir dein Korn hintern Haus zum Laden in den Säcken hinauswirft und dem Brandtenweinbrenner giebt, der unter der 5ten Bitt des Vater Unſers den Wirth mit der Kreiden verſtehet; der als eine Sau gern beym guldenen Lamm einkehrt, der einen Greiffen im Schild führet und das Fünffingerkraut gelernet; der ſich beym ſchwarzen Adler ſauvoll ſauft, und täglich den Stadtvogt, Ueberreuther, Packan und Grünbüttli mit ſeinem Plotzer und Flederwiſch förchtet. Holla! der wild Säuhergott kommt, packti, beym Büttel ſteht ein ſchwarzer mit der weiten Kutten, will dich mit deinem Küheprieſter boculiren; ja boculiren iſt ſchon vorbey, copuliren will er. Das Raupele, Stachele, Traubele, Större, der Beethochs iſt fort; der Juden Moſchi kommt, will das Bett holen, muſt 50 Fl. Straff geben. Holla! nur 10 Fl. Straff, 40 Fl. ſind die Unkoſten. Ja ſaubere Purſch ſeyd ihr, wer wird um ſolche Jünglinge, wann ſie ſterben, weinen. Dieſer Jüngling war außer Zweifel ein gehorſamer Sohn. O! wenn ich da zugegen geweſt wär, ich wollte ſie getröſtet haben, ich hätte mit meinem Schnupftuch ihr die Thränen abgewiſcht, wie ich ſehr oft den Todtkranken den Schweiß abgewiſcht, da andere Pfarrherrle eine Viertelſtund davon ſtehen. Noch eins fällt mir ein. Warum laſſen ſich die jungen Pfarrherrle theils jetzo Magiſter und nicht Pfarrer nennen? was iſt Magiſter? Narr iſt er. Ein Magiſter, Bauer! iſt ſo viel als einer, der noch ſo viel ſauffen kann, als ein anderer. Zu Jena und Wittenberg macht man die Magiſter vorm Thor beym Schlagbaum. Wenn die ſaubern Herrn Studio-Säu uff einem Klepper daher galoppiren, ſo fragt man, woher Herr Magiſter? Narr iſt er? aus Schwaben, Franken, da ſinds ſchon Magiſter, aber noch keine Pfarrherrn. Wart noch a bisle.

Nun weiter im Text. Und viel Volks gieng mit ihr. Wäre Main ein Ort, wie Rechenberg geweſen, hätteſt

du ſie nit zählen dörffen. Iſt eine Leiche bey uns, ſo zählet man 3 oder 4; der Pfarrer, Schulmeiſter und Todtengräber und der Kreutzträger. Ey! wie eine feine Brodceßion, ſagſt du Bauer! ja wol Brodceßion. Es heißt hier auch, wie jener Schulmeiſter zu ſeinen 3 Buben geſagt: Schelmen paart euch! der eine ſagte: Herr Schulmeiſter, ich will mit euch gehen. Wir haben hier wenig Leichen und auch wenig Leichenbegleitern. Gott Lob! daß ich und mein Schulmeiſter noch gute Gurgel haben. Wir fragen nichts darnach, der Metzgersbernt als Todtengräber ſtimmt auch mit, endlich ein paar Mädle und Weiberle, die muſiciren der Zeit ungleich beſſer und ſchöner als dort im Ländle, oder im Hälliſchen. Da ſingen die Kerls, daß einem die Zähn ein halbes Jahr davon wehe thun, wie ich ſelbſt vielmalen gehöret. Dennoch ſagte ein Bauer zu mir: mein Schulmeiſter ſingt nach den Knoten. Ja! verſetzte ich, er ſchreyt, wie der Bucephalus, Königs Alexandri Pferd und wie ein Ochs, den man ſchlagen will, ſperrt das Maul auf, wie des Jonä Wallfiſch; gantz Holl- und Braband kann man in ſeiner Gurgel ſehn, er dreht ſein Maul ſo geſchwind von einem Ohr zum andern, wie der Haan uffm Kirchthurm.

Weiter! Und der Todte richtete ſich auf und fieng an zu reden. Jetzt möchteſt du Bauer! gerne wiſſen, was er geredet? Mein! was hat er wohl geſprochen? Holla! es iſt mir und dir nit auf die Naſen gebunden. Halts Maul! weil die Schrift ſchweigt. Wunderlich kam mirs vor, als ich in Hamburg einen Todten ſah zu Grabe tragen. Die Träger hatten gelbe Röck mit ſchwartzen Schnüren, derer Träger wohl 10 neben dem Sarck theils hergiengen; die ſo trugen, tantzten gleichſam als wie Gaillard-Sprüng. Diß weiſt du nicht, was es iſt. Sie ſprungen ſo artlich und traffen mit einander überein, daß es nit ein Haar fehlete. Nun wann du heut zum Tantz hinaus lauffeſt und mit deiner Greth dem Küheprieſter gumpſt, ſo denke: alſo wird der Todt hupfen, wenn er dich zum Grab ſchicket. O daß der Herr von Brantenſtein, der ſchwartze Feind nicht in ſeine Fauſt lache und als ein Straßenräuber deine

Seel weghaſche. O Herr Je! du kommſt in ein erſchröckliches Quartier. Nu ich ſag dirs heut noch einmal in der Kürbi, denk an den Kehraus; denk an das Reimlein: Zum Todten-Kopf und Kürbenbraten ꝛc.

So habt ihr dann genung gehöret; die Zeit iſt euch lang worden, mir nit; ihr ſehnt euch nach der Kürbi, ich nit. Babel dort unten! wie ſtehts mit deiner Kürbi? Was kochſt? Ho! eine Suppen aus dem Höllhafen, die Lumpen hangen zum Laden hinaus, das beſte Vieh im Pfarrhauß iſt die Katz; die Krappen fliegen und ſchreyen übers Hauß, Knapp! Knapp! Knapp! Gebt ſchmal her, der Schmalhans iſt Küchenmeiſter. Gelt Babel dort hinten! bey dir iſts noch ärger? Schue verſoffen, barfus gloſſa; deinen Flachs haſt um Brandtenwein verhandelt, jetzt haſt kein Hemd anzuthun. O du verſoffene Greth! wart! wart! wie wirſt du eine ſchöne Himmelfarth bekommen! Hinter der Hecken muſt ſterben, die Krappen werden dir die Seelmeß leſen; in Brandt biſt gepfarrt, wo die jungen Gras- und Brandgeiſter logiren. O bekehre dich, iſt hohe Zeit, der Todt wart ſchon uff dich; ja er wird etwas rechts an dir erhaſchen und dir Brandtenwein in deine verſoffne Gurgel von Schwefel und Pech bereitet, einſchütten. O! es iſt alles vergebens. Du Geitzhals, ſchrey, ehe der Todt kommt, wie jener Müller im Hennebergiſchen! Appel, trag die Thaler herein, daß ich krappel. Krappelti du und der Deichſel. Wart, die Ducätlein werdenſ dich brennen; und alſo gehets allen unbußfertigen Sündern. Ich und noch einig wenige wollen das Brod bald im Reich Gottes eſſen. Ihr Fremden, richtet mich draus nit aus; ich bin ein Bauern-Prediger, ich muß gut teutſch, lutheriſch und bäuriſch predigen. Wenn ich gelehrte Leute, Doctores und dergleichen hätte, wollte ich ihnen auch hohe Sachen predigen; aber ihr verſteht das einfältige nit, das Gott erbarme!

Vor wenig Wochen gieng ich, friſche Luft zu ſchöpfen, ums Feld ſpatzieren, da begegnete mir ein ehrbarer catholiſcher Bauer, mit welchem ein und anders redete. Als aber noch weiter mit ihm ſprechen und fragen wollte, was er guts neues wiſſe, ſagte er: Herr!

ich habe das curre cito, kann nicht länger mit ihm reden. Ich fragte, wie er zu dieſem Lateiniſchen kommen und was es teutſch bedeute? Er ſagte: vor 14 Tagen hat mein Herr Pfarrer eine gantz kurze Predigt gethan, kaum ein Viertelſtund lang, und da er aus der Kirchen gieng, fragte ihn der Schultes: warum ſo ſchnell, Herrle? dieſer antwortete: ich hab das curre cito, kann dermalen nicht länger harren. Der Schulze verteuſchte es mir ſo Herr Pfarrer! beſſer, als ich verſtehen mocht, und gieng ſeinen Weg. Nun ſchlägts halb 11, jetzt iſts aus. Nun haſt du das curre cito, curre cito nach Hauß, zum Schmauß. Friß und ſauff nit alles allein aus; theil den Armen aus, ſie ſeyen, wo ſie wollen. Curre cito du Bauernknecht, du Daß di Botz! du Grethi von Memmingen, lauff zum Tantz, der Pfeifers jörgli iſt ſchon aufm Platz; curre cito Alte! ſieh zu, wie deine ſaubere Bengel hupffen; curre cito zum Todtenkopf, denk, was ich dir geſagt; curre cito zum Gebet, zur Buß, wenns Abend iſt; curre cito nach Hauß, ſteig nit in die Kammer zum Küheprieſter, ſonſt wann der Packan und ſeine Collegen kommen, ſo wird dirs curre cito zu ſpat werden. Hiemit haſt du deine Letze, wie die Bauernkinder in der Schul ſagen. Wer weiß, ob ich noch eine Kürben-Predigt mehr thun werde. Amen! Singt das Te Deum laudamus. Du Bauer ſchlag auf, thu deine feyertägliche Gurgel auf, kannſt ſie heut wieder ſchmieren. Amen! Amen! das hörſt du gern.

Anton. Na! wie gefallt euch die Predigt? —

Franz. Sehr ſchön! luſtig und erbaulich. Das muß man den Schwaben laſſen, ſie ſind ganze Prediger. Der kayſerliche Hoffprediger Pater Abraham iſt auch ein Schwab, und übertrift wohl dieſen noch. Den ſolltet ihr hören! Werd euch gelegentlich auch von dem eine Predigt vorleſen. Aber freylich, er ſchimpft auf die Lutheraner, wie Spörer auf die Katholiken und ſeine Amts-Brüder, das müßt ihr nicht übel deuten.

Stadtſchr. Wenn es der Text ſo mit ſich bringt, ſo muß niemand ein Blatt vors Maul nehmen. Geſchieht alles zur Ehre Gottes. Das iſt nicht anders. Wurſt wieder Wurſt.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Achte Woche.

Succeſsions-Krieg 1704.

Von Kindheit an hörte ich gern erzählen und ſah ſtets mit Sehnſucht dem Abend entgegen, wo ſich Anton und der Stadtſchreiber gewöhnlich bey meinem Vater einfanden und unter Franzens Vorſitz die Weltgeſchichten aufs Tapet brachten. Ich ſperrte alſo Maul und Ohren auf, als Franz wieder anhub:

Wir ſahen in Wien dem folgenden Feldzuge mit banger Erwartung entgegen. Das Glück ſchien den Kayſer ganz verlaſſen zu haben. Die Bayern und Franzoſen hatten nach den verlohrnen Schlachten bey Hochſtedt und Speyerbach ein ſo gewaltiges Uebergewicht in Deutſchland und Italien bekommen, und dabey ſtreiften die rebelliſchen Ungarn bis vor Wien, daß wir nicht anders erwarten konnten, als daß ſich jene Feinde vereinigen und bey der Kayſerſtadt zuſammentreffen würden, um uns mit Haut und Haar zu verſchlingen und der öſterreichiſchen Herrlichkeit ein Ende zu machen. Auf dringendes Anrathen hatte der Kayſer ſeinen zweyten Sohn den Erzherzog Carl feyerlich in Wien zum Könige von Spanien erklärt, und eine engliſche Flotte führte ihn dahin ab, in der Hoffnung, durch ſeine dortige Erſcheinung den Feinden einen Spahn einzuhauen. Leopold lag den ganzen Tag

 auf

auf den Knien, und betete um Sieg über ſeine Feinde und Erlöſung von allem Uebel.

Anton. Und nicht vergebens, ob ichs ſchon mit einem Bein bezahlt habe. Max machte ſich freylich gewaltig kraus, um deſtomehr, weil ihm der Tallard eine Verſtärkung von 13000 Franzoſen zugeführt hatte, welche die Augsburger ſo gewaltig zwackte, daß ſie 13 Tonnen Goldes hergeben mußten.

Stadtſchr. Dreyzehn Tonnen Goldes! das muß ein gewaltiger Schober ſeyn!

Anton. Das denk ich! Aber dafür kamen uns auch Moſes und die Prorheten zu Hülf.

Stadtſchr. Sichtbarlich? vom Himmel? —

Anton. Wie ihr wollt. Ich meyne den Prinz Eugen und 30,000 Engelländer und Holländer, die der Herzog von Marlborugh herbeyführte. Nun wuchs uns wieder der Kamm, denn das waren Kerls, die alle Haare auf den Zähnen hatten. Eiſenfreſſer! — lauter Eiſenfreſſer! —

Stadtſchr. Erſchrecklich! nun die müſſen freylich Zähne haben und Magens wie die Strauße! — Aber Anton! ihr lügt auch wohl.

Anton. Herr Stadtſchreiber! kommt mir nicht ſo. Sonſt freß ich euch ſelber, denn ich habs auch gelernt.

Stadtſchr. Um Gottes Willen! Anton! ſeyd wieder gut und macht kein ſo Bramarbas-Geſicht. Ich wills ja gerne glauben, und alles, was ihr ſagen wollt. Da könnt ihr gewiß auch Toback kauen?

Anton. Centnerweiſe, verſteht ſich; wenn nur viel wäre. Alſo Eugen, Marlborough und der Markgraf von Baden, die ſtellten ſich jetzt an der Spitze, und ſo brachen wir in Bayern ein.

Stadtſchr. Da iſt der Max gewiß gefreſſen worden.

An-

Anton. Wenigſtens ſein Land. Aber das war eine harte Nuß, an der ſich mancher die Zähne ausgebiſſen hat. Hatte der Max das Land verriegelt und verſiegelt, daß weder Katz noch Maus hineinkommen konnte, vielweniger eine Armee.

Stadtſchr. Der Tauſend! Hat gewiß hexen und beſprechen können.

Anton. Beynah wars ſo. Er hatte den Schellenberg zum Petſchaft genommen, iſt ein gewaltiger Berg! drauf hatten ſich die Bayern verſchanzt bis an die Zähne und weiterhin mit der Donau eine Linie gezogen. Nun geh mal einer hinein! —

Stadtſchr. Das iſt wahr! Ich hätte mir keinen Rath gewußt. Hab vors Erſchießen und Erſäufſen gleich ſtarke Averſion.

Anton. Glaubs gern. Seht mir ganz darnach aus. Aber Averſion hin, Averſion her. Eugen und Marlborugh wußten ſich ſchon Rath, und da hieß es: Vogel friß, oder ſtirb.

Stadtſchr. Gott ſey bey uns! iſt eine wahre Kriegsmoral! Na! ſchwammt ihr durch, durch die Donau? —

Anton. Wenn wir Fiſche geweſen wären und Floßfedern gehabt hätten. Aber ſo wurde commandirt: Marſch! das Spiel gerührt! auf den Schellenberg los! Und nun giengs los, was haſt du, was kannſt du. Piff! Paff! Puff! Rechts und Links! von unten und oben den halben Tag. Die Bayern ſtanden wie die Mauren, doch endlich — brachen wir durch; und nun war die Zauberkette um das ganze Land und das Thor von ganz Bayern geſprengt. Aber! aber! eine harte Nuß! — Viele! viele haben das Aufſtehn von beyden Theilen vergeſſen.

Franz. Zu Wien ſchöpften wir auf dieſe Nachricht wieder friſchen Athem. War lange keine gute Poſt gekommen. Jetzt wird ſich wohl der Max beſinnen und ein Wort mit ſich reden laſſen, ſagte der Kayſer, weil ihu das Feuer auf die Nägel brennt.

Anton. Ja! ein gewaltiges Feuer! Wir zündeten, wohin wir kamen, Städte und Dörfer an, um ihm die Augen zu öffnen. Die Tyroler-Schützen brachen von der andern Seite auch ein, um ſich zu rächen. Sie ſengten, brennten, plünderten und trieben das Vieh weg, um ihre zerſtörten Heerden zu recrutiren. Das ganze Land loderte in Flammen; allenthalben Jammern und Wehklagen der armen Leute zum Erbarmen! —

Vater. Barbariſch! — Unmenſchlich!

Franz. Leider! aber wer war Schuld? — Der Starrkopf Max war wie die Maus in der Falle. Leopold, Eugen, Marlborough, der König von Preußen, Maxens Gemahlin, ſeine Miniſter, Landſtände, Unterthanen alle flehten und baten den Churfürſten um Gottes Willen, er möchte doch endlich die Augen aufthun und ſich nicht länger von den Franzoſen am Narrenſeil herumführen laſſen, und ſein ſchönes Land zu Grunde richten. Er ſollte ſich doch ſchon bequemen, ſeinen Starrkopf brechen und die Franzoſen Franzoſen ſeyn laſſen. Es ſollte ſeinem Lande auch kein Haar mehr gekrümmt werden. Obenein bot ihm der Kayſer noch die Wiedereinräumung der Oberpfalz und das Fürſtenthum Neuburg an, wofür er den Churfürſten von der Pfalz hinlänglich entſchädigen wolle. Noch mehr! er ſolle das Gouvernement in den öſterreichiſchen Niederlanden auf immer erhalten; für ſeine Truppen, die ſich in den Dienſt der Alliirten begeben würden, wolle man ſtarke Hülfsgelder bezahlen; die

Juwe-

Juwelen, die er an die holländiſchen Mauſchel für fünfmal hunderttauſend Thaler verpfändet hätte, wolle man von der Gevatterſchaft erlöſen und ſeine ſtärkſten Bären in Holland abbinden — und zum Unterpfand alles deſſen ſollten die Städte Augsburg und Ulm in ſeinen Händen bleiben. Konnte man wohl mehr thun?

Vater. Das muß ein Starrkopf ſeyn, der Max! — Und es half alles nichts? —

Franz. Es hätte vielleicht geholfen, denn um ihn her loderte das ganze Bayerland in Flammen und ſeine Unterthanen verfluchten ihn bis in den Abgrund. Da er nun nicht wußte, wo aus noch ein, und alles auf ihn mit Bitten und Betteln losſtürmte, er auch ſeinen Untergang, den Ruin und Verluſt des Landes ſichtbarer vor Augen ſah, ſo bequemte er ſich endlich, nahm die Feder in die Hand —

Stadtſchr. Und unterſchrieb? — Gott ſey ewig Lob und Dank! die armen Bayern!

Franz. Und wollte eben unterſchreiben, als ein Kurier vom Tallard anlangte, mit der Nachricht, daß er ihm in wenig Tagen zu Hülfe kommen und ihn von allem Uebel erlöſen würde.

Stadtſchr. O! daß du doch lieber ein Bein oder gar den Hals gebrochen hatteſt!

Franz. Ein chriſtlicher Wunſch! denn viele tauſend Menſchen wären dadurch am Leben erhalten und Städt und Dörfer für Feuersbrunſt verwahret worden. Aber ſo hatte Max kaum das Hülfsverſprechen geleſen, als er die Feder wieder wegwarf, und ſagte: nein! nun mags ſchon bleiben. Der Kayſer möchte glauben, ich hätte mich ins Bockshorn jagen laſſen. Der Ehre wegen muß ich nun ſchon die Franzoſen erwarten.

Vater. Mit deiner verdammten Ehre! die deinen Unterthanen Gut, Blut und Leben koſtet.

Anton. Ja! nun gieng das Sengen und Brennen wieder von neuem an, und wir erhielten ſtrenge Ordre, auch keinen Schweinſtall zu verſchonen.

Stadtſchr. Die armen Schweine! auch die mußten für ihren Herrn büßen! —

Franz. Max hätte ſich auch beſſer zu einem Hirten über ſie, als zu einem Herrn über Land und Leute geſchickt. Denn was konnten dieſe für ſeinen Knorrnkopf und ſeinen Haß gegen den Kayſer? —

Vater. Gott verleihe uns doch ſchon aus Gnaden immer Regenten, die nicht auf ihrem Kopf, ſondern auf dem Wohl des Landes beſtehen! —

Das gebe Gott! ſchrien alle aus einem Munde und wurden ſo ernſt, als hätten ſie eine Predigt angehört. Es ward hierauf einige Minuten ſtille, denn der andächtige Wunſch meines Vaters, den ſie ſämmtlich aus Herzens Grunde bekräftigten, hatte ſie ganz aus dem Gleiſe gebracht. Das Geſpräch knüpfte ſich endlich wieder an, wie folget:

Merkwürdige Schlacht bey Höchſtedt 1704 den 13ten Auguſt.

Anton. Tallard hielt Wort. Dreyßig Tauſend Franzoſen führte er dem Churfürſten zu. Von mehr als 800 Offizieren begleitet machte er ihm ſeine Aufwartung, und ſoll geſagt haben: „Gnädigſter Herr! Hier bringe ich Euer Durchlaucht die unüberwindliche Armee, die Landau erobert, die Feinde am Speyerbach geſchlagen und trotz ihrer Tapferkeit, die Linien derſelben überſtiegen hat. Mit ihr werden Ew. Durchlaucht alle Schwierigkeiten überwinden und Ihre Entwürfe auszuführen im Stande ſeyn.“ Aber der

Menſch

Menſch denkt und Gott lenkt. Sechzig Tauſend Mann ſtanden uns nun gegen über, und 90 Kanonen ſperrten die Rachen wider uns auf.

Vater. Und wie ſtark wart denn ihr?

Anton. 52 Tauſend und 66 Kanonen; aber Eugen und Marlborough galten für ihre Perſon faſt auch ſo viel. Tallard und Max wollten uns überfallen, hatten aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Wir kamen ihnen zuvor. Mit Tages Anbruch brachen wir auf, giengen über den tiefen Nebelbach, und Mittags um 1 Uhr ſtanden wir ihnen im Geſicht. Den linken Flügel commandirte Marlborough, und brach wie ein Donnerwetter auf den Tallard los. Eine fürchterliche Kanonade, wie man ſie ſeit Erſchaffung der Welt wohl kaum gehöret hat! Die Dörfer Blindheim und Oberklau waren von den Franzoſen vollgepfropft und mit Batterien umgeben, die eine gewaltige Niederlage unter Marlboroughs Leuten anrichteten. Doch ließ ſich der Herzog nicht irren, und machte einen verſtellten Angriff auf dieſe Batterien. Tallard legte deswegen immer mehr Bataillone hinein, und ſchwächte dadurch ſeine Schlachtordnung. Das wars, was Marlborough wollte. Mit einemmal brach er nun auf die franzöſiſche Reuterey ein und ſprengte ſie. Sie flieht. Tallard ſammelt ſie wieder, und ſetzt ſich. Marlborough ſtürzt von neuem drüber her und bricht die Kette durch. Tallards Sohn fällt zur Seite des Vaters auf der Flucht, und er ſelbſt wird, bedeckt mit Wunden, gefangen. Die Fliehenden ſtürzen ſich in die Donau, und finden ihr Grab. Noch ſtehen indeß die Dörfer Blindheim und Oberklau wie eine Feſtung da. Unbekannt mit dem Schickſal ihrer geſchlagnen Brüder wehren ſie ſich, wie Verzweifelte. Sturm auf

Sturm!

Sturm! Rings umzingelt, abgeſchnitten und von allen Seiten geängſtigt kapituliren ſie endlich und ſtrekken das Gewehr.

Stadtſchr. Wo bleibt denn Eugen?

Anton. Auf den rechten Flügel, wo ich auch war. Wir nahmen den Churfürſt hier in die Mache. Zwiſchen uns und ihm lag ein gewaltiger Sumpf. Aber wir mußten durch. Wir griffen an. Max wirft uns zurück. Wir ſetzen uns wieder, ſtürzen drüber her, er wirft uns noch einmal zurück. Eugen ergrimmt. Vorwärts Burſche! ruft er noch einmal. Wir wagens. Mit der Piſtole in der Hand ritt Eugen hinter uns, und treibt uns von neuem ins Feuer. Zwey Reuter, die wieder Reißaus nehmen wollen, ſchießt er ſelbſt vor den Kopf, und ſtreckt ſie zu Boden. Vor uns Todt, hinter uns Todt. Nun giengs an ein Metzeln. Da kam eine Kanonkugel und — weg war mein Bein. Ich ſtürzte. Die Armee gieng vorwärts. Max war geſchlagen, und floh.

Vater. Armer Anton!

Anton. Ja wohl arm, wenn man nur ein Bein hat. Ich konnte mich nicht gleich wieder zu Frieden geben und war untröſtlich. So ernſthaft bin ich all mein Lebtage nicht geweſen. Aber um und neben mir lagen viele, die noch weit mörderlicher zugerichtet waren. Wenn man ſo unter freyem Himmel in ſeinem Blut auf dem Schlachtfelde liegt, nichts als Leichen und Verſtümmelte und Feldſcheers und Feldpredigers ſieht, nichts als Winſeln und Röcheln und in der Ferne den Kanonen-Donner hört, ach Gott! da lernt man wohl bethen. Die Welt kümmerte mich nicht mehr, ich machte mich nur mit dem Himmel bekannt, denn ich glaubte gewiß von dieſer Stelle meine

Reiſe

Reiſe dorthin anzutreten. Doch — Gott nahm mich nicht in meinen Sünden hin.

Stadtſchr. Hätte nicht geglaubt, Anton! daß ihr auch ſo ernſthaft ſeyn könntet.

Anton. Habs wohl gelernt, Herr Stadtſchreiber. Und ſo oft ich an jenen Tag gedenke, vergeht mir das Lachen. Ich wurde endlich weggebracht und nach unſäglichen Schmerzen im Lazareth geheilt.

Vater. Und die Bataille? —

Anton. Ja! die vergaß ich ganz und gar. Das war ein Sieg! ein herrlicher, ein ſchrecklicher Sieg! Man wirds kaum glauben, aber es iſt wahr. Zwanzig Tauſend Franzoſen und Bayern bedeckten todt oder verwundet, das Schlachtfeld.

Vater. Mörderiſch! mörderiſch! Zwanzig Tauſend! Wenn ich mir das vorſtelle! Unerhört! Zwanzig Tauſend. — Und gefangen?

Anton. Ueber funfzehn Tauſend: Wenn man noch die dazu rechnet, die in der Donau erſoffen ſind, ſo kann man ſicher annehmen, daß die franzöſiſch-bayriſche Armee an dieſem Tage vierzig Tauſend Mann eingebüßt hat.

Stadtſchr. Gott im Himmel! was iſt das für eine Schlacht geweſen! ſo lange die Welt ſteht, iſt ſo was wohl kaum gehöret worden.

Anton. Und außerdem noch eroberten wir 5400 Proviantwagen, 34 Kutſchen mit franzöſiſchen Damen, 330 beladne Maulthiere, 127 Kanonen, 24 Mörſer, 129 Fahnen, 15 Standarten, 17 Paar Pauken, 3600 Zelte, die ganze Kriegskaſſe, Feldkanzley, Feldapotheke und Gott weiß! was alles noch mehr.

Franz. Aber ihr hattet doch auch brav ſitzen laſſen.

Anton. Kann das wohl anders ſeyn? — Mit Todten und Verwundeten, worunter ich auch war, 11695 Mann.

Franz. Dem Kayſer ahndete es, daß ſo was vorfallen würde, oder hatte es Eugen ihm auch geſchrieben. Genung! drey Tage hintereinander wurden auf ſeinen Befehl in allen Kirchen Wiens außerordentliche Gebete gehalten, und nun kam die Freuden-Poſt. Es war kein Wunder, daß man ſie als eine Erhörung des kayſerlichen Gebets betrachtete.

Stadtſchr. Nun da wird König Ludwig den Kopf gehängt haben.

Franz. Er ſoll untröſtlich geweſen ſeyn. Seine Maitreſſe, die Maintenon wollte ihm wieder Muth einſprechen. Aber er ſoll geſeufzt haben; ach! Madame! bedenken Sie, dreyßig Bataillons Franzoſen zu Kriegsgefangnen! —

Vater. So? Biſt mir auch der Rechte. Und die Verwundeten und Erſchlagnen kümmerten ihn nicht? —

Franz. Leider! ſo ſcheints. Eben ſollte ein großes Feuerwerk abgebrannt werden, als Ludwig die Schreckens-Poſt erhielt. Geſchwind wurde alles wieder abbeſtellt und als jemand die Arbeiter fragte, was das bedeuten ſollte? antworteten ſie: Wir packen das Freudenfeuer ein, um es an den Kayſer zu ſchicken; denn hier können wir es nicht mehr brauchen. Aber das war auch ein Jubel in Wien.

Stadtſchr. Und was ward denn aus dem Starrkopf Max? —

Anton. Er gieng mit den Franzoſen auf und davon und ließ ganz Bayern im Stich, das ſich der Kayſer vor der Hand zu Gemüthe zog und ihn ſeines

Lan-

Landes für verluſtig erklärte. Die Wiedereroberung Landaus ſetzte zuletzt dem Feldzuge die Krone auf, aber ich war nicht mehr dabey.

Charlotte, Königin von Preußen, ſtirbt den 1ten Februar 1705.

Der Gaſtwirth vom blauen Hecht trat ein und bat meinen Vater inſtändigſt, übermorgen als Sonntags Muſik und Tanz halten zu dürfen; gab anbey auch nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ihm dafür über jedes Aug einen großen Thaler und für jedes Ohr einen Haſen hängen wolle, damit er zum Wohl des allgemeinen Beſten weder hören noch ſehen möge.

Vater. Daraus wird nichts, Meiſter Grimm! und wenn ihr mir ein Paar Rehböcke als Ohrgehänge ſchenktet und ſtatt der Brillengläſer Gold einfaſtet und mir auf die Naſe ſetztet, daraus wird nichts.

Meine Mutter ſah den Vater mit barmherzigen Augen an, als wollte ſie ſagen: habe doch chriſtliches Mitleid! —

Hechtwirth. Ach! ſo drucken Euer Geſtrengen doch ſchon ein Auge zu.

Vater. Ich kann nicht. Ihr wißt, die gnädigſte Königin Charlotte liegt noch auf der Baare, die Landtrauer hat kaum angefangen, die Orgel in der Kirche darf nicht einmal gerührt werden, und ich ſollte das zugeben! —

Hechtwirth. Ach! wollte Gott, die hohen Häupter wären alle unſterblich. Ich gönnte es ihnen von Grund der Seele. Ihr Todt macht allemal dem Gaſtwirth einen Strich durch die Rechnung. Ich armer, geſchlagner Mann! Ich hatte auf den Faſching ge-

gerechnet und den ganzen Keller voll Bier geſchafft. Das wird mir nun alles ſauer, denn in der Faſten leiden die Leute ohnedem Durſt. Was ſoll ich nun machen? —

Stadtſchr. Stille Muſik, Meiſter Grimm! ſtille Muſik. Iſt eine neue Erfindung und unverboten. Beſtreicht die Bogen mit Talg, und hört ihr denn auch keine Muſik, ſo ſeht ihr ſie doch.

Hechtwirth. Guter Rath iſt nicht zu verwerfen. Das läßt ſich hören.

Stadtſchr. Bey Leibe nichts hören und hören laſſen, ſonſt verfallt ihr in Strafe. Aber ſehen wirds ſich ſchon laſſen, dafür ſteh ich. Möchte ſchier ſelbſt zuſehen, was unſer Kunſtpfeiffer für Pausbacken aufblaſen und für Geſichter ſchneiden wird, wenn ihr ihm die Trompete verſtopft.

Hechtwirth. Wenns denn nicht anders iſt, ſo ſeys denn ſtille Muſik. Geht das Bier nur ab, das andre kümmert mich nicht. —

Er machte einen Katzenbuckel, brummte in den Bart und gieng ab.

Vater. Thut mir leid um den armen Schelm und ſein Bier; aber ich kann nicht helfen. — Iſt eine ſeltne Frau geweſt, die Königin Charlotte! ein königliches Weib! —

Stadtſchr. Und gelehrt! unergründlich, wie ein Faß, das keinen Boden hat. Die hat dem Leibnitz oft eingeheitzt! —

Mutter. Ja wie ſo? —

Stadtſchr. Ey! mit Fragen, mit lauter Fragen. Einſt wurde er ganz rappelköppiſch darüber, und ſagte: der Kuckuck mag Ew. Majeſtät Genüge thun. Sie wollen noch immer das Warum vom Darum wiſſen.

Vater. Ja! ja! profitirt mag ſie ſchon immer was von ihm haben, ſonſt könnte ſie nicht mit ſolchem Heldenmuth geſtorben ſeyn.

Stadtſchr. Nicht wahr? Als der franzöſiſche Prediger La Bergerie zu ihr ans Bette trat und ihr ein Wort des Troſtes zuſprechen wollte, bedankte ſie ſich ſeiner Dienſte und fiel ihm ins Wort: „laſſen Sie mich nur ruhig ſterben, ohne viel zu disputiren. Ich habe zwanzig Jahre lang über die Religion ernſtlich nachgedacht und die Bücher, die davon handeln, aufmerkſam geleſen. Es bleibt mir daher nicht der geringſte Zweifel deswegen übrig und Sie können mir alſo nichts weiter ſagen, was mir nicht ſchon bekannt wäre. Ich verſichere Sie hellig, daß ich ruhig ſterbe. Ich ſterbe als Ihre gute Freundin, leben Sie wohl." —

Vater. Das klingt ſchön, iſt wahr. Aber im Chriſtenthum ſcheint ſie mir eben deswegen nicht ſo recht tacktfeſt geweſen zu ſeyn.

Stadtſchr. Wir wollen nicht richten. Wenigſtens war ſie von ihrer Unſterblichkeit und ihrer Fortdauer nach dem Tode feſt überzeugt. Ich hätte wohl hören mögen, wie ſie zum Fräulein von Pöllnitz geſagt hat: „warum weinen Sie doch? glaubten Sie denn, daß ich unſterblich ſey?" und ihren Bruder, den Erzherzog Ernſt Auguſt, der ganz verzweifeln wollte, tröſtete ſie: „der Tod iſt mir nicht fürchterlich, denn ich ſeh ihn ſchon ſeit langer Zeit als unvermeidlich an."

Mutter. Ja! was hat das mit der Unſterblichkeit zu thun? —

Stadtſchr. Aber ſie ſagte ja auch zum Fräulein von Pöllnitz. „Bedauren Sie mich nicht. Jetzt wird meine Wißbegierde über den Grundſtoff aller

Dinge,

Dinge, über Raum, Unendlichkeit, Seyn und Nichtſeyn, was Leibnitz doch nie ganz aufs reine bringen konnte, endlich einmal geſtillet werden.“

Vater. Das heißt ſich auf den Himmel freun, wie ein Kind auf eine höhre Schulklaſſe.

Stadtſchr. „Mein Gemahl wird ſich auch tröſten,“ fuhr ſie fort. „Denn bey meinem Begräbniß wird er wieder einmal Gelegenheit haben, ſeine ganze Pracht und Herrlichkeit an den Tag zu legen. Ach! was für unnütze Ceremonien ſtellt man doch um dieſen Körper an.“ —

Vater. Sie hat wahr geredet. Die Eitelkeit, die leidige Eitelkeit iſt und bleibt nun ſchon des Königs Steckenpferd. Das Begräbniß ſoll prächtig geweſen ſeyn.

Stadtſchr. Königlich! ich möchte es wohl, wie die Krönung, im Schattenſpiel oder im Guckkaſten ſehn. Vielleicht kömmt der Laternmann wieder durch. Sie ſtarb doch in Hannover und die Leiche ward nach Berlin gebracht. Aber wie? — In allen Städten, durch welche der Leichnam kam, wurde demſelben eben die Ehre erwieſen, als wenn die Königin am Leben wäre. Es ward mit den Glokken geläutet; die Kanonen wurden gelöſet; die Garniſon und die Bürgerſchaft traten ins Gewehr; die Geiſtlichkeit, die Magiſträte und die ſämmtlichen Glieder der Juſtizcollegien, alle in ſchwarzen Mänteln,

teln, empfiengen ihn an den Gränzen ihres Gebiets, und führten ihn in Prozeßion in die Hauptkirche des Orts. Hier wurde der Sarg auf ein Trauergerüſt geſtellt und der erſte Geiſtliche hielt eine Trauerrede, während die Kirche die ganze Nacht hindurch erleuchtet war. Am folgenden Morgen wurde der Leichnam wieder mit eben den Ceremonien bis an die andere Gränze des Gebiets begleitet.

Vater. Das nenn ich beſermont und beceremont!

Stadtſchr. Und iſt doch nur erſt das Vorſpiel. Fünf Monate ſoll der Leichnam in der alten Schloßkirche zu Berlin auf einem Trauergerüſt ſtehen bleiben, bis alles zu ſeiner feyerlichen Beyſetzung fertig ſeyn wird. Und in fünf Monaten läßt ſich doch ſchon etwas in Stand ſetzen. Bis dahin brennen ununterbrochen 3000 Wachskerzen oder Lampen am Sarge. Der Anſchlag des Trauergerüſts in der Domkirche iſt allein auf 80,000 Thaler gemacht. Daraus kann man auf das übrige ſchließen. Wenn doch ſchon der Schattenſpieler wieder käme! —

Vater. Iſt aber doch lauter unnütze Verſchwendung, und Schade um das viele Geld.

Stadtſchr. Was hilfts? — Der König will der ganzen Welt zeigen, wie lieb er ſie gehabt habe. Auch ſoll das königliche Schloß zu Lietzenburg bey Berlin, wo ſie ſich am liebſten aufzuhalten pflegte,

zu Ihrem Andenken auf ewige Zeiten Charlottenburg genennet werden.

Vater. Brav genung von dem Herrn, da ſie doch immer ſo ſehr kalt gegen ihn gethan haben und ſo wenig zärtlich geweſen ſeyn ſoll, weswegen ſie einander zuletzt nur bloß öffentlich geſehen haben. Auch gefällt mirs nicht ſo recht, daß ihre Lebensart ſo ſehr von der, die der König führte, abwich. Es ſoll ſich gleich oft getroffen haben, daß wenn man bey ihr vom Abendeſſen weggegangen iſt, man geradesweges zum König zur Morgen-Cour gegangen iſt. Solche Nachtſchwärmereyen taugen nichts, und können auch wohl ihren Todt beſchleunigt haben. Was hatte ſie nach Hannover in der größten Kälte zu reiſen, da ſie ſich in Berlin ſchon unpäßlich fühlte, und dort noch obenein auf den Ball zu gehen? —

Stadtſchr. Und doch erſchrack der König über ihre Todespoſt ſo ſehr, daß er in Ohnmacht fiel und man ihm eine Ader öffnen mußte. Als er wieder zu ſich kam, war er ganz untröſtlich.

Vater. Darum gebe Gott, daß alle ſeine Nachfolger von ihren Gemahlinnen deſto inniger und herzlicher geliebt werden, und auch des häuslichen und ehlichen Glücks auf der Erde froh werden mögen. Dann haben ſie den Himmel auf der Welt.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Neunte Woche.

Peter der Große, Kayſer von Rußland.

Es iſt mir wohl recht ärgerlich, daß ich troz aller Weisheit und meines ungeheuren Gedächtnißkaſtens, den meine Leſer gewiß bewundert haben, doch nur immer noch ein Grünſchnabel bin, der aus eigner Erfahrung nicht mit ſprechen kann. So gern ich alſo auch ſagen möchte, daß ich als ein Junge von 5 Jahren ſchon alles ſelber mitgemacht hätte, ſo mag ich doch all mein Lebtage nicht mehr lügen, weil mir mein Vater für den erſten Verſuch in dieſer ſinnreichen Wiſſenſchaft nicht nur einen derben Schilling aufzählte, ſondern auch für die Zukunft ſo reichlich pränumerirte, daß ich dieſer ſaubaren Kunſt auf immer entſagte. Etwas Anlage dazu mochte ich wohl freylich angeerbt und mit auf die Welt gebracht haben, aber es geht mir damit ganz wie jenem Lieutenant, den der Feldprediger auf ſeinem Sterbebette fragte, weß Glaubens er denn eigentlich ſey, da er niemals in eine Kirche gekommen wäre? Er antwortete: von Haus aus bin ich wohl eigentlich lutheriſch, aber ich treibs ſchon lange nicht mehr. Gelegentlich will ich alſo allen Eltern dies Spezificum von ungebrannter Aſche empfohlen haben, wenn etwann ihre Söhne und Töchter Anlage zu jener edlen Wiſſenſchaft mit auf die Welt gebracht hätten. Probatum eſt! es hilft.

Wie geſagt, lügen mag ich nicht. Ich muß mich alſo vor der Hand noch mit meinem Vater, dem Stadtſchreiber, dem Vetter Franz und ſo weiter behelfen und ſo lange durchſchlagen, bis ich ſelbſt ein geſcheutes Wort mit ſprechen kann. In der Ankündigung meines Lebenslaufs habe ich verſprochen, mich beſonders auf das liebe deutſche Vaterland einzuſchränken, und mich darum nicht zu bekümmern, was hinter fremden Backöfen paßirt iſt. Mit wenigen Ausnahmen von der Regel werd ich das auch treulich halten, weil meines Lebenslaufs ſonſt kein Ende ſeyn würde, und es mit den Leuten, die das Ende nicht finden können, eine ſchlimme Sache iſt. Huſch! wie der Wind über die Stoppel werde ich alſo über das Ausland wegfahren, wo es doch Schade ſeyn würde, es gar nicht zu berühren. Und wenn ich, wie ein Zugvogel, mich unterwegs da manchmal aufſetze, ſo werde ich blos von merkwürdigen Perſonen deſſelben ein Wörtlein fallen laſſen, ihre Ländergeſchichten aber mit gänzlichem Stillſchweigen übergehen.

Ich gebe alſo aus meines Vaters und ſeiner Conſorten Munde heut ein Speziälchen von dem berühmten Großvogel, Peter dem Großen, Kayſer von Rußland, der damals Teutſchland und faſt ganz Europa durchflog, zum Beſten, weil die Augen der ganzen Welt vorzüglich auf Ihn gerichtet waren, und er auch wohl unſtreitig der merkwürdigſte Mann des ganzen Jahrhunderts iſt.

Vater. Den rußiſchen Czaar Peter habt ihr in Wien bey ſeiner Durchreiſe doch wohl auch noch geſehen? —

Franz. Allerdings! iſt ein außerordentlicher Mann! Er macht die wilden Ruſſen zu Menſchen, nachdem er ſelbſt erſt ein Menſch geworden iſt.

Stadt-

Stadtſch. Was war er denn vorher? —

Franz. Ein Wilder! ein Barbar! ſo was unwiſſendes läßt ſich kaum gedenken, als er — geweſen iſt.

Vater. Alſo nicht mehr. Hat ihn doch die Reiſe ſo abgehobelt? —

Franz. Ganz und gar. Da ſieht man, was ein guter Rathgeber vermag, wenn er einen gelehrigen Schüler hat.

Vater. Ihr meint gewiß den Le Fort, den berühmten Genfer.

Franz. Den mein ich. Das Schickſal hatte ihn nach Rußland getrieben, wohin bis jetzt wenig vernünftige Menſchen, wegen der Wildheit der Einwohner kamen. Le Fort bekommt Zutritt zu dem wilden, grauſamen Czaar, ſchmeichelt ſich ein und ſetzt ihm ins Ohr, was er für ein gewaltig gefürchteter Potentat in ganz Europa werden könne, wenn er ſeine wilden Horden umzuſchaffen und ſeine Soldaten auf europäiſchen Kriegsfuß zu ſetzen vermöchte. Vor allen Dingen müßte man ſich aber auch auf den Schiffbau legen, damit er Flotten ausrüſten könne.

Vater. Wußte man davon ſonſt nichts in Rußland? —

Franz. So viel als gar nichts. Der Czaar ſelbſt, welcher jetzt der größte Bootsmann und Schiffsbaumeiſter iſt, hatte eine ſolche Furcht vor dem Waſſer, daß ihm der Angſtſchweiß ausbrach und er Zukkungen bekam, wenn er nur über einen Bach gehen ſollte. So hat ihn der Le Fort umgeſchaffen! —

Vater. Muß der Le Fort überhaupt ein toller Chriſt geweſen ſeyn. Denn hab ich mein Lebtage gehört, daß ein Menſch, der im Tode liegt, anſtatt ſich vorbeten zu laſſen, ſich ein heidniſches Lied (Aequam

memento rebus in arduis etc.) vorleſen und Pauken und Trompeten lärmen läßt, und ſo den Geiſt aufgiebt. Bey dem hieß es recht: luſtig gelebt und luſtig geſtorben.

Stadtſchr. Aber kann der Czaar wirklich eigenhändig Schiffe bauen, wie man ſagt? —

Franz. Troz einem. Hört nur, wie er dazu kam. Le Fort rieth ihm ſein ganzes Land umzuſchaffen. Das war natürlich ein ſchwer Stück Arbeit, denn man hat mit einem Eſel genung zu thun, um ihn klug zu machen, geſchweige denn mit Millionen. Aber Peter hatte nun einmal ſeinen Kopf aufgeſetzt, und der iſt von Eiſen. Zuerſt ſuchte er Ausländer ins Land zu ziehn, aber die wollten nicht recht anbeiſſen, und mit einer Hand voll geſcheuter Leute war auch nicht viel anzufangen. Dann zwang er die ruſſiſchen Junker in die Fremde zu reiſen, und ſich da den Kopf aufräumen zu laſſen. Endlich kam er auf den Gedanken, daß das wohl alles nicht viel helfen würde, wenn er die Welt nicht ſelbſt mit Augen säh und ſich abhobeln ließe, um regieren zu lernen. Der Kayſer machte ſich alſo auf den Weg, wie ein Handwerkspurſche. —

Stadtſchr. Mit ſeinem Ranzen auf dem Pukkel? —

Franz. Das wohl nicht. Er nahm ein Gefolge von 200 Perſonen mit, aber wie ein Handwerkspurſche durchkroch er alle Werkſtäten, und gieng da in die Lehre; ließ ſich auch ordentlich aufnehmen und in die Innung einſchreiben.

Vater. Das iſt wahr, ſeine Lehrbegierde iſt weltbekannt; alles wollte er ſehen und hören. Da fällt mir ein Spaß aus Königsberg ein, wo er bey ſeiner Durchreiſe den Churfürſten beſuchte. Alles war

ihm

ihm neu, und er konnte ſich nicht ſatt fragen. Unter andern erkundigte er ſich auch, wie hier zu Lande die Miſſethäter beſtraft würden? Man antwortete ihm, daß ſie theils gehängt, theils auch gerädert würden. Rädern? fragte er: wie iſt das. Und da mans ihm beſchrieben hatte, antwortete er: o! das muß ich ſehen! das muß ich ſehen! Mein Herr Bruder, der Churfürſt wird mir wohl die Freundſchaft erzeigen und zum Spaß einen rädern laſſen. Recht gern! antwortete Friedrich, wenn wir nur einen Verbrecher hätten. Man ſchickte an die Gerichte, ob kein Verbrecher vorhanden wäre, der ſolchen Todt verdient hätte? und die Antwort war nein! der Churfürſt entſchuldigte ſich alſo höflichſt, daß er dermalen nicht im Stande wäre, ſeinem hohen Gaſt mit einer ſolchen Luſtbarkeit aufzuwarten. O! wenns weiter nichts iſt und es nur daran liegt, antwortete der Czaar, dem iſt wohl abzuhelfen. Niclas! rief er ſeinem Bedienten zu; mach dich parat, du ſollſt gerädert werden! Der arme Schelm, gewohnt als Ruſſe und Sclav blindlings zu gehorchen, ſo wie es in China die höchſte Gnade iſt, ſich in Gegenwart des Kayſers mit eigner Hand den Bauch aufſchneiden zu dürfen, bedankte ſich für die Kayſerliche Gnade, und ſagte: es iſt mir eine große Ehre, und ich ſtehe zu Befehl.

Stadtſchr. Und ſo ward er gerädert? —

Vater. Allerdings wäre es geſchehen, wenn nicht der gnädige Churfürſt um Gottes Willen für ihn gebethen und mit Hand und Fuß dagegen proteſtirt hätte.

Stadtſchr. Gott ſey ewig Lob und Dank! daß ich nicht die Gnade habe, ſein Diener zu ſeyn.

Vater. So kurz angebunden war er immer. Ein andermal läßt ein churfürſtlicher Bedienter bey der Tafel einen ſilbernen Teller fallen, wovon natürlich ein großes Klirren entſtand. Der Czaar erſchrickt, fährt auf, greift nach dem Degen und will einhauen, in der Meynung, man wollte ihn ermorden. Man bringt ihn endlich zum Beſinnen und verſtändigt ihm den Vorfall. Aber er beſtand drum darauf, der Kerl ſolle dennoch vor ſeine Unvorſichtigkeit und den ihm verurſachten Schreck exemplariſch beſtraft werden, was ihm der Churfürſt auch verſprach. Zum Glück hatte man einen Miſſethäter, der zum Staupbeſen verurtheilt war. Man vollzog in ſeiner Gegenwart die Execution und gab ihn für den Bedienten aus, wodurch denn der Zorn des Czaars wieder verrauchte.

Franz. Von Komplimenten hielt er nichts, wie der regierende Bürgermeiſter in Danzig am beſten erfahren hat. Denkt euch den Spaß! Czaar Peter langt Sonntags Vormittags an, als eben die Thore geſchloſſen werden ſollten, weil der Gottesdienſt ſeinen Anfang nahm. Die Leute waren ſämmtlich ſchon in der Kirche und hielten es für nöthiger ihrem Gott zu dienen, als wie die Gänſe den rußiſchen Czaar Peter zu begaffen. Er langt im Gaſthof an und wundert ſich in einer ſo großen Stadt ſo wenig Leute zu ſehen und alles ſo todt zu finden. Der Wirth ſagt ihm, wo der Knoten läge und daß die ganze Chriſtenheit in der Kirche verſammlet ſey: Nun ſo führe mich auch hin, antwortete Peter, ich muß alles ſehen. Das geſchieht. Natürlich führt ihn der Wirth in die vornehmſte Loge, wo der regierende Senat der Andacht pflegte und die im Angeſicht der ganzen Kirche lag. Der Bürgermeiſter, ſchon von der Thorwache von der Ankunft des Czaars unterrichtet, wollte eben zur Loge her-

herausſtreten, um Ihm ſeine Ehrfurcht zu bezeugen, als Peter eintrat und auf den vornehmſten durch einige Stuffen erhabnen Platz hingewieſen wurde. Dadurch entſtand eine kleine Störung, aller Augen ſind auf den Czaar gerichtet und der Paſtor kam ſchier aus dem Konzept. Der Czaar ſetzt ſich hin und hört andächtig zu, und der Bürgermeiſter in ſeiner großen Ellen langen Alongen-Perüque neben ihn. Peter mochte ſich etwas erhitzet und geſchwitzet haben, und da er eine Zeitlang geſeſſen hatte, kommt es ihm etwas kalt an den Kopf. Was geſchieht? — Raps! nimmt er dem regierenden Bürgermeiſter die große Allongen-Perüque ab und ſetzt ſie ſich auf, und jener ſaß nun mit bloßem Haupte da. Uebrigens blieb der Czaar ruhig ſitzen und hörte aufmerkſam und andächtig zu, bis ans Ende der Predigt, dann ſetzte er ſie dem Bürgermeiſter wieder auf und ſagte: da haſt! — Was dieſer für ein Geſicht dazu machen und was das für ein Anblick in der Kirche ſeyn mochte —

Stadtſchr. O Jemine! der Affe gar poßirlich iſt! — A propos! ihr wolltet ja auch von ſeinen Künſten und Handwerken was zum Beſten geben.

Franz. Ja! ihr müßt nicht etwann denken, daß er nur lauter ſolche Eulenſpiegelſtreiche machte, da würdet ihr ihn ſehr verkennen. Er iſt ein großer Mann und möchte wohl in dem ganzen Jahrhuudert kaum einer ſeines Gleichen noch zum Vorſchein kommen. Daß Regenten auf dem Thron große Helden und Staatsmänner ſind, iſt eben nicht ſo gar unerhört. Aber Peter iſt nicht nur groß im Großen, ſondern auch groß im Kleinen. Er pfuſchert nicht nur in alle Künſte und Handwerker, ſondern iſt auch in vielen Meiſter und arbeitet in der Werkſtatt mit ihnen

nen um die Wette, und könnte auf mehr als einer Profeßion troz dem beſten Altgeſellen wandern.

Vater. Und zum Exempel?

Franz. Er iſt ein Grobſchmidt und hat darinn, wie in allen ein Probe- und Meiſterſtück geliefert. Dies Handwerk lernte er, wie alles nebenbey, ohne ſeine Regierungsgeſchäfte zu verſäumen, denn ſonſt wäre das nicht an ihm zu loben, zu Iſtia auf dem Müllerſchen Eiſenwerk. Als ers nun begriffen, ſo machte er ſein Probeſtück von geſchmiedeten Stangeneiſen. Seine Hoffjunker und Kammerherrn, ich hätte ſie dabey wohl ſehen mögen! mußten Kohlen herbey tragen, das Feuer aufſchüren, die Blasbälge ziehen und dergleichen. Peter, wie gewöhnlich bey ſolcher Arbeit in bloßen Armen, macht ſich nun ans Werk, und thut nicht blos ein Paar Schläge aus Curioſite nach Art der großen Herrn, ſondern ſchmiedet an einem Tage 18 Pud, das ſind 720 Pfund und war kein Spaß. Als er nun in ſeine Reſidenz Moskau zurückkommt, geht er zum daſigen Eigenthümer des Eiſenwerks Werner Müller, lobt ſeine Anſtalten zu Iſtia und frägt ihn, wie viel daſelbſt ein Meiſter im Stückwerk für das Pud Stangeneiſen Schmiedelohn bekäme? — Drey Köpecken, oder ein Altin, antwortet Müller. Gut dann! ſagt der Czaar, ſo bezahlſt du mir auch 18 Altin, denn ſo viel habe ich zu fordern und verdient. Müller geht zu ſeinem Geldkaſten und zählt ihm 18 Ducaten auf, mit den Worten: einem Arbeiter, wie Euer Majeſtät kann man für das Pud weniger nicht bezahlen. Peter ſchiebt ſie zurück und ſagt: nimm deine Ducaten; ich habe nicht beſſer gearbeitet, als die andern Meiſter, und das gewöhnliche bezahle mir auch, mehr aber nicht. Sieh! ſagte er, und zeigte ihm die Schuh an ſeinen Füßen;

ſie

ſie ſind ſchon einmal beſohlt und haben ſchon wieder ein Loch; für die 18 Altin will ich mir ein Paar neue kaufſen. Er nahm ſie denn und fuhr in die Buden, und kaufte ſich auch würklich ein Paar Schuh, welche er ſeinen Hofleuten zeigte und ſagte: die hab ich mir ſelbſt mit harter Hände Arbeit verdient.

Vater. Brav! es kann nicht ſchaden, wenn die Großen aus eigner Erfahrung wiſſen, wie ſauer dem Armen ein Paar Schuhe werden.

Franz. Er iſt auch ein Drechsler troz einem, doch hätte ich nicht um ihn arbeiten mögen. Er hat ein ſehr großes Zimmer, worinn alle nur mögliche Drechſelbänke ſtehen. Sein Meiſterſtück darinn iſt ein ſehr großer Kronleuchter von Elfenbein mit 50 Armen, in der Form eines ringsum ausſtrahlenden Sterns, den er für die Hauptkirche in Petersburg eigenhändig verfertigt hat. Doch arbeitet er nicht blos zu Hauſe, ſondern auch oft in der Werkſtatt ſeines Drechslermeiſters Andreas Nartoff. Dieſer hatte einen Lehrpurſchen, den der Czaar ſehr wohl leiden mochte, und welcher befehligt war, dem Kayſer jedesmal, wenn er ſich an die Drechſelbank ſetzte, die Mütze abzunehmen. Wie nun bey Petern alles flink ſeyn muß, ſo war der Junge zu ſeinem Glück und Unglück nur zu flink geworden. Einſt ſetzt ſich der Czaar auch an die Arbeit, und mein Junge greift geſchwind nach der Mütze, aber unglücklicher Weiſe ſo tief, daß er einen Schopf Haare mitfaßt und den Kayſer erbärmlich zauſt. Dieſer ſchreyt vor Schmerz laut auf, und greift nach ſeinem Hirſchfänger, hätte auch dem armen Jungen ſicher den Kopf geſpalten, wenn er nicht Reißaus genommen hätte und heut noch wiederkommen ſollte.

Stadtſchr. Das iſt ein entſetzlicher Jachzorn, noch ärger wie der meinige.

Franz.

Franz. Freylich wohl. Der Kayſer ärgert ſich ſelbſt darüber und bereut es hintennach, wie dergleichen Leute gewöhnlich. Ob er wohl in vollem Grimm davon lief, kam er doch andern Tags beſänftigt wieder, und fragte nach dem Jungen, der aber nicht mehr aufzufinden war. „Der verdammte Junge, ſprach er, hat mich brav zerzauſt; er hat es aber gewiß nicht ſo böſe gemeynt, als es mir weh gethan hat. Iſt mir aber recht lieb, daß er nicht Stand gehalten hat und geſchwinder auf ſeinen Beinen geweſen iſt, als ich mit meinem Hirſchfänger. Wenn er nur wieder da wäre, es ſollte ihm kein Haar gekrümmt werden.“

Stadtſchr. Hitzig, aber gut wie ich.

Franz. O gewiß! Er ſagte ſelbſt: „ich weiß, daß ich auch fehle und mich öfters übereile, will es daher keinem, der um mich iſt, übel nehmen, wenn er mich bey ſolchen Vorfällen erinnert, mir meine Uebereilung zeigt, und mich davon abhält.“

Vater. Ah! das iſt ſchön! —

Franz. Und eben ſo ſchön ſein Benehmen, nachdem er einſt in gleicher Hitze wider ſeinen Liebling Le Fort den Degen gezogen und ihn bey einem Haar erſtochen hatte. Als man ihm in die Arme fiel und beſänftigte, warf er ſich dem Le Fort um den Hals, bat es ihm mit Thränen ab, und ſagte: „ach! ich unglücklicher Menſch! ich will meine Unterthanen beſſern, und kann mich doch ſelbſt nicht beſſern.“ So ſtreng und übereilt er auch oft in ſeinen Strafen war, ſo billig war er auch dabey. Wie bekannt, liegt er gern zu Schiffe. In der Mittagsſtunde hatte er ſich einſt in der Kajüte ſchlafen gelegt, und ſein Gefolge lärmte und katzbalgte ſich auf dem Verdeck, ſo daß er kein Auge zuthun konnte. Da hörten ſie, daß Peter aufſtand und nach den Pantoffeln griff und merkten Unrath, daß es wohl Prügel regnen

würde.

würde. Wutſch! verkriechen ſie ſich alle, bis auf ſeinen Pagen, einen Mohrenjungen, der ruhig da geſeſſen hatte und ſich nichts Böſes bewußt, auch in ſeiner Einfalt ruhig ſitzen blieb. Da Peter keinen ſah noch fand, ſo gerbte er mit dem Schiffsthau ihm das Leder gewaltig durch, und legte ſich gelaſſen wieder nieder. Unterdeſſen krochen die andern aus ihren Schlupfwinkeln wieder vor und flüſterten dem Jungen zu, er ſollte das Heulen und Schreyen laſſen, wenn er nicht noch eine Tracht Schläge bekommen wollte. Aber der Bock ſtieß ihm noch immer auf, als Peter ausgeſchlafen hatte und gelaſſen und freundlich wieder auf dem Verdeck erſchien. Weinſt du noch immer? fragte er. Ja! ſagte der Junge, ich habe das Bad bezahlen müſſen, und jene da haben doch den Lärm gemacht, ich nicht. „Nun gut, ſpricht der Czaar, da du diesmal unſchuldig Schläge bekommen haſt, ſo ſollen ſie dir ein andermal, wenn du ſie verdieneſt, abgerechnet und geſchenkt werden; erinnere mich nur daran, hörſt du?“ — Es währte auch nicht lange, ſo hatte der Mohrenjunge einen Pudel geſchoſſen, weswegen ihn der Kayſer beym Schopf ergriff, um ihn durchzuwalken. Der Junge fällt in der Angſt auf die Knie und ſchreyt aus vollem Halſe: Pardon! Pardon! um Gottes Willen! Euer Majeſtät haben mir befohlen, Sie zu erinnern, daß Sie mich neulich unſchuldig geſchlagen haben und verſprochen, mir dieſe Schläge abzurechnen. „Das iſt wahr, ſpricht der Kayſer ganz gelaſſen, iſt gut, daß du mir daran denkſt. Na! ſteh nur auf, weil ich die Schläge ſchon pränumerirt habe.“

Vater. Iſt aber doch wider die Kayſerliche Würde, mit eigner hoher Hand den Zuchtmeiſter zu machen.

Franz. Das iſt rußiſch! ländlich, ſittlich! — ehedem wars noch viel ärger, wenn nicht Le Fort dem Kayſer das Unſchickliche davon ſo nachdrücklich vorge

ſtell

ſtellt hätte. Hatte ein Kammerherr oder eine Hoffdame einen dummen Streich gemacht, ſo mußten ſie den Rük-ken entblößen und der Czaar nahm die Knute und bläu-te ihnen die Haut durch. Czaar Peter hat noch mit eig-ner hoher Hand manchen Kopf mit dem Säbel abge-putzt, und unter ſeinen Künſten könnte alſo allenfalls auch das Scharfrichtermetier gezählt werden. Wie geſagt, das iſt rußiſch.

Stadtſchr. Da taug ich ſchlecht zum rußiſchen Kayſer. Kann er noch mehr ſolche Künſte?

Franz. O ja! er iſt auch ein vortrefflicher Gre-gorius oder Wundarzt. Das hat er in Amſterdam bey dem weltberühmten Anatomiker Ruiſch ſtudirt. Vor-züglich iſt er im Zahnausbrechen ſtark und hat die dazu erforderlichen Inſtrumente, ſo wie ſein Reißzeug, ge-wöhnlich bey ſich in der Taſche. Und nie iſt er vergnüg-ter, als wenn er einen Zahn ausbrechen ſoll, oder glück-lich ausgebrochen hat. Weiß nicht mehr, was einer ſeiner Bojaren oder Grafen ausgefreſſen hatte und fürchtete, es möchte ihm wohl gar um den Kopf gehen, wenn es der Kayſer erführe, und die Sache war ſo, daß ſie nicht lange mehr verſchwiegen bleiben konnte. Was thut der ſchlaue Fuchs? — er rennt eiligſt in den Pal-laſt, hält das Tuch vor den Mund und lamentirt er-bärmlich über einen Zahn, ob er ihm gleich nicht ſchmerzte, und alles nur Verſtellung war. Du armer Schelm! ſagt der Kayſer, wart! dem wollen wir gleich abhelfen; komm! ſetz dich her! — Als der Czaar die Zange anſetzen will, fällt der Bojar vor ihm nieder, und ſagt: ich muß aber Ew. Majeſtät noch zuvor bekennen, daß ich das und das gethan habe, und wenn Sie mich deswegen beſtrafen wollen, ſo nehmen Sie ſich nur nicht erſt die Mühe, mir den Zahn auszureißen, aber er thut entſetzlich weh! — I du verdammter Schelm! rief der

Czaar.

Czaar. Na! um des böſen Zahns Willen, mags dies-mal ſo hingehn. Setz dich nur wieder, und halt ſtille. — Raus war der Zahn.

Vater. Der war pfiffig. Worauf die Hofleute nicht verfallen, wenn ſie nur eine ſchwache Seite wittern!

Franz. Auch des Czaars Kammerdiener wußte die Zahnbrecherſucht ſeines Herrn gar meiſterlich zu benutzen. Er lebte mit ſeiner Geſpons im Unfrieden, und ſie hatte ihm, glaub ich, ein Horn aufgeſetzt. Wart! dachte er, ich will dich behörnern. Da er wieder die Aufwartung beym Kayſer hatte, ſtellte er ſich entſetzlich traurig und betrübt. Was hängſt du den Kopf? fragte der Czaar. Ach! rief jener, mein Weib! mein armes Weib! — Sie hat entſetzliches Zahnweh. Charmant! ruft der Czaar, da kann ich wieder einem helfen! komm geſchwind, daß ſie der Angſt los wird. Der Kayſer geht mit ihm in die Bedientenſtube, wo ſich die Frau ſetzen und zahnbrechen laſſen ſoll. Sie verſichert dem Kayſer, daß ihre Zähne Gott ſey Dank! alle friſch und geſund wären. Aber da half kein Proteſtiren, denn der Mann behauptete: Euer Majeſtät! das iſt eben der Teufel. Wenn der Arzt kommt, dann läugnet ſies, weil ſie ſich vor dem Ausbrechen fürchtet, und wenn er denn wieder weg iſt, dann wimmert ſie mir die Ohren ſo voll, daß mir das Herz vor Mitleid zerſpringen möchte. Ja! ja! ſagt der Czaar, ich weiß ſchon, ſo machen ſies. Darfſt dich aber nicht fürchten, ſetz dich nur getroſt her. Das Weib weinte bitterliche Thränen, und bat um Gottes Willen, ſie der hohen Gnade zu überheben; ſchimpft auf den Mann, er wolle ihr blos einen Streich ſpielen und ſo mehr. Der Mann verſichert das Gegentheil, und bittet Seine Majeſtät, ſich daran nicht zu kehren, das ſey alles nur Wirkung der Furcht. Genung! wo der Czaar

einmal einem Zahn auf der Spur war, wie andre große Herrn einem Hirſch, da ließ er nicht mehr ab, und troz alles Sträubens und Wehrens und Jammerns und Wehklagens muß das Weib herhalten, der Mann hielt ihr Kopf und Arm feſt, und der Zahn ward ausgebrochen.

Stadtſchr. Sonderbares Vergeltungsrecht! Ein Zahn für ein Horn! — Wo das Landesgeſetz wird, hilf Himmel! wie viel tauſend Weiber werden dann von Suppen leben müſſen. Das iſt auch rußiſch! — Muß der Kammerdiener wohl von jenem Könige von Pohlen abſtammen, der allen Chriſtenmenſchen die Zähne auszubrechen befahl, die an einem Fasttage Fleiſch eſſen würden. Mag wohl für beyde Sünden ein gutes Spezifikum ſeyn, nur auch — etwas rußiſch.

Franz. Endlich, um nur von ſeinen Profeßionen zu reden, iſt er denn auch ein Zimmermann, und zwar aus dem Fundament, und nicht blos für die Langeweile. Einmal hatte er ſich in Kopf geſetzt, die Schiffahrt und die Schiffsbaukunſt, wovon man bisher in Rußland nichts wußte, dort empor zu bringen, und da dachte er ganz richtig; es wird wohl am klügſten ſeyn, wenn ich das alles ſelber verſtehe. Wenns ein großer Herr ſo anfängt, dann muß es natürlich weichen. Er zog alſo recht eigentlich dem Handwerk zu Ehren mit ſeinem großen Gefolge in die Welt. Närrſch genung! wenn er durch eine große Reſidenz kam, ſo begab ſich ſein ganzes Gefolge, als Geſandtſchaft von ihm zu dem regierenden Landesherrn, brachte im Namen des Großmächtigen Czaars von Rußland große Empfehlungen, und wurde, wie ſich von ſelbſt verſteht, gar hoch aufgenommen. Der Schalk Peter war denn immer mitten drunter, doch nicht als Czaar, ſondern als ein unbedeutender Zuſchauer, und

ſah ſichs mit an, wies ſeine Leute machten, und was man für ſeiner Geſandtſchaft vor einen gewaltigen Reſpect hatte. Grüßet euren Czaar nur wieder, hieß es dann, und ſagt ihm, daß wir uns ſeine Freundſchaft für große Ehre rechnen.

Stadtſchr. Und das ſah und hörte er ſich alles ſo mit an? — Der Spaß gefällt mir. Aber wußte mans denn nicht, daß er mit drunter ſteckte?

Franz. Ey freylich wußte mans. Aber man mußte doch ſo thun, als wüßte mans nicht, weil ers ſo haben wollte. Der ſchwediſche Kommendant in Riga, Graf Alberg, dem die Geſandtſchaft auch ihr Kompliment machte. Schoß einen großeu Pudel, daß er that, als wüßte ers nicht, daß der Czaar mitten drunter ſey. Als dieſer begehrte, die Feſtungswerke zu beſehen, ſchlug der Kommendant ihm ſeine Bitte ab, und Peter antwortete ihm: „Höre Freund! ich hoffe den Tag zu erleben, wo der Czaar deinem König eben das abſchlagen wird, was du mir jetzt verweigerſt.“ Und wirklich iſt Riga jetzt in ſeiner Gewalt, und wird auch wohl drinn bleiben.

Endlich kam er denn auch nach Amſterdam noch 14 Tage eher, als ſeine Geſandtſchaft dort anlangte. Darauf begab er ſich nach dem berühmten Dorfe Sardam, wo lauter Schiffe gebaut werden. Hier verkleidete er ſich als ein gemeiner Schiffer, und lebte auch um kein Haar anders. Noch nicht genung! er ließ ſich auch in die Liſte der Schiffszimmerleute einſchreiben unter dem Namen Peter Michaelöff. Nun wurden alle Schiffszimmerleute ſeine Kameraden und gute Brüder, und durften ihn nicht anders als Peter Bas oder Meiſter Peter nennen, Das wollte ihnen anfangs nicht recht eingehen, weil ſie doch wußten, daß er der Kayſer von Rußland war; aber nach und nach gewöhnten ſie ſich an den Meiſter Peter. Er ſelbſt zog ſich die Jacke runter, nahm die Axt in die Hand, und giengs, was haſt du, was kannſt du, vom frühen Morgen bis in die Nacht, mit ihnen um die Wette. Zuerſt kaufte er ſich ein Boot und machte den Anfang

fang damit, daß er den Maſtbaum dazu mit eigner Hand verfertigte, bis ihm zuletz. die ganze Schiffsbaukunſt nur wie gepfiffen war. Auch in der Schmiede, in der Reperbahn und bey den verſchiedenen Schneide⸗ Oehl⸗ Papier⸗ und Drathmühlen, die alle dort im Gange ſind, verrichtete er, wie der gemeinſte Mann, die ſchwerſten Arbeiten. Die holländiſchen Schiffer leben deshalb noch heut mit ihm in Petersburg auf den Fuß guter Kameraden. Anſtatt, daß ſie ſonſt in Archangel Ladung nahmen, fahren ſie jetzt größtentheils nach Petersburg. Als er neulich daſelbſt einen Schiffer fragte, ob es ihm hier nicht beſſer als in Archangel gefalle, antwortete dieſer: niet met all (nicht in allen). Und warum nicht? — fragte Peter. Ja! ſagte jener: in Archangel kriegten wy nog eens na onße Ankomft leckere Pannekoeken, maar hier niet. (Pfannkuchen, aber hier nicht). „Wel Schipper, antwortete der Kayſer mit Lachen, dar is Rath voꝛ; kommt morgen met all ju (euren) Landslüden, de andere Schippers bi mi nahert Hof, dar ſall ick ju doonen, dat hier niet minder leckere Pankoeken benen (ſind) als tot Archangel.“ Und den andern Tag tracktirte er alle holländiſche Schiffer bey ſich mit Pfannkuchen, und ſchickte ſie tüchtig bezecht zurück. Ein holländiſcher Schiffsjunge brachte ihm die Geſundheit zu: Myn Heer, de groote Pieter und Fru, de Fru Kayſerin, ſall leeven! Sein Nachbar wollte es beſſer machen, riß ihm den Pocal aus der Hand mit den Worten: „Ben u geck Jong? biſt n Narr Junge?) Wat is dat vor Manier van ſprecken? Laat mi deeſe Geſondheet uitbrengen; dat verſtaa u niet.“ Dann wandte er ſich durch Johann Ballhorn verbeſſert an den Kayſer: „Syn Majeſtät myn Heer Kayſer Pieter! Haar (ihre) Exzellenzie de Fru Kayſerin ſal leeven!“ Peter lachte und ſprach: „dat was goed, ick dank u Schipper.“ — Doch es ſchlägt zehn, und iſt Zeit zu Bett. Wir werden wohl wieder einmal auf Petern kommen. Gute Nacht! ſchlaft wohl! und ſo hatte es für heut ein Ende.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Zehnte Woche.

Empörung der Bayriſchen Bauern. 1705.

Da haben wirs! ſagte mein Vater, als die Geſellſchaft wieder bey einander war, hab ichs nicht bald geſagt? Beym Rebelliren kömmt nichts heraus.

Stadtſchr. Die armen Bayern! die armen Bayern! Kanns ihnen aber doch kein Menſch verdenken! Sie wurden doch unmenſchlich gedrückt, und glaubten aus Liebe für ihren Landesherrn ſchon etwas wagen zu müſſen.

Franz. Kann alles nichts helfen, wenn jeder, der gedrückt wird oder auch nur gedrückt zu werden glaubt, gleich die Waffen in die Hand nehmen und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollte — was ſollte daraus werden!

Stadtſchr. Nun! gedrückt ſind ſie wohl ehrlich geworden. Gleich nach der Höchſtädter Bataille überſchwemmten ja dir kayſerlichen Völker das ganze Land, und ſogen die armen Unterthanen ſo erbärmlich aus, daß ſie hätten erhungern mögen. Konnten ſie die Oeſterreicher beſſer von ihrem Elend überzeugen, als daß ſie den Grafen von Lamberg in eine mit Holzäpfeln angefüllte Bauerhütte ſperrten und ihn ermahnten, davon zu eſſen, weil ſie auch nichts Beſſers hätten? Leerte man nicht ihre Zeughäuſer

und führte die Artillerie aus dem Lande und ihre Prinzen gefangen nach Grätz? —

Franz. Mag alles wahr ſeyn. Im Kriege heißts nun ſchon einmal: da wird veracht und nicht betracht! Aber rebelliren mußten ſie drum nicht.

Stadtſchr. Was blieb ihnen zuletzt aber übrig? — Sie hatten ja den Weg der Güte verſucht, Vorſtellungen über Vorſtellungen eingereicht, ſelbſt eine beſondre Deputation mit ihren Beſchwerden nach Wien geſchickt, aber nirgends fanden ſie Gehör.

Vater. Das kann man nun wohl nicht geradezu behaupten. Erließ nicht der Prinz Eugen ausdrücklich ein Patent, daß die kayſerl. Generale den Erpreſſungen Einhalt thun ſollten? —

Stadtſchr. Patent hin, Patent her, wenn man ihnen drum das Fell über die Ohren zog! Und nachdem ma n ſie ſo entſetzlich gezwiebelt und gepiſackt hat, will man noch die ganze junge Mannſchaft zu Rekruten ausheben und ſie als Soldaten nach Ungarn und Italien ſchicken.

Franz. Dafür iſts Krieg. Rebelliren mußten ſie drum nicht. Und was haben ſie nun davon? —

Stadtſchr. Leider Gotts nichts, als leere Dörfer und das Land voll Leichen. Wäre es aber nur glücklich ausgeſchlagen —

Vater. Ja! wo iſt ein Baurenaufruhr jemals glücklich ausgeſchlagen, wißt ihr nur Ein Exempel?

Stadtſchr. Man hätte wenigſtens glauben ſollen, daß dreyßig tauſend Bauren, wenn ſie auch nur zur Hälfte mit Flinten und übrigens mit Dreſchflegeln und Miſtgabeln bewaffnet waren, doch eine ziemliche Armee zuſammendreſchen könnten.

Franz. Iſt aber nicht geſchehen und wird auch nie geſchehen, und darum nichts vom Rebelliren.

Ja!

Ja! wenn einmal eine Armee von einer andern geſchlagen und auf der Flucht iſt, und dann die Bauren, wie die Jagdhunde hinter dem Wild einher ſind und reinen Tiſch machen, da hat man wohl Exempel. Aber da ſtelln ſie einen Pfarrn und einen Metzger, als Generale an ihre Spitze, wovon der eine nur auf Poſtillen reiten und der andre nur Schweine ſchlachten kann, und die ſollen es nun mit erfahrnen Feldherrn und exerzirten Soldaten aufnehmen. Da hat man nun die armen Bauren, wie Schöpſe auf die Schlachtbank geführt.

Stadtſchr. Gott ſeys geklagt! ich möchte weinen über das Elend. Sieben Millionen Gulden hat man dem armen Lande in einem Jahre abgepreßt, und davon ſollen nur zwölfmal hundert tauſend Gulden in die kayſerliche Kaſſe gekommen ſeyn. Der Reſt iſt den Eintreibern an den Händen kleben geblieben und ſoll der Graf Mollart, der das Cameralweſen zu verwalten hatte, allein funfzehnhundert Tauſend in die Bank zu Venedig gethan haben. Iſt das nicht himmelſchreyend? o! das Blutgeld wird ihn auf die Seele brennen. Die armen Bauern! Mehr als 10 Tauſend ſind in dem Aufruhr umgekommen. Und nach einer ſolchen hartnäckigen Gegenwehr müſſen ſie nun alle zu Kreutz kriechen.

Vater. Darum ſollte man den Ausgang ſolcher Empörungen als das Ende vom Liede in allen Gerichtsladen auf den Dörfern aufbewahren, damit ſich die Nachkommenſchaft nie zu ähnlichen Schritten verleiten laſſe.

Franz. Und was hat das ihrem Churfürſten nun geholfen? Nichts, als daß ſeine Länder zerſtückelt werden, und er ſelbſt in die Acht erkläret worden iſt.

Stadtſchr. Wie wird denn das gemacht, wenn einer in die Acht erkläret wird? —

Franz. Der Kayſer ſitzt, von ſeinen vornehmſten Miniſtern und Hoffbeamten umgeben, auf dem Thron und erklärt, daß ein ſolcher z. E. Maximilian von Bayern aller ſeiner Länder, Würden, Ehre und Aemter verluſtig iſt. Dann zerreißt er die Lehnbriefe deſſelben und wirft ſie auf den Boden. Darauf kommen 2 Reichsherolde und zerſtückeln die zerriſſenen Lehnbriefe noch mehr, und werfen ſie zum Fenſter heraus, mit der Verwünſchung, daß der Name und das Andenken des Geächteten eben ſo verſtieben mögen, wie die Stücke der Lehnbriefe von den Winden verweht werden.

Stadtſchr. Und das iſt dem Churfürſten Max nun auch geſchehen? —

Franz. Ganz ſo; wie ich eben erzählt habe.

Stadtſchr. Der arme Max! —

Carl der Zwölfte, König von Schweden.

Unter die allermerkwürdigſten Männer, von denen in meiner Kindheit ſo viel geſprochen wurde und die auf mein Jahrhundert ſo gewaltigen Einfluß hatten, gehörte Carl der Zwölfte, König von Schweden. Was eine Neſſel werden will, brennt bey Zeiten, pflegte mein Vater von ſeiner Jugendgeſchichte zu ſagen. Path Stadtſchreiber war zwar ziemlich für Ihn portirt, denn er liebte das auffallende und wunderbare, aber mein Vater war ein politiſcher Ketzer, der ſeinen Glauben vor ſich hatte und mehr auf das ſah, was recht, billig und nützlich war. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, ſagt das Sprüchwort, und daher mag es wohl kommen, daß auch ich

in

in meinem hohen Alter noch mit meines Vaters Augen ſehe und in gar vielen Dingen meine eigne Meynung habe und den Kopf ſchüttle, wo andre Adamskinder vor Lobpreiſen und Bewundrung manchmal aus der Haut fahren wollen. Mag freylich wohl eine Erbkrankheit ſeyn, die ich wahrſcheinlich bis an mein ſeliges, nahbevorſtehendes Ende behalten und mit ins Grab nehmen werde. Nun! wer kann helfen! —

Carl der Zwölfte war 1682 gebohren und nur 15 Jahre alt, als ſein Vater den Weg alles Fleiſches gieng und ihm den ſchwediſchen Thron in voller Pracht und Herrlichkeit hinterließ, den ſeine Abentheuer nun ſo ſehr heruntergebracht haben. Der Stadtſchreiber wollte ſich todtfreuen über die Bocksſtreiche, die der junge Held ſchon in ſeiner Jugend ſpielte, und woraus er den großen, mein Vater hingegen den gefährlichen Mann zu wahrſagen pflegte. Von ſeinem Eigenſinn, der faſt die halbe Welt verrückte und in Schrecken ſetzte, und woran er ſich doch zuletzt den Kopf zerſchmetterte, legte er ſchon als Knabe artige Pröbchen ab. Er trug einſt ein blaues Kleid, und fragte ſeine Großmutter: nicht wahr? das Kleid iſt ſchwarz? Nein! es iſt blau, ſagte ſie. Es iſt ſchwarz, behauptete er. Und da ſie ihm ferner widerſprach, machte er einen ſolchen Lärm und Specktakel, daß die Großmutter Königin, wohl oder übel nachgeben und geſtehen mußte, es ſey ſchwarz.

Das wird mir ein König werden! rief der Stadtſchreiber voll Entzücken aus. Der Teufel ſelbſt wird ihm nicht widerſprechen dürfen! — Meinethalben! ſagte mein Vater. Wo aber euer Weib ſich auch einmal den Kopf aufſetzt und ſchreyt: blau iſt der Hecht! das wird ein Hausregiment werden! meynt ihr nicht? — Ja! ich bin ja auch kein König, wendete

der

der Stadtſchreiber ein; und mein Vater antwortete: jeder iſt Hahn auf ſeinem Miſt, muß aber doch vernünftig ſeyn.

Jugend hat keine Tugend! In meinen Kinderjahren ſpielte Carl ſchon eine ſo gewaltige Rolle, daß mir die Luſt anwandelte, auch einmal ſo viel Aufſehen zu machen. Unter andern hatte ich auch eine ſeiner frühen Heldenthaten aufgeſchnappt und wollte verſuchen, wie das Ding gehen würde. Ich kam aus der Schule und konnte die Stubenthür nicht gleich aufkriegen, war ſie abgeſchnappt oder nicht, das weiß ich nicht. Gleich fiel mir ein: machs, wie Carl der Zwölfte! Und ſo rannte ich mit dem Kopf ſo gewaltig dagegen, daß ſie aufſprang und ich der Länge lang in das Zimmer purzelte. Aber mein Vater verſtand Unrecht, griff zum Ochſenziemer und trieb mir den königlichen Sinn dermaßen aus, daß ich ſeit der Zeit ein gehorſamer Unterthan ward. Ich hatte das Stückchen im Abendgeſpräch vom Stadtſchreibrr profitirt, der mit Wohlgefallen erzählte, wie Carl der Zwölfte gegen eine verſchloßne Thür mit dem Kopf ſo lange angelauffen ſey, bis er ohnmächtig liegen blieb. Aber, wie geſagt, mein Vater verleidete mir das Prinzenſtückchen auf immer, wofür ich ihm heute noch im Grabe danke. Gewiß hätte es mit Carln auch ein beſſeres Ende genommen, aber mein Vater fehlte ihm. Die dritte mir bekannte Probe des prinzlichen Eigenſinns wäre mir nun von ſelbſt vergangen, wenn ich auch würklich Gelegenheit gehabt hätte, ſie nachzumachen. Und das war die: Carl fährt ſich ſelbſt auf einem Schlitten, woran ſein kleines Pferd geſpannt war. Er kommt vor eine alte kleine Mauer und es fällt ihm ein, darüber mit dem Schlitten wegzuſetzen. Das Pferd ſtutzt und will nicht drüber. Nun! ſo wenden

Euer

Euer Hoheit nur um, oder nehmen einen andern Weg, ſagten die Leute. Aber da hätte er nicht Carl ſeyn müſſen! Nichts! man muß die Mauer niederreißen, damit er freyen Weg habe, gerade auszufahren. — So ein Früchtel blieb er auch ſein Lebelang, der den Reichswagen ſo verfahren hat, daß er heut noch im Moraſte ſteckt. Es bleibt alſo dabey: was eine Neſſel werden will, brennt bey Zeiten. Das Bücherleſen hat ſchon viel Unglück in der Welt geſtiftet, und es iſt gewiß nicht halb ſo gefährlich, wenn ſich Knaben und Mädchen an Zucker und Backwerk oder unreifem Obſt den Magen verderben, als durch zuckerſüße oder unreife Bücher das Gehirn. Und am Ende verträgt der Magen noch immer eher einen Puff als das Gehirn. Wie ich denn gar klägliche Exempel anzuführen wüßte, was die Baniſen- Werther- Siegwart- Robinſonbücher, Ritterromane und Modejournale für unbeſchreibliches Unheil in dieſem Jahrhundert angerichtet haben. Iſt auch darum ein ſo ſchlimmes Ding um dergleichen Seelenſpeiſen, weil es vor der Hand weder Aerzte, noch Apotheken, noch Brechmittel für gedachte Ueberladungen giebt. Geſcheute Eltern werden alſo wohl ſelbſt ſo klug ſeyn, und den Jünglingen und Jungfrauen, beſonders wann ſie anfangen zu ihren Jahren zu kommen, dergleichen Waare aus den Zähnen zu rücken.

Unglücklicher Weiſe hatte man bey Carln das auch vergeſſen und gab ihm frühzeitig einen lateiniſchen Ritterroman oder Halbgeſchichte, der Curtius genannt, in die Hände, in welchem die Abentheuer Alexanders, Königs von Macedonien, mit allem möglichen Reiz für eine entzündbare Einbildungskraft geſchildert ſind. Und wie nun der erſte Eindruck immer der ſtärkſte iſt, und Don Quixote ſchon über die Ritterbücher ſich das Gehirn verbrannte, ſo iſts kein Wunder,

der, daß auch Carl die Heldenthaten Alexanders heißgierig verſchlang und ſchon als Kind den Wunſch äuſſerte: ich möchte ihm wohl gleichen, und wenn ich ſo wie jener auch nur 30 Jahr alt würde. Auf dieſe Weiſe ward Ehrſucht ſein Stachel und Ruhmdurſt ſein Sporn, womit man ihn durchs Feuer jagen konnte. Das Latein wollte ihm nicht behagen. Als man ihm aber ſagte, daß jeder große Monarch und ſogar der König von Dännemark, ſein Nachbar, es verſtände, ſo hatte er es bald im Kopf. Auf eben dieſe Weiſe brachte man ihm auch das Franzöſiſche bey.

In ſeines Vaters Kabinet ſah er einſt zwey geographiſche Karten; die eine von einer ungriſchen Stadt, welche die Türken dem Kayſer Leopold weggenommen hatten, und die andre von Riga, welches damals noch Schweden gehörte. Unter jener ſtanden die Worte Hiobs: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn ſey gelobet! Geſchwind nimmt er die Bleyfeder, und ſchreibt unter die Charte von der Stadt Riga: der Herr hats gegeben, und kein Teufel ſoll es mir nehmen. Aber Czaar Peter nahm ſie drum, und Rußland hat ſie heute noch.

Auch der Soldatengeiſt rumorte frühzeitig in ſeinem Kopf. Der General Steinbock hatte ihm 24 kleine metallne Kanonen geſchenkt, und zwar eines Abends, worüber er eine ſolche herzinnige Freude hatte, daß er den andern Morgen noch vor Tages Anbruch zum gedachten General, der noch im Bette lag, ſich zu bedanken gieng. Eine ſchöne junge Dalecarlerin leuchtete ihm beym Weggehen die Treppe herunter, bey welcher Gelegenheit er auf die Gedanken kam, ſeinen erſten Verſuch in der Liebe zu wagen. Er mochte ſich ein wenig zu viel Freyheit herausnehmen, wes-

wegen sie ihn mit einer derben Ohrfeige abfertigte. Das würkte ſo ſtark, daß er die Liebe auf immer verſchwor und in ſeinem ganzen Leben kein Weib mehr, ſie zu begehren, angeſehen hat. Er wurde von nun an ein Weiberfeind und hielt ſich einzig und allein an die ihm geſchenkten Kanonen. Er wußte ſie zu laden und zu richten, ſo daß er mit jedem Kanonier in die Wette ſchoß. Dabey tummelte er ſich fleißig auf der Bärenjagd herum, die er in einem Netz fieng und mit dem Prügel erſchlug. So ein Wildfang war er von Mutterleibe an, und es hätte, dächt ich, keinen Wahrſagergeiſt gebraucht, um zu prophezeyen, was wohl aus dem Kindlein werden möchte.

Sein Vater ſtarb, wie ſchon gedacht, da Carl erſt 15 Jahr alt war, und nach den Reichsgeſetzen war er mit dieſem Alter ſchon mündig und thronfähig. Indeſſen hatte ſein Vater doch für gut befunden, ihn, vermöge ſeines Teſtaments, bis ins 18te Jahr unter die Vormundſchaft ſeiner noch lebenden Großmutter zu ſtellen. Das aber diente nicht in Carls Kram. Doch ſah er ſichs ein Jahr lang mit an, und ließ fünf gerade ſeyn. Als er aber dann einſt Revüe über einige Regimenter hielt, war er dabey ſo in Gedanken vertieft, daß ihn der Reichsrath Piper fragte; was denken denn Ew. Majeſtät ſo ernſthaft? Ich denke, antwortete er, daß ich wohl würdig wäre, dieſe braven Leute zu commandiren, und nicht mehr unter dem Befehl eines Weibes zu ſtehn. Das war dem ſchlauen Piper genung; er unterbaute das Ding, und nach 3 Tagen ſchon wurde Carl mit ſechzehn Jahren zum König ausgerufen. Als ihn der Erzbiſchoff Swebilius in der Kirche geſalbet hatte und ihm nun die Krone aufſetzen wollte, machte er ein grimmig Geſicht, riß ſie ihm aus der Hand und ſetzte ſie ſich ſelber auf.

Manch-

Manchmal ſind die Leute mit ſehenden Augen blind, oder was ſie nicht wünſchen, das glauben ſie auch nicht. So mochte es auch damals wohl den rußiſchen, pohlniſchen und däniſchen Geſandten an Carls Hofe gehen; denn ſonſt hätten ſie ihren Monarchen Carln unmöglich als einen Jüngling ſchildern können, dem man ohne Gefahr ein Stück Landes abzwacken könnte. Darum rüſteten ſich jene 3 Mächte gegen ihn zum Kriege. Carl wohnte den Reichsſitzungen ſonſt nur bey, um zu tändeln und die Beine über einander zu ſchlagen, und ſchien ſich um nichts weniger, als um Staatsangelegenheiten zu bekümmern. Als nun die großen Rüſtungen der auswärtigen Mächte in Ueberlegung kamen und guter Rath theuer ſchien, fuhr er mit einemmal vom Sitze auf und ſagte in dem ernſthafteſten Ton von der Welt: „meine Herrn! ich bin nie Willens, einen ungerechten Krieg anzufangen; aber ich werde auch keinen rechtmäßigen eher endigen, als bis ich meine Feinde gedemüthigt habe. Mein Entſchluß iſt gefaßt. Den erſten, der ſich gegen mich erklärt, greiff ich an, und hab ich dieſen beſiegt, ſo hoffe ich auch den andern Furcht einzujagen.“ Die alten Reichsräthe ſaßen wie verſteinert da, und wußten nicht, wie ihnen geſchah.

Von Stund an ward König Carl ein andrer Menſch. Pracht, Spiel, Zerſtreuungen, alles hatte bey ihm von nun an ein Ende. Er lebte und kleidete ſich, wie ein gemeiner Soldat. Eben war er auf der Bärenjagd, als er den Einfall der Sachſen in Liefland erfuhr. Zugleich hatte der König von Dännemark, Carls Schwager, den Herzog von Hollſtein in die Enge; und Carl beſchloß, dieſem zuerſt Luft zu machen, ſchiffte ſich ein, und ſegelte gerades Wegs nach Kopenhagen. So verließ er 1700 den 8ten May, von ei-

ner

ner gewaltigen Volksmenge, die ihn mit Thränen und Bewunderung bis zum Hafen begleitete, ſein geliebtes Stockholm, das er nicht mehr wiedergeſehen hat. Wie ſtaunte Koppenhagen, als es die ſchwediſche Flotte, zu der noch eine engliſche und holländiſche geſtoßen war, ſich gegen über ſah! Aber es erſchrack noch weit mehr, als Carl zu landen wagte, um die Königsſtadt auch von der Landſeite einzuſchließen und zu belagern. Er verließ das Kriegsſchiff, und beſtieg an der Spitze ſeiner Grenadiere eine Schaluppe, um leichter ans Land zu kommen. Unter einem Kugelregen näherte er ſich dem Ufer. Der franzöſiſche Geſandte Guiscard war bey ihm, dem er auf lateiniſch zurief: „mein Herr Ambaſſadeur! Sie haben mit den Dänen nichts abzumachen; ſeyn Sie ſo gut, und bleiben Sie zurück. Nein! nein! ſagte der galante und brave Franzoſe: „mein Herr, der König, hat mich zu Euer Majeſtät geſchickt und ich hoffe, Sie werden mich jetzt nicht von Ihrem Hofe weiſen, der noch nie ſo glänzend geweſen iſt, als heut.“ Und ſo ſprang Guiscard mit in die Schaluppe. Der Grund war ſeicht, ſo daß man ſich nur langſam dem Ufer nähern konnte. Dreyhundert Schritt war Carl noch davon ab und da Warten ſeine Sache nicht wahr; plumps! ſpringt er mit dem Degen in der Hand ins Meer, und wadet durch. Mit einem Satz ſind alle Regimenter hinter ihm her, und ſo gehts auf die am Ufer verſchanzten Dänen los. „Was pfeifft denn ſo?“ fragte der König den General Stuart, der ihm zur Seite marſchirte. „Die Kugeln, Ew. Majeſtät, antwortete er. Gut! ſagt der König, das ſoll künftig meine Leibmuſik ſeyn. Kaum hatte er das geſprochen, ſo traf den Stuart eine in die Schulter, und auf der andern Seite des Königs ſtürzte ein Lieutenant todt zu Boden. Die Dänen nahmen

Reiß-

Reißaus, der König erſtieg die Schanzen, und war nun Herr vom platten Lande. Man bezog vor Kopenhagen ein Lager, worinn Morgens und Abends Betſtunde gehalten wurde, welcher der König ſehr andächtig beywohnte. Die Stadt ſchickte Deputirte, und bat, ſie nicht zu bombardiren. Carl ließ mit ſich handeln, und ſteckte dafür 400,000 Thaler ein. Zugleich befahl er ihr, das Lager mit Lebensmitteln zu verſehen, die er ehrlich bezahlen wollte. Das letztere glaubte ſie zwar nicht, und das erſte mußte ſie nothgedrungen thun. Aber die ſchwediſchen Soldaten bezahlten ſo richtig und gut, daß die Landleute ihre Waare lieber ins Lager als in die Stadt führten, ſo daß die Städter zum Theil ihren Bedarf im ſchwediſchen Lager kauffen mußten. Das war ſchwediſche Kriegszucht. Der König von Dännemark war eben in Hollſtein, wo er den daſigen Herzog zu Paaren trieb. Wohl oder übel mußte er nun mit Carln Friede ſchlieſſen, und in weniger als 6 Wochen war dieſer mit ſeinem erſten Feinde fertig.

Drauf gieng er dem Czaar Peter zu Halſe, der mit einer Armee von 80,000 Mann Narva belagerte. Als dieſer Carls Anmarſch erfuhr, ſo verließ er die Armee, um noch 40,000 Mann Hülfstruppen herbeyzuführen, die ſchon unterwegs waren, und überließ das Kommando ſeinem General von Croy. Mit 145 Kanonen und 80,000 Mann hätte dieſer mit einer ſo unbedeutenden Feſtung, wie Narva, das nur von zwey tauſend Schweden vertheidigt wurde, nicht viel Federleſens machen ſollen. Aber der ſchwediſche General Horn wehrte ſich ſchon in den zweyten Monat gegen die ungeheure Uebermacht. Und was waren damals auch die Rußen vor Leute! Gröſtentheils Wilde, mit Thierhäuten bekleidet und mit Keulen und

Spieſ-

Spießen bewaffnet. Nur wenige hatten Gewehre, und eine eigentliche Belagerung war ihnen noch nicht vorgekommen. Die deutschen Offiziere mußten das Beſte thun, wenn die Ruſſen nur Deutſch verſtanden hätten! Um den Schweden das Vorrücken zu verleiden hatte Czar dreyßigtauſend Ruſſen, eine Meile von Narva und in einer kleinen Entfernung noch 20,000 Strelitzen und vor dieſen noch eine Avantgarde von 5000 Mann poſtirt. Da hatte alſo Carl erſt eine harte Nuß aufzubeißen, ehe er nur bis ans rußiſche Lager kam. Er war zwar mit zwanzigtauſend Mann in Liefland gelandet, aber ſeine Ungeduld trieb ihn über Hals und Kopf vorwärts, ſo daß er nur 4000 Mann Kavallerie und 4000 Mann Infanterie in der Eil zuſammennahm, und damit wollte er 80,000 Ruſſen, die noch obenein verſchanzt waren, anpacken. Auf einen Schweden kamen alſo immer zehn Ruſſen.

Ein alter ſchwediſcher General ſchüttelte zu dem Wageſtück bedenklich den Kopf, aber Carl ſagte ihm: „wie? Sie zweifeln, daß ich mit 8000 Schweden nicht achtzig Tauſend Ruſſen ſchlagen werde?" Da aber das Zweifeln in den ſchwediſchen Kriegs- und Glaubensartikeln verboten war, ſo war der alte General kein Narr, ſich ferner als Ketzer verdächtig zu machen, ſondern ſagte getroſt: ich glaube: woran er auch aus leicht erweislichen Gründen ſehr wohl gethan hat. Indeſſen fühlte Carl doch ſelbſt, daß er einen etwas ſtarken Glauben von dem alten Kriegshelden verlangt hätte, und wandte ſich darum nochmal an ihn, mit den Worten: nicht wahr? Sie ſind meiner Meynung? Denn ſehen Sie, ich habe zwey Vortheile vor dem Feind voraus: einmal wird er ſeine Kavallerie nicht brauchen können, und dann wird bey dem engen Terrain die ungeheure Maſſe von Menſchen ſich ſelbſt hinderlich ſeyn. Natürlich wird der alte General wiederholt haben: ich glaube.

Nun gieng der Lärm los. Der erſte ruſſiſche Poſten hatte einen engen Paß beſetzt, wo wenige hundert Mann eine ganze Armee hätten aufhalten können. Al-

lein die Moscowiter beliebten nicht Stand zu halten, ſondern flohen erſchrocken zurück. Dieſe flüchtige Avantgarde von 5000 Mann warf ſich auf die hinter ſie ſtehenden, vorhin gedachten zwanzig Tauſend Strelitzen, die durch ihre flüchtigen Kameraden ſo beſtürzt wurden, daß ſie zur Geſellſchaft in vollem Galopp mit links um machten. Wie der Teufel aus der Hölle ſtürzten ſie ſich wieder auf die hinter ſie poſtirten dreyßigtauſend Mann, und dieſe, in der Meynung, daß alles geſchlagen und verlohren wäre, wurden von dem Strom mit hingeriſſen, und ſo ſprengten dieſe 55 tauſend Mann in das verſchanzte Lager ihrer Brüder, ohne Carln mit ſeinen achttauſend Schweden auch nur eine Stunde aufzuhalten.

Da ſteht er nun mit ſeiner Handvoll Schweden! Vor ihm ein verſchanztes Lager, achtzig tauſend Ruſſen und 145 Kanonen, die ihm den Rachen wieſen! Da ſteh und warte! Aber Carl und — Warten! Etwas mußten denn doch Menſchen und Pferde erſt verſchnauffen und zu Athem kommen, dann hieß es: topp! friſch drauf los! man muß das Eiſen ſchmieden, weils warm iſt. Er gab die Parole: mit Gottes Hülfe! Sobald die ſchwediſchen Kanonen nur einige Oeffnungen in die rußiſchen Schanzen gemacht hatten, hielt er ſich nicht lange mit Schießen auf, ſondern ließ mit aufgepflanztem Bajonet Sturm lauffen. Ein entſetzliches Schneegeſtöber (es war den 30ſten November 1700) kam ihm in den Rücken und den Ruſſen ins Geſicht, ſo daß man wohl laut ſeiner Parole ſagen konnte: mit Gottes Hülfe, denn der Himmel war ſichtbar ſein Alliirter. Die Ruſſen ſtehen gewöhnlich wie die Mauren, und alſo lieſſen ſie ſich auch hier eine halbe Stunde lang getroſt todt ſchlagen. Der Wind trieb ihnen das Schneegeſtöber ins Geſicht, daß ſie die Augen kaum öffnen und die kleine Anzahl Schweden nicht überſehen konnten. Carl eilte vom rechten Flügel zum linken, wo das Hauptquartier des Czaars ſeyn ſollte; aber wie wir wiſſen, war dieſer Vogel ſchon ausgeflogen, um noch Succurs zu holen. Während dem Carl auf und ab

flan-

flankirte, erhält er einen Streifſchuß an der Schulter, der ihn aber wenig kümmerte. Drauf ſinkt ſein Pferd, getroffen, unter ihm zu Boden. Er nimmt ein andres. Kaum ſitzt er drauf, ſo reißt auch dieſem eine Kanonkugel den Kopf weg. Er beſteigt ein drittes, und ſagt ganz ruhig: „Ich glaube, die Leute da wollen mich hier in der Reitſchule üben.“ Ich glaubs auch, hätte der alte General hier füglich antworten können. Indeß ritt er immer ſeinen Stiefel friſch fort, und trieb ſeine Leute tiefer ins Feuer hinein, aber nicht lange; denn das Pferd ſtürzte mit ihm in einen Moraſt, in welchem einer ſeiner Stiefel ſtecken blieb. Ew. Majeſtät, rief jemand, der den ſeinen auszog, hier iſt ein andrer! Hab nicht Zeit, antwortete Carl, und ſo ritt und focht er in einem Strumpf und einem Stiefel ruhig und gelaſſen fort. Nach drey harten Stunden waren nun die Schanzen erſtiegen, und die Ruſſen wankten und — flohen. Aber dies war nur ein Flügel. Mit vier tauſend Mann ſetzte Carl vierzigtauſenden nach bis an den Fluß Narva. Hier brach die Brücke vom Gedränge. Die Flüchtlinge konnten nicht weiter und eilten ins Lager zu dem noch übrigen zurück, Die Generale des linken Flügels ergaben ſich. Carl nahm ſie leutſelig auf, behielt nur die Generale und vornehmſten Offiziere; alle Unteroffiziere und Soldaten wurden entwaffnet und bis zur Narva gebracht, wo man ſie lauffen ließ. Aber der rechte Flügel der Ruſſen ſtand noch im Felde, und war immer ſtark genung, die Hand voll Schweden aufzureiben, wenn es Gottes Wille geweſen wäre. Unterdeß war es Nacht geworden, und Carl hüllte ſich in ſeinem Mantel, und legte ſich Anfangs Decembers auf dem bloßen Schnee zu Bette. Der General vom rechten Flügel der Ruſſen, Namens Weide, da er hörte, wie wohlfeilen Kaufs die Gefangnen davon gekommen wären, ſchickte Nachts um 2 Uhr an den jungen Sieger, und bot ſeine Uebergabe zu gleichen Bedingungen an. Carl ließ ihm ſagen, er dürfe an der Spitze ſeiner Truppen nur erſcheinen, und Waffen und Fahnen vor ihm nie-

der-

verlegen. Das geſchah denn auch. Dreyßig Tauſend Ruſſen marſchirten, Offiziers und Gemeine mit bloßen Köpfen, durch die noch übrigen ſieben tauſend Schweden (denn tauſend Mann waren davon geblieben.) und legten Waffen uud Fahnen vor dem Sieger nieder; worauf Carl den ganzen Troß lauffen ließ und nur die Offiziers gefangen behielt. Als Peter unterwegs die große Niederlage ſeiner Armee erfuhr, ſagte er: ich weiß wohl, daß die Schweden uns noch lange klopfen werden, aber mit der Zeit werden ſie uns ſelber über ſich ſiegen lehren.

Wie die Ruſſen zum Beſinnen kamen, konnten ſie ſelber nicht begreiffen, wie acht tauſend Schweden ihrer achtzig tauſend ſo ins Bockshorn gejagt hätten. Sie behaupteten, es wäre mit Schwarzkünſteley zugegangen, und wollten ihrer Seits nun die Schweden — todt beten. In der Reſidenz Moskau wurde darum folgendes poßierliche Gebet an den heiligen Niclas, den Schutzpatron des Landes öffentlich verordnet.

„Großer, heiliger, unendlich mächtiger Niclas! O du, der du unſer beſtändiger Tröſter in allen unſern Widerwärtigkeiten biſt, durch welche Sünde haben wir uns in unſern Opfern, in unſerm Kniebeugen und Verehren an dir vergangen, daß du uns ſo verlaſſen haſt? Wir hatten dich um deinen Beyſtand gegen jene furchtbaren, wüthenden und ſchrecklichen Verwüſter angeflebt, als ſie uns, wie Löwen und Bären, denen ihre Jungen geraubt worden, angegriffen, verwundet und zu Tauſenden getödtet haben, uns, die wir dein Volk ſind. Da es unmöglich iſt, daß dieſes ohne Bezauberung und Hexerey hat geſchehen können, ſo flehen wir dich an, großer heiliger Niclas, unſer Schutz und Schild zu ſeyn, um uns von dieſen Zauberern zu retten und ſie weit von unſern Gränzen zu vertreiben mit dem Lohne, den ſie verdienen. Amen!“

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Elfte Woche.

Peter der Große, Czaar von Rußland.

Stadtſchr. Na! Herr Franz! wie ſtehts um Peter den Großen? Ich dächte, wir nähmen ihn heute wieder in Betrachtung.

Franz. Iſt mir ſchon recht, und will ich ihn gleich aufmarſchiren laſſen. Daß er bey allen ſeinen Künſten und Handwerken ein ganzer Soldat iſt, davon hören wir nur allzuviel. Aber dafür hat er auch von unten auf gedient, und iſt ihm dies Handwerk ſo ſauer geworden, als irgend eins. Le Fort hatte ihm ein Langes und ein Breites von der europäiſchen Kriegsmanier vorgeſagt; wie die Soldaten montirt wären, wie ſie exerzirten und parirten. Das möchte ich wohl ſehen, ſagte Peter, und Le Fort ſchaffte Rath. In der Stille ließ er 50 Ausländern preußiſche Montur machen, exerzirte ſie auch auf ſolchen Fuß, ohne daß Peter was davon merkte; dann richtete er auch ein Chor Hautboiſten und ein Paar Trommelſchläger ab, und als nun alles in gehörigen Stand geſetzt war, bezog er unvermuthet bey klingendem Spiel die Schloßwache. Peter ſteckte den Kopf zum Fenſter heraus, und wollte vor Freuden aus der Haut fahren, als er die Muſik hörte und den Aufzug ſah. Gleich kam er heruntergeſprungen: ach! allerliebſter Le Fort! das iſt ſchön! das gefällt mir! Ja! ſagte Le Fort, Ew.

Majeſtät haben wohl auch hübſche Leute unter ihrer Garde, aber die langen Röcke verunſtalten und hindern ſie. Du haſt recht, antwortete Peter, deine ſind hübſcher. Höre! ich hätte wohl auch Luſt, unter deiner Compagnie zu dienen und exerziren zu lernen. Weißt du was? mach mich vor der Hand zum — Trommelſchläger. Le Fort hatte ſo etwas vorausgeſehen und wohlweislich noch eine Montur vor den Kayſer übrig behalten. Alſo runter mit dem rußiſchen Pelz, die deutſche Montur angelegt, und Peter zog als Tambour auf die Wache. Er avancirte ſehr langſam zum Unteroffizier, Lieutenant, Hauptmann u. ſ. w. Noch bey Le Forts Tode, als dieſe Compagnie ſchon zu einem Regiment von zwölf tauſend Mann angewachſen war, zog er bey dem Leichenbegängniß deſſelben, mit der Pike in der Hand als Lieutenant hinter den Hauptleuten auf und that alles, was der Dienſt deſſelben mit ſich brachte.

Vater. Aber im Grunde war das alles doch nur ein großes Kinderſpiel.

Franz. Nichts weniger, als das. Den rußiſchen Bojaren wollte das Gehorchen und Exerziren nicht in den Kopf. Peter konnte alſo nichts Klügers thun, als durch ſein Beyſpiel zu zeigen, daß er ſichs ſelbſt gefallen laſſe. Und ihr wißt wohl, wenn der Landesherr mit gutem Beyſpiel vorangeht —

Vater. Da habt ihr Recht, und ich lobe ihn darum.

Franz. Kleine Dinge haben oft große Folgen. Dies auf deutſchem Fuß geſetzte Regiment rettete ihm ſpäterhin Reich, Scepter und Krone, indem es einen gefährlichen Aufſtand ſeiner alten Soldaten, der Strelitzen, dämpfte. — Ihr ſagtet vorhin vom Kinderſpiel. Was meynt ihr wohl, wie ſein Regiment exerziren mußte? —

Va-

Vater. Na! wie anders, als Achtung! präſentirt das Gewehr! Hoch! ſchlagt an! Tann! topp! Feuer! — nicht wahr? —

Franz. Freylich wohl, nur mit dem kleinen Unterſchied, daß ſie bey der Revüe nicht blind, ſondern mit Kugeln auf einander feuern mußten.

Vater. Das wäre der Teufel.

Franz. Nicht anders. Peter wollte doch ſehen, ob ſein neues Regiment auch würklich brav ſeyn würde. Geſchwind wird eine Feſtung angelegt; ein Theil muß ſie beſetzen und der andere angreiffen, und nicht im Spaß, ſondern mit geladnem Gewehr, wobey viele todt liegen blieben und Le Fort ſelbſt eine ſtarke Wunde bekam.

Stadtſchr. Ey zum Henker! da iſt ihm ſein Einfall mit den europäiſchen Soldaten theuer zu ſtehen kommen.

Franz. Daraus muß ein braver Kerl nichts machen. Als jene Feſtung aufgeworfen ward, diente Peter, ob er gleich Kayſer war, noch als gemeiner Soldat, welches er zwölf Jahr lang geweſen iſt. Mit ſeinen andern Kameraden führte er dazu Erde in einer Schubkarre herbey, die er ſich eigenhändig verfertigt hatte. Wenn er ſich auf der Wache befand, ſo ſchlief er, wie die andern Burſche, im Zelt oder auf der Pritſche, ſtand bey Nacht ſowohl, als bey Tage Schildwacht, und aß, wie die andern, die gemeinſte Soldatenkoſt.

Stadtſchr. Aber zum Tauſend! da vergab er ſich ja allen Reſpect.

Franz. Es iſt nur Vorurtheil, als ob der Reſpect vom Rocke käme, er ſteckt in dem Mann. Faſt alle ſeine Kameraden baten ihn, wenn ſie tauffen lieſſen, zu Gevatter, und er nahm die Pathenſtelle, ſo wie

auch bey den Profeſſioniſten, die für ihn arbeiteten, gern und willig an. Und, nicht blos nach Art und Weiſe andrer großen Herrn, ſondern er hielt das Kind perſönlich über die Taufe, und gieng bey dem Kindelvater mit zum Schmauſe, wo er mit der ſchlechten Bewirthung vorlieb nahm, unter der Bedingung, daß ſie ſich ſeinetwegen keine Unkoſten machten. Uebrigens hieß es dann aber bey ihm: laß dich an meiner Gnade genügen. Er gab der Sechswöchnerin nach rußiſchem Gebrauch einen Kuß, und ſteckte ihr einen Rubel oder rußiſchen Thaler unter das Kopfkiſſen, Offiziers-Frauen aber einen Ducaten.

Vater. Da wär er ganz mein Mann. Ich kann es vor den Todt nicht leiden, wenn es mit dem Gevatterbitten blos auf Betteley oder Geldprellerey angelegt iſt, und thät ſelbſt bey dem ärmſten Mann recht gern manchmal ſo ein chriſtliches Liebeswerk, wenn es nicht mehrentheils auf den Geldbeutel angeſehen wäre. Aber ſo à la Peter will ich künftig auch ſtehn, und mich dabey auf den rußiſchen Kayſer berufen.

Franz. Recht ſo, ihr bleibt drum Bürgermeiſter, wann ihr auch aller Tagelöhner Gevatter wärt, und es bringt doch mehr Herzlichkeit unter Hohe und Niedrige, wenn ſich letztere nur nicht verachtet ſehn. — Doch wieder auf Petern zu kommen. Als Schiffsſoldat diente er eben ſo von unten auf. Er hatte es ſchon bis zum Schout by Nacht oder Contreadmiral gebracht, welches ohngefähr ſo viel iſt, als ein Generalmajor zu Lande, als die Stelle eines Viceadmiral vacant wurde. Peter hätte ſie gern gehabt, und mochte ſie ſich doch nicht ſelber geben, ob er wohl konnte, denn er wollte nur nach der Tour avanciren. Er gab alſo eine Bittſchrift bey ſeinem

Admi-

Admiralitätscollegio ein, welches alle Seeſtellen zu vergeben hatte, zeigte ſeine bisherigen Dienſte an, und bat um Avancement zu der erledigten Stelle.

Stadtſchr. Ueber die Narrenſtreiche! Als ob mans ihm hätte abſchlagen dürfen! —

Franz. Boho! warum denn nicht? Hört nur. Das Admiralitätscollegium nimmt die Sache in reifliche Ueberlegung, und ſchreibt dem Schout by Nacht Peter Alexiewitſch, denn als Kayſer wurde er hier in Dienſtſachen nicht betrachtet, folgendermaßen zurück: Das Collegium erkennt die bisher erworbenen Verdienſte des Schout by Nacht, Peter Alexiewitſch, gar wohl, hoffet auch, er werde ſich fernerhin um weitere Verdienſte beſtreben, und giebt ihm deshalb die Anwartſchaft zum verlangten Avancement, ſobald wieder eine Gelegenheit dazu vorhanden ſeyn wird. Gegenwärtig aber hat das Collegium, in Vergleich ſeines bisherigen Verdienſtes mit dem des andern Contreadmirals ſeinem befunden, daß dieſer ſchon länger als Seeoffizier diene und bey mehrern Gelegenheiten zur See ſich hervorgethan habe; weshalb das Admiralitätscollegium der Billigkeit nicht umhin kann, demſelben für dieſesmal den Vorzug vor Ihm zu geben und ihn zum Viceadmiral zu avanciren.

Vater. Und damit war er auch zufrieden?

Franz. Sehr wohl! Als davon bey Hofe die Rede war, ſagte er: die Glieder des Collegiums haben recht geurtheilt und billig gehandelt. Wären ſie ſo niederträchtig geweſen, aus Schmeicheley mich meinem Cameraden und Mitbewerber vorzuziehen; ſo hätten ſie gewiß dafür büßen ſollen.

Vater. Das heißt der Juſtiz Fallen gelegt; iſt aber gut und löblich.

Franz. Nachdem nun Peter auf gedachte Art und Weiſe ein großer Mann geworden war, ſo wagte er ſich an die halsbrechende Arbeit, ſeine Ruſſen abzurüffeln, und ſie aus halben Wilden zu geſcheuten Menſchen zu machen. Aber du großer Gott! wie weit ſind dieſe Menſchen noch zurück. Da giebts aufzuräumen aus- und inwendig. Und wie kann es auch anders ſeyn. Nach einem alten Geſetz iſt es bey Todesſtrafe verboten, außer Landes zu reiſen, ohne beſondere Erlaubniß des Patriarchen. Und doch war dies der kürzeſte Weg, wenigſtens den vornehmen Ruſſen die Augen aufzuthun. Peter ſchaffte alſo dies Geſetz ohne Umſtände ab. Aber was halfs? — Unter andern ſchickte er auch einige Bojarenſöhne nach Venedig, um dort klug zu werden. Einer davon ſchloß ſich ein ganzes Jahr lang in ſein Zimmer ein, um nicht die Sünde auf ſich zu haben, was fremdes zu ſehen. Mit ſolchen Menſchen mach nun mal einer was. Ihr frommer Aberglaube reißt ins Ganze. Sie eſſen keine Tauben, weil nach ihrer Schriftauslegung, der heilige Geiſt ja eine Taube ſey. Beſauffen iſt ihnen keine Sünde, weil die Schrift ſagt, was zum Munde hineingeht, verunreinigt den Menſchen nicht, aber wohl, was herausgeht, und alſo, ſagen ſie, iſt Tobackrauchen Sünde. O! über die Schriftgelehrten! Am närrſchten treiben ſies aber mit ihren Heyrathen. Wer einen ehſtandsfähigen Sohn oder mannbare Tochter abzulaſſen hat, der thut ſich nun um, wo er etwann ſeine Waare anbringen kann. Die gegenſeitigen Väter und Mütter bereden ſich, ſchließen den Kauff und ſagen den jungen Leuten, daß ſie ſich zum Beylager parat machen und gefaßt halten ſollen. Aber Bräutigam und Braut bekommen einander nicht mit Augen zu ſehn. Die

Braut

Braut wird im Schleyer getraut und ſelbſt noch bey Tiſche wird ein tuchner Vorhang zwiſchen beyde gezogen. Wenn denn die Gäſte etwas vergelegt haben, ſo wird die Braut von den Weibern in die Schlafkammer geführt, ausgezogen und ins Bette gelegt. Iſt alles ſo weit vorgeſchirrt, ſo wird der Bräutigam nun losgelaſſen und gehet hinein, zu ſehen, was ihm der Himmel für einen Vogel beſcheert hat.

Stadtſchr. Da ſpielen ſie ja recht eigentlich heilgen Chriſt mit ihren Heyrathen. Vielleicht damit die Freude um deſto größer ſeyn ſoll, wie bey den Kindern.

Franz. Aber die Kinder bekommen alle Jahr ein neues Chriſtgeſchenk, und dies Angebinde bleibt auf Zeitlebens, und das iſt denn doch ſo ein eignes Ding. Tritt der Bräutigam in die Kammer, ſo fährt die Braut aus dem Bette, wirft einen Pelz um ſich, macht ihm mit aller möglichen Ehrfurcht ihren Knix, und empfiehlt ſich zur ehlichen Liebe. Hier erſt ſehen ſie einander zum erſtenmal in ihrem Leben. Darauf ſetzen ſie ſich miteinander nieder und ſpeiſen, und legen ſich dann zu Bette, um weitere Bekanntſchaft zu machen.

Stadtſchr. Scheint mir doch ein gewagtes Spiel auf gut Glück zu ſeyn.

Franz. Während dem machen die Hochzeitgäſte allerley Hokus Pokus von Zaubereyen und Beſchwörungen, die dem Brautpaar Segen bringen ſollen. Die Suacha oder Brautjungfer patroullirt unterdeſſen vor der Kammerthüre auf und ab, und ruft einmal über das andre: ſeyd ihr fertig? Wenn zuletzt der Bräutigam Ja! ſchreyt, ſo gehen Pauken und Trompeten los, das Brautpaar wird hervorgeholt und jedes in ein beſondres Bad gebracht.

Stadtſchr. Das iſt rußiſch.

Franz.

Franz. In jeder Stube haben ſie einen gemahlten Heiligen, als Hauspatron, vor dem ſie ſich häufig neigen, das Kreutz ſchlagen und beten. Tritt ein Fremder hinein, ſo iſt ſein erſtes, daß er ſich nach dem Hausheiligen umſieht, um ihm ſeinen Reverenz zu machen, bevor er an zu reden fängt. Und erblickt er ihn nicht, ſo frägt er ärgerlich: Jeßi le Bog? das iſt verdolmetſchet: wo iſt der Gott? Sobald er ihn ausgefunden hat, bezeugt er ihm ſeine Ehrfurcht und ſpricht: Ghoſpodi Pomilut! Herr! erbarme dich unſer! und dann erſt richtet er ſeine Anrede an den Wirth. — Aus dieſer Heiligenverehrung entſteht auch der gewaltige Reſpect vor die Geiſtlichkeit, welcher ſo weit geht, daß am Palmſonntage bey der Prozeßion der Czaar mit entblößtem Haupte das Pferd am Zügel führt, worauf der Patriarch reitet, wozu aber Peter durchaus keinen innern Beruf fühlte. Wird ein Todter beerdigt, ſo ſteckt ihm der Geiſtliche des Orts folgenden Paß für die Länder jenſeits des Grabes zwiſchen die Finger: „Wir, deren Namen hier unterzeichnet ſind, Metropolit und Prieſter der Stadt N. N., thun durch Gegenwärtiges kund und zu wiſſen, daß der Ueberbringer dieſes Briefes allezeit unter uns als ein guter Chriſt und Bekenner der griechiſchen Religion gelebt habe; und daß, wenn er gleich einige Sünden begangen, er ſie dennoch bekannt, die Abſolution erhalten und das heilige Abendmahl zur Vergebung ſeiner Sünden empfangen habe; daß er Gott und ſeine Heiligen geehret; daß er ſeine Gebete hergeſagt; daß er an den von der Kirche verordneten Tagen und Stunden gefaſtet, und ſich gegen mich, ſeinen Beichtvater, ſo wohl aufgeführt hat, daß ich keine Urſache habe, über ihn zu klagen, noch ihm die Loszählung von ſeinen

uen Sünden zu verſagen. Zur Bezeugung deſſen haben wir ihm gegenwärtiges Zeugniß gegeben, zu dem Ende, daß der heilige Petrus bey Erblickung deſſelben ihm die Thüre zur ewigen Glückſeligkeit eröffnen möge."

Vater. Das gehört zu einer guten Polizey im Himmel und iſt nicht zu verachten, falls ſich ohnedem allerley liederlich Geſindel, wie bey einem Jahrmarkt, dort einſchleichen könnte, welches ich aber billig dahin geſtellt ſeyn laſſe. Thut mir nur leid um den heiligen Petrus, daß man ihm ſolchen Thorſteherpoſten aufgeſühlt hat, wozu man ſonſt nur Invaliden nimmt.

Franz. Wird dann die Leiche ins Grab geſenkt, ſo geht das Heulen und Schreyen los. Das Weib oder der nächſte Verwandte des Geſtorbenen tritt hin und ſchreyt: „Andreas! Niclas! oder wie der Todte hieß, ſprichſt du nichts mehr? ſage! warum biſt du denn geſtorben? was hat dir gefehlet? Haſt du nicht genung zu eſſen gehabt? oder zu trinken? Hab ich dich geärgert? oder iſt dir nicht genug aufgewartet worden? ach Andres! ſagſt du denn gar nichts mehr"? — Und wenn er dann, wie natürlich, nicht antwortet, ſo gehen ſie davon und laſſen ihn liegen.

Stadtſchr. Ich möchte faſt wetten, unſer Schmidt, Meiſter Puff, muß auch in Rußland geweſen ſeyn. Denn als ſie neulich ſein Weib begruben, die er bekanntlich gewaltig karbatſchte, und welche die blauen Flecke noch mit ins Grab genommen hat, trat er auch ans Grab, und rief mit Schluchzen und Thränen: Na! Mutter! rede! nicht wahr? Haben wir uns nicht beganzen wie die Kinder? —

Vater. Da hat er nun juſt nicht gelogen. Aber ſie muß wohl auch in Rußland geweſen ſeyn, Wißt ihr nicht, als ſie ihn neulich noch verklagte —

Stadtſchr. Recht! recht! ich weiß wohl, Hochedler Magiſtrat! ſagte ſie; ein Paar Ohrfeigen gehören einem rechtſchaffnen Weibe, aber ſehen Sie, indem ſie auf das blaue Auge zeigte, er hats doch faſt zu grob gemacht!

Franz. Wenigſtens ſcheint die Selige von ruſſiſcher Zucht geweſen zu ſeyn. Wenn ſich der junge Ruſſe ein Weib zulegen will, ſo ſchickt er ſeiner Braut, unter andern Präſenten auch ein Bündel Ruthen zum freundlichen Willkommen; und wenn der Vater ſeine Tochter verheyrathet, ſo giebt er ihr, wenn ſie das Haus verläßt, noch ein Paar Hiebe zur väterlichen Erinnerung mit auf den Weg. Dann überreicht er das Zuchtinſtrument ſeinem Schwiegerſohn und ſagt ihm, daß er von nun an die väterliche Gewalt in ſeine Hände niederlege. Dieſer nimmt auch die Ruthe nach Landesgebrauch in die Hand, iſt doch aber ſo zärtlich und artig zu verſichern, daß er hoffe, er würde keinen Gebrauch davon machen dürfen.

Stadtſchr. Wie ſtehts denn mit den Eheſcheidungen daſelbſt?

Franz. Iſt mir davon nichts zu Ohren gekommen. Sind nicht gäng und gebe, wie bey uns. Die Männer prügeln die Weiber zu Tode, ohne daß ein Hahn darnach kräht.

Stadtſchr. Das iſt doch auch beynah zu grob, wie die Meiſter Schmieden ſagte.

Franz. Da habt ihr nun ſo ohngefähr einen Schattenriß von den wilden Horden, die Peter menſchlichiſiren wollte. Zuerſt fieng er im äußerlichen an und — engliſirte ſie.

Stadtſchr. Sapperlot! wie die Pferde? —

Franz. Beynah! Und zwar von hinten und von vorne.

Vater. Franz! Franz! was werdet ihr doch zu Markte bringen!

Franz. Einen Zippel und einen Bart, weiter nichts.

Vater. Da haben wir die Beſcheerung! Das dacht ich mir. Ließ er ſie beſchneiden? —

Franz. Sammt und ſonders, vom erſten bis zum letzten, und zwar öffentlich und feyerlich an den Stadtthoren.

Stadtſchr. O Jemine! was muß das für ein Specktakel geweſen ſeyn! —

Franz. Zum Todtlachen, Die Mauſchelgeſichter mit den abſcheulichen Bärten, womit die Ruſſen wie Ziegenböcke ausſahen, waren ihm ein Dorn in den Augen; dito auch die langen Röcke. Was war aber dabey zu thun? zureden half nicht. Peter legte alſo an jedem Thor ein Acciſeamt auf Bärte und lange Röcke an. Paßirte nun ein Moskowiter mit Bart und Schlepprock ein, ſo verzollte er ſolches mit einigen Kopeken. Kam ihm aber das zu theuer, ſo wandte er ſich nur an den Barbier und Schneidermeiſter, die deswegen an jedem Schlagbaum poſtirt waren. Beyde nahmen ihn dann in die Mache und engliſirten ihn hinten und vorn. Der eine putzte den Bart und der andre ſtutzte den langen Rockzippel weg, und riefen dann: paßirt frey! —

Stadtſchr. Möchte die Geſchichte wohl in Kupfer oder Holzſchnitt geſtochen ſehn! —

Franz. Die Weiber ſprangen Decken hoch für Freuden, wenn ihr alter Zeidelbär um zwanzig Jahr verjüngt mit einem glatten Jungfernkinn und ungezippelt zu Hauſe kam und ſchickten ihre Männer, wie ihr leicht denken könnt, gar gern zu Markte in die Stadt.

Vater. Aber was die Grieſsgramme für Geſichter mögen geſchnitten haben! Wird wohl auch mancher nicht ungehackt weggekommen und mit blutigem Maul zurückgekehrt ſeyn.

Franz. Allerdings proteſtirten ſie mit unter ſehr. Und zwar um deſto mehr aus dem Grunde, weil ſie glaubten, daſs ſie bey ihrem ſeligen Hinſcheiden der heilige Niclas im Himmel nicht für die Seinen würde anerkennen wollen. Zum Zeichen ihrer Unſchuld an dieſer Verſtümmelung verordneten alſo die gewiſſenhaften Moskowiter ausdrücklich in ihrem letzten Willen, daſs ihnen ihr abgeſchnittner Bart, den ſie ſorgfältig als ein heiliges Kleinod aufbewahrten, bey ihrem Abſterben mit in den Sarg gegeben würde, damit ſie ihn dort aufweiſen, ſich legitimiren und ſagen könnten: ſieh! heiliger Niclas! ich kann nicht dafür! das hat der Czaar gethan, der gottloſe Czaar! —

Stadtſchr. Was der heilige Niclas im Himmel da für tauſend Spaſs haben wird über den poſsirlichen Anblick.

Franz. Auch dem Kalender glaubte Peter ſein Recht anthun zu müſſen. Die Ruſſen fiengen das Neujahr mit dem September an. Zum beſſern Verkehr mit dem Ausland befahl er, daſs mit dem Jahr 1700 das Neujahr, wie in der ganzen Chriſtenheit, im Januar ſeinen Anfang nehmen ſollte; aber wie das möglich ſey, konnten die Menſchen nicht begreiffen.

Vater. Und warum denn nicht?

Franz. Kann denn, fragten ſie, der Czaar den Lauff der Sonne ändern? Andere erſtaunten noch mehr, daſs er dem lieben Gott ins Amt greiffen wolle, welcher die Welt doch am 1ten September erſchaffen habe, ſeit welcher Zeit Adam und ſeine Nachkommen

die Rechnung und den Kalender richtig fortgeführt hätten.

Stadtſchr. Warum meynten ſie denn, daß Gott der Herr die Welt juſt im September erſchaffen habe?

Franz. Weil da eben alle Früchte reif ſind, ſo daß Adam und ſeine Herzallerliebſte, wie die Hamſter, nur hätten eintragen dürfen. Auch wären ja juſt die Aepfel reif geweſen.

Stadtſchr. Curios genung! wann hätten ſie denn wachſen ſollen.

Franz. Was weiß ichs! das fiel ihnen nicht ein. Indeß, zum blinden Gehorſam gewöhnt, gehorchten ſie doch, weil es bey ihnen, wenn ſie etwas unbegreifliches beſchreiben wollen, zum Sprüchwort geworden iſt: das weiß nur der allwiſſende Gott und — der Czaar allein.

Vater. Das heißt Reſpekt für ſeinen Herrſcher haben.

Franz. Die Neuerungen folgten Schlag auf Schlag, ſo daß die guten Ruſſen ſich kaum beſinnen konnten. Beſonders erbarmte er ſich auch der armen Weiber, welche bisher faſt wie die Hunde gehalten wurden. Es durfte keiner mehr bey Heyrathen die Katz im Sacke kauffen, ſondern die Freywerber mußten zuvor Bekanntſchaft mit ihren Bräuten machen und ſie kennen lernen; mußten als Männer mit ihren Weibern am Tiſche eſſen und ſie mit in Geſellſchaft nehmen; durften ſie auch nicht mehr mir nichts, dir nichts todtſchlagen.

Vater. Aber wenn die Weiber Unrecht verſtanden hätten und dem Mann eins verſetzten, daß er liegen blieb —

Franz.

Franz. Dann wurden ſie lebendig begraben. — Auch durfte der Bräutigam ſeiner Braut kein Bündel Ruthen mehr zum Hochzeitgeſchenk ſchicken.

Stadtſchr. Da werden ihm die Weiber gut geweſen ſeyn.

Franz. Er war ihnen auch ſehr gut und ſoll hie und da einen kleinen Peter haben ſitzen laßen. — Um auch ſeine Einnahmen zu verbeſſern, überließ er die Einkaſſierung der Steuern und Gaben nicht mehr dem Adel, der ihm für ſeine Ländereyen eine beſtimmte Summe bezahlte, die er den Unterthanen abnahm, ſondern ernannte zu ſeinen Einnehmern Bürger und Bürgermeiſter, wozu der Adel ein gewaltig ſaures Geſicht machte. Aber was ihm faſt den Hals gebrochen hätte, er ſtach ins Weſpenneſt und wollte auch die Kirchenzucht verbeſſern. Als der letzte Patriarch, den er zu ernennen hatte, geſtorben war, bat ihn die Geiſtlichkeit umſonſt, daß er ihnen doch wieder ein Oberhaupt aus ihrem Mittel geben möchte. Zuletzt wurde er der wiederholten flehentlichen Bitten müde, ſchlug ſich zornig auf die Bruſt, und ſchrie: da habt ihr euren Patriarchen! ich ſelbſt will es ſeyn! wozu die Geiſtlichkeit ein gewaltig ſaures Geſicht machte.

Vater. Das nur nicht das dritte ſaure Geſicht dazu kömmt, ſonſt wird mir faſt bange um Petern. Mögen die Weiber und Jungfern auch noch ſo ſüß geſehen haben, wenn ſchon Adel und Geiſtlichkeit die Stirn in Falten legen, ſo bricht Gewiß ein Donnerwetter aus.

Franz. Kann treffen, wie fehlen. Auch das heilige Faſten verſtutzte er. Mittwoch und Freytag ſind beſtändige Faſten durchs ganze Jahr. Aber in der eigentlichen Faſtenzeit eſſen die Ruſſen auch nicht einmal Milch, Eyer oder Butter, wie die Katholiken, ſondern halten ſich blos an Zugemüſe, Brodt und in Oel gebackne Fiſche. Und ſtatt daß andere Chriſtenmenſchen nur eine Faſtenzeit im Jahre haben, muß der arme Ruße viermal mit der erzählten Strenge dran. Einmal die Paßionszeit, dann St. Petersfaſten, fängt auf den erſten Montag nach Pfingſten an,

und währt bisweilen ſechs Wochen, bisweilen auch nur acht Tage, je nachdem Oſtern früh oder ſpät einfällt. Das Faſten der heiligen Jungfrau vom erſten bis funfzehnten Auguſt und St. Philippsfaſten vom funfzehnten November bis zum fünf und zwanzigſten December.

Stadtſchr. Verdammt, das iſt haarſcharf! da möchten ſie ja durchſichtig von lauter Faſten werden.

Franz. Nichts weniger. Sie ſind gröſtentheils feiſt wie die Krammetsvögel und wohlbeleibt, denn ſie trinken deſto mehr. Auch das Faſten wollte Peter nun abſchaffen, und da er doch das Kind mit dem Bade nicht ausſchütten durfte, ſo ſchränkte ers wenigſtens ein. Als Patriarch erlaubte er, daß wenigſtens alle Soldaten und Arbeitsleute eine Ausnahme von der Regel machen durften, und er ſelbſt nahm ſich auch eine Gurke heraus. Auch an Fiſchtagen gab er das Fleiſcheſſen nach. Und wie er alles beym rechten Ende anzugreiffen wußte, ſo mußten die Geiſtlichen bey den Land- und Seetruppen mit gutem Beyſpiel vorangehn und Fleiſch an Faſttagen eſſen, welches ſie ſich auch nicht dreymal ſagen ließen. Ueberhaupt iſt es eine wunderbare Erſcheinung, daß die Feldprediger in der ganzen Chriſtenheit am erſten links- und rechtsum machen lernen.

Stadtſchr. Mag wohl in dem vielen manövriren und exerziren, dem ſie beywohnen müſſen, ſeinen Grund haben.

Franz. Gott weiß! Aber dem Czaar machte es auch keinen guten Namen, daß er die Faſten antaſtete. Sich am Faſttage knüppeldick beſauffen, ſagte der Ruſſe, geht wohl noch hin; aber Fleiſch eſſen, das darf nicht ſeyn. Zuletzt vergriff er ſich auch an den Klöſtern und befahl, daß nur erſt mit funfzig Jahren man eintreten dürfte. — Auch die Buchdruckerkunſt führte er ein, um die Leute klug zu machen, und zum Gratial wurden lauter Pasquille auf ihn gedruckt.

Vater. Das iſt der Welt Lauf. Beynah möcht ich ſagen, er war ein Eſel, weil er die Eſel enteſeln wollte. Das muß nicht ſeyn. Jeder muß bleiben, wozu ihn Gott der Herr erſchaffen hat. Kommt Zeit, kommt Rath. Die Menſchen ſind wie die Pflanzen. Wenn man ſie in Gewächshäuſern und Miſtbeeten treibt, iſt alles nur Flickwerk, und haben weder Kraft noch Säfte.

Franz. Sacht! ſacht! kommt nicht in Eifer. Wäre vieles davon zu ſingen und zu ſagen. — Er konnte auch das Wort Golu oder Sclave nicht leiden, und ſollten ſie ſich lieber Unterthanen nennen. Auch des Vornehmſten gewöhnlicher Gruß war: ich bin dein Sclave, nimm mir den Kopf! — Die gemeinen Leute, wenn ſie ihn erblickten, fielen auf den Straßen nieder, und wenn der Moraſt auch noch ſo hoch lag, Peter verbot es; und da ſies doch nicht ließen, ſetzte er die Knute drauf. Das half.

Stadtſchr. Ein hinlänglicher, durchdringender Bewegungsgrund!

Franz. Auch die Strelitzen oder alte rußiſche Garde ſtieß er beſonders dadurch vor den Kopf, daß er ſich mit Leib und Seele an ſein neuerrichtes Regiment auf deutſchem Fuße hieng. Sein ganzes Vertrauen gab er dieſem hin, wodurch ſich die alten National-Soldaten entehrt und zurückgeſetzt glaubten. Auch ſie machten alſo ein ſauer Geſicht, und da habt ihr das Dritte.

Vater. Nun ſcheide Gott die Noth! Adel, Kleriſey und Miliz mit Holzapfelgeſichtern, wo das ein gutes Ende nimmt —

Franz. Das wird ſich künftig zeigen. Vor heut ſchlaft wohl.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

Zwölfte Woche.

Eine katholiſche Oſterpredigt.

Franz. Ich hab euch letzthin verſprochen, euch vom kayſerlichen Hoffprediger Pater Abraham a St. Clara auch eine Predigt vorzuleſen. Da heut eben Feyertag iſt, ſo ſchickt ſichs wohl am beſten. Hört aufmerkſam zu:

Geſchenk der Oſter-Ayr.

Das Schenken und Geben kommt heut an mich,
Wer was bekommt, behalts vor ſich.

Gottes Natur iſt Erbarmen, des Teufels Natur iſt Peinigen, des Menſchen Natur iſt förchten, des Menſchen Natur iſt empfangen, des Teufels Natur iſt rauben, Gottes Natur iſt geben. Geben hat Gott vor 5612 Jahren die weite, breite, hohe, dicke, tieffe, runde, ſchöne Welt; geben der Welt anfänglich das geſtirnte, gewölbte, gezierte, wohlbeſtellte, feine, reine Firmament; geben dem Firmament die gehende, ſtehende, ſchimmernde, ſcheinende, groſze, bloſze 12 Zeichen Zodiaci: den Widder, den Stier, den Zwilling, den Krebs, den Löwen, die Jungfrau, die Waag, den Scorpion, den Schützen, den Steinbock, den Waſſermann, den Fiſch; Geben, daſz das Land Pamphilien ſoll ſtehen unter dem Fiſch, Arabien unter dem Waſ-

M ſer-

ſermann, Indien unter dem Steinbock, Hiſpanien unter dem Schützen, Mailand unter dem Scorpion, Judenland unter der Waag, Meſopotamien unter der Jungfrau, Welſchland unter dem Löwen, Africa unter dem Krebſen, Armenien unter dem Zwilling, Perſien unter dem Stier, Teutſchland unter dem Widder; Er hat geben dieſen 12 Geſtirn oder Zeichen viel Kraft, Saft, Neigung, Anzeigung, Führung, Regierung in dem Menſchen, doch ohne Zwang, daß alſo, die gebohren werden unter dem Widder ſeind gemeiniglich Wagenhäls, in dem Stier ſeind gemeiniglich Tellerlecker, in dem Zwilling ſeind gemeiniglich ſinnreiche Köpf, in dem Krebſen ſeind gemeiniglich Hader-Katzen und Zank-Eiſen, in dem Löwen ſtarkmuthige Leut, in der Jungfrau gelehrige Leut, in der Waag gemeiniglich Weiber-Haaſen, in dem Scorpion jüdiſche Mauſchl, in dem Steinbock gemeiniglich wilde Miſthemml, in dem Waſſermann gemeiniglich ungeſchlachte Holtz-Aepfel und grobe Schlegel, in dem Fiſch gemeiniglich wackere, anſehnliche, liebe Leut: Geben hat nach allen dieſen Gott die Erde, der Erden die Weide, der Weide die Felder, den Feldern die Grüne, der Grüne die Blumen, denen Blumen die Schönheit, der Schönheit den Geruch; Geben hat er die Erde den Mauren, geben die Mauren denen Zimmern, geben die Zimmer denen Häuſern, geben die Häuſer denen Gaſſen, geben die Gaſſen denen Städten, geben die Städt denen Ländern, geben die Länder denen Monarchien, geben die Monarchien denen Reichen, geben die Reich denen Römiſchen Kayſern; Geben hat Gott aus purer Freygebigkeit aus der Erden den Menſchen, den Menſchen die Seel, der Seel die Vernunft, der Vernunft den Willen; Und weil dieſer Will undankbar gegen Gott ware, ſo hat Gott auch ſeinen eingebohrnen Sohn Jeſum uns geben, und der hat alles geben: Zu

Zu Cana in Galiläa den Wein, in der Wüſten das Brod, geben dem verſtorbenen Lazaro wiederum das Leben, geben der Magdalena die Verzeyhung, geben dem Zachäo das Heil, geben dem Samaritaniſchen Weib das Waſſer, geben dem armen Lahmen die Geſundheit, geben denen Blinden das Geſicht; ja das ganze Leben Chriſti iſt nichts geweſen, als Geben, Geben, Geben.

Weil dann Gott ſo wohlgefällig das Geben, ſo will ich heut ſeinem Willen nicht widerſtreben, ſondern auch geben, geben nach Brauch der Zeit und Weis des Orts rothe Ayr, doch unterſchiedliche Ayr, und weil der Jungfrau-Stand den Vorzug hat, ſo ſchenk ich ihnen rothe Ayr, aber Tauben Ayr.

Sie merken wohl das Wörtl Tauben, ihr ſollt ganz taub ſeyn und nicht hören, was auf allen Plätzen vorbey geht, nicht hören, was in allen Orten Neues geſchicht, nicht hören und anhören die glimpffige, verborgene, verzuckerte, guldene, ſüße Wort eines oder des andern Amaſii, dann ſolche Wort ſeynd nur Strick, die euch fangen, ſeynd nur Pfeil, die euch verwunden, ſeynd nur Fackel, die euch entzünden, ſeynd nur Weg, die euch verführen, ſeynd Dieb, die euch ſtehlen, verführen, entziehen, verwunden, fangen die Wort und ſeynd die Urſach des gröſten Verluſt.

Habt ihr nie geſehen Maiſen? Iſt das nicht ein herzigs, ſchönes Vögele, ein edles Thierl, wie ſchön und holdſelig iſt es geziehrt mit ſeinen Federln, ſchöne ſchwarze weiße Feder tragts, in den Flügeln mit andern Farben vermengt, ſchönes ſchwarz Haibl tragts auf dem Köpfl, wie ein ſamete Fiſier, ſchöne Goldfarbe Hängerl trags auf der Bruſt, als von dem beſten Goldſtuck, ſchöne zarte Füßl, daß es auch an den kleineſten Garten-Staidl und Geſtraißl ſich et-

 halt,

halt, ſchöne helle klare Stimm hats aus dem Schnabl, das auch der Muſic ſchier erfahren; ſchön iſts, ſchön ſpringts, ſchön ſingts, ſchön laufts, ſchön fliegt dieſes ſchöne Wald-Vögele; aber leider Gott erbarms, wie geſchwind verliehrts ſeine Freyheit und mit der Freyheit das Leben! wer iſt ſchuldig an deinem Todt mein Maiß? Ich hab einmal ein Maißen-Grab geſehn und dieſes Epitaphium oder Grabſchrift:

Ich Maiſen thät oft frühe im Luft mit meiner
Schönheit prangen,
Bis mich endlich in der Krufft, der bittre Tod
hat gfangen.
Darum o Leſer, halt in den Schritt, und ſihe
wer mich verzehret,
Ich thät noch pfeiffen, wenn ich nicht das Pfeiffen angehöret:
Doch ſchreye ich noch aus dieſem Ort, euch allen
jungen Docken
Halt die Ohren zu! hört nicht die Wort, die
euch zum Fall nur locken!

Habt ihrs vernommen die Grabſchrifft der Maiſen? Sie thäte noch leben, wanns nicht hätte Gehör geben den falſchen Locken. Wie viel Jungfrauen wären nicht kommen in die gröſte Gefahr und des edlen Kleinods beraubt worden, der Jungfrauſchaft, welche iſt eine Schweſter der Engeln, ein Wohnplatz Gottes u. ſ. w., wann ſie wären taub geweſen, und die Gelegenheit hätten geflohen.

Ein andersmal zuvor war mit Todt abgangen die junge Tochter des Fürſten der Synagog, dieſe hat auf inſtändiges Anhalten ihres Herrn Vatter, der liebhaffte Jeſus auch von Todten auferweckt, weil aber zugleich damal die Apoſtel und Jünger gegenwärtig wa-
ren

ren und auch ein wenig zweiffelten, ob dieſe todte Jungfrau ſeye recht auferſtanden, ſo ſagt mehrmal der Heyland zu ihnen: Gehts her ihr Apoſtel, gehts her, ſchauts, ſehts, probirts, obs nicht recht wahrhaftig auferſtanden, gebt ihr zu eſſen, date ei ad manducandum; Herr, wie kommt aber diß? Warum brauchſt du nicht ein Manier, wie zu dir? Wie Chriſtus iſt vom Todt ſieghafft auferſtanden, da ſchaffte er den Apoſteln, ſie ſollen ihn anrühren, Palpate, und wie die junge Tochter des Fürſten der Synagog iſt auferſtanden, warum ſagte der Herr nicht auf gleiche Weiß, meine Apoſtel, gehts, ſchauts, probirts, rührts an? Nein, nein; er ſagte nichts vom Anrühren, bey Leib nichts, nichts palpate, nichts, weit davon mit dem Anrühren; Chriſtus dachte, dieſe junge und wohlgeſtallte Tochter iſt zwar jetzt erſt vom Todt auferſtanden, wanns aber die Jünger thäten anrühren, wie mich, ſo förchte ich, ſie möchten gleich üble unzuläßliche Gedanken ſchöpffen und in Gefahr ſtehen der Reinigkeit. — Sie müſſen fliehen ſolche Gelegenheit; gar recht unter ſolcher Gelegenheit iſt nicht die geringſte das Anhören der Schmeichel-Wörter, der Lob-Wörter, der Lock-Wörter, der Verſprich-Wörter, der Lohn-Wörter, der Sprüch-Wörter, der ſchönen Wörter, Wörter, beſſer zu nennen Schwerdter. — Fliehet ihr Jungfrauen ſolche Wörter, denkt an die Tauben-Ayr, ſtellt euch taub und Gehörloß; beſſer Gehörloß als Ehrloß, beſſer ohne Gehör, als ohne Ehr. —

Das Buch Sia Hilaria genannt, regiſtrirt von einem Soldaten, welcher auf gut Soldaten-Art lebte, dann malitia und militia ſeynd nicht weit von einander; giebt wohl auch gute Soldaten und ein ſolcher guter, tapfferer, frommer Kriegs-Knecht iſt alles

Lob,

Lob, Lieb und Ehren werth, aber einen Nichtsnutzigen und Böſen, den weiß ich keinen andern Titul als dieſen: den ſehr ſtrengen, Ehrvergeſſenen, kahlweiſen und wohlbeſtellten Kriegsknecht, ꝛc. ein ſolcher iſt geweſt jener, welcher in Eroberung einer Stadt, einer wohlgeſtallten Ehrſamen Jungfrau thäte gewaltthätige Händ anlegen, willens mit derſelben ſein gottloſes Vorhaben zu vollbringen, doch fragte er zuvor, wie heiſt du? — Sie kunte vor lauter Hertzenleid ſchier nichts antworten, doch endlich ſagts mit weinenden Augen, ſie heiße Maria, der Soldat ſchaute ſie tyranniſch an, doch ſchreit er, pack dich fort, du tauſend Million, ich ſchenke dir die Jungfrauſchaft wegen dieſen Nahmen; Was geſchicht? in ſelbiger Nacht erſcheint Maria, die Königinn aller Jungfrauen im Schlaf und redt ihn mit dieſen Worten an: Weil du meiner Tochter die Jungfrauſchafft haſt erhalten, wegen meiner, alſo erzeig ich dir, wie angenehm mir dieſes Werk geweſt und ermahn dich, ſtehe alsbald auf, ſuche einen wohlbeſtellten Beicht-Vatter, demſelben lege ab die große Bürde deiner Sünden und Laſter, dann nach dreyen Tagen wirſt du von dieſer Welt in die Glori meines allerliebſten Sohnes beruffen werden; iſt auch alſo geſchehen. —

Das erwegt wohl ihr vorſichtigen Jungfrauen, in was großen Werth, und Gnad und Glori und Belohnung bey Gott ſeye die Jungfrauſchaft — ſeht, wie in ſo großer Krafft die Jungfrauſchaft! — wegen dieſer rinnt noch aus dem Leib Catharinä, Reginaldis, Gertrudis, das beſte Oel und lieblichſter Geruch; wegen dieſer thäte die Heil. Brigitta, weil ſie einer ſo ſchönen Geſtalt war, von Gott die Gnad bitten, daß ſie möchte ungeſtalt werden, hats auch erlangt, iſt ihr alſobald das eine Aug aus dem Geſicht herausgefault;

we-

wegen der hat die heilige Wilgefortis, Jungfrau und Tochter des Königs in Portugall von Gott eine gleichmäßige Gnad begehrt, und erhalten, daß ihr in dem Angeſicht ein langer Bart gewachſen; haben dieſe können blind, bartig und ungeſtalt ſeyn, ſo könnt ihr ja taub ſeyn, Gehörloß, geht nicht auf alle Orten und Porten, die Reden aufzufangen, geht nicht auf Hören Halß, ganz und gar nicht auf Hören Halß, aber auf Hiezing wol, Hiezing von argliſtigen Locken ihr Docken, darauf kommen grobe Brocken, in denen bleibt ihr Jungfrauen hocken, trey thut darinn erſtocken. —

Denen tugendſamen Frauen und Eheweibern, kan ich fürwahr keine andere Oſter-Ayr und rothe Ayr ſchenken als Straußen-Ayer, Straußen-Ayr; iſt mir ſelbſten leid, daß ihr ſo ſtets gejagt, geplagt ſeyd, und müßt ſo manchen Strauß ausſtehen; du lieber Gott! wann ihr von euren Ehewirthen werdet ſo unpäßig gehalten, mit Worten ſo ſcharff, mit Zanken ſo hart, mit Schlägen ſo tyranniſch, das heißt ja ein Strauß ausſtehen; Ihr Weiber ſeyd wohl betrangt, beſchmerzt, betrübt, beſchwärt, beleydiget, bethaurt, doch kommt ihr in dem Unglück nicht ſo weit, daß ihr die Händ obern Kopff zuſammen ſchlagt, dann die Männer ſchlagen ihre Händ ob euren Kopff zuſammen, iſt übel genung, darum hätte ich noch aus allen Ayern keine beſſere und tauglichere Ayr euch präſentiren können, als die Straußen-Ayr. — Gott hat gebaut die Eva, weil dann der allergeringſte Buchſtab in heiliger göttlicher Schrift iſt zu verehren und nicht ohne ſonderbaren Geheimnuß, was bedeut es dann, daß Gott das Weib hat gebaut? So fern dann ein Weib ein Gebäu iſt, was vor ein Gebäu? etwann, weil ſie alleweil klappert? Nein, mein Gebäu, mein Gebäu, und halt ich gänzlich davor, Gott habe wollen

len andeuten, daß das Weib ſonder groſe Strauß müſte ausſtehn, dann es iſt ſchier nichts in der Welt, welches ſo viel muß ausſtehen, als ein Gebäu, daſſelbe verzehrt der Regen, es bedeckts der Schnee, es plagts der Wind, es zerſprengts die Hitz, es nagen die Mäuß, es graben die Würm, es zerſtechens die Köffer, und oft ſchlagt der Donner ein; Eben ſo viel iſt ein Weib und vielen Widerwärtigkeiten unterworffen, wenn der Mann greint, ſo geht Wetter und Blaſen an, dort donnerts, wann er mit Schlägen troht, dort blitzts, wann der Zorn zu groß, und welches der gröſte Strauß, es ſchlägt gar oft ein, aber lauter Waſſerſtreich, die ihr das Waſſer aus den Augen preſſen, das heißt ein Strauß ausſtehen; weils aber nicht kann vermittelt werden, ſo tragts mit Geduld.

Der Prophet Jeremias in ſeinem 4ten Kap., gibt den Weibern nicht allein Straußen-Ayr, ſondern heißts gar Straußen. Der Strauß hat dieſe Natur, erſtlich, daß er zwar wohl groſe Flügl hat, aber er kan nicht fliegen, hebt ſich wohl zuweilen ein wenig in die Höhe, bleibt aber allzeit auf der Erden; alſo ein Weib, die wollt freylich wohl gern fliegen, wollt ſich über des Manns Herrſchen, und Gewalt erheben, aber mein Gott! iſt halt ein Strauß, bleibt allzeit in der Nieder, man läſts nicht fliegen, ſchlagt ihr auf die Flügl, bleibt alſo unterdruckt, iſt ja das ein Strauß ſeyn und Strauß ausſtehen; zum anderten hat der Strauß dieſe Natur, einen ſo hitzigen Magen, daß er ſogar kan Eyſen verdauen. Es muß wohl manches frommes Weib einen guten Magen haben, weil ſie muß ſo viel harte Brocken ſchlucken und verdauen; wann der Mann auf Spielberg geht und dort dem Briefmahler das Geld zu löſen gibt, das Weib ſihts, darf nichts ſagen, muß verdäuen, wann der Mann

den

den Kragen ſo oft in die Wäſch gibt, und denſelben zu ſtärken viel Geld verſchwendt, ſie ſihts und weiß, muß aber dieſen harten Brocken ſchlucken und verdauen, wann er ſo gern Hals-Uhren einkaufft, Hals-Uhren, wenn man vor denen Uhren ein H ſetzt, ſchelts Huren ſ. v. ſie ſihts und weiß, darf nichts ſagen, was muß das vor ein guter Magen ſeyn, dieſes zu verdauen, wann er ſo gern aufs Gaid geht, denen Hurſchen nicht Hirſchen nachſtellt, und bringt dem Weib nichts anders heim als die Hörner, ſie ſolt ja an einem ſolchen Brocken gar erſticken. O wie hat halt der Prophet die Wahrheit ſo genau getroffen, daß er ein Weib vergleicht einem Strauß; und ſolt ihr mir noch danken, daß ich euch Straußen-Ayr hab verehrt u. ſ. w.

Denen Männern gib und ſchenk ich gar überaus ſchöne Ayr und damits wißen, was vor eine ſeynd, ſo iſt vonnöthen zu vernehmen, die wunderbarliche Stiftung unſers Cloſters Maria-Stern im Fürſtenthum Bayern. Ein vornehmer von Adel läßt auf ſeinen Gut eine kleine, doch zierliche Capellen aufrichten, in der Form und Manier, wie ein Stern, daß alſo Dach, Mauer, Pflaſter, Fenſter, auf Sternweiß geecket; Unter währendem Bau aber hat ſich diß Wunder zugetragen, weil gleich ſein Mayerhoff dabey, allwo viel Gefliegelwerk wurde auferzogen, ſo hat ein Henn ein Ey gelegt, darauf ganz natürlich geſtalt war ein Stern und mitten in dem Stern unſer lieben Frauen Bild mit dem Jeſus Kindl auf den Armen, den anderten Tag legte ſie wieder ein gleichförmiges Ay.

Dieſe ſchöne wunderbarliche Stern-Ayr ſchenk ich allen Männern zum Oſter-Ayr, ſie ſollen öfter, ja allezeit im guten Stern ſich erzeigen gegen ihrer

Hauß-

Haußwirthin: ſeyd nicht bitter wider ſie, ſeyd nicht zornig wie die Löwen, ſeyd nicht räfferiſch wie die Wölff, ſeyd nicht zankeriſch wie die Katzen, ſeyd nicht ſtumm und launeriſch wie die Fiſch, ſeyd nicht übelredend wie die Rattern, ſeyd nicht Ehrabſchneidend wie die Spatzen, die auf einen jeden Dieb Dieb ſchreyen, ſeyd nicht eiferſichtig als wie die Hanen, ſeyd nicht murriſch wie die Hund, ſeyd nicht betriegeriſch als wie die Fuchs, ſeyd nicht verſoffen als wie Biber, ſeyd, ſeyd und bleibt in einen guten Stern gegen euren Eheweibern.

Es gibt viel gute Stern im Firmament, einer wird genennt der Waſſermann, wann die Männer ſich mäßigen im Trinken und nicht ſtets nach October-Saft trachten, von welchen Wein kommt den Weibern ein Weinen. A! ſo ſeyn im Waſſermann im guten Stern die Männer. — Wann die Männer das Greinen, das Donnern, das Zürnen, unterwegs laſſen und ſich ſanftmüthig erweiſen, wanns mit keinen Krügen und Flaſchen aufziehen, dann es iſt gar übel aus denen Flaſchen trinken, es geſchwellen einem die Backen auf, wann alles dieſes nichts, a! ſo ſeinds im guten Stern, Gott erhalt ſie alſo in dieſen Sternen! —

Ich hab noch eine Parthey, der ich muß Eyr ſchenken, gib ihnen ein gantzes Jahr nichts, und ich weiß, daß zuweil in der Predigt ſich einſtellen, es ſeind die Lutheraner, oder wie ſie ſich nennen die Evangeliſche, denen ſchenke überaus ſchöne und ſeltſame Eyr, hört aber wie ſie gelegt ſeynd worden, woher ſie ihren Urſprung ſchöpfen, iſt vielleicht ſchon vielen bekannt. Stengelius der notirt i ſeinem Büchl, daß in der Pfalz die Hexerey und Zauber-Händel ſehr im Schwang gangen, unter andern hat ein

ein Bäuerin auch eines ſolchen Gliſſters, der andern aus lauter Neid die Hennen verzaubert, daß keine Eyr mehr legten, dieſe ſucht alle Mittel und Weeg, wie ſie doch möchte wieder zu Ayern kommen, wuſte nicht, wo die Urſach herrührte, fragt dahero um Rath, eben dieſelbe Nachbäurin, von der ihre Hennen ſeynd alſo bezaubert worden, dieſe läßt ſich wieder erbarmen, ja! ja ſagts mein Nachbarin, ich weiß ein treffliches Mittel, ich will ein Brodt bachen, kommt morgen drum, daſſelbe brockt den Hennen vor, ſie werden euch gleich wieder Ayr legen, verſprich euchs, ſo wahr als ich ein redlichs Weib bin, ſie iſt froh, holt früh morgens das Brod ab, tragts heim, legts auf den Tiſch derweil, geht und ſucht die Hüner zuſammen; Unter der Zeit, daß ſie die Hüner zuſammen ſucht, da kommt der Knecht vom Acker nach Hauß, der arme Teuffel aller hungerig, geht in die Stuben hinein, ſiht gleich diß Stuck Brod auf den Tiſch, geſchwind her, ſchneid ein guts Stuck ab, fahrt Nachmittag wieder auf den Acker; da (verzeyhen Sie mir, es beſchreibts ein Author, der war geiſtlich, alſo iſts mir auch als einen Geiſtlichen erlaubt, zu erzählen) auf dem Acker wird dem Knecht übel, er bekommt einen großen geſpannten Bauch, es will nicht recht hergehen im Leib, er ſpührt ein Wetter, aber gar einen lächerlichen Donnerſtreich, er muſte ſich Noth halber ein wenig auf die Seiten retiriren, und was will ich viel Umſtände ſagen, er legt halt auf einmal 36 Hüner-Ayr, rechte Hüner-Ayr, mit höchſter Verwunderung erzählt er alles zu Hauß, durch welches dann dieſe Nachbarin öffentlich und als eine Zauberin verbrandt worden.

Dieſe Ayr ſchenke ich denen Lutheranern, laßts euch nicht verſchmähen, es ſeynd rechte Ayr geweſen,

aber

aber von einem Hahn; denkt halt, daß ihr beynebens dieſen Ayern gleich ſeyd, welche von keiner Mutter oder Henne herkommen, alſo habt ihr auch gleichmäßig kein Mutter in euren Glauben; die Catholiſche Apoſtoliſche Römiſche Kirch iſt eine Bruthenne, wie es Chriſtus der Seligmacher von ſich bekennt: Quemadmodum gallina pullos ſuos, wie die Henne ihre Junge verſammlet, wir alle ſeynd unter denen Flügeln dieſer Henne der Catholiſchen Kirchen, verſammlet in Einigkeit, dieſe Henne, die Kirch, ſingt jederzeit Cha Cha Cha Charitas Charitas, die Lieb, die Lieb, die Einigkeit, in der iſt eine pure Einigkeit, ein Tauff, ein Fried, ein Weiß, ein Haupt, ein Glaub, von Aufgang bis zum Niedergang, alles ein, wieviel Geyer und Raubvögel ſeynd über dieſe Henne kommen, und habens wollen gar ausrupfen, wieviel tauſend und hundert tauſend Chriſten haben Maximianus der Tyrann, Diocletianus der Tyrann, Nero der Tyrann, jämmerlich ermordet, verbrant, verſenkt, erhenkt, gleichwohl ſchreyt dieſe noch allezeit Cha- Cha- Cha- Charitas, lieb, lieb, wachſt nur immerfort zum honori, favori, glori, ziegelt und brütet aus durch die Gnad und Beyhülff des heiligen Geiſts zu allen Zeiten ſo ſchöne Hünl; Ein geſcheckeltes Hünl Dominicum den Heiligen, welcher wie ein Fackel die Welt erleucht; ein ſchwarzes Hünl Benedictum, welcher ſo viel Tauſend Heilige in ſeinen Orden zehlt; ein ſchwarzes Hünl Auguſtinum, der wie eine Säule den Catholiſchen Glauben unterſtützet; ein falbes Hünl Franciſcum, der mit ſeinem Seraphiſchen Geiſt und geiſtreichen Leben ſo unzehlbare Seelen gewonnen; ein weiß Hünl Norbertum, der mit ſeinem apoſtoliſchen Eiffer ein Apoſtel des Teutſchland

land billig zu nennen; Aber ihr erkennt keine ſolche Henne, die Kirchen, vor eure Mutter, ſondern ihr kommt her von einem Hahn, Luthero, welcher ſich nur auf dem Miſthauffen der Geilheit aufhielte, dort hat er etliche gefaulte Körnlein gefunden ſeiner falſchen Lehr, mit dero er die Kirchen verunehrt, die Altär geſchänd, die Meßopfer verhindert, die Heiligen veracht, die Heil. Bildnußen verworffen, die Klöſter aufgerißen, die Sacramenta verfälſcht, die Abgeſtorbene verlaßen, die Heiligthümer verſpott, die liebe Chriſtenheit in einen Unfrieden gebracht; Dieſer Hahn kräht in der Höll Gi Gäckm hin, Gi Gäckm hin, Glück, Glück iſt hin, Glück iſt hin! alles Glück iſt hin! Auwe! Glück iſt hin! die Zeit, die Heilige Kirchen, dero beſte Hülf ſeynd das beſte Glück eines Menſchen, die Seligkeit und ewig Anſchauung Gottes iſt ein Glück, das gröſte Glück aber Glück! Glück Glück hin! Diß alles iſt hin! Glück zu o mein ſauberer Luther, halt erſt dort die Faſten, weil ers ſonſten der Welt nicht viel geacht, dort ſitzt er und betraurt erſt ſein Thorheit, daß er die rechte Evangeliſche Wahrheit alſo verlaßen, daß er zu Eißleben in Sachſen, ein ſo verruchtes Leben geführt, Eißleben, ja wann ein Sch vorgeſetzt wird, ein ſolches Leben führte er.

Aber mein, möchte einer einreden, wann eine ſo falſche und betrügliche Lehr Lutheri wär geweſen, wie

ſolt

ſolt dann dieſelbe ſo viel tauſend Menſchen, ſo viel anſehnliche ſchöne Städt, ja ganze Länder umfangen? Ich will die Urſach geben, Luther hats gemacht als wie diejenigen Bauren in einem Dorf, weil bey demſelben Dorf ein vornehmer Monarch und Herr ſolte vorüberreiſen und ſeinen Einzug halten, alſo iſt denen Bauren ernſthaft auferlegt worden, ſie ſollen alles ſauber halten, die Straßen aber waren ganz nahe beym Galgen vorüber, und auf dem Galgen hängte einer ſchon etliche Monat lang, ſehr abſcheulich, weil nun die Bauern wuſten, daß derſelbe vornehme Monarch vorbey werde den Einzug halten, dachtens, ſie müſten den Galgen auch zieren, thun die Lappen und Tuteltappen eins, legen dem ſchon längſt erhenkten, und dem die Augen ſchon die ſchwarzen Zeißl ausgeben, dieſen legens ein weiß Hembd an, und ein Roſen-Cranz in die Händ, und beklagten ſie ſich noch, daß wofern ſie ihre Stalier und Tapezereyen gehabt, ſo hättens den Galgen damit gezierd; die närriſchen Geſellen meinten, es ſollte dieſer garſtige Cörper deſto ſchöner ſeyn, wann man ihm etwas weißes anlegte; So gantz gleichförmig hats Martin Luther erwieſen, damit er die Menſchen und Seelige in ſein verdammte, teuffliſche, giftige, garſtige, wilde, unflätige Lehr möchte bringen, damits ihnen gefallen thäte, legte er ihr ein ſchönes weißes Kleid an, gibt ihr den Schein, als wäre es ganz heilig; was kunte garſtiger ſeyn als

diß,

diß, daß man die Heiligen nicht ſolte anruffen, aber legte ihr ein weißes Kleid an, nemlich, es ſeye wider die göttliche Ehr und Barmherzigkeit, denn er ſo barmherzig, daß er einen Menſchen gleich vor ſich läſt, braucht nicht erſt viel Advokaten und Patronen, alſo in allen andern Lehren, deren ich will da geſchweigen und kein Controvers - Schul aufſchlagen; Allein ich bitt um die fünf eröffnete Wunden Jeſu, welche er heut ſeinen Apoſteln nach der glorwürdigen Urſtänd gezeigt, bitte ich, wann einer iſt, der ſich mit ſolcher falſchen Docktrin hat laßen bethören, ich bitte, er wolle doch nicht zu widerſtreben der unverfälſchten Catholiſchen Wahrheit; unterdeßen aber ſo nehmt vorlieb mit dieſen Ayern, die Männer mit ihren Stern-Ayern, die Weiber mit ihren Straußen-Ayern, die Jungfrauen mit ihren Tauben-Ayern, hab vor dißmal kein andere Schankung bey Handen.

Beynebens aber bitt ich von der gantzen Verſammlung, bitt gar ſchön auch um ein Ay, Sie wiſſen freylich, wie man das Wörtl Ay ſchreibt A y, dieſes aber, wann mans zurück lieſet, heißts ja, das ſchenkt mir, bin darmit beſtermaßen content, ſprecht mit Mund und Hertzen ja, ihr werd ungezweifelt euer Gewiſſen zu dieſer heiligen Oeſterlichen Zeit, mit einer wohlangeſtellten Beicht reinigen und ſäubern! ſprecht mit Mund und Hertzen ja! ihr werd ungezweifelt mit höchſter Ehrerbietigkeit und inbrünſtigem Eyffer das wahre

Oſter-

Oſterlamm in der H. Kommunion genießen, ſo ſprecht mit Mund und Hertzen ja! ihr werd gewißlich allen euren Feinden und Wiederſachern, von denen ihr einigen Schmach und Schaden erlitten, um Gottes willen alles verzeyhen und nachlaßen; So ſprecht mit Mund und Herzen ja! ihr werd freylich in allen euren vorfallenden Gefahren und Nöthen die Zuverſicht nehmen zu den offnen Wunden Jeſu Chriſti, die er in ſeiner heiligen Urſtänd an ſich behalten, ſo ſagt mit Mund und Hertzen ja! ihr werd unfehlbar heut noch, und fortan jederzeit mit einem Ave Maria eingedenk ſeyn unſers Römiſchen Kayſer, auf daß ihm Gott in ſo vielen unterſchiedlichen Nöthen und Kriegen allezeit zu Nutz der Catholiſchen Kirchen Sieg und Fried endlich ertheilen, ſo ſchreyt mit Mund und Hertzen ja! vor dieſes umgekehrre Ay oder ja danke ich zuvorderſt Gott, alsdann euch, und vermeint nun, daß die Predigt aus, ſo ſag ich auch Ja

Schattenſpiel an der Wand.

Erſtes Stück.

Ich war kaum ſieben Jahr alt, als ich ſchon das ſchrecklichſte Schickſal auf der Welt erfuhr, was einem Kinde nur begegnen kann. Das geſchah im Frühjahr 1707. Wir hatten einen Garten vor dem Thor, nach welchem ich manchmal allein hinſchlendern durfte. Die Mutter war wohl dann und wann bekümmert, daß mir ein Unglück begegnen möchte, aber mein Vater lachte ſie aus und ſagte: „Ah Pah! der Junge muß nicht verzärtelt werden. Laß ihn nur lauffen, kein Waſſer hat er ja nicht zu paßiren und auf dem Pflaſter zu erſaufen, iſt unerhört.“ „Wenn ihm nur nicht mal ein toller Hund begegnete!“ wendete ſie weiter ein. Dafür ſorgt die Polizey; gab er zur Antwort.

Es war im May. Lange Hecken von Schlehdorn, womit die Gärten der Stadt eingefaßt waren, ſtanden in voller Blüthe. Ich durchſuchte jeden Strauch, bog die Zweige mühſam zurück, ritzte mir die Hände wund und — ſuchte Vogelneſter. Glücklich entdeckte ich eins, worin fünf Eyer lagen. Das war ein Fund und ein Jubel! fünf Eyer! ſchrie ich in einem weg. Da trat ein fremder Mann zu mir und fragte: ſuchſt du Vogelneſter, mein Söhnchen? — O! ich weiß ſchon eins, rief ich, mit fünf Eyern. Und ich weiß eins, antwortete er, darin liegen fünf junge Hänflinge. Sie ſind ſchon ganz flück und werden morgen oder übermorgen gewiß ſchon ausfliegen. O! wenn ich die doch wüßte! wenn ich ſie hätte! rief ich aus. Komm mit, ſagte er, ich will ſie dir zeigen, nimm ſie aus und trage ſie heim, eh ſie ein andrer holt. Dort auf dem Felde ſteht ein Dornſtrauch, da iſt das

Neſt. Wenn dirs nur nicht zu weit iſt! — Welcher Junge liefe fünf Hänflingen zu Ehren nicht bis ans Ende der Welt! Ich machte mich alſo auf und trollte mit dem Mann davon. Wir kamen an den Strauch, aber — das Vogelneſt war weg. Die verdammten Jungens müſſens ſchon ausgenommen haben, ſagte der Mann. Weißt du was, mein Söhnchen? fuhr er fort, damit du nicht umſonſt gegangen biſt, wollen wir bis in den nahen Buſch gehen; da werden wir ihrer genug finden mit Eyern und mit Jungen. Und damit du nicht zu müde wirſt, will ich dich tragen und dich auch wieder zu Hauſe bringen. Wenn mein Vater nur nicht böſe wird, wendete ich ein. O! ſagte er, der weiß viel, ob du im Garten oder im Buſch geweſen biſt. In einer Stunde ſind wir wieder zu Hauſe; es ſind ja nur einige hundert Schritt. Der Mann that freundlich und ich argwohnte nichts Böſes. Er trug mich alſo in den Wald. Kaum waren wir da, ſo pfiff er auf den Fingern ſo ſchneidend, daß der Buſch widerhallte. Es währte nicht lange, ſo erſchienen zwey Kerls mit gräßlichen Geſichtern. Wenn du ſchreiſt, redeten ſie mich an und zogen zwey lange Meſſer heraus, ſo ſchneiden wir dir auf der Stelle die Kehle ab. Noch heut ſchaudert mir die Haut, wenn ich an meinen damaligen Zuſtand gedenke. Ich winſelte und jammerte, rang die Hände bat und flehte, aber da war kein Erbarmen. Sey ſtille hieß es und muckſe nicht, oder wir ſchlachten dich ab! der eine huckte mich auf und nun giengs durch Dorn und Hecken tiefer in den Buſch hinein. Ach! mein Vater! meine Mutter! ſeufzte ich innerlich, werd ich euch in dieſer Welt je wiederſehn? — Wenn du ſtill und artig biſt, ſagten die Kerls, ſo ſoll dir kein Leid widerfahren; aber der geringſte Laut koſtet dir das Leben, denn ſieh! das Meſſer iſt ſcharf.

Still und geduldig wie ein Lamm ließ ich mich fortſchleppen und endlich ſetzten ſie mich in eine Köhlerhütte ab. Iſt das dein Vater? fragten ſie mich, indem ſie mir einen ſchrecklichen Kerl zeigten. Nein! antwortete ich, mein Vater iſt Burgermeiſter zu —. Was ſagſt du Junge? ſchrien ſie alle, iſt das nicht dein Vater? Ach Gott! nein! wiederholte ich. Nun zogen ſie mir die Hoſen ab und peitſchten mich aufs Blut. Ich ſchrie entſetzlich. Nicht wahr? fragten ſie von neuem, das iſt dein Vater? Ich hatte das Nein! noch auf der Zunge, da gieng das peitſchen mit Birkenruthen abermal an. Ach Gott! ja! es iſt mein Vater, ſchrie ich in der Angſt, warf mich dem Kerl zu Füſſen, umfaßte ſeine Knie, küßte ihm die Hände und ſchrie: Vater! herzallerliebſter Vater! du biſt mein Vater! du ſollſt mein Vater ſeyn; ich bitte dich um Gotteswillen, mach mich nur nicht todt. „Willſt du in deinem Leben noch einmal ſagen, und wärs auch nur wider einen Baum, daß der Burgermeiſter zu — dein Vater iſt? — All mein Lebtage will ichs nicht mehr wieder ſagen. Willſt dus auch nicht mehr denken? — Ich beſann mich einen Augenblick. Sie huben die Ruthen von neuem auf. Ich wills auch nicht mehr denken, ſchrie ich in der Angſt. Das iſt dein Glück, antworteten ſie. Und welch ein Anblick! die Haare ſtehen mir noch zu Berge, wenn ich daran denke; man brachte ein todtes Kind auf einem Spieß geſteckt, herein. Sieh! ſagten ſie, ſo geht dirs auch, wenn du noch einmal ſagſt, daß der Burgermeiſter dein Vater iſt. Der Junge am Spieß wollte auch nicht glauben und ſagen, daß der Mann hier ſeyn Vater wäre und dafür haben wir ihn angeſpießt. Es ſoll dir nun kein Haar beſſer gehen, wenn du in deinem Leben nur einmal muckſeſt, daß du einen andern Vater gehabt haſt, als dieſen.

Denke dir, lieber Leſer! ein Kind von ſieben Jahren, aus Vater- und Mutterarmen geriſſen, und die Haut vom Hintern gepeitſcht unter dieſen Teufeln. Mein kleines Herz wollte mir zerſpringen, wenn ich nach Hauſe und an meine Eltern dachte. Die Ungeheuer hatten mich aber verſichert, daß ſie alle meine Gedanken wüſten und mich von neuem durchpeitſchen würden, wenn ich nur nach Hauſe gedächte und traurig thäte. Du mußt hübſch munter und luſtig ſeyn, ſonſt regnets Hiebe, das merke dir. Nachdem der blutige Willkomm vorüber war, ſo ſuchten ſie mich zu erheitern, gaben mir Eſſen und Spielzeug und was ich ſonſt nur wünſchen konnte. Nun wurde ich nackt ausgezogen und meine Kleider verbrannt, wogegen ſie mir andre gaben, den Kopf beſchoren und mir das Geſicht mit Kohlſtaub ſchwärzten. Gegen Abend erſchien ein Leiterwagen, worin ſich mein neuer Vater mit mir ſetzte und ſo fuhren wir die ganze Nacht hindurch. Man hatte mir ein kleines Lager auf dem Wagen bereitet, worauf ich auch glücklich eingeſchlafen war. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel als ich erſt wieder erwachte. Der Wagen hielt bey einem abgelegnem Hauſe ſtill, wo ich abgeladen und in eine Kammer verſperrt wurde mit der Drohung ärger wie geſtern gezüchtiget zu werden, wenn man nur einen Laut von mir hörte. Iß dich ſatt, hieß es, und dann lege dich ſchlafen, denn die Nacht gehts wieder auf die Reiſen. Ich gehorchte blindlings, aß und trank, war ſtumm, wie ein Fiſch, legte mich nieder und ſchlief. Mit Sonnenuntergang wurde angeſpannt und weiter gefahren. So gieng es fünf Nächte durch, wo ich den Ort meiner Beſtimmung erreichte. Es war ein kleines Städtchen, von vielen Juden bewohnt. Aber wie es hieß, und wo es lag, konnte ich nicht erfah-

ren;

ren; denn niemand verſtand mich, weil hier eine ganz andere Sprache geredet wurde. Und wäre das auch nicht geweſen, ſo hätte ich doch nicht das Herz gehabt darnach zu fragen, denn meine Wunden ſchmerzten noch. Alles Nachfragen und Erzählen meines Schickſals war mir auch bey Lebensſtrafe verboten. Ich fand noch zwey andre Knaben, wovon der eine zehn, der andre acht Jahre alt zu ſeyn ſchien und welche beide vollkommne *Seiltänzer* waren, und alle mögliche Halsbrechende Stellungen und Sprünge machen konnten. Mein neuer Vater kündigte mir an, daß ich das alles auch lernen müſte, damit ich mir künftig mein Brod verdienen könnte. Vor der Hand, ſagte er, magſt du bloß zuſehen und dich mühen, daß du die Landesſprache begreifſt. Hüte dich aber, daß kein deutſches Wort von nun an mehr aus deinem Munde kömmt. Und ſollteſt du jemals deutſch reden hören, ſo laß es, wenn dir dein Leben lieb iſt, nicht merken, daß du es verſtehſt. Erfährt es nur eine lebendige Seele, woher du biſt und welche Sprache du bisher geredet haſt, ſo denke an das Kind am Spieße. Du muſt deine Mutterſprache eben ſo vergeſſen wie Vater und Mutter, das kann nun weiter nichts helfen. Die Augen giengen mir über. Du weinſt Beſtie? ſchrie er und zerſchlug mich ſo mörderlich, daß ich todt zu ſeinen Füſſen lag. Ich erholte mich wieder und — ſah freundlich; denn es konnte ja alles nichts helfen. Die Kuh lernte ich nun in der fremden Sprache Krowa, das Brodt chleb und die Ruthe prent nennen. Aber was das für eine Sprache war, wuſte ich nicht. Ebräiſch oder Arabiſch, das kümmerte mich nicht. Ich lachte vor Angſt und hüpfte vor Schmerz. Die Menſchen in dieſem Lande giengen in einem abgerißnem hanfnem Hemde faſt halb nackend und lebten von

halb

halb verfaultem Sauerkraut, das ſie Kwasnokapusta nannten. Sie hatten geſchorne Köpfe, wie ich, und Läuſe darauf, wie Sand am Meer. Ich auch. Vor ihren Herrn krochen ſie auf die Knie und leckten, wie die Hunde ihnen die Füſſe. Uebrigens war die geprieſene Gleichheit nirgends einheimiſcher, als hier, denn ſie erſtreckte ſich bis auf — das Vieh. Herr, Geſinde und — Schweine, alles logirte kunterbund unter einander, ohne ſich zu geniren. Eine Mutterſau mit ihren Ferkeln behauptete gewöhnlich den erſten Platz. Mit einem Wort, ich fand zwiſchen Menſchen und Vieh keinen andern merklichen Unterſchied, als daß die einen gewöhnlich beſoffen und die andern nüchtern waren. Von ihren beiderſeitigen Sprachen und Grunzen verſtand ich von einem ſo viel, wie vom andern. Klagen durfte und konnte ich mein Leiden nicht. Die beiden Jungens, denen ich zugeſellt wurde, waren boshafte, tückiſche Rangen. Nur die kleinen Ferkel und ein alter Spitzhund ſchienen Mitgefühl für mich zu haben.

Nachdem ich einige Wochen unter Schweinen und Läuſen bey ſchwarzem Chleb und ſtinkenden Kwasnokapusta, wozu Morgens und Abends, bey allem Abſcheu dafür, ein Glaß Brandwein kam, zugebracht hatte, ſo ſollte ich nun meine Lehrzeit im Seiltanzen und den halsbrechenden Sprüngen antreten. Gott im Himmel! was hab ich da ausgeſtanden und gelitten. Nun erſt begriff ich, warum ich geſtohlen worden. Bey Hunger und Schlägen wurde ich wie ein Hund, der abgerichtet wird, in den entſetzlichſten Stellungen geübt. Auf den Füſſen ſtehend mußte ich mich rücklings dergeſtalt überbeugen, daß ich mit dem Kopf die Erde berührte, und indem mein Leib ſo einen halben Zirkel bildete, mußte ich auf und nieder marſchie-

ſchieren. Aber eh ich das lernte, war mein Leib von Schlägen nur eine Beule. Unter unſäglichen Schmerzen wurden mir Morgens und Abends alle Glieder aus einander gerenkt, damit ſie recht ſchlottrig blieben und ſich wie ein Zwirnsfaden biegen und überbrechen ließen. Dann muſte ich die ſogenannten Saltosmortales lernen und mich im Springen zwey bis dreymal in freyer Luft überſchlagen. So wie ich anſetzte, begleitete mein Vater den Sprung mit einem Hiebe aus dem Saltz, und war er mißgeglückt empfieng ich die Hetzpeitſche von neuem. Auf dieſe Art wurde ich alle Tage 4 Stunden geradebrecht und litt Jahr und Tag, wie ein Miſſethäter auf der Folterbank. Damit ich auch nicht zu korpulent und ungehülflich würde, ſo wurde mir Chleb und Kwasnokapusta Unzenweiſe zugewogen, wobey ich auch, Gott ſeys geklagt! recht federleicht auf den Füſſen blieb. Uebermäßiger Schlaf ſollte, wie es hieß, den Körper ſchwer und träge machen, und ſo wurden nur fünf Stunden zur Nachtruhe geſtattet, welches für einen ſiebenjährigen Knaben gewiß blutwenig war. Mit dem Knall der Hetzpeitſche gab mein Vater mit Tagesanbruch die Loſung zum Aufſtehn. Sie hören, erwachen, aufſpringen und meinem Vater zu Füſſe fallen, war alles nur ein Augenblick. Er hatte mich Pupup getauft; und wenn er mich nur Pupup! rief, ſo zitterte ich ſchon an allen Gliedern. Ich hatte mit einem Wort ganz das Weſen eines Jagdhundes angenommen, welches man von einem Menſchen kaum glauben ſollte, weil ich ganz wie ein Jagdhund dreßirt worden war. Daß man auch ſogar die Menſchenquälerey auf Regeln und gewiſſe Prinzipien zurückbringen kann, erfuhr ich bey ſpäterm Nachdenken über mein damaliges Schickſal an mir ſelbſt. Durch Hunger,

ger, Schläge und Wachen hatte man mich zuletzt ſo weit gebracht, daß ich nur dachte, was ich denken ſollte. Ich möchte daher wohl den neuern Philoſophen widerſprechen, welche behaupten, daß die Gedanken über alle menſchliche Gerichtsbarkeit erhaben ſind. Eine habljährige Lehrzeit unter meines Vaters Händen würde ſie ſchon anders pfeiffen lehren. Selbſt an meine theure Eltern dachte ich nicht mehr, und wie wäre das auch möglich geweſen? — Vom Morgen bis in den Abend war meine ganze Aufmerkſamkeit auf die Hetzpeitſche gerichtet; ihr zu entgehen war mein einziger Gedanke und des Nachts träumte ich nur von ihr, daß alle Glieder zitterten. Für den Vater, der mich gezeugt, und für die Mutter, die mich unter ihrem Herzen getragen hatte, war kein Augenblick des Andenkens übrig. Der neue Vater war mein Gott, mein Teufel, und mein Alles. Ich hatte für nichts Sinn, als für ihn allein. Hätte das Haus in hellen, lichten Flammen geſtanden, und er nur geſagt: Pupup! hinein! friſch! — ſo würde mirs auch gar nicht eingefallen ſeyn, mich erſt zu beſinnen, was ich thun oder laſſen wollte. Zu meinem Glück hatte dieſe höhere Kinderzucht einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ſie mich ſogar für alle Verſuchungen und Anfechtungen bewahrte. Es zogen eines Tags zwey Männer durch das Städchen und übernachteten in unſerm Hauſe oder Stall. Sie ſchienen meinem Vater ganz fremde zu ſeyn. Des Nachts weckt mich einer und raunt mir deutſch ins Ohr: Pupup! dein Vater, der Bürgermeiſter zu — läßt dir ſagen, daß du gleich mit uns entfliehen ſollſt. Wir werden dich zu ihm bringen. Ich verſteh nicht, was ihr meint, gab ich in der fremden Sprache zur Antwort. Laßt mich ruhig ſchlafen. Die Erfahrung lehrte, wie gut

gch daran gethan hatte, denn es war eine bloße Falle iewesen, ob ichs gleich ſelber für Ernſt hielt. Und hätte mein Vater, der Bürgermeiſter, leibhaftig vor mir geſtanden, ich hätt' ihn verläugnet. Ein halbes Jahr Uebung mit allen nur gedenkbaren Martern und Höllenquaalen verbunden, hatte mich nun ſo weit gebracht, daß mein Vater länger keinen Anſtand nahm mit mir meinen ſchon vorangegangenen Brüdern nachzuziehen. Nun erfuhr ich denn, daß ich in Pohlen war, und und pohlniſch reden konnte. Wir trafen ſie in Krakau. Tags nach meiner Ankunft machte ich meine Künſte vor allem Volk. Der kleine Pupup fand vielen Beyfall, wurde beklatſcht, wobey ich nur an die Peitſche dachte, und erhielt manches Trinkgeld für ſich zum Geſchenk. Daß ich aber im Quartier Heller und Pfennig dem Vater einhändigen mußte, verſteht ſich von ſelbſt. In Krakau hatte ich etwas mehr Ruh, und fieng nun auch verſtohlen an zu — denken. Das erſte, was mir einfiel, war das: wenn der große Hauffe an ſolchen Künſten und Verdrehungen nicht ein ſo unbändiges Gefallen fände, ſo würden ſich vielleicht keine Teufel finden, welche Kinder ſtöhlen und ſie auf die vorbeſchriebne Weiſe marterten. Aber ſo wird das eine ergieblge Geldquelle. Unmöglich konnte ich mich des chriſtlichen Wunſches entbrechen, daß jeder der entzückten Zuſchauer, welche die Künſte des armen Pupup bewunderten und lobprieſen, nur einen Tag in ſeiner Stelle geweſen ſeyn möchte. Mit aller Ergebung in mein Schickſal trieb ich mich Jahr und Tag in Pohlen mit der Geſellſchaft herum, lernte von meinen beyden ſogenannten Brüdern, wovon der eine Renzel, der andre Fenzel hieß, einen ſehr vollſtändigen Inbegriff aller nur möglichen Bosheiten und Canaillerien. Auch wurden wir von unſern hohen Obern auf alle

ge-

gedenkbare Art und Weiſe dazu angekörnt, und ſie giengen uns ſelbſt mit einem unerreichbaren Beyſpiel vor.

In einer dunklen Nacht gieng mir einſt ein Licht über meinen Vater und ſeine Verbindung auf, wovon ich bis hieher nichts geahndet hatte. Wir zogen in einen Wald und fanden da eine Geſellſchaft von einigen funfzig Mann. Ich bemerkte bald, daß dies Geſindel alles zuſammen gehörte und unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt ſtand. Außer mir und meinen beyden Brüden, waren wenigſtens noch zehn Jungens von unſern Jahren dabey. Es ward ein Kreiß geſchloſſen, und wir Knaben mußten in abgemeßnen Entfernungen einige hundert Schritt vorrücken und patroulliren, damit die Berathſchlagung ungeſtört beendigt werden könnte. Ich erſchrack immer mehr, daß ich in ſo gefährliche und weitreichende Hände mich befände. Nach und nach entwickelte ſich dieſe ſaubre Geſellſchaft vor meinen Augen immer deutlicher und ich kam auf die Spur, daß wir Seiltänzer nicht blos für uns beſtänden, ſondern ein Anhang von Straßenräubern, falſchen Münzern, Bärenführern, Goldmachern und dergleichen Gelichter wären. Noch weit mehr erſtaunte ich aber über die Entdeckung, die ich bald darauf zu machen Gelegenheit hatte, daß nicht nur Pohlen und ſeine Wälder allein der Tummelplatz unſrer Herren wären, ſondern daß auch ihre Hand durch ganz Deutſchland und wohl noch weiter zu reichen ſchien. Die Art, wie ich eingefangen worden war, ließ daran auch keinen Zweifel übrig.

Vielleicht wundert ſich mancher Leſer, warum ich durchaus keinen Verſuch machte, zu entwiſchen. Indeſſen war dies bey der genauen Bewachung, wo ein jeder für den andern mit ſeinem Leben haften mußte, ſchlechterdings eine Unmöglichkeit. Noch mehr ver-

gieng

gieng mir dazu die Luſt, als bey einer andern Gelegenheit, wo wieder nächtliche Zuſammenkunft gehalten wurde, ein Spießgeſelle dieſer edlen Zunft, der, ich weiß nicht wie? ſich vergangen hatte, hervortreten mußte, und ohne Umſtände erſchoſſen ward. Jungens! ſcharrt ihn ein und nehmt ein Beyſpiel dran, wurde befohlen. Wir machten uns alſo fix an die Arbeit, obſchon der Körper noch warm war und das Blut noch rauchte. Man glaubt nicht, wie ſolche Beyſpiele alle Anwandlungen des Ungehorſams und des Ausreißens erſticken.

Nachdem ich drey Jahre lang meine halsbrechende Kunſt durch ganz Pohlen zur Schau aufgeſtellt hatte, wiederfuhr mir das Unglück, daß in Mietau das Seil, worauf ich tanzte, zerriß. Ich ſtürzte herab und brach ein Bein. Zwar wurde es in kurzem wieder geheilt, aber es blieb krumm. So wie hier aber alles auf Todt und Leben gieng, ſo wurde es mir unter unſäglichen Schmerzen von neuem gebrochen, um es beſſer zu heilen. Was ich dabey ausſtand, geht über alle Beſchreibung. Das Ende vom Liede war, daß das Bein merklich ſchwächer blieb und ich fernerhin zum Seiltanzen für untüchtig erklärt wurde. Die Geſellſchaft verlor zwar nichts dabey, weil jährlich neue Kinder eingefangen und geſtohlen, oder auch von ruchloſen armen Müttern unter Vorſpiegelungen künftiger Herrlichkeiten für ein Lumpengeld eingehandelt wurden.

Ich ward nun von der Geſellſchaft getrennt und unter den fürchterlichſten Drohungen aller nur erſinnlichen Quaalen einem ſteinfremden Menſchen übergeben, wenn ich ihm nicht in allem gehorchte. Er ſprach deutſch und ich durfte es nun auch wieder reden, ob ichs zwar beynah vergeſſen hatte. Wir machten uns

auf

auf den Weg und traten eine weite Wanderung an. Hier hatte ich Gelegenheit, mich von der ausgebreiteten Verbindung dieſer Böſewichter zu überzeugen. Die Wirthe, bey welchen wir übernachteten, ſteckten mehrentheils mit ihnen unter einer Decke. Das ſah ich aus dem bekannten und vertrauten Weſen, mit welchem mein Führer aller Orten aufgenommen und behandelt wurde. In der Gegend größerer Städte beſonders trafen mir oft mehrere Bekannte von meinem jetzigen Prinzipal und giengen ſelbſt ein paar mal mit ihnen auf den Raub, beſtahlen Edelhöfe und Kirchen, wobey ich gewöhnlich die Feldwacht von außen erhielt. Nach vollbrachtem Bubenſtück und erhaltnem Antheil des Fangs trennten wir uns ohne Verzug und ſetzten die Reiſe weiter fort. Endlich langten wir nach einem langen Wege, auf welchem mein ſchwaches Bein mich unendlich ermüdete, in — Straßburg an. Hier war, wie ich ſah, der Ort meiner Beſtimmung. Mein Führer verließ mich, nachdem er mich zu treuen Händen abgeliefert hatte.

Sollte es jemand unbegreiflich finden, wie wir beyde, ohne angehalten zu werden, ungehindert einen ſo langen Weg ziehen konnten, ſo dienet zur Antwort, daß mein Führer mit allen nur gedenkbaren und wohlbeglaubigten Päſſen verſehen war. Es ſtand blos bey ihm, in welcher Qualität er reiſen wollte; er konnte ſich allenthalben legitimiren. Einigemal, beſonders wenn wir in einer Gegend Helfershelfer eines Raubs geweſen waren, nahmen wir auch Extra-Poſt, um deſto geſchwinder aus dem verdächtigen Bezirk zu kommen. Kleidung, wie wir ſie nach den Umſtänden brauchten, fanden wir bey den verſchiedenen einverſtandnen Wirthen vor, und ließen ſie an andern Orten wieder zurück. Bald war ich der Sohn meines

Herrn,

Herrn, bald ſein Bedienter; bald ſein Zögling, den er als Hoffmeiſter auf Reiſen führte. Ein andermal leitete ich ihn wieder als einen blinden Bettler durch die Stadt. Die Obrigkeiten hätten allwiſſend ſeyn müſſen, um dieſem geheimnißvollen Gewebe von Ränken und Bosheit auf die Spur zu kommen.

So hatten wir uns alſo bis Straßburg durchgelogen und durchgeſtohlen, wo ich einem Manne, der als Schattenſpieler die Länder am Rhein durchzog, übergeben wurde. Mein Führer ſprach mit ihm allein, und wie ich merkte, hatte er ihn in das ganze Geheimniß meiner Abkunft, meines Fangs und meiner bisherigen Laufbahn eingewenht. Es war alſo handgreiflich, daß er mit in dem großen, unſichtbaren Bunde war, und die Maaßregeln, die er mit mir nahm, um mich an ſich zu feſſeln, legten es nur zu deutlich an den Tag. Das Schattenſpieler-Handwerk war im Grunde nur die Hülle ſeiner geheimen Frevelthaten, um den Leuten Staub in die Augen zu ſtreuen. Es blieb mir nicht lange verborgen, daß er auf dieſe Weiſe der Spion des Bundes in dieſen Gegenden war. Wir ſpielten nicht ſowohl in öffentlichen Gaſthöfen, als vielmehr in reichen Privathäuſern und auf den Schlöſſern der Edelleute auf dem Lande. Dem gemäß erhielt ich die Rolle eines Kundſchafters aller Orten, wohin wir kamen. Jeden Winkel, jeden Schrank jedes Schlupfloch des Hauſes, wo wir ſpielten, mußte ich, während er ſich mit dem Spiel beſchäftigte und die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſeinen Kaſten lenkte, auf das ſorgfältigſte ausſpioniren. Gewöhnlich währte es auch nicht lange, daß in den Orten, wo wir geſpielt hatten, bald darauf ein beträchtlicher Diebſtahl erfolgte. Das Gerücht davon, und die Umſtände, wie der Raub vollbracht worden war, ließen mir kei-

keinen Zweifel übrig, daß mein Herr von meinen eingezognen Nachrichten gegen die Leute, die ab und zu mit uns unterwegens zuſammen kamen, Gebrauch gemacht hatte. Wir ſelbſt aber ſtohlen nie mit, um unſer Spiel nicht zu verderben. Jeder hatte ſeine Lection und ſeinen Poſten.

Auch das Böſe in der Welt hat mitunter etwas gutes, wenn es auch oft kaum der Rede werth ſeyn ſollte. So ſehr ich auch in den Händen dieſer Bande in Hinſicht meines Herzens verwilderte, und hätte nicht die gute Mutter-Natur und meine frühſte Kindheit einen unvertilgbaren guten Saamen in mein Innres gelegt, ich ein Stern erſter Größe unter allen Galgenvögeln hätte werden müſſen; ſo erhielt ich doch durch die Schattenſpiele eine ſolche genaue Kenntniß der damaligen Zeitläufte, daß ich noch heute alle Tage als Profeſſor der Geſchichte angeſtellt werden könnte. Dabey mußte ich mich aufs Zeichnen legen und die Gläſer zum Schattenſpiele nach und nach ſelber mahlen. Hunger, Prügel und alle nur gedenkbaren Mißhandlungen brachten auch hier Rieſenſchritte in der neuen Kunſt hervor. Ueberdies hatte ich mehr Genie und Luſt dazu, als zum Seiltanzen, und weil nur Abends geſpielt wurde, brachte ich den Tag mit Zeichnungen hin.

Der Vorrath meines Prinzipals beſtand aus alten zum Theil bibliſchen Bildern, als die Erſchaffung der Menſchen, der Sündenfall, die Arche Noahs, der Thurm zu Babel, der bethlehemitiſche Kindermord, die Zerſtörung Jeruſalems und dergleichen. Als ein ſchlauer Fuchs, der die Menſchen aus- und inwendig kannte, gerieth er auf den Einfall, daß ſein Spiel beliebter und angenehmer ſeyn dürfte, wenn er Begebenheiten aus der neuſten Zeit und die merkwürdig-

ſten Perſonen, welche damals auf dem Welttheater ſtanden, aufführen könnte. Getrauſt du dir, Pupup! ſagte er, das alles, wie ichs haben will, auf die Gläſer zu bringen, ſo ſollſt du bey mir Herrentage und nach Verlauff von drey Jahren auch deine gänzliche Befreyung haben.

Das war das erſte gütige Wort, was ich ſeit meiner Gefangennehmung hörte. Die Thränen traten mir in die Augen, das Herz hüpfte mir im Leibe, ich ſah im Geiſt mein Vaterland und offne Vater- und Mutterarme. Endlich ein Wink zu meiner Erlöſung, ſo fern ſie auch noch war und ſo viel auch noch dazwiſchen lag! Ich ſprang ihm mit Heftigkeit an den Hals, als ob ich ihn erdrücken wollte und ſchrie: Herr! wenn ihr Wort haltet und das thut, ſo ſchwör ich euch, bey dem Vater, der mich gezeuget und bey der Mutter, die mich gebohren hat, (ſie zu nennen hatte ich nicht das Herz!, denn ich ſah das Kind am Spieß vor Augen) ich will euren Willen ausführen und wenns mein Leben koſten ſollte. Mein Prinzipal ſchien gerührt und ein andrer Menſch zu ſeyn. Pupup! ſagte er, kömmt aber ein Wort davon über deine Lippen, ſo ſtirbſt du den elendeſten und entſetzlichſten Todt. Keine menſchliche Gewalt kann dich dann retten, denn du weißt, wir alle ſind wie eine Fliege im Spinngewebe. Was du in den pohlniſchen Wäldern geſehen haſt, wirſt du dieſe Nacht wieder erleben. Nur die Zeit kann uns erledigen, Liſt und Gewalt vermögen nichts.

Gegen Abend befahl mir mein Herr, ihm zu folgen. Nachdem wir etwan zwo Meilen gewandert ſeyn mochten, langten wir an einem Walde an, wo wir von ausgeſtellten Schildwachten angerufen wurden. Mein Herr gab die Loſung und wir wurden zugelaſſen. Abermals ein Gewimmel von Menſchen,

mir alle unbekannt. Die Männer traten zuſammen und ich mit in den Kreiß. Ein Gebundener wurde herbeygeführt, und mein Herr ward beordert ihn an einem Baum zu hängen. Habt Mitleid! ſeufzte er. Kein Erbarmen auf der Stelle! rief ein ſchrecklicher Kerl oder du wirſt daneben gehängt. Mein Prinzipal verrichtete das Henkeramt. Nun mußte ich abtreten und Wache ſtehn. Bald ward ich wieder abgerufen und wanderte mit meinem Herrn zurück. Unterwegs ward er matt und ſank ohnmächtig hin. Die Kniee bebten, die Glieder zitterten mir. Er kam wieder zu ſich. Pupup! flüſterte er, es war mein — Bruder. Schweige Pupup! nach drey Jahren wollen wir reden. Ich halte mein Wort, halt du das deine. Aber bey dem Gehangnen beſchwör ich dich, halt reinen Mund; du wirſt auf die Probe geſtellt werden.

Wir kamen zurück. Mein Herr kaufte alle mögliche Kupferſtiche von den neuſten Weltbegebenheiten zuſammen. Mit einem Eifer, von Todesfurcht und Sehnſucht nach Erlöſung angefacht, gieng ich an die Arbeit und copirte ſie ins Kleine auf die Gläſer. Schon nach acht Tagen hatte ich ein vollſtändiges Stück zuſammen, welches ich mit Hülfe meiner Einbildungskraft auf das möglichſte zu beleben ſuchte. Dadurch ward ſein Kaſten ein lebendiges Schauſpiel der gegenwärtigen Weltbegebenheiten. Die Leute lieffen uns nicht nur Hauffenweiſe zu; ſondern wir wurden auch zu den anſehnlichſten Herrſchaften eingeladen, denn Pupups Künſtlerhand zauberte alles, was kurz zuvor der todte Buchſtabe in den Zeitungen gemeldet hatte, oder was auch nur als Anekdote von Mund zu Munde flog, an die Wand. In den folgenden Blättern werde ich davon einige Probeſtücke liefern.

Schattenſpiel an der Wand.

Zweytes Stück.

Thomaſius vertreibt den Teufel, Geſpenſter, Hexen et zetera.

Die Zuneigung meines nunmehrigen Prinzipals zu mir, der ſich Rollmann nennte, wuchs von Tag zu Tage, ſo daß er kein Bedenken trug, hin und wider einen Lichtſtrahl auf die Nacht des Bundes fallen zu laſſen. Auch er ſehnte ſich, wie ein Vogel aus dem Käfig, aus den Schlingen dieſer Unholden heraus, woraus er kein Geheimniß gegen mich machte. Der einzige Weg dazu war, nach ſeiner Meinung, daß wir uns verdachtlos erhielten und die Bande ſicher machten. Ein Hauptnahrungszweig dieſer Böſewichter war, daß ſie mit unter die Rotten der Geſpenſter, Hexen und Zauberer übernahmen, wodurch ſie die Einfältigen zurückſchreckten und von ihren verborgnen Schlupfwinkeln auf das nachdrücklichſte abhielten. Der Aberglaube der Welt diente ihnen zur unſichtbaren Leibwache und ſchützte ſie ſo kräftig als der Arm der Obrigkeit. Sie hatten alſo keinen furchtbarern Feind, als den Profeſſor Thomaſius zu Halle, der durch ſeine allgemein geleſene Schriften den Leuten die Augen öffnete und die Macht des Teufels, der Hexen und Geſpenſter beſtritt und lächerlich machte. Ein verwüſtetes Schloß im Schwarzwalde, dem wegen des Rufs, daß dort Poltergeiſter hauſten und ſpukten, ſeit vielen Jahren kein Waghals ſich genähert hatte, war der Hauptſammelplatz unſerer Bande. In den unterirdiſchen Gewölben deſſelben hatten ſie eine Münze angelegt, wo ſie kupferne Dukaten prägten und ungeſtört ihr Weſen

trieben. Durch die Schriften des Thomaſius verführt oder beſſer belehrt, war es aber dahin gekommen, daß man die Räuberhöle näher unterſuchte und das Raubneſt zerſtörte. Was war natürlicher, als daß man dem Thomaſius Tod und Rache ſchwur. Durch Gewalt wollte oder konnte man ihm nicht beykommen; man ſuchte alſo durch Aufrechthaltung des Aberglaubens ſeine der Geſellſchaft äußerſt gefährliche Lehre zu ſchwächen, wozu in den Gegenden, wo wir hauſten, das Schattenſpiel auch das ſeine beitragen ſollte. Wenigſtens glaubte mein Herr, ſich dadurch bei dem Bunde in Kredit zu ſetzen, der uns beiden zu unſern anderweitigen Plänen ſehr nöthig war.

Ein Vorfall, der ſich, wie es im Anfange dieſes Jahrhunderts noch ſehr häufig war, in einer nahgelegnen Stadt im ſchwäbiſchen, zutrug und die Unterredung, die Rollmann mit unſerm Wirth deswegen hatte, beſtimmte ihn noch mehr, daß ich dem Thomaſius einen Klex im Schattenſpiel anhängen ſollte. Zur beſſern Einſicht und Belehrung über den Thomaſius, will ich das Geſpräch zwiſchen Rollmann und dem Wirth hier einſchalten, wozu ich auch mein Wörtlein gab.

Rollman. Nun der alte Nagelſchmidt wird wohl dran glauben müſſen, und ſoll morgen auf die Folter geſpannt werden. Er hat ſchon bekannt, daß er mit dem Satan einen Bund gemacht, ſich von ihm in ſeinem Namen taufen laſſen, auch mit ihm Unzucht getrieben habe. Vieh und Pferde hat er auch behext, daß ſie geſtorben ſind; auch einen Jungen hat er lahm gemacht. Aber nur Geduld! ſie werden ſchon mehr von ihm auspreſſen, wenn ſie ihm nur erſt die Glieder auseinander renken werden. Geſchieht ihm ſchon recht. Warum treibt er ſolch Teufelszeug? Wird ihm kein Haar beſſer gehen, als der

alten tauben Grethe, die auch der Zauberey wegen vor drey Jahren verbrannt wurde.

Wirth. Das fürcht' ich eben. Und doch wollte ich mein Leben drauf verwetten, die alte Grethe ſey unſchuldig auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Rollman. Ey was unſchuldig! Eine Hexe und unſchuldig! Hat ſie nicht ausdrücklich auf der Marterbank bekannt, daß ſie ſich mit dem böſen Feind eingelaſſen, unmenſchliche Unzucht mit ihm getrieben, davon eine Schmeißfliege gezeugt und dieſelbe einem Kinde beygebracht habe, wovon es lahm und elend geworden iſt? Hat ſie nicht freywillig bekannt, daß ſie ihrem Nachbar, dem Schneider Martin, das ganze Haus voll Mäuſe gemacht habe? —

Wirth. Ach geht mir weg! Alte Weiber hecken nicht.

Pupup. Hatte ſie denn rothe und trieffende Augen? —

Rollman. Allerdings wie ein Karfunkel. Das erregte eben den Verdacht und brach ihr den Hals.

Pupup. Nun wenn das iſt, ſo muß ſie zum Henker! auch eine Hexe geweſen ſeyn. Denn woher kämen ſonſt, wie weltbekannt, rothe und trieffende Augen? — Daran zweifelt kein Menſch.

Wirth. Hoffentlich bin ich doch auch einer und zweifle dennoch ſehr daran.

Rollman. Aber ihre eigne Ausſage und Bekenntniß. Soll das auch nichts gelten? —

Wirth. Nichts ſoll es gelten. Ich glaube, wenn man Herrn Rollman ſammt mir auf die Folter ſpannte und die Glieder verrenkte, wir würden wohl auch bekennen, was man haben wollte, um nur der Marter los zu werden, wenns uns gleich nie in den Sinn gekommen wäre.

Rollman. Aber ſagt mir nur, wie ihr ein ſolches Kind des Unglaubens geworden ſeyd.

Wirth. Sagt lieber ein Kind des Lichts. Das hab ich den Schriften des Thomaſius zu verdanken. Seitdem ich die geleſen habe, iſts mit meinem Glauben an Teufels- Hexen- und Geſpenſtergeſchichten rein aus.

Rollman. Habe auch ſchon von dem Irrlehrer zu Halle gehört, der die ganze Welt verführt und ſie durch ſeinen Unglauben in des Satans Klauen ſtürzt. Nun Glück auf den Weg! Daß ihr nur nicht etwann durch Schaden klug werdet, und am Ende der ewigen Seligkeit darüber verluſtig geht.

Wirth. Halt! halt! was hat die damit zu thun? — Mahnt ihr mich doch an unſern Obriſten, der bei der Kirchenparade ſchrie: ins Teufelsnamen Kerls! wie wollt ihr ſelig werden, wenn ihr nicht exerzieren könnt? — Ich bin ein guter lutherſcher Chriſt und Thomaſius iſts ſicher auch. Aber in punkto deſſen kann ich ihm nicht entgegen ſeyn. Von zumal bei der alten Grethe. Sie iſt noch meine Wärterin geweſen und hat mich viele ſchöne Sprüche und Liederverſe beten gelehrt. Sollte ſie in ihren alten Tagen ſo aus der Art geſchlagen ſeyn, das kann ich nicht glauben.

Hier miſchte ſich der Barbier Chryſelius mit ins Geſpräch. Er war ein Querkopf von Hauſe aus; ein Mann, der weit und breit gereiſet war, viel gehört und geleſen, aber nichts davon verdaut hatte. Dabey wollte er immer gern den Gelehrten ſpielen und raiſonirte, daß es gewöhnlich paßte, wie die Fauſt aufs Auge. Immer mit dem Maule vorn weg, brachte er Dinge aufs Tapet, die weder Hand noch Fuß hatten. Jedermann rieb ſich an ihn und ſchraubte ihn, und wenn man nur nicht mit der

Thüre ins Haus fiel, ſo merkte ers nicht leicht, daß man ihn foppte, ſondern vertrug einen guten Puff. Bey Gelegenheit gab er auch einen Brocken verdorbnes Küchen-Latein von ſich, um ſeine Rede beſſer zu würzen.

Pupup. Aber wer iſt denn eigentlich der Thomaſius? —

Chryſelius. Damit kann ich am beſten dienen. Als ich zu Leipzig conditionirte, hab ich die Ehre gehabt ihn zu raſiren und hätte ihm am liebſten die Kehle abgeſchnitten, wenn ich mich nicht für das Vergeltungsrecht gefürchtet hätte. Er war dort Profeſſor, mußte ſich aber ſeines Unglaubens und ſeiner Irrlehren wegen bei Nacht und Nebel aus dem Staube machen und ſeine Schriften wurden durch Henkers Hand verbrannt, wozu ich ſelbſt das Feuer aufſchüren half. Jetzt iſt er als Profeſſor auf der neuen Univerſität zu Halle angeſtellt, wo nun kein Menſch mehr an Hexen, Schatzgräber, Hermaphroditen, Zwitter, Mißgeburten, oder Monſtra an keinen Gott und keinen Teufel glauben wird.

Wirth. Mein! mein! Herr Chryſelius! was mengt er da alles untereinander, um dem großen Mann einen Klex anzuhängen.

Chryſel. Hör er nur Herr Strumpf! was für ein bodenböſer, gottloſer Mann das iſt. Eines Tages beſtellt er die Studenten, daß ſie ſich morgen recht zahlreich einſtellen möchten, er wolle ihnen auch — denk er um Gotteswillen! er wolle ihnen auch — den Teufel zeigen. Horribile dictu! die Haare ſtanden mir zu Berge. Was geſchieht! die ganze Univerſität läuft zuſammen und aus allen Facultäten ſtrömten die Burſche ſchaarenweiß herbey. Kaum daß Thomaſius ſich durch den dicken Haufen durcharbeiten kann. Mit einem gewaltigen Sack

unter dem Arm drängt er ſich aufs Katheder. Wohl-aufgeſchaut! meine Herrn! ruft er, ich habe den Teufel im Sack. Aber erſchrecken ſie nicht, er ſoll ihnen nicht ſchaden.

Rollm. (ſchlägt ein Kreuz) Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn! ich hätte Reisaus genommen.

Chryſel. Ich auch.

Wirth Strumpf: Ich nicht.

Pupup auch nicht, ſagte ich leiſe.

Chryſel. Die verführten, ungläubigen Studenten, die Höllenkinder, die Satansbraten auch nicht. Aufgepaßt! ſchreit der Profeſſor wieder, ſteht auf, hebt den Sack feyerlich in die Höh, bindet ihn auf, faßt ihn unten am Boden, ſchüttelt ihn und brüllt: Nun Satan! heraus mit dir leibhaftig wie du biſt, mit Hörnern, Klauen und Geißſchwanz. Die Muſenſöhne ſteigen auf die Bänke, treten auf den Zehen, machen lange Hälſe, ſtarren auf den Sack und ſehen — und ſehen —

Strumpf. Na! was denn? —

Chryſel. Nichts! — Wiſſen Sie nun, meine Herrn! wie er ausſieht? frägt ſie Thomaſius. Wir ſehen nichts, antworten ſie. Glaubs gern, ſagt er dann, ſehen Sie, das Nichts iſt eben der Teufel.

Rollm. Sollte aber die Obrigkeit ſolchen Unfug doch nicht dulden und dem Unweſen Einhalt thun.

Strumpf. Warum ſoll ſich denn die Obrigkeit mit dem Teufel befaſſen? Ich dächte ſie hätte mit Menſchen voll auf zu thun. Mag er ſich doch ſelber ſeiner Haut wehren, wenn Thomaſius ihn foppt. Sollte ſich mal einer mit mir ſo mauſig machen und rufen: raus mit dir! —

Chryſel. Hecate tecum! ſagen wir Lateiner.

Strumpf. Meinthalben! raus mit dir oder Hecate tecum! ich würde ihm geſchwinde auf den

Socken ſeyn, und bräche ihm ohne lange zu fackeln, den Hals.

Chryſel. Da würdet ihr ein Archidiabolus, gar ein Erzteufel ſeyn.

Strumpf. Was ich einmal bin, bin ich nicht gerne halb, ſondern ganz. Um indeſſen wieder auf den Nagelſchmidt und die alte Grethe zu kommen, ſo beweißt Thomaſius aus überzeugenden Gründen —

Rollm. Daß ſie alle unſchuldig und rein, wie die Sonne am Himmel ſind, nicht wahr? —

Strumpf. Mit Unterſchied. Er läugnet gar nicht, daß viele den Tod verdienet haben mögen durch Giftmiſcherey und andre Bosheiten, die ſie gewöhnlich unter dem Deckmantel der Hexerey verübten; aber Gott ſeys geklagt! gar viele hatten ſonſt auch nichts begangen, als daß ſie, der Hexerey verdächtig, angeklagt, gefoltert, und dann unſchuldig verbrannt wurden.

Chryſel. Man ſollte den Thomaſius, ſo wie ſeine Bücher lieber ſelbſt verbrennen. Ich wollte ſelber Holz dazu herbey tragen. Die Alten waren auch keine Dummköpfe und ſeit Chriſti Geburt ſind viel tauſend Hexen verbrannt worden. Nun kömmt der Naſeweiß und ſagt, unſre Väter hätten unrecht gerichtet.

Rollm. Ihr ſeyd ganz mein Mann, Herr Chryſelius! und beſeht das Ding von der rechten Seite. Bleibt bei dem Glauben und wanket nicht. Man bedenke doch, wie viel tauſend Menſchen und unſchuldige Kinder, Küh und Pferde durch Zaubereyen und Neſtelknüpfen elend werden. Fällt mir ein drolligter Schabernack von einem meiner Kameraden ein, den ihr auch in Fritſchens ſeltſamen Geſchichten gedruckt leſen könnt. Er hatte vorhin im wilden Ehſtande gelebet und lebendige Beweiſe zu Tage gefördert, daß er auch zu dem zahmen die ge-

hörigen Erforderniße habe. Da ſich nun eine andre auf ihn Rechnung machte, als die er ſich wirklich antrauen ließ, ſo hatte ihn jene empfindlich ausgezahlt. Sie knüpfte oder ließ ihm die Neſtel knüpfen oder wie ſie ihn ſonſt behext hat, das weiß ich nicht. Genug! wenn er thun wollte, was einem Ehemann zuſtehet und gebühret, ſo vermochte ers nicht und ließen ſich dann lauter lächerliche Donnerſtreiche von hinten hören.

Chryſel. Das könnte vielleicht auch wohl ein Phänomenon oder Naturerſcheinung ſeyn. Unſer einem kommt davon mancherley unter die Hände. So hab ich ehedem einen Knaben gekannt, bey welchem mit vierzig Wochen noch kein partes Genitales ſichtbar waren, woran man ſein Geſchlecht hätte unterſcheiden können. Man munkelte auch, daß ein altes Weib den Eltern zum Verdruß ſolchen Poſſen geſpielet hätte. Ich unterſuchte drauf die Sache näher, ob hier wirklich ein Monſtrum, Hermaphrodit oder Zwitter vorhanden ſey und bedauerte den Vater ob ſolchen caſum. Aber er ſagte ganz treuherzig: Dat het ken Noth. Wenn man ihn vör dat Für hält und ſtrepelt, ſo kann he wohl hervör krupen.

Strumpf. Wenn ihr nun das nicht für Hexerey haltet, warum ſollte es dann nicht mit der Schmeißfliege, den Mäuſen, dem kranken Kinde und dem lahmen Jungen auch natürlich zugegangen ſeyn? Entweder iſt alles ſolch Zeug Hexerey oder es iſt nichts Hexerey.

Chryſel. Keinesweges! das iſt ein falſcher Schluß. In den einen Fällen iſt ja das Gefängniß der beſchuldigten Perſonen vorhanden und in den andern nicht. Das macht einen Himmelweiten Unterſchied.

Strumpf. Geſtändniß hin, Geſtändniß her. Die Matterkammer, die Folterbank preſſen viel Unſinn aus. Wer weiß, was ihr beichten würdet, wenn man euch drauf ſpannte.

Chryſel. Warum nicht gar. Weſſen man ſich nicht ſchuldig weiß, deſſen kann man ſich nicht anklagen.

Rellm. Das denk ich auch. — Nicht wahr, Herr Chryſelius! da hält der Thomaſius auch wohl von Feſtmachen, Schatzgraben, Geſpenſtern, Schwarz- und Tauſendkünſtlern und dergleichen Wunderdinge nichts.

Chryſel. Nein gar nichts. Wie wollt er denn? — Schließt doch ſelbſt. Wer keine Hexen glaubt, der glaubt auch keinen Teufel, nicht wahr? —

Rollm. Richtig.

Chryſel. Schließt weiter. Wer keinen Teufel glaubt, der glaubt auch keine Hölle. Wer keine Hölle glaubt, der glaubt auch keinen Himmel. Wer keinen Himmel glaubt, der glaubt auch keinen Gott. Und alſo ſeht ihr, daß der gottloſe Thomaſius rein gar nichts glaubt, weder Gott, Himmel, Hölle, Teufel, Geſpenſter, Hexen, Kobolde, Poltergeiſter, Waſſernixen, Währwölfe, ſummæ ſummarum rein gar nichts glaubt, denn das hängt ja alles in einander, wie ein Roſenkranz.

Strumpf. Brr! das geht ja wie eine Klappermühle und reimt ſich, wie die Fauſt aufs Auge. Er läßt, ſag ich euch; den Teufel bey ſeinen Ehren und Würden. Nur daß er mit den alten Weibern auf dem Blocksberge Unzucht treibt, und dergleichen, läugnet er. — Gehörte ja auch dazu ein ganz beſonderer Geſchmack, den ihm kein Menſch beneiden wird. Und dann iſts ja offenbar zweyerley, wenn ich ſage: es giebt keinen Teufel, und wenn ich ſage: er kann einem nicht ſchaden. Wenn ich behauptete, der Herr Chryſelius könnte keinen Beinbruch heilen, folgt daraus, daß es keinen Chryſelius gebe, oder daß er kein Barbier ſey? —

Chryſ. Nur nicht geſtichelt, das muß ich ver-

bitten. Daß mirs da mit dem Kasper verunglückt iſt, iſt ſeine eigne Schuld.

Strumpf. Daran dachte ich jetzt nicht. Ich meinte nur ſo. Aber auf den Thomaſius laß ich ein für allemal nichts kommen, und das Menſchengeſchlecht ſollte ihm eine Ehrenſäule ſetzen.

Rollm. Das fehlte noch. Und warum denn? —

Strumpf. Weil nun alle Weiber, trotz ihren rothen und triffenden Augen alt werden können, ohne Gefahr zu lauffen, als Hexen auf dem Scheiterhauffen verbrannt zu werden. Iſt das was geringes? —

Chryſel. Möchtet ihr doch imLande umherziehen und bey allen Mütterchen ein Collectte dazu ſammeln.

Strumpf. Warum das nicht? — Der alte Nagelſchmidt giebt ſein Schärflein auch. Und wo wäre heut die Univerſität Halle?

Rollm. Iſt die auch ſein Werk? —

Strumpf. Gröſtentheils. Als man ihm ſeiner Neuerungen wegen in Leipzig das Leſen und Schreiben verbot, ſeine Schriften verbrannte und ihn ſelbſt feſtſetzen wollte, entwiſchte er nach Halle. Die Studenten hiengen ihm an, wie Ketten und zogen, wie ein Bienenſchwarm, dem Weiſel nach. In wenig Wochen ſammelten ſich dreyhundert um ihn her. Der Churfürſt von Brandenburg und jetziger König von Preußen, war viel zu klug, als daß er die Mutterpfennige, welche die Muſenſöhne dort verzehrten, ſeinem Lande entgehen ließ. Halle ward alſo (1694) zu einer Univerſität erhoben.

Chryſel. Leider Gottes! nun können die Hexen im Trüben fiſchen. Man lacht nur darüber und ſie befinden ſich wohl dabey. Da lob ich mir die hechingiſche Regierung, die noch kürzlich ein Ausſchreiben hat ergehen laſſen, worin jedem Landmann, der einen Kobold, Nixe oder ander dergleichen Geſpenſt

fangen und todt oder lebendig einliefern würde, eine Belohnung von fünf Gulden, beym Obriſtjägermeiſter in Empfang zu nehmen, verſprochen wird.

Strumpf. Ha! ha! ha! mehr zahlt man ja nicht für einen Wolf, oder wildes Schwein. Da können die Bauern paßen. Wenns noch Füchſe oder Haſen wären! —

Chryſel. Und ſollten euch denn nicht die A.... Wunderkinder die Augen öffnen? Muß ein klägliches Leben geweſen ſeyn! Der Superintendent K.. zu A... ſchreibt: der Zuſtand derStadt A... iſt höchſt elend. Man hört täglich neue Zeitungen von gefundenen zauberiſchen Sachen. Eyer, Kuchen, Geld, Säcke mit friſchen Kräutern, Pappier, Eyerſchaalen, Brod, Steine, Meſſer werden auf den Straaßen und in den Betten der Befallenen gefunden und Menſchen und Thiere werden vom Anrühren derſelben beſchädigt.

Strumpf. Der Superintendent K.. iſt ein gutes Schaaf, wie ſichs nun ausgewieſen hat.

Rollm. Was iſt denn das eigentlich für eine Geſchichte? —

Strumpf. Eine Hexenkommedie, die acht Jahre lang zu A... geſpielet worden iſt. Man ſollte kaum glauben, daß ſo etwas möglich wäre und kann dem Thomaſius nicht genung danken, daß er den Hexen das Conzept verdorben hat. Ein zehnjähriger gottloſer Sohn des Hoſpitalpredigers Adami zu Annaberg ward krank aus der Schule nach Hauſe gebracht. Der Junge hatte gewaltige Krämpfe und Zuckungen und gab vor allerley wunderliche Bilder zu ſehen. Einige Zeit darauf bekam ein zwölfjähriger Junge Gottlieb Langhammer eben ſolche Zufälle und auch viele alte Leute ſahen Erſcheinungen und Geſpenſter. Die Krankheit ſteckte an, wie der Schnupfen, ſo, daß man die Stadt hätte ſperren mögen, wie beym Vieh-

ſterben. Der Langhammer ſchoß erſchreckliche Purzelböcke und, die Bilder, die er ſah, waren noch viel wunderlicher, als die des jungen Adamis. Wenn jemand die Sache vor Betrügerey erklärte oder ſeinen Zuſtand aufzeichnete, ſo wurden die Convulſionen noch viel heftiger. Es währte nicht lange, ſo bekam die halbe Schule ähnliche Zufälle und auch viel alte Leute ſahen allerhand wunderlich Ding. Am töllſten aber trieb es ein 26jähriges Mädchen, Eva Eliſabeth Hennigin. Die Sache machte zuletzt ſo viel Aufſehen, daß eine beſondre C... Commißion nach A... geſendet wurde, um das Unweſen näher zu unterſuchen. Die Jungens wurden mit Ruthen gepeitſcht und da man ihnen ſcharf aufs Leder gieng, ſo bekannten ſie, daß alles — Verſtellung geweſen wär.

Chryſel. Glaub er das nicht Herr Strumpf! man hat das nur, wer weiß warum? ſo ausgeſprengt.

Strumpf. Wie könnt ich doch ſo ungläubig ſeyn! — Die Hennigin ſteckte man ins Loch und löst ihr die Zunge auch.

Chryſel. War ſie denn vorher ſtumm? — Davon weiß ich ja nichts.

Strumpf. Wer nicht bekennen will, iſt freylich ſtumm. Nun aber bekannte ſie: die Leibesverdrehungen der A... Wunderkinder hätten ihr ſo für baß gefallen. daß ſie auf ihres Bruders Boden das Ueberpurzeln ſo lange probirt hätte, bis es ihr auch geglückt ſey. Ihr erſtes Probeſtück machte ſie in ihres Bruders Stube, der ſie aber derb abprügelte, weil er bald anfangs das Ding vor Verſtellung hielt. Da ihr aber die Sache Geld brachte und von ihr zu reden machte, ſo ließ ſie ſich durch die Prügel nicht irren. In dem dicken Fleiſch der Arme und Beine zeigte ſie halbe Monde und verſicherte, die Hexe hätte ſie ihr mit der Kralle verſetzt. Die Haut ſchien lauter Brand-

flecke zu haben, die nach ihrer Behauptung von einer feurigen Zunge herrührte, womit ſie ein dreibeinigter Bock zu lecken pflegte. In ihrem Leibe hörte man ein gewaltiges Kollern und Plätſchern. Ferner brach ſie Nadeln aus und zog ſich eine Stange Eiſen aus dem Leibe, welche ihr der böſe Geiſt hineingeſteckt hatte.

Hier ſchlug Chryſelius ein Kreuz; Pupup und Rollman auch. — Strumpf fuhr fort: Das tollſte war, daß man ihr Nadeln aus der Bruſt und andern Theilen des Leibes ſchnitt, die der Böſe ihr während der Bezauberung hineinpracktizirt hatte.

Rollman. Und das wäre alles mit rechten Dingen und natürlich zugegangen? —

Strumpf. Alles natürlich. Denn da man ihr auf den Drath gieng, ſo geſtand ſie, die halben Monde hätte ſie ſich mit einer Scheere gekniffen, die Brandflecke hätte ſie dadurch hervorgebracht, daß ſie unter großen Schmerzen das Schienbein ſo lange mit einem Meſſer geſchabt hätte, bis es ganz roh ausſah und nach Verlauf einer Stunde einem Brandfleck glich; das Kollern und Plätſchern im Leibe wäre dadurch entſtanden, daß ſie lange gehungert, dann ſehr viel Waſſer getrunken und es durch Anhaltung des Athems im Leibe herum getrieben habe. Die Nadeln hätte ſie unter der Zunge verborgen; das Eiſen ſich ſelbſt in den Leib geſteckt, und eben ſo hätte ſie es auch mit den Nadeln in der Bruſt gethan.

Chryſel. Herr! das muß er keinem Kunſtverwandten weiß machen. Wäre das nicht übernatürlich zugegangen, ſo hätten bey den wiederholten Verwundungen gefährliche Inflammationes und Entzündungen erfolgen müſſen.

Strumpf. Die Commißion meinte das auch. Die Magd ließ ſich aber eine Nadel geben, biß den Kopf ab und ſteckte ſie mir nichts, dir nichts in die

Bruſt hinein. Nach einigen Wochen ſchnitt man ſie wider heraus und es erfolgte keine Inflammation. Kann das denn nicht auch ein Phänomenon oder Naturerſcheinung ſeyn, wie bey dem Zwitter? — Sie durfte ja nur gute Säfte haben. Man transportirte ſie ins Zuchthaus. Aehnliche Wunderkinder waren auch zu Georgenſtadt und Krottendorf aufgeſtanden. Das ſtatuirte Beyſpiel trieb aber den Teufel allenthalben aus. Hätte nun Thomaſius den Leuten kein Licht aufgeſteckt, was wäre das für ein Lerm in der Welt geworden? —

Rollm. Wer weiß aber, ob man die Zaubergeſchichte nicht aus guten Urſachen unterdrückt und natürlich erklärt hat. Ich bleibe einmal bey meinem alten Glauben.

Strumpf. Meinthalben bleibt ein Teufelsadvocat; ich zweifle aber drum ob ihr ihn retten werdet, denn auch die Geiſtlichen überlaſſen ihn ſchon ſeinem Schickſal.

Chryſel. Das wäre entſetzlich, wenn auch die nicht mehr an ihn glauben wollten und treiben ihn doch noch täglich aus den neugebohrnen Kindern aus.

Strumpf. Und doch ſuchen ſie ihn ſelbſt zu ſtürzen. Iſt euch da in Berlin eine ähnliche Geſchichte paßirt. Maria Dorothea Staffin, eines Müllers Tochter ward auf Kalandshof ins Gefängniß gebracht und ſagte aus: daß ſie ein Bündniß mit dem Teufel habe, welches den 8ten October: 1728 zu Ende lauffe. Darüber wurde eine Unterſuchung des Consistorii zu Berlin niedergeſetzt. Aus dem Gutachten deſſelben erhellte, daß die Herrn Prediger Jablonsky, Vogel, Stumpfius, ſo gut wie der fromme Superintendent Kunad zu Annaberg wirklich glaubten, der Vertrag der Magd mit dem Teufel ſey ächt und authentiſch. Sie ſannen alſo nur darauf, wie ſie dieſelben aus ſeinen Klauen herausreißen und das Bündniß null und nichtig machen möchten. Aber einer ihrer Herrn Amtsbrüder, der Hofprediger Noltenius dachte ganz anders

und gab ſein Gutachten dahin ab: „Da ich hörte, daß man ſie tröſtete und Herr Vogel ſogar anfieng, ſie ein Eigenthum und Braut Chriſti zu nennen (wofür ich ein ſolches gottloſes Menſch noch nicht halten kann) auch den Teufel anzureden, daß er keine Macht über ſie habe; ſah ich, daß meine ſcharfe Beſtrafungen bey der Perſon, durch die von andern ihr applicirten Tröſtungen wenig haften und verfangen würden, und daß ich auch mit denen, die dieſe Perſon aus andern Prinzipien zu curiren vermeinten, darüber in eine Dispüte gerathen könnte, welches den Zuſchauern eine neue Commedie hätte geben können; deswegen ich vor rathſam gehalten, mich nach einer guten halben Stunde zu reteriren; bin auch der Meinung, daß alles umſonſt, es ſey denn, daß die Zuſchauer bey Seite geſchaft und mit der Sünderin auf eine andre Weiſe procediret werde, dadurch ſie nicht mehr entweder in ihrer Bosheit, oder in ihrer närriſchen Einbildung geſtärket werde. Das Bündniß mit dem Teufel iſt eine Chimäre oder Betrug.“

Chryſel. Solcher Irrlehrer ſollte auf der Stelle caßirt werden.

Strumpf. Und was hättet ihr mit der Staffin gemacht? —

Chryſel. Nach ihrem verdienten Lohn hätt ich ſie verbrennen laſſen.

Strumpf. Die preußiſche Regierung war klüger und die Ehre widerfuhr der Hexe nicht, ob ſie wohl ſichtbar darnach rang. Zwar blieb ſie auf ihrem Kopf und ließ ſich das Bündniß nicht ausreden, ſetzte auch ſogar hinzu: der Teufel habe ihr freygeſtellt zu ſtehlen, ſich zu zanken und zu huren, alles nach Belieben, er wolle ihr immer treulich durchhelfen. Beides letztre habe ſie auch gethan, und er ſeinerſeits habe Wort gehalten. Nur geſtohlen hätte ſie noch nicht.

Rollm. Wurde ſie denn da nicht abgethan? —

Strumpf. Nichts weniger, als das. Sie wurde nach Spandau ins Spinnhaus geſchickt mit dem ausdrücklichem Zuſatz: daß ſie nur leiblich zu weiblichen Arbeiten angehalten und der Arzt für ihre leibliche Ge-

ſundheit, der Prediger aber für ihre Gemüthsbeſſerung Sorge tragen ſollen.

Chryſel. Nun ſeht ihrs? das ſind die Früchte des Thomaſius. Du gerechter Gott! was ſoll aus der Juſtiz noch werden! — Da ſchont und zärtelt man mit dem Teufel und ſeinem Anhange und zuletzt läuft jeder Ehemann Gefahr, daß ihm der Satan ungeſtraft ins Gehege gehen darf. Mein Simbolum und Wahlſpruch bleibt ſchon einmal: fiat juſtitia et pereat mundus. Wo Galgen, Rad, Schwerdt und Scheiterhauffe nicht mehr gegen den Teufel zu Hülfe genommen wird, ſo kann ſich am Ende kein Menſch ſeiner erwehren.

Rollm. Des Glaubens bin ich auch.

Mein Herr nahm mich nun auf die Seite und ſagte: Pupup! bringe alle die Geſchichten genau auf die Gläſer; ſie werden ſich im Schattenſpiel gut ausnehmen. Die alte Grethe auf dem Scheiterhaufen; den Nagelſchmidt auf der Folter; einen hechingiſchen Bauer, der einen Kobold und einen andern, der eine Nixe eingefangen hat. Vorzüglich ſorge dafür, daß die Verdrehungen der A... Wunderkinder recht erſchrecklich ausfallen und die Hennigin, wie ſie der dreybeinige Bock mit der feurigen Zunge leckt.

Pupup. Wie ſoll ich aber den Thomaſius mahlen? —

Rollm. Kannſt ihn immer den Teufel aus dem Sack klopfen, und die Studenten Maul und Naſe aufſperren laſſen. Der Satan muß aber von hinten kommen und ihn bey der Perrüque packen. Ich werde ſchon dafür ſorgen, daß ich bey der Vorſtellung alles auf Rechnung des Teufels ſchreibe. Und wendet jemand ein, daß Thomaſius ja noch lebe, ſo hab ich die Ausflucht daß der Teufel geglaubt hätte, der Profeſſor trüge ſein eignes Haar und ſo hätte er für diesmal einen Mißgriff gethan und blos die Perrüque ertappt.

Schattenſpiel an der Wand.

Drittes Stück.

Berichtigte Perſonen.

Indem Thomaſius wider den Teufel und ſeine Künſte zu Felde zog, paßirte ein Streich zu Jena, der zur Wiederherſtellung des ſinkenden teufliſchen Anſehns zu ſehr in unſern Kram diente, als daß wir ihn nicht dem Schattenſpiel hätten einverleiben ſollen. Ein gewiſſer Johann Gotthard Weber, der zu Schweinsburg gebohren war und bisher zu Leipzig Medizin ſtudirt hatte, bezog die Univerſität Jena. Zuverläßig war er nicht unter denen geweſen, die den Thomaſius den Teufel hatten aus dem Sack klopfen ſehen, denn ſonſt hätte es wohl nicht mit ſeinem Helfershelfer ein ſo klägliches Ende genommen. Weber wohnte bey einem ehrbaren Schneidermeiſter, Nahmens Heichler, und dieſer vertraute ihm, daß Hans Friedrich Geßner, Schäfer zu Döbritzſchen, einen großen Schatz wüßte; aber ſetzte er hinzu: es fehlt nur noch an zweyerley um den Schatz zu heben. Und an was denn? fragte Weber. Wenn ſie uns nur Doctor Fauſts Höllenzwang und die Springwurzel auftreiben könnten, ſagte Heichler. Weber, der ſchon mehrere Zauberbücher beſaß, ſchafte Rath. Sie nahmen noch einen Bauer von Ammerbach, Namens Hans Zenner zu Hülfe und wollten nun zur Probe erſt einen kleinern Schatz heben, der auf des Heichlers Weinberg befindlich ſeyn ſollte; auch ſtellten ſie einen Verſuch an, Heckethaler zu machen, welches allerdings kein dummer Einfall war. Dieſe Thaler haben nehmlich die wunderbare Eigenſchaft, daß ſie ſich immer in der Taſche vermehren, und wenn ſie auch ausgegeben werden, ſo

fliegen ſie wie die Tauben, nur unſichtbarerweiſe in den Beutel ihres alten Herrn zurück. Die Leutlein waren alſo weiter nicht dumm, wenn ſies nur klüger angeſtellt hätten. Am Weyhnachtsabend 1715 begab ſich Zenner, Geßner und Weber in Heichlers Haus, das auf dem Weinberg lag, und wollten das Probſtück verſuchen; Heichler aber blieb in der Stadt zu Hauſe. Da ſie aber am erſten Weyhnachtstage Nachmittag noch nicht zurücke ſind, ſo wird dem Heichler bange und er geht hinaus zu ſehen, was doch aus dem Spiel geworden ſey. Um Gotteswillen! er findet den Geßner und Zenner mauſetodt und der Student Weber liegt ohne Bewuſtſeyn da. Er rennt ſpornſtreichs zurück und holt des Webers Stubenburſchen herbey, die den Sinnloſen, der blos noch brüllen kann, zurechtzubringen ſuchen. Was war zu thun? die Sache muſte den Stadtgerichten angezeigt werd n, welche Anſtalt trafen, daß Weber wieder zu Verſtande gebracht ward. Nachdem er ſich erholt hatte, wurde er vernommen und ſagte den Vorgang folgendermaaßen aus: Nach zehn Uhr fiengen wir an die Geiſter zu beſchwören und citirten den Och aus dem Reich der Sonne, daß er uns den Geiſt Nathanael zur Hebung des Schatzes herbeyſchaffen ſollte. Alles dieſes geſchah genau nach der Vorſchrift, ohne daß irgend ein ander Wort, als was zur Sache gehörte, dabey geſprochen wurde. Geßner verrichtete die Beſchwörung von Viertelſtunde zu Viertelſtunde dreymal aus dem Kopf. Aber weder Och noch Nathanael ließen ſich ſehen. Drauf hätte er, Weber, die Beſchwörung aus Fauſts Höllenzwang angefangen. Er hatte ſelbige zum zweitenmahl noch nicht geendigt, ſo wäre ihm das Geſicht vergangen. Er konnte die Buchſtaben nicht mehr erkennen, wurde von einem unwider-

derſtehlichem Schlaf überfallen und fühlte ſich gezwungen, ſich mit dem Kopf auf den Tiſch zu legen. Er erinnere ſich aber genau, daß zu der Zeit Geßner und Zenner noch aufrecht am Tiſche geſeſſen, und daß ihnen allem Anſchein nach nichts gefehlet habe.

Dieſe Begebenheit machte gewaltiges Aufſehen in Deutſchland und verrückte die Köpfe, die mit dem Teufel und ſeiner Macht noch nicht ins Reine waren von neuem. Daß ſie meinem Herrn, dem Rollman, aber ſehr willkommen war und in ſeinen Plan diente, darf ich wohl nicht erſt verſichern. Pupup! ſagte er, wir müſſen die Ausſage des Webers verbeſſern. Laß du immer den Och und den Nathanael erſcheinen und den Geiſterbannern die Hälſe brechen. Die Geſchichte iſt einmal unläugbar und weltbekannt, wie wir ſie zum Beſten des Bundes und zum Schrecken des großen Haufens erklären wollen, das ſteht ja bey uns. Mahle ſie ſo ſchrecklich und fürchterlich, als möglich. Das iſt um deſto nothwendiger, weil darüber eben ein Buch erſchienen iſt unter dem Titel: Franciſci de Cordua ſchrift- und vernunftmäßige Gedanken vom Schatzgraben und Beſchwörung der Geiſter, aus dem Lateiniſchen ins Deutſche überſetzt. Hamburg 1716. Der Nahme des Verfaſſers ſo wie der Druckort ſind aber falſch angegeben; ſie iſt zu Coburg erſchienen und der Vater vom Kinde wohnt nicht weit davon. Er hat zwar auch einen Sparren zuviel, denn er bringt abentheuerlich Zeug auf die Bahn; indeſſen thut er uns und dem Teufel großen Schaden, weil er die Mordgeſchichte natürlich erklärt und das darf ſchlechterdings nicht ſeyn; ſondern der Teufel, der Och und Nathanael ſollen und müſſen den Kerls die Hälſe gebrochen haben.

Ich hatte die Mahlerey aufs ſchrecklichſte zu Stande gebracht, als uns unſer Wirth Strumpf faſt das ganze Spiel verdarb. Als wir den erſten Abend die Wundergeſchichte auf der Wand ſehen ließen, behauptete er in Gegenwart vieler Zuſchauer, daß es ohne Teufel und Och und Nathanael alles natürlich zugegangen ſey. Um ſich der grimmigen Kälte zu erwehren, verſicherte Strumpf, hätten die Teufelsbanner ein Paar Blumentöpfe mit unausgebranten Kohlen angezündet. Das kleine Zimmer ſey dicht und feſt zugemacht geweſen und ſo hätten ſie ja nothwendig von dem Kohlendampf erſticken müſſen. Man dürfe daran um ſo weniger zweifeln, weil in der drauf folgenden Nacht einer von den drey angeſtellten Wächtern bey den Leichnamen, welcher die übrigen Kohlen anzündete, auch vom Dampf erſtickte und die beiden andern nur mit Mühe ins Leben zurückgerufen wurden. Die Behauptung hätte uns faſt das ganze Concept verdorben und allgemeinen Glauben gefunden. Zum Glück rückte aber Herr Chryſelius zum Succurs herbey mit der Verſicherung, daß er als ein Mann vom Metier das beſſer verſtehen müße und wies den Wirth Strumpf mit den Worten ab: was nicht deines Amts iſt, da laß deinen Vorwitz. Der Kohlendampf iſt dem Menſchen freilich ſchädlich, fuhr er fort, wären aber die gottloſen Menſchen nur nicht auf böſem Wege geweſen, ſo würde er ihnen nicht geſchadet haben. So aber iſt es weltbekannt, daß der Teufel allemal am heilgen Weyhnachtsabend wegen der Geburt Chriſti, ſeines Erzfeinds, raſend und wütend werde und da kamen die Beſchwörer ihm alſo zur allerungelegenſten Zeit, wo ihm der Kopf niemals recht ſteht.

Strumpf. Wenn doch Herr Chryſelius mit ſolchen Alfanzereyen zu Hauſe bliebe!

Chryſel. Ich dachte gar Alfanzereyen! — Frag er nur in Thüringen nach, da werden ihm die Leute und alle Kinder auf den Straßen erzählen, wie der Teufel mit dem wüthenden Heer am Weyhnachtsabend durch die Luft zu stürmen pflegt.

Strumpf. Können auch wohl Eulen und Uhus ſeyn.

Rollman ließ den Wirth Strumpf ſagen, was er wollte und beſchrieb die Erſcheinungen an der Wand ſo fürchterlich, daß den Zuſchauern hätten die Haare zu Berge ſtehen mögen. Die Einbildungskraft dieſer Leute würkte ſtärker als alles Vernunftgeſchwätz, das hier und da einer aus des Thomaſius Schriften aufgeſchnapt hatte und ſo hatte es in dieſen Gegenden, dank ſey es unſerm Schattenſpiel! um die Herrſchaft und Gewalt des Teufels keine Noth.

Deſto mehr Noth hatte es aber um die Räuberbande ſelbſt, indem ſie zu dieſer Zeit einen ihrer gröſten Hauptleute, den Weltberühmten und weit und breit berüchtigten

Lips Tullian

verlohr. Während der Inquiſition nannte er ſich Philipp Mengſtein und bey der Hinrichtung Elias Erasmus Schönknecht, aber Gott weiß! wie er eigentlich von Mutterleibe an geheißen haben mag. Er ſchien von Natur zum Hauptman einer Räuberbande gebohren zu ſeyn; hatte einen ſtarken Knochenbau, mittelmäßige Größe, prompte Gegenwart des Geiſtes, und Unerſchrockenheit, wodurch er fähig war, mir nichts dir nichts die entſetzlichſten Marter auszuſtehen ohne zu mautzen. Er zog ſeine Leute gut und hielt ſie kurz. Einen Juden, der einſt bey einem Einbruch von ſeinem Poſten gegangen war und eine Hoſentaſche viſitirte, um den Fund auf den Schwanz zu ſchlagen,

prü-

prügelte er mit einer eiſernen Brechſtange halb todt. Sein gewöhnlicher Adjudant, der mit ihm gefangen und hingerichtet wurde, war ein gewiſſer Cornet Zimmerman, der ſeines Hauptmanns ganz würdig war. Einſt räumte Tullian in der Nacht eine Kirche aus und Zimmerman hatte draußen die Wache. Gerade dem Fenſter gegen über, wo Tullian ausſteigen muſte, ſetzten ſich die Nachtwächter nieder, aber Zimmerman wuſte ſie mit einer guten Manier zu vertreiben. Er machte einen Meiſterſtreich, ſtellte ſich beſoffen, ſetzte ſich vor ihnen hin und zog ſich — die Hoſen ab. Der Geſtank vertrieb die Wächter und Tullian kam ungehindert aus der Kirche.

Lips Tullian war ſeiner Ausſage nach 1675 zu Straßburg gebohren. Sein Vater war Offizier unter den lothringiſchen Truppen und ſtarb an einer bey der Belagerung Wiens empfangenen Wunde. Unſer Held mochte ſchon in ſeiner Jugend nichts lernen und war ein Taugenichts von Kindes Beinen an, ſo daß ſein Vater ſchon den gottloſen Buben fluchte und ihm prophezeyte, daß er unter Henkershänden ſeinen Lauf beſchließen würde. Was eine Neſſel werden will, brennt bey Zeiten. Zuerſt diente er unter dem General Heidersdorf, und in ſeinem 27ten Jahre ſtand er als Wachtmeiſter bey einem kaiſerlichen Dragonerregiment in den Niederlanden. Wegen eines Duells, worin ſein Gegner blieb, machte er ſich davon. Er gieng bis Prag, wo er einen alten Bekannten traf, der mit der Räuberbande in Verbindung ſtand, in welche er ſich nun auch begab. Bey einem Einbruch in das gräflich Beichlingiſche Schloß in Sachſen wurde er verhaftet, ſtand die Tortur aus und wurde zu ewigem Veſtungsbau verurtheilt. Allein in wenig Tagen brach er mit ſieben andern Gefangenen durch und rettete ſich

durch

durch die Flucht. Nun gieng das Rauben, Plündern und Morden von neuem an. 1705 ward er zu Leipzig zum zweitenmal ergriffen und auf Zeitlebens ins Zuchthaus geſetzt. Fünf Jahre büßte er hier, kam aber 1710 wieder mit ſieben Gefangenen glücklich davon. Die Herrlichkeit dauerte indeſſen nicht lange, denn er ward noch im September deſſelben Jahres wegen eines zu Freyberg verübten Todſchlages von neuem in Verhaft genommen, da er eben im Begriff war nach Frankreich zu gehen. Vorher hatte er noch beſchloſſen einen Juden zur Strafe und dem Leipziger Magiſtrat zum Hohn an den Galgen zu hängen und zu ſeines Nahmens Gedächtniß das dortige Zuchthaus aufzubrechen und die Gefangenen Vögel in Freyheit zu ſetzen. Zu Freyberg ward er von einem Buchbinder, der die Thorwache hatte, nach dem Paß gefragt und da er keinen aufweiſen konnte, verlangte er zu ſeinem Bekannten, dem Hauptman Geißler gebracht zu werden. Vor deſſen Stubenthür gerieth er mit dem Buchbinder in Streit und ſtach ihn mit zwey Stichen todt. Das zuſammenlaufende Volk umringte ihn und ſo kam er in Verhaft. Er leugnete die Stiche vorſätzlich gethan zu haben, überſtand abermal die Tortur, ohne ſonſt was zu bekennen, und wurde 1711 nach Dresden auf den Feſtungsbau abgeliefert. Hier ſaßen über hundert Gefangene mit welchen er ein gefährliches Komplott ſich durchzubrechen gemacht hatte. Es wurde entdeckt, aber Lips Tullian läugnete alles. Die Hände wurden ihm auf den Rücken geſchloſſen und überdem hatte er noch an Händ und Füſſen die ſchweren Baufeſſeln, ſo daß er ſich nicht regen konnte. In dieſer entſetzlichen Lage hielt er 26 Tage aus, ohne das mindeſte zu bekennen. Die Aerme ſchwollen und die Materie quoll Tropfenweiſe unter den Feſſeln hervor. Ihn rührte

es nicht; und da er ſeine Kräfte ſichtbar abnehmen fühl- te, beſchloß er zu ſterben. Endlich hatte man Mit- leid mit ihm und ſchloß ihn los. Er blieb aber noch wie vor und führte durch Hülfe eines Gefangenen ei- ne auswärtige Correſpondenz mit den Gliedern der Bande, die noch auf freyem Fuſſe waren. Der Com- mendant, der, ohne daß Lips Tullian und ſeine Con- ſorten es ahndeten, um alles wuſte und die Briefe und Antworten heimlich laß und ſie dann beſtellen ließ, ſah dem Spiele ein ganzes Jahr lang ruhig zu, um der Bande beſſer auf die Spur zu kommen. Endlich ward Tullians Correſpondent feſt genommen und beide mit- einander confrontirt. Lips läugnete, wie gewöhnlich alles. Es wurden beſondere ausſtudirte Commißari- en über ihn feſtgeſetzt, die ihm, weil die Beweiſe ſo klar am Tage lagen, gütlich zuredeten, er möchte doch lieber ſchon ein freywilliges, offenherziges Bekenntniß ſeiner Schandthaten thun. Er verſprach darauf, nach- dem er ſich nach dem Nahmen der Commißarien erkun- digt hatte, in 24 Stunden alles zu bekennen. Wieder Vermuthen hielt er wirklich Wort und legte den an- dern Tag ein vollſtändiges Bekenntniß aller ſeiner Frevelthaten ab. Es währte drey Tage lang, eh er mit allem fertig ward, wo denn über tauſend Inquiſi- tionsartikel zum Vorſchein kamen. Er begab ſich al- ler Defenſion und bat nur, daß er nicht mit der ver- dienten, ſondern mit einer gelindern Todesſtrafe belegt werden möchte. Ihm wurde die Strafe des Rades zuerkannt, aber wegen ſeines freywilligen Bekennt- nißes, wurde ſie in Hinrichtnng durchs Schwerdt ge- mildert. Bey der Eröffnung der Sentenz dankte er dem König für die unverdiente Gnade und betrug ſich von nun an als ein Miſſethäter, der an nichts denkt, als an ſeinen nahen Todt. Doch gerieth er noch den-

ſel-

ſelben Nachmittag mit dem Stockmeiſter in Streit und hätte ihm bey einem Haar das Bein mit einem Stein zerſchmißen, deswegen er bey der Commißion um Verzeyhung bat uud ſie auch erhielt. Von ſeinem noch übrigen Gelde ſchafte er vier Poſtillen an und bat um die Erlaubniß, ſie den übrigen Gefangnen zur Erbauung hinterlaſſen zu dürfen. Noch fünf andere ſeiner Spießgeſellen wurden vor ihm mit dem Schwerdt hingerichtet, worunter auch ſein treuer Adjudant Zimmerman war, und nachdem Tullian eine kleine Anrede an die Zuſchauer gehalten hatte, worin er ſein ſchreckliches Ende als Folge des Ungehorſams gegen ſeine Eltern ſchilderte, verlohr er den 8ten März 1715 durch einen Schwerdtſtreich ſein Leben.

Um nicht ſobald wieder auf ähnliche Unmenſchen, die ſich durch eine unerhörte Bosheit zu Anfange dieſes Jahrhunderts auszeichneten, zu kommen, will ich bey dieſer Gelegenheit noch eine merkwürdige Heldin mitnehmen, die einen Beweiß abgiebt, wie tief die Menſchheit ſinken könne. Sie mochte zwar nicht zu unſerer Bande gehören, und wo ich damals auch ſchon aus ihren Klauen heraus war, aber ſie paßt einmal zum Ganzen des Stücks.

Anna Sotmeyerin, gebohrne Schulzen

war die Tochter eines Ackermanns aus der lebuſiſchen Vorſtadt zu Frankfurth an der Oder. Chriſtian Schulze, ihr Vater, zog zuletzt in die Stadt und trieb Braunahrung. Sie führte ſich bey ſeinem Leben ſo ſchlecht gegen ihn auf, daß ſie den alten Mann oft prügelte und unter andern einmal gar jämmerlich mit einer zuſammengebundenen blauen Schürze, wobey ſie ausrief: ich will ein Fuder Holz kaufen und dich alten Schelm

ver-

verbrennen. Nach ſeinem Tode jagte ſie die Frau, welche den Leichnam des Vaters waſchen wollte, fort und ſchrie: du alter Schelm haſt mich nicht recht bedacht, ich muß mich noch an dir rächen, denn du haſt mich in einer blauen Schürze zur Trauung geben laſſen. Sie faßte darauf den todten Körper ihres Vaters bey den Haaren, ſchlug ihn um den Kopf und ins Geſicht, ſtauchte den Kopf auf die Erde, ſchleppte den Körper in der Stube herum, und riß in der Wuth ein Stück Haut von der Bruſt herunter. Die Leute, welche ſie von der unnatürlichen That abhalten wollten, wehrte ſie ſich mit einem Meſſer ab. Sie verheirathete ſich mit Heinrich Sotmeyer, einem Soldaten, der ſich nach ſeiner Verheirathung, weil er den Abſchied bekam, mit Tagelohn ernähren mußte. Aus dieſer Ehe gebar ſie drey Söhne und eine Tochter, welche an Chriſtian Hollen verheirathet ward, mit welchem ſie wegen Diebshehlerey Landes verwieſen und zur Staupe geſchlagen ward.

Neunzehn Jahre vor der Verhaftnehmung der Sotmeyern, kam ihr Mann fort, ohne daß man wußte, wo er geblieben war. Sie ward ſpäterhin darüber befragt und ob ſie ihren Mann nicht etwann todt geſchlagen hätte, worauf ſie zur Antwort gab, ſie hätte nichts wie Flöhe todt geſchlagen. Höchſt wahrſcheinlich hatte ſie ihm aber heimgeholfen, ob ſich deswegen gleich nichts ausmitteln ließ.

In der Nacht zwiſchen dem 19ten und 20ten May 1723 brannte die ganze lebuſiſche Vorſtadt, deren Einwohnerin auch Anna Sotmeyerin war, durch eine fürchterliche Feuersbrunſt ſo aus dem Grunde ab, daß nur das Haus eines Weingärtners und die Schule ſtehen

blieb.

blieb. Acht Menſchen verlohren dabey in den Flammen ihr Leben. Bey der Unterſuchung, woher dieſer Mordbrand entſtanden, zeigte ſich, daß das erſte Feuer bey der alten Sotmeyern Stall und an dem Giebel des Nachbar Hauſes, worinn den Tag zuvor weder Feuer noch Licht geweſen war, entſtanden ſey. Auf dieſe Anzeige ward die alte Sotmeyerin nebſt denen Perſonen, welche den Tag vorher in ihrem Hauſe geweſen waren, eingezogen. Es waren ihr Sohn Andreas Sotmeyer, Maria Walterin, verwittwete Neumann, Maria Eliſabeth Neumann, deren Tochter und ihr vierzehnjähriger Sohn. Sie läugneten ſämmtlich etwas von dem Mordbrande zu wiſſen und daß außer einem Schneidergeſellen den Tag vor der Feuersbrunſt, ſonſt irgend jemand in dem Hauſe der alten Sotmeyerin geweſen ſey. Dieſer Schneidergeſelle, Johann Friedrich Gottlieb, aus Berlin gebürtig, ſeines Alters 24 Jahr, ward ein paar Tage darauf in Frankfurth ergriffen. Er läugnete anfänglich von irgend etwas zu wiſſen. Drauf ward er in den Diebskeller gebracht und in eine Art von Tortur, die Jungfer genannt, geſperrt. Er hatte kaum eine halbe Stunde in der Jungfer geſeſſen, ſo bekannte er um die Brandſtiftung zu wiſſen. Die ganze Sache verhielt ſich folgendergeſtalt. Die alte Sotmeyerin trug ſchon lange einen geheimen Haß gegen ihre Obrigkeit, weil ihre Tochter und ihr Schwiegerſohn Holle den Staupbeſen erhalten, ihr Sohn Johann Sotmeyer aber wegen verdächtigen Kirchenraubs die Tortur ausſtehen müſſen. Da ſie nun ihren Vater nicht einmal mit der Rache verſchont hatte, ſo wollte ſie derſelben auch hier den Zügel ſchießen laſſen. Sie bekam nun auch wegen

ih-

ihrer Ziegen mit den Nachbaren und der Obrigkeit Streit, und glaubte um deſto mehr ſich ernſtlich rächen zu müſſen. Sie und zwey unbekannte Kerls, die nur ſie und die alte Neumannin allein gekannt und die alſo unläugbar zu einer größern Bande gehörten, thaten denen bereits oben Genannten den Vorſchlag, die lebuſiſche Vorſtadt in den Brand zu ſtecken. Die alte Sotmeyerin ſagte dabey: macht nur! wir wollen davon kommen. Meinen Kindern haben ſie den Staupbeſen gegeben und meine Ziegen wollen ſie nicht leiden; ich muß mich rächen. Sie klopften Pech und Schwefel und verfertigten daraus große Brennklumpen, deren Wirkung ſo gewiß und fürchterlich war, daß ſie nicht fehlen konnte. In der Nacht vom 19ten zum 20ten May 1723 gieng die Sotmeyerin abgeredetermaßen um 11 Uhr in ihren Stall und legte da das Feuer an. Zu gleicher Zeit giengen die beiden unbekannten Kerls und der Schneider Gottlieb, jeder mit Brennklumpen aus dem Hauſe und warfen ſie auf verſchiedene Dächer. Wie die Anzündung geſchehen, entflohen die beiden unbekannten Kerls und die Hollin, Tochter der Sotmeyerin; deren man auch nicht mehr hat habhaft werden können. Die beiden unbekannten Kerls auszumitteln, war unmöglich. Die alte Sotmeyerin hatte den einen, als ihren Schwiegerſohn Holle und den andern, als ihren Sohn Johann den übrigen Verſchwornen vorgeſtellt. Allein bey der nähern Unterſuchung zeigte ſich, daß beide, der wirkliche Holle und Sotmeyer, die in ſächſiſchen Kriegsdienſten waren, zu der Zeit nicht aus ihren Garniſonen geweſen waren. Das umſtändliche Bekenntniß des Schneiders ward noch durch das Bekenntniß des Neumann und die

Aus-

Auſsage ſeiner Schweſter, nebſt zweyer in dem Hauſe der Sotmeyerin erzognen jungen Kinder bekräftiget. Auch die alte Sotmeyerin bekannte, nachdem ſie eine halbe Stunde in der Jungfer geſeſſen, daß ſie das Feuer in ihrem Stall ſelbſt angelegt und daß die Brennmaterialien in ihrem Hauſe bereitet worden wären. Allein ſie wiederrief dieſes Bekenntniß völlig in dem Artikel-Verhör, daß ſie ſchon Nein ſchrie, ehe die Frage einmal angefangen war. Dieſes brachte ſie alſo nach damaliger Sitte auf die Tortur. Alles Zureden, daß ſie ſich nicht unnützerweiſe möchte martern laſſen, half nichts. Sie ſagte, die Gerichte möchten thun, was ſie wollten. Wie ihr ein Prediger ihre Bosheit zu Gemüthe führen wollte, ſagte ſie: Sch . . . Boßheit! Auf der Marterkammer ward ſie bey Erblickung der Inſtrumente zwar etwas blaß, erholte ſich aber bald wieder. Bey Anlegung der Daumſchrauben ſagte ſie nur: Nu! Nu! — Wie ihr der Scharfrichter verſicherte, er wollte ihr die Daumen abſchrauben, erwiederte ſie: Möge jy doch! Bey Anlegung der Schnüre ſchrie ſie etwas. Auf Zureden, daß ſie es nicht aushalten würde, ſagte ſie: Mag, knirſchte mit den Zähnen und ſpuckte verächtlich aus. Bey Anzündung der neuen Lichter, worauf man ſie aufmerkſam machte, rief ſie: mögen ſie doch brennen. Der Scharfrichter drohte, ſie härter anzugreiffen. Sie bat ihn darauf, den geſpickten Haſen auch nur kommen zu laſſen. Nach der Tortur ließ ſie ſich nichts von Schmerzen merken, lachte den Stockmeiſter aus, daß er ihr Salbe zum ſchmieren brachte und fragte: wie kommen doch die Herrn darauf und geben noch Geld vor Salbe aus? Da ihr der Stockmeiſter auf ihre Frage, ob ſie den Montag wieder auf die Tortur kommen würde? zur Antwort gab, ſie könnte wohl noch öfter darauf kommen, verſicherte ſie: Ich werde es mit Gottes Hülfe auch ausſtehen.

Den 19ten Juli 1724 erfolgte die Sentenz, daß Johann Friedrich Gottlieb lebendig verbrannt und die Maria Eliſabeth Neumann durchs Schwerdt hingerich-

richtet werden ſollte; welches Urtheil auch vollzogen ward. Beide wurden vor ihrer Hinrichtung nochmals vernommen, blieben bey ihrer Ausſage und beſiegelten ihr Bekenntniß mit dem Tode. Andreas Sotmeyer ſollte mit dem Schwerdt hingerichtet und nachmals ſein Körper verbrannt werden. Da er aber im Gefängniß an den Schmerzen und Wunden der Tortur ſtarb, ſo konnte nur das letztre vollzogen werden.

Das alles rührte aber weder die alte Neumannin noch die Sotmeyerin und ſie blieben vor wie nach bey dem hartnäckigſten Leugnen. Die letztere behauptete dreiſt, der Teufel hätte nur aus der jungen Neumannin geredet, daß ſie ſolches bekannt hätte, und er würde ſie dafür ſchon unterkriegen. Abends vor ſeiner Hinrichtung empfieng Andreas Sotmeyer das Abendmahl und wiederholte dabey ſeine Ausſage noch einmal, daß alles wahr ſey, wie er es ausgeredet habe und er nehme es auf ſeiner Seele Seligkeit. Die Brandſtiftung wäre in ſeiner Mutter Hauſe abgeredet worden; die alte Neumannin ſey mit dabey geweſen, habe die Brennmaterien klopfen helfen und das Holz unter den Tigel, worinn ſolche geſchmolzen worden, gelegt. Seine Mutter habe in einem Topf glühende Kohlen vom Feuerheerd geſcharrt und ſey damit in den Stall gegangen, um ihn anzuzünden. Auch die junge Neumannin blieb bey ihrer Hinrichtung bey dieſem Bekenntniß, und ſchickte noch vom Richtplatz den Prediger zu ihrer Mutter ins Gefängniß, mit dem Auftrag, daß ſie ihr alles verziehen und vergeben habe und mit der Bitte, ſie möchte ſich doch auch bekehren und bekennen.

Sollte man glauben, daß es möglich ſey, daß die Erde zwey ſolche Satans in weiblicher Geſtalt tragen könne. Die gottloſen Mütter blieben bey dem allem ungerührt und verſicherten wiederholt, es ſey alles nicht wahr, was ihre Kinder ausgeredet hätten und wenn ſie zehnmal darauf geſtorben wären. Sie hatten alle Grade der peinlichen Tortur überſtanden und nichts konnte ſie zum Bekenntniß bewegen. Man verſuchte nun den

Weg der Güte und nahm die Prediger zu Hülfe. Man ſtellte ihnen auf das beweglichſte vor, wie viel unſchuldige Leute ſie ums Leben und noch mehr um ihr Hab und Gut gebracht hätten.. Man bewilligte ihnen Aufſchub und Bedenkzeit, die Sache zu überlegen und ſtellte ihnen vor, daß ihr Läugnen am Ende doch nichts helfen würde, indem ihr erſtes, obwohl nachher widerrufnes Bekenntniß und die Ausſage ihrer hingerichteten Kinder das Verbrechen außer Zweifel ſetzten und daß ſie mit allem Läugnen doch nicht loß kommen und ſich nur ihre martervolle Hinrichtung erſchweren würden. Es war und blieb aber alles umſonſt.

Während der Abfaſſung ihres Urtheils ließ die Sotmeyerin ihren Defenſor zu ſich rufen und fragte ihn: Wie iſt es denn? wird die Sache noch nicht bald ein Ende kriegen und werde ich nicht endlich loß kommen? Da ihr derſelbe aber alle Hoffnung benahm, ward ſie ſehr unwillig und ſagte: ich muß mich ja in dem Gefängniß gegen den Winter ganz abreißen. Den 25ten September ward ihres Läugnens ohnerachtet, beiden Teufeln das Urtheil publicirt, daß die alte Neumannin mit dem Schwerdt hingerichtet und dann verbrannt, die Sotmeyern aber lebendig auf den Scheiterhaufen geſetzt werden ſollte. Die Sotmeyern hörte aufmerkſam zu und ſagte nach geendigter Publication ihrer Verbrechen: J da is ok nich en wahr Wort drin. Beide Beſtien wollten von keinem Geiſtlichen und ihrer Bekehrung etwas wiſſen, und wie ihnen deswegen ein achttägiger und allenfalls längerer Aufſchub angebothen ward, wollten ſie ihn nicht annehmen. Ein Prediger ſtellte der Neumannin vor, daß er dereinſt von ihrer Seele würde Rechenſchaft geben müſſen. Sie fertigte ihn mit den Worten ab: Bewahre Gott! das wird keiner verlangen, daß er vor mich und meine Seele Rechenſchaft geben ſoll. Als die Sotmeyerin nach angehörter Sentenz ins Gefängniß zurückkam ſagte ſie: gebt mir nur etwas zu eſſen auf den Schreck. Der 3te October ward zur Hinrichtung feſtgeſetzt. Vor

der peinlichen Bank blieben beide bey ihrem Läugnen. Sie disponirten über ihre wenigen Kleider und Lumpen zum Beſten ihrer Enkel, wollten aber vom Leben nichts wiſſen. Die Sotmeyerin hielt an, ungebunden auf den Richtplatz geführt zu werden, welches ihr aber abgeſchlagen ward. Wie ſie in den Kreiß traten, war die alte Neumannin anfangs etwas furchtſam; allein die Sotmeyerin betrat ihn mit einem muntern Geſicht und ſah ſich allenthalben frech um. Sie ſetzte ſich auf einer Leiter nieder und ſtand nicht eher auf, als bis ſie hingehn mußte, den Schwerdtſtreich zu ſehn, den ihre Buſenfreundin empfangen ſollte. Sie ſah ihn und er verurſachte bey ihr auch nicht den geringſten Eindruck. Darauf gieng ſie ſelbſt nach ihrem eignen Scheiterhauffen, lief die von Brettern gemachte Treppe hinauf und ſetzte ſich mit großer Unerſchrockenheit auf den von Kiehn gemachten Stuhl, ließ ſich auch ruhig die Ketten um den Leib und Hals von dem Scharfrichter anlegen. Da derſelbe die Treppe heruntergieng, verſuchte ſie zweimal an der Halskette ſich zu erwürgen. Die Kette war aber zu weit und ihr Bemühen vergeblich. Sie biß die Zähne zuſammen und ließ ſich, ohne einen Laut von ſich zu geben, oder eine Bewegung zu machen, verbrennen. Von der Zeit an, da ſie über ihre Kleider disponirt, ſprach ſie, bis zu ihrem Tode, kein Wort mehr.

Wenn der Höllenfürſt eine Gemahlin brauchte, ſo hätte er, ſo lange die Welt ſteht, gewiß keinen würdigern Gegenſtand auftreiben können, als das Ungeheuer, das über alle menſchliche Empfindungen erhaben war. Sie hätte verdient, die Königin aller Räuberbanden zu ſeyn: aber zum Glück der Welt krönte ſie ihre furchtbare Größe und Abſcheulichkeit erſt durch ihren Todt. Ein Rabenkind und eine Rabenmutter, die gleich unerſchrocken über den Leichnam ihres Vaters und ihrer Kinder ſchritt, ſtellt ſie ein graunvolles Beyſpiel auf, was doch die Rache vermag!

Schattenſpiel an der Wand.

Viertes Stück.

Goldmacherey.

Unter allen nur gedenkbaren böſen Künſten, womit ſich die Bande beſchäftigte, gehörte auch die Goldmacherey, welches das allgemeine Steckenpferd zu Anfange dieſes Jahrhunderts war. Ueberhaupt iſt in demſelben immer von zehn zu zehn Jahren eine Art von Erbkrankheit oder Schwindel unter die Leute gefahren. Bald hatten ſie die polemiſche, dann die äſtetiſche; wiederum die entomologiſche, hernach die pädagogiſche und zu dieſer letzten Zeit die politiſche Sucht. Wieviel Unrath dabey zum Vorſchein gekommen iſt, dürfte kaum mit Worten zu beſchreiben ſeyn, ſo daß man ganze Bibliotheken unter der Rubrik Unſinn aufſtellen könnte. Im Grunde waren das größtentheils gelehrte Krankheiten, die wohl von der verſchloßnen Luft in den Studirſtuben herrühren mochten. Man ſollte darum die liebe Jugend ſo viel, wie möglich, von dem gelehrten Stande in unſern Tagen abrathen, weil er ſo vielen Suchten unterworfen iſt, die ihn ſelten zu Kräften kommen laſſen. In meinen grünen Jahren laborirten die geſcheuteſten Köpfe an der goldnen Sucht. Ich meine nicht etwann die goldne Ader, welche ihren Sitz nicht im Oberſtübchen, ſondern im Unterparlament hat. Doch hat die ſogenannte blinde einige Aehnlichkeit mit der goldnen Sucht oder Alchymie, in ſofern ſie nehmlich nicht in Fluß zu bringen iſt. Man nannte dieſe Krankheit auch den Stein. Man hüte ſich aber, ſie mit dem Stein in der Blaſe zu vermengen, weil jener ſeinen Sitz im Beutel hatte, und ſich gewöhnlich mit der öconomiſchen Auszehrung des

Patienten endigte. Herr Chryſelius war mit dieſer Sucht auch behaftet und die Schwindſucht riß mit Macht in ſeinem Hausweſen ein. Er hielt das Uebel ſehr geheim und nur ſeine Frau war die Vertraute ſeines Schadens. Sie kränkte ſich im Stillen ſehr darüber und kam einſt zu Herrn Strumpf um ihre Klagen auszuſchütten.

Ihr Mann mußte wegen einer Unpäßlichkeit das Haus hüten, mein Prinzipal Rollman war auch abweſend und ſo kam ich denn hinter das Hauskreuz, was ich im Folgenden erzählen will. Die Frau Chryſelius hatte rothe Augen und konnte nur mit Mühe ihre Thränen unterdrücken. Strumpf war ganz der Mann, der einem geheimen Gram auf die Spur zu kommen wußte, und es währte nicht lange, ſo hatte er ihr das Geheimniß abgelockt. Ach lieber Herr Gevatter! brach ſie aus, wenn ich in die Zukunft ſeh, ſo möchte mir das Herz zerſpringen. Mein Vermögen, mein ſchönes Vermögen, meiner Kinder Erbtheil iſt größtentheils hin und der kleine Reſt geht auch auf die Reige. Um Gottes Willen! ſeid ihr beſtohlen worden? fiel die Strumpfin ein. Ach nein! ſeufzte ſie, es iſt in Rauch aufgegangen. Abgebrannt alſo? fragte Strumpf. Es iſt doch nichts laut geworden. Auch das nicht, ſagte ſie. Mein Mann hat es zum Schorſtein hinausgejagt. Seitdem der Cajetan, der Dippel und der Böttcher den Stein der Weiſen oder die Kunſt Geld zu machen entdeckt haben ſollen, iſt er ganz toll und närrſch darauf und will nicht eher ablaſſen, als bis er das Geheimniß auch herausgebracht habe. Iſt denn der Mann unſinnig? rief Strumpf. Ach! erzählte ſie weiter, da iſt neulich ein Grenadier von der ſächſiſchen Garde durchgezangen, der hat ihm nun vollends den Kopf verrückt. Wie ſo denn? fragte Strumpf. Weiß der Himmel!

fuhr

fuhr ſie fort, wie er zu der Bekanntſchaft mit dem Kerl gekommen iſt! Aber der Gauner hat ihm weiß gemacht, der König Auguſt von Pohlen habe zum Behuf der Goldmacherey zwölf der geſundeſten und robuſteſten Grenadiers eingeſperrt. Da wären ſie nun ein ganzes Vierteljahr mit lauter Semmelmilch gemäſtet worden. Ihre Excremente wären auf das ſorgfältigſte geſammelt, getrocknet und dann in Kolben, Retorten, Schmelztiegeln und wie das Zeugs alles heißt, verarbeitet und der Stein der Weiſen daraus abgezogen worden.

Strumpf. Gott ſey Dank, daß ihm der Kerl nicht noch was tøllers aufgebunden hat. Ich kenne einen Hauptmann, der ſeine ganze Compagnie faſt zu Skeletten gemacht hat, weil er ihnen zu dieſem Behuf das ſemen virile quartweiſe abkaufte, und ich glaube, einen Ducaten für das Quart bezahlte. — Möchte einem doch hören und ſehn vergehn! —

Frau Chryſel. Und ich möchte ohnmächtig werden! — Denk Er nur, Herr Gevatter! Schon vier Wochen lang darf ich mit ihm nichts anders eſſen, als Semmelmilch. Und mit Verlaub zu reden! unſer beider Stuhlgang wird ſorgfältig geſammelt und abgetrocknet. Die Magd kann und darf ich dazu nicht brauchen, und alſo muß ich die ſchöne Geſchichte mit ihm eigenhändig verrichten. Hilf Himmel! das iſt ein Geſtank zum Umfallen! Da ſteht er nun und rührt und mährt den ganzen Tag. Ich habe ihn ſchon inſtändigſt gebeten, die Sauerey fahren zu laſſen, aber er bleibt dabey: auf dem naßen Wege werd ichs finden, auf dem naßen Wege muß ichs finden! da hilft kein Reden und kein Bitten. Er bleibt dabey, dem Böttcher auf die Spur zu ſeyn und iſt ſteif und feſt überzeugt, daß wenn er ja die Goldtinktur auch nicht herausbrächte, ſo müßte er wenigſtens das Geheimniß des

Porzellans entdecken. Ach lieber Herr Gevatter! rath er mir doch, was ich thun ſoll und ob denn in der Gottes Welt kein Mittel iſt, meinen Mann von dem tollen Gedanken abzubringen. Ich halt es ſonſt nicht länger bey ihm aus.

Strumpf. Nun merk ich den Braten erſt, warum der Kujon ſeit einiger Zeit bey uns hat weder eſſen noch trinken mögen und daß ſeine ganze Krankheit nur Verſtellung ſey. Was iſts? er hat nicht wollen in Verſuchung kommen, ſeine Milchmaſt zu unterbrechen, da wett ich drauf.

Frau Chryſel. Ihr habt allerdings den rechten Fleck getroffen. Er hält ſich nur zu Hauſe, um ſeine Excremente nicht zu verfälſchen und ſie daheim abzuwarten und zu verarbeiten.

Strumpf. Der Gimpel! Ihr jammert mich. Es wird ſchwer halten den Narrn davon abzubringen, weil er ſich einmal drinn verbiſſen hat. Wißt ihr was! ſeht nur, daß ihr ihn beredet wieder auszugehn und ihn herzubringen, es ſoll ihm nichts vorgeſetzt werden. Ich werde mit dem Advocat Schnaps Abrede nehmen, ob es nicht möglich ſey, ihm den Staar zu ſtechen und den Reſt eurer Haabe zu retten.

Frau Chryſel. Aber um Gotteswillen laßt nichts merken, daß ich mich euch entdeckt habe, ſonſt füttert er mich mit Semmelmilch zu Tode.

Chryſelius konnte ſeiner geläufigen Zunge wegen ohne Geſellſchaft füglich nicht leben. Es hielt alſo nicht ſchwer ihn wieder anzulocken. Aber er kam wohlweislich zu einer Stunde, wo er wohl wußte, daß er mit Eſſen und Trinken nicht mehr in Verſuchung geführt würde. Strumpf ſetzte ihm, wie gewöhnlich ein Glas Bier vor. Er verbat es aber unter dem Vorwande, daß er es wegen daraus entſtehender Blähun-

gen

gen nicht trinken dürfe und des Weines müſſe er ſich ganz und gar enthalten. Was trinkt ihr denn daheim? fragte die Strumpfin. Ich behelfe mich mit Milch, war die Antwort, um die ſcharfen Säfte zu verſüßen und den Chilum zu verbeſſern. Gut dann, ſagte Strumpf zu ſeinem Weibe, gieb dem Gevatter ein Glas Milch. Schnaps, ein durchtriebner Vogel, der einem das Herz zum Leibe herausſchrauben konnte und ſchon geſtempelt war, nahm ihn nun in die Mache. Was giebts denn Neues? fragte Chryſelius. Weiter nichts ſonderliches, erwiederte Schnaps, als daß der König von Preußen den

Graf Cajetani

hat aufhängen laſſen.

Chryſel. (Erſchrocken) Um Gottes Willen! das iſt nicht möglich. Den berühmten Graf Cajetani, den Steinbeſitzer, den der König deswegen zu ſeinem Generalmajor ernannt hat? —

Schnaps. Ja! ja! eben den. Jetzt hat er ihn zum Galgenvogel ernannt. Der Spitzbube iſt auch nichts beſſers werth. Es wäre zu wünſchen, daß alle Alchymiſten ſo bammeln müßten, weil ſie mit ihrer Narrheit ſo viele Leute ins Unglück ſtürzen und Weib und Kind an den Bettelſtab bringen.

Chryſel. Meine Paßion überfällt mich wieder und muß ich mal draußen friſche Luft ſchöpfen gehn.

Er gieng hinaus. Kommt nicht mit einemmal zu ſtark, ſagte Strumpf. Denn wo ihr mit der Thüre ins Haus fallt, ſo hält er uns nicht aus und das ganze Spiel iſt verdorben, wenn er Lunte riecht. Laßts nur gut ſeyn, ſprach Schnaps. Man muß ihm die Doſis etwas ſtark geben. Eine ſtarke Krankheit erfordert eine harte Kur. Er wird ſchon Stich halten. Zum Glück, daß er die Geſchichte noch nicht weiß.

Chry-

Chryſelius trat wieder ein und war ganz blaß. Aber meint ihr nicht auch, fragte Schnaps, daß dem Kujon recht geſchehen iſt? Es iſt draußen ein kalte, rauhe Luft, antwortete Chryſelius, der das Geſpräch gern ablenken wollte. — Der verdammte Schelm! hub Schnaps wieder an.

Chryſel. Ueber Regenten ſoll man nicht urtheilen. Aber meines Erachtens ſollte man einen deswegen nicht gleich hängen, weil er ſeine Kunſt nicht Preiß geben will.

Schnaps. Wer ſagt euch denn, daß er deswegen den Galgen ziere? —

Chryſel. Weswegen denn ſonſt? — Mein! mein! wer die Macht hat, den andern am Galgen zum Schweigen zu bringen, behält freylich das letzte Wort und Recht. Da der König ihm das Geheimniß nicht ablocken konnte, ſo hat er wahrſcheinlich verſucht, es ihm durch Furcht auszupreſſen. Und ein Mann, der einmal im Beſitz des Weiſenſteins iſt, läßt ſich auch durch den Galgen nicht ins Bockshorn jagen. Daß Cajetani nicht nur Gold machen kann, ſondern auch vor des Königs ſichtlichen Augen Queckſilber genug in Gold verwandelt hat, weiß ja die ganze Welt. Aber freylich, ſo viel, wie der König verlangte, ſechs Millionen meines Wiſſens auf einmal, die ſind nicht gleich hingeblaſen.

Strumpf. Gevatter! ihr rappelt. Am Ende würdet ihr mich gar auf den Gedanken bringen, daß ihr ſelber ein Alchymiſt wärt.

Chryſel. Und wenn ichs wäre, würd ich mich wohl hüten, mich damit breit zu machen. Der Cajetani ſollte mir eine Warnungstafel ſeyn.

Schnaps. Alſo glaubt ihr doch wohl im Ernſt, dem Schurken ſey unrecht geſchehen und daß er nur

darum gehängt worden ſey, weil er den König nicht habe wollen in die Karte ſehen laſſen.

Chryſel. Das glaub ich ſo gewiß und wahrhaftig, als ich vor euch ſtehe. Daß er Gold machen konnte, iſt außer Zweifel.

Strumpf. Im Ernſt Gevatter! ihr ſeyd wirklich ſehr krank. Es hat euch ein Raptus befallen.

Chryſel. Wie ihr wollt! Doch bin ich vielleicht nicht ſo krank, als mancher meint, der über die göttliche Kunſt urtheilt, wie ein Blinder von der Farbe.

Schnaps. Hol mich der Henker, Chryſelius! mit euch iſts nicht richtig. Was hilfts? nur rein raus mit der Sprache. Denn wer gickſt muß auch gackſen.

Frau Strumpfin. Ja! ja! Herr Gevatter! es iſt gewiß nicht anders; er iſt auch ein Allkühmiſt.

Chryſel. Rom iſt nicht in einem Tage gebaut. Es könnte wohl noch die Zeit kommen, wo Chryſelius trotz manchem Grafen paradirte.

Frau Strumpfin. Dafür bewahre euch Gott in allen Gnaden, daß ihr wie Graf Cajetan zu Cüſtrin am Galgen paradirtet und wenn ihr mit ſechſen drauf loß führet.

Chryſel. Wer den Schaden hat, darf leider! für den Spott nicht ſorgen. Sagt und denkt meinthalben, was ihr wollt. Wer aber zuletzt lacht, der lacht am beſten. Und (er ſchlug ſich mit ſtolzem Muth auf die Bruſt) was ich nicht bin, das kann ich noch werden.

Strumpf. Ha! ha! ha! da fällt mir jener Teufelsbeſchwörer ein, der zu einem Beſeßnen gerufen ward, um den böſen Geiſt auszutreiben. Er nahm noch einen jungen Gehülfen mit, der die Arbeit noch nie verſucht hatte, und deswegen den alten Meiſter fragte, wie er ſich denn dabey zu verhalten habe. Die

Ant-

Antwort war: mach und ſprich mir nur alles nach. Da ſie nun zu dem Beſeßnen kamen, brüllte dieſer den alten Meiſter an: weiche doch von mir! was hab ich dir gethan, du frommer Mann! — Noch bin ich kein frommer Mann, antwortete dieſer, hoffe es aber durch Gottes Hülfe zu werden. Und dem jungen Novizen rief der Beſeßne zu: Was willſt du Eſel mit mir? packe dich! — Eingedenk der empfangenen Lehre antwortete er, ich bin noch kein Eſel, hoffe es aber mit Gottes Hülfe zu werden. — Herr Chryſelius! denkt an den Novizen in der Kunſt.

Chryſel. Schaltet nur das Wörtlein goldner vor dem Eſel ein, ſo will ich mirs ſchon zur Lehre dienen laſſen. Ihr wißt wohl, ein goldner Eſel hat am Ende doch mehr Verſtand, als die ſieben Weiſen Griechenlands und alle Academien.

Schnaps. Wenns zum Klappen kömmt, freylich. Alſo bleibt ihr dabey, der Cajetani habe Gold machen können, und nur nicht wollen?

Chryſel. Darauf leb und ſterb ich. Er war einer von den Auserwählten, die im Beſitz der wahren, ächten Kraft- und Steinſalbe oder Goldtinktur, wovon wenige Tropfen, Kupfer, Eiſen und Queckſilber Pfundweiſe zu Gold und Silber machen, geweſen ſind.

Schnaps. Ich kenne den Gauner von Wien aus, wo ich ſtudirte. Er trieb da eine Zeitlang ſein Weſen und prellte den frommen Leopold und verſchiedene Großen, daß ihnen die Augen übergiengen. Der preußiſche Hof hat einen Auszug aus den Prozeßacten bekannt machen laſſen, worinn ſein ganzes Leben erzählt wird. Sein Vater war ein ehrlicher Bürger in

Ne-

Neapel, deſſen eigentlichen Namen man nicht weiß. Eben ſo wenig iſt bekannt, was Cajetani von Haus aus für einen Namen führte. Daß er was gelernt habe, muß man ihm laſſen; und daß er auch in der Chemie gut bewandert geweſen ſey, hat ſeine Richtigkeit. Wie aus den Wolken gefallen trat er auf einmal in Deutſchland unter dem Namen Giovanni Graf von Cajetani auf. Er führte einen glänzenden Staat, ohne daß ein Sterblicher begriff, woher er dazu die Mittel nahm.

Chryſel. Freilich mochte das wohl über den Captum gewöhnlicher Menſchenkinder liegen. Aber ich will es euch ſagen. Ein glücklicher Zufall entdeckte ihm den vergrabnen Schatz eines Adepten nebſt der handſchriftlichen Anweiſung zur Bereitung des Weiſenſteins.

Schnaps. Ich dachte, was mich biß. So ſagt man freilich wohl. Aber die Adepten werden ihre Schätze doch nimmermehr, wie die Hunde ihre Knochen in die Erde verſcharren. Einen Schatz mochte er freilich wohl gefunden haben, aber wer weiß, ob er ſich dazu nicht des Fünffingerkrauts bedienet hat.

Chryſel. Mich wundert, daß ich davon in der Botanik nichts gehöret habe.

Schnaps. Kann wohl ſeyn. — Zuerſt erſchien er am bayerſchen Hofe, gab ſich für einen Verwandten des berühmten Cardinals Cajetans aus und verſtand den Rummel ſo meiſterlich, daß ihm der Churfürſt dreißig tauſend Reichsthaler zu ſeinen Goldverſuchen vorſtreckte. Nachdem er ſechs Monat damit gepaſtelt hatte, ſo machte er ſich mit einemmale unſichtbar.

Chryſel. Das wäre! Da wißt ihr freilich noch mehr von ihm, wie ich. Denn daß ſich dieſer göttliche

Mei-

Meiſter des Lichts auch unſichtbar machen könne, iſt mir nie zu Ohren gekommen.

Schnaps. O! das verſtand er meiſterlich, wie ihr bald weiter hören werdet. Er wurde nicht eher wieder ſichtbar; als in Wien, wo er nun ſeinen Tummelplatz aufſchlug. Auch hier fand er leicht Eingang, denn er log, daß ers ſelber glaubte. Sowohl der Kaiſerl. Hof als begüterte Fürſten thaten ihm große Geldvorſchüße. Er hielt ſich prächtige Equipage und lebte ſelber wie ein Fürſt, denn Klippern gehört zum Handwerk. Dabey laborirte er friſch weg und eh man ſichs verſah, machte er ſich wieder — unſichtbar, und hinterließ nur eine Kleinigkeit von ſiebzig Tauſend Thalern Schulden.

Chryſel. Es ſcheint aber beynah, als ob ihr das Unſichtbarmachen in dem Verſtande meintet, als hätte er ſich bey Nacht und Nebel aus dem Staube gemacht? —

Schnaps. Wie denn ſonſt? — Wie geſagt, er verſtand das meiſterlich. Und ſiebzig tauſend Thaler Schulden machten wohl eher einen ehrlichen Schelm unſichtbar.

Chryſel. Hm! hm! iſt das gewiß? — Hätte ſo ein König der goldnen Kunſt wegen einer ſolchen Lumperey das Weite ſuchen dürfen? Ich kann es kaum glauben. Wer weiß, wie das zuſammenhängt! —

Schnaps. Könnt ihr das nicht begreiffen? — Von dannen ward er ſichtbar in der Pfalz. Der dortige Hof pries ſich glücklich, daß ſo ein Stern der Weiſen über ihn aufgegangen ſey. Gold, Silber, Perlen, Edelſteine und allerley Schmuck regnete in ſeinen Schooß; denn keiner zweifelte daran, daß ihm die Ausſaat in der Werkſtäte des Künſtlers tauſendfältige Frucht tragen würde. Aber der Saame fiel auch hier auf kein gut Land, oder gedieh nur unter deutſchem Himmel nicht. Nachdem er ſo Jahr und Tag empfangen und nie wiedergegeben hatte und aller Augen nun auf die Zeit der Erndte gerichtet waren und den Waizen blühen ſahen, ſiehe da! plötzlich verſchwand Cajetani und ward wieder — unſichtbar.

Chry-

Chryſel. Was wirds ſeyn? — man hat es nicht erwarten können und ihn disguſtirt.

Schnaps. Welche Blindheit! Meinthalben! des Menſchen Will iſt ſein Himmelreich und wer nicht hören will muß fühlen. Cajetani erſchien nun in Berlin. Aus Mangel an Gelde mußte er Ringe, Perlen, Geſchmeide, Silbergeſchirr und den ganzen pfälziſchen goldnen Saamen bey den Juden verſetzen, denn Equipage und ein ſtandesmäßiger Aufzug gehörten zur Sache. Aus Furcht, es möchte von Bayern, der Pfalz und Oeſterreich aus ein Gewitter über ihn aufſteigen, erbat er die Erlaubniß, ſich unter die Fittige des preußiſchen Adlers verkriechen zu dürfen und verſprach dafür zum Dank, das ganze Geheimniß, die Metalle zu verwandeln, zu offenbahren.

Dies Anerbieten wurde auch hier angenommen. Cajetani machte in Gegenwart des Königs und ſeines Miniſter drey kleine Proben und brachte wirklich gediegnes Gold hervor. Zu gleicher Zeit übergab er einige Gran rother und weißer Tinktur, und zeigte auch die Methode an, wie daraus Gold gemacht werden könnte. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, und er verſprach, daß nach ſechs Tagen Sr. Königl. Majeſtät 8 Loth rothe und 7 Loth weiße Tinktur erhalten ſollten.

Chryſel. Gott ſey Ehr und der Kunſt! Wer nun noch zweifeln kann! — Gebt mir doch ein Glas Milch!

Schnaps. O du heilige Einfalt! Wißt ihr denn nicht, wie man dem Herzog von Florenz, Cosmus dem Erſten, und dem Markgraf Ernſt von Baden eine goldne Naſe gedreht hat? —

Chryſel. Eine goldne? — die ließ ich mir ſelbſt gefallen. Und wie geſchah das? —

Schnaps. Die beiden Herren glaubten auch an den Stein der Weiſen, und dann finden ſich immer chriſtliche Seelen, die ein x für ein u machen. Ein gewiſſer Daniel von Siebenbürgen führte den Herzog Cosmus gar meiſterlich an. Jener machte nehmlich aus 4000 Ducaten ein ſchwarzes Pulver, das niemand

mehr

mehr für Gold erkennen konnte und nannte es Uſufur. Dieſes Pulver verkaufte er theils, theils gab er es in Commiſſion in verſchiedenen italieniſchen Städten als ein würkſames Arzneymittel für mancherley Krankheiten. Einige Zeit hernach gab ſich der Windbeutel für einen Arzt aus und fieng an zu praktiziren. Seine Patienten mußten ſich das Pulver Uſufur in den Apotheken ſelbſt holen laſſen, damit es mehr in Ruf käme. Er tauſchte es dann aus, damit es immer in ſeinen Händen blieb. Nun glaubte er, daß es Zeit ſey, als Goldmacher aufzutreten und den Herzog ins Garn zu locken. Euer Durchlaucht laſſen ſich nur ſelber aus den Apotheken, ſagte er, das Pulver Uſufur holen und ſchütten es zu den und jenen Ingredienzen, ſo wird das Werk ſchon den Meiſter loben. Der Herzog probirts und ſiehe da! er brachte richtig Gold hervor. Hierauf wurde ein Contrakt geſchloſſen und Daniel lieferte gegen baare zwanzig tauſend Ducaten, die Verfertigung der übrigen Ingredienzen, welche aber nur Blendwerk waren und nichts zur Sache thaten, aus. Daniel ſchützte nach empfangenem Gelde eine Reiſe nach Frankreich vor und da das Uſufur aus den Apotheken verbraucht war, hatte mit einemmal die Goldmacherey ein Ende.

Strumpf. Der Gauner hatte alſo 16 tauſend Ducaten plus gemacht.

Schnaps. So gieng es dem Markgraf Ernſt von Baden auch. Es ließ ſich in daſiger Gegend ein Wurzelmann nieder und machte ſich durch allerley Kräuter, die er in die Apotheken verkaufte, bekannt. Bald darauf erſchien am Hofe des Markgrafen ein Mann, der ſich rühmte den Stein der Weiſen zu beſitzen. Der Markgraf gieng glücklich in die Falle. Nachdem er mit dem Fremden eine Zeitlang laborirt hatte und kein Gold erſcheinen wollte, ſagte dieſer, daß es ihm nur noch an der Wurzel Reſch fehle. Die Apotheker haben ſie nicht und weiſen die markgräflichen Bedienten zur Nachfrage an den Wurzelmann. Der hat ſie auch glücklich. Sie war ſchwarz und ſchwer. Der Markgraf

graf ſchüttet ſie ſelber unter Queckſilber in den Schmelztiegel und ſiehe da! es wird gediegenes Gold. Er kaufte dem Betrüger ſein Geheimniß um ſchweres Geld ab und da er es bezahlt hatte — weg waren der Goldmacher, Wurzelmann und Reſch. Was meint er dazu Herr Chryſelius? —

Chryſel. Daß es Betrüger waren.

Schnaps. Wie die Adepten alle ſind und Cajetani auch. Allerdings machte er in Gegenwart des Königs wirkliches Gold, aber ſicher auch mit Reſch und Uſufur oder auf eine andre Manier. Freylich ließen ſichs aber ſeine Majeſtät nicht träumen, daß ſie einem ſolchen Gaudiebe in die Hände gefallen wären. Sie thaten ſehr ſchön mit ihm und überſchütteten ihn mit ihrer Gnade, aber nicht mit Gold und Silber, welches ja eben ſo viel geweſen wäre, als Waſſer ins Meer getragen. Mit Antragung großer Ehren und Würden wollte man ſich vor der Hand auch nicht übereilen. Eh man ſichs aber verſah, war Cajetani wieder unſichtbar und ſchrieb von Hildesheim aus an den König, daß er lieber dort ſein Geheimniß von ſich geben wolle und der König möchte nur geruhen, einen Vertrauten abzuſchicken, der es zu treuen Händen bewahrte.

Strumpf. Seht mir nur den liſtigen Fuchs.

Schnaps. Auch das war der König zufrieden. Der Kammerherr von Marrſchall machte ſich nun auf den Weg und überbrachte ihm Namens Seiner Majeſtät Dero mit Diamanten beſetztes Portrait 1200 Rth. an Werth, und noch oben ein das Patent zum preußiſchen Generalmajor. Cajetani nahm auch beides an und verſprach dem Kammerherrn zu Koßwig im Anhaltſchen, die Verwandlung vorzunehmen. Hier gab er dem Kammerherrn eine ſchriftliche Anweiſung zur Verfertigung der Goldtinktur und laborirte darnach in ſeiner Gegenwart. Mitten unter der Arbeit goß er aus einer Flaſche etwas Liquor und verwandelte dadurch 4 Pfund Queckſilber in wirkliches Silber. Darauf verlangte er von dem Kammerherrn tauſend Ducaten für

das

das angezeigte Geheimniß und die gemachte Perle. Der Kammerherr verwies ihn aber zur Geduld, bis die Sache ganz ins Reine und außer allem Zweifel wäre. Cajetani ſchüttete wieder etwas Liquor aus der Flaſche und machte damit einen Reichsgulden zu Gold. Nun forderte er von dem Kammerherrn ein beglaubigtes Atteſt, daß er ihm das Geheimniß offenbaret habe. Das iſt alles noch nicht genug; es muß erſt beſſer kommen, ſagte der Kammerherr. Darauf verſchwand Cajetani wieder und ſchrieb von Stettin aus an den König und verklagte den Kammerherrn, als hätte er ihm das Kunſtſtück offenbart, und wolle es dieſer nur für ſich behalten. Zugleich bat er um tauſend Ducaten. Der Herr von Marrſchall wurde hierauf arretirt und der König ſchickte ſeinen geheimen Secretair Heſſe nach Stettin um den Graf Cajetani zu bewegen nach Berlin zu kommen. Heſſe bezahlte dort für ihn 400 Rth. Schulden, aber anſtatt mit ihm nach Berlin zu gehen, machte ſich der Graf nach Hamburg auf den Weg. Der König war nun des Narrirens müde und ließ ihn als ſeinen Generalmajor in Hamburg aufheben und nach Berlin bringen. Die Flaſche zu Koswig ward unterſucht und leer befunden. Eine andere die er dem Kammerherrn übergeben hatte und welche ſechs Millionen enthalten ſollte, wollte er nicht für die ſeine anerkennen. Sie war auch leer. Cajetain mußte nun in Gegenwart eines königlichen Commißars von neuem anfangen zu arbeiten. Mitten in der Operation öffnete er die Phiole und machte zwey Pfund Queckſilber zu feines Silber und acht Tage darauf ein Pfund zu feines Gold. Den Reſt der Tinktur wollte er dem König als einen flüßigen Liquor überliefern, bekam aber Befehl, ihn erſt bis zur Trockenheit zu bringen. Er machte darauf ein ſo gewaltiges Feuer, daß die Flaſche zerſprang und ſchob die Schuld davon auf ſeinen Arreſt. Der König ſetzte ihn nun wieder in Freyheit, wies ihm das Fürſtenhaus zur Wohnung an und die königliche Küche mußte ſeinen Tiſch Mittags mit zehn und Abends mit acht Speiſen verſehn. Rheinwein, Champagner und Burgunder

er-

erhielt er ſo viel, als er begehrte. Er ließ ſichs ſchmecken und der Spaß koſtete dem Könige 16000 Rthl. Anfangs Auguſts öffnete er ſeine Phiole wieder, machte 32 Mark Queckſilber zu gediegenem Silber und in der Mitte Novembers 40 Loth Queckſilber zu Gold, wozu er nur 15 Tropfen ſeiner Tinktur brauchte. Am 23ten November ſollte die Tinktur trocken ſeyn und in Gegenwart des Königs ein ganzer Centner Queckſilber zu Gold gemacht werden. Nun war alle mögliche Hoffnung da, wenn nur der Schelm nicht ſo ſehr mit dem Verſchwinden behaftet geweſen wäre.

Chryſel. Das mein ich auch. Hätte der arme Schelm nur ruhig bleiben können, ſo würde er ſeine Feinde wohl zu Schanden gemacht haben.

Schnaps. Da liegt es eben. Er hatte keine bleibende Stelle, und eh man ſichs verſah, war der Vogel wieder ausgeflogen und über alle Berge. Nun ward der König im Ernſt böſe, ließ ihn in Frankfurth am Mayn, wo er wieder ſichtbar ward, feſthalten und nach Küſtrin transportiren. Man machte ihm in aller Form Rechtens den Prozeß und hieng ihn dort an Galgen, wo er noch eben ſo viel Aufſehen macht, als weiland im Leben.

Chryſelius. Spuckt er etwann? oder hat er ſich wieder unſichtbar gemacht? —

Schnaps. Das hat er verlernt und hängt in völliger Parade da. Der Obertheil des Galgens iſt mit glänzendem Goldblech beſchlagen und er ſelbſt hat einen römiſchen Talar an, der von unächtem Goldlahn gewebt und mit Flittergold behangen iſt. Muß ein erbaulicher Anblick ſeyn, Herr Chryſelius, nicht wahr? Wärs nicht zuweit, ich reiſte ſelber hin. — Aber ihr habt ja euere Milch nicht ausgetrunken? —

Chryſel. Iſt mir aller Appetit vergangen.

Schnaps. Das gebe Gott! — So lange die Welt ſteht, iſt wohl noch keinem Gehangenen die Ehre wiederfahren, daß auf ſeine Hinfahrt eine Gedächt-

dächtnißmünze geprägt worden wäre. Die eine Seite derſelben ſtellt einen dreyſtämmigen Galgen vor, worinn der Graf paradirt. Vor dem Galgen ſtehen ſieben Berge und auf jedem ein Planet. Der mittelſte Berg mit der Sonne und Goldplaneten ſteht gerade vor dem Grafen. Die Umſchrift lautet: Non Ens chimicum novum. (Neues chymiſches Unding.) Zur linken Seite der Berge parturiunt, (ſie gebähren,) Zur Rechten: nascetur ridiculus mus (eine lächerliche Maus kömmt zur Welt.) In der obern Querſäule des Galgens: acidulæ Cuſtrinenſes. (küſtrinſcher Sauerbrunn.) An den 3 Säulen: Fatiche, fumo, fame. (Mühe, Rauch, Hunger.) Fœtore, freddo, ſume. (Geſtank, Kälte, Rauch.) Fumum vendidi, ſune perii. (Ich verkaufte Rauch und ſtarb am Strange.) Aus ſeinem Munde gehen die Worte: Quantus artifex pereo. (Welch ein Tauſendkünſtler ſtirbt.) Unten: CoMes De CaIetanI fVne fInIt. Annos 23 Aug. (Graf von Cajetani kömmt um durch den Strang.) worinn zugleich die Jahrzahl 1708 liegt. Um den Rand: Sperne lucri ſpeciem, cum ſit tibi cura ſalutis; nam ſallax hæc ars & male perdit opes. (Verachte den blendenden Gewinn, wenn dir dein Glück lieb iſt, denn es iſt eine betrügliche und armmachende Kunſt) Auf der Rückſeite der Münze ſteht das närriſch geſchriebne Latein: Kis Muntus fuld tezyby Aywk De Allgemisdarum blœna ſund omnia Ochre Tœzyphy a dur. (Soll eigentlich heißen: Sic mundus vult decipi, & quia Alchemiſtarum plena ſunt omnia, ergo decipiatur: So will die Welt betrogen ſeyn und weil ſie voll Alchymiſten iſt, ſo werde ſie betrogen.)

Nun Herr Chryſelius muß ich für heute gehen. Denkt darüber zu Hauſe im Stillen weiter nach.

Schattenſpiel an der Wand.

Fünftes Stück.

Goldmacherey.

Während am andern Tage Herr Chryſelius ſeine Kunden abwartete, kam ſein Gemurr, wie Nicodemus bey der Nacht, zur Hinterthür ins Haus geſchlichen, um ſich zu erkundigen, wie man denn mit ihrem Geſpons umgeſprungen wäre, indem es das Anſehn hätte, als ob er der Alchymie Valet geben wolle. Sie erzählte, daß er bey ſeiner Heimkunft ganz grätig geweſen wäre und das Glas Milch, was ſie ihm zum Schlaftrunk vorgeſetzet hätte, an die Wand geworfen habe. Darauf habe er gefragt: ob ſie auch aus der Schule gewaſchen habe, weil Herr Schnaps ſo ſonderlich auf ihn geſtichelt hätte, und ſich beklagt, daß er am Ende noch der Kinderſpott werden würde. Sie habe aber weidlich geläugnet und geſagt, daß ja der ſchreckliche Geſtank im Hauſe die Sache ſelbſt verriethe. Dann habe er ferner unruhig geſchlafen und immer im Traum gerufen: Reſch! Uſufur! am Galgen! worüber ihr angſt und bange geworden ſey, in der Meinung, daß ihm gar ein böſer Geiſt erſcheine. Auch hat er heute früh ſeine Semmelmilch ſtehen laſſen und ſey nüchtern gegangen.

O wie gut iſts! ſagte die Strumpfin, daß die Pille, die ihm Herr Schnaps gegeben, ſo gewürkt hat; und erzählte ihr dabey, was man geſtern Abend abgehandelt habe, daß ſie ſich darnach richten könnte. Schafft ihn nur wieder her, ſetzte ſie hinzu, ſie werden ihn ſchon curiren und ihm den Kopf zurecht ſetzen. —

Ach ich wollte Gott auf meinen Knien danken! — antwortete das gute Weib.

Richtig ſtellte er ſich auch Abends wieder ein, und es währte nicht lange, ſo zäumte er ſein Steckenpferd, die Goldmacherey, freywillig auf und ſetzte ſich drauf. Ich wills euch nur geſtehn, ſagte er, daß mir der Stein der Weiſen Herzdrücken macht und daß ich ſelbſt einige Verſuche, ihn zu entdecken gemacht habe, die mir aber freilich noch nicht gelungen ſind. Daß aber die ganze Sache ein Unding ſey, kann ich mich nicht überreden und ich ſtehe deswegen ſelbſt mit dem berühmten

Johann Conrad Dippel

im Briefwechſel, der der ehrlichſte Mann von der Welt und ſicher kein Betrüger iſt.

Schnaps. Nun ſo kann er ja ſelbſt ein Betrogner ſeyn.

Chryſelius. Das läßt ſich von einem ſo geſcheuten Mann, der immer mit eignen Augen ſieht, und ſich nicht leicht etwas aufheften läßt, doch auch nicht denken. Er wurde ja ſelbſt über Cajetanis Arbeiten um Rath gefragt und verſicherte, Taſchenſpielerey könne es nicht ſeyn; dazu gienge die Sache zu ſehr ins Große.

Strumpf. Reſch und Uſufur! —

Chryſel. Das verdammte Reſch und Uſufur iſt mir die ganze Nacht im Traum eingekommen.

Schnaps. Der Galgen und Cajetani nicht auch? —

Chryſel. Zum Henker! ihr könnt auch wohl mehr, wie Brodt eſſen. Ich habe doch keiner lebendigen Seele, ſelbſt meinem Weibe nicht, ein Wort davon geſagt.

Schnaps. Die böſen Träume kommen lediglich von eurem Milchſchlampampen, wodurch ihr euch den Magen verſchleimt. Und der Briefwechſel mit dem Schwärmer Dippel kann auch dazu beytragen.

Chryſel. Nennt ihn keinen Schwärmer, ob ich zwar ſeine Religionsgrillen nicht vertheidigen will. Aber wie er geradesweges dem Stein der Weiſen auf die Spur gerathen ſey, hat er mir ſelbſt geſchrieben.

Strumpf. Laßt doch hören.

Chryſel. Um ſich als einen grundehrlichen Mann zu legitimiren, hat er mir ſelbſt einen kleinen Abriß ſeines Lebens zugeſchickt, worinn er auch ſeine Fehler und Verirrungen nicht verſchweigt, zum Beweiſe, daß er in allem die Wahrheit rede. Ich will euch das kurz erzählen. Er iſt eines Predigers Sohn und 1673 auf dem Schloß Frankenſtein im Darmſtädtſchen gebohren. Bis zu ſeinem neunten Jahre war er ſo ſtupide dumm, daß ihm nichts in den Kopf zu bringen war. Nun gieng ihm aber mit einemmal ein Licht auf, daß ſogar ſeine Lehrer glaubten, er müßte einen Schutzgeiſt haben, der ihm alles zuflüſtere. Er bekam ſchon als Knabe Religionsſcrupel und war dabey ſo leichtfertig, daß er ſeinem Vater Schafe und anderes Vieh in die Kirche trieb.

Strumpf. Ja! ja! was eine Neſſel werden will, brennt bey Zeiten.

Chryſel. Schon im 15ten Jahre gieng er auf die Univerſität nach Gieſſen und ſtudirte Jura, Medizin und Theologie, alles drey zu gleicher Zeit. Schon als Student machte er ſich durch disputiren einen groſſen Namen, lebte aber dabey als ein lockerer Burſche. Da er Magiſter werden ſollte, ſchrieb er eine grundgelehrte Abhandlung vom Nichts.

Schnaps. Der Kerl iſt ein Narr, das merke ich aus allem ſchon.

Chryſel. Hört nur erſt weiter. Nun gieng er nach Wittenberg, und da es ihm hier nicht glücken wollte, zog er nach Straßburg. Er war nebenbey ein guter Rauffer und balgte ſich tapfer mit den Muſenſöhnen herum, weswegen ihm ein franzöſiſcher General eine Officiersſtelle anbot. Aber er lehnte ſie ab mit der Entſchuldigung, daß er ſeinen braven Eltern, die ſo viel auf ihn gewendet hätten, um ihn als eine Stütze der chriſtlichen Kirche zu erziehen, dies Herzeleid nicht anthun könne. Indeſſen lebte er immer flott drauf los und mußte eines Duells und Schulden halber bey Nacht und Nebel davon gehen. Unterwegs, da er ſich durch zwey feindliche Armeen durchſchleichen mußte, hatte er manches Abentheuer; fraß ſich bey ſeinem Wirth in Landau feſt, ſkiſirte ſich und wäre bey einem Haar als ein Spion gehänget worden.

Strumpf. Woran die Welt auch nichts verlohren hätte.

Chryſel. Er kam zurück in ſeine Heymath und nach Gieſſen, wo er gern eine Profeſſorſtelle gehabt hätte, woraus aber immer nichts ward. Einſt beſuchte er einen Landgeiſtlichen, der ihm aus ſeiner Bibliothek einige alchymiſtiſche Schriften gab, die er Anfangs gar nicht durchleſen mochte, weil er ſich, wie er äußerte, mit ſolchem Unſinn nicht befaſſen wollte.

Schnaps. O wär er doch bey dem Glauben geblieben! vielleicht hättet ihr da nicht ſo böſe Träume und — tränket keine Milch.

Chry-

Chryſel. Laßt mich doch trinken, was mir ſchmeckt. — Doch überwand er ſich und ſah die Bücher durch. Da gieng ihm ein Licht auf. Durch Gottes wunderbare Schickung fiel ihm nun auch eine geſchriebne Schrift in die Hände, worinn die Kraft- und Steinſalbe ſo faßlich beſchrieben war, daß er einen unwiderſtehlichen Trieb bey ſich verſpürte, ſie nachzumachen und er geſteht ſelbſt, es ſey geweſen, als obs Gott ihm eingegeben und als ob ihm immer eine Stimme zugerufen hätte, er ſollte ſie getroſt verfertigen.

Strumpf. Iſt euch etwann auch ſo geweſen?

Chryſel. Laßt mich doch ungeſchoren. — Er folgte dem geheimen Ruf und es gelang ihm auch. Binnen acht Monaten, das ſind ſeine eignen Worte, brachte ich eine Tinktur hervor, die funfzig Theile Silber und Queckſilber in Gold verwandelte. Nun warf ich mein Geld mit vollen Händen weg und theilte mein Hab und Gut unter die Armen aus. Den ſchwarzen Rock hieng ich an den Nagel, und anſtatt fernerhin nach einer fetten Pfarre zu angeln, kaufte ich mir ein Rittergut für 50000 Gulden. Ich krähte freilich zu früh; denn meine Tinktur reichte nicht hin die Schuld zu bezahlen. Zur Strafe meiner Sünden, weil ich vielleicht ſchon zu übermüthig geworden war, zerſprang die Flaſche während der Arbeit und die ganze Tinktur ward verſchüttet und taugte nichts mehr. Mein bisheriger Aufwand und der Ruf meiner Erfindung ſchaffte mir Credit um 3500 Gulden aufzunehmen und ich bin meiner Sache auch ſo gewiß, daß ich gar nicht anſtehen würde hunderttauſend Gulden getroſt aufzuborgen, wobey niemand was verlieren ſollte. Das geborgte Geld

theil-

theilte ich bis auf 1400 Gulden, welche ich an den Gutsverkäufer zahlte, unter die Armen aus, als ein Unterpfand, was für einen guten Gebrauch ich von meinem künftigen großen Gewinn zu machen gedenke. Doch muß ichs irgend worinn bey den folgenden Verſuchen verſehen haben, denn die Goldtinktur wollte nicht wieder zum Vorſchein kommen und die ungeſtümmen Gläubiger nöthigten mich mein erkauftes Rittergut im Stich zu laſſen und in die Welt zu gehen. 1704 kam ich nach Berlin, errichtete ein neues Laboratorium und ob ich zwar die mißlungne Goldtinktur noch immer vergebens ſuche und nicht mehr auf die Spur kommen kann, ſo habe ich nebenbey wenigſtens das Berlinerblau und das animaliſche Oel entdeckt. — Seit der Zeit, fuhr Chryſellius fort, habe ich von dem ehrlichen Dippel keine Antwort auf meine fernern Briefe erhalten und weiß ich nicht, was aus ihm geworden iſt.

Strumpf. Wahrſcheinlich wird er wieder den Wanderſtab ergriffen haben und von den Creditoren verſcheucht worden ſeyn. Und wenn ihr euch ferner bey der Naſe herum führen laßt, Gevatter! ſo fürcht ich, ihr werdet auch noch zum Thor herauswandern müſſen.

Da Dippel ſo großes Aufſehen machte und ſo vielen Leuten den Kopf verrückte, theils durch ſeine theologiſche Meinungen, theils durch ſeine Goldmacherey, ſo will ich ſeine Geſchichte mit kurzen Worten bis zu Ende erzählen, weil ſie Herr Chryſellius damals nicht weiter wiſſen konnte. Er flüchtete von Berlin nach Amſterdam, wo er als Arzt in großen Ruf kam und viel Geld verdiente. Doch reichte ſeine Einnahme gegen ſeinen großen Aufwand nicht zu, weswegen er ſich

Schul-

Schulden halber auch von hier weiter heben mußte und nach Altona gieng, wo er als däniſcher Kanzleyrath angeſtellt wurde. Auch hier machte er dumme Streiche und gab ehrenrührige Schriften heraus, die durch den Henker verbrannt wurden und er ſelbſt ward auf königlich däniſchen Befehl zur ewigen Gefangenſchaft nach der Inſel Bornholm in Ketten abgeführt. Seine medizinischen Kenntniſſe verſchafften ihm hier viel Freunde und er ward 1726 auf Vorbitte der Königin von Dännemark auf freyen Fuß geſtellt. In Chriſtiansſtadt wurde er vom Könige von Schweden, der gefährlich krank am Blaſenſtein lag, eingeladen nach Stockholm zu kommen. Die ſchwediſche Geiſtlichkeit empörte Himmel und Hölle, daß man den berüchtigten Ketzer nicht ins Land laſſen ſollte. Der Ritter- und Baurenſtand nahm aber ſeine Parthie und er wurde von zweyen Grafen aus dem Reichsrath dahin abgeholt. Der König und die Königin empfiengen ihn auf das gnädigſte und ſein Zimmer ward von Standesperſonen gar nicht leer. Sein unruhiger Geiſt brütete auch hier wieder 153 Fragen über die Religion aus, welche er im Manuſcript herumgehen ließ und wodurch die Geiſtlichkeit ſo erbittert wurde, daß ſie nicht eher ruhte, bis ſie ihn aus dem Reich vertrieben hatte. Der König von Dännemark ließ ihm ſehr vortheilhafte Anerbietungen thun, wenn er nach Kopenhagen kommen wollte, die er aber auszuſchlagen für gut befand. Er gieng nun ins Hildesheimiſche, wo ihn die Geiſtlichkeit auch nicht duldete und ihn nach Berleburg vertrieb. Im Jahr 1730 den 20ſten Mai machte er in Form eines landesherrlichen Manifeſts folgende ſonderbare Nachricht

richt von ſich ſelbſt bekannt: „Nachdem ſich ſeit 1712 oft die Nachricht verbreitet, als wäre ich mit Widerruf meiner Irrthümer in Verzweiflung dahin geſtorben, ſo mache ich hiemit bekannt, daß ich aus der andern Welt die zuverläßige Verſichrung erhalten habe, daß ich erſt alsdenn ſterben würde, wenn alle Sekten ihrer Thorheit entſagt und die Wahrheit werden angenommen haben. Weil nun dieſes noch lange Zeit erfordern dürfte, ſo erkläre ich, daß alle Nachrichten von meinem Tode vor dem Jahr 1808 falſch ſeyn wird.“ Mag es nun ſein Spaß oder Ernſt geweſen ſeyn, ſo hatte es doch die Wirkung, daß viele ſeinen darauf erfolgten Tod theils gar nicht glauben wollten und behaupteten, er lebe noch; theils muthmaßten, er ſey eines unnatürlichen Todes geſtorben. Er ſtarb plötzlich auf dem Schloß zu Witgenſtein 1734 den 25ten April. Man fand ihn des Morgens todt im Bette, ohne daß er weiter krank geweſen wäre, als daß er Tags zuvor über Kopfſchmerzen klagte und ſich übrigens, dem Anſehen nach, geſund zu Bette legte. Bey aller ſeiner Wohlthätigkeit und verunglückter Goldmacherey fand man doch bey ihm eine volle Börſe, wozu ſich kein Schuldner und kein betrogner Leichtgläubiger meldete. Mit ſeinen ſonderbaren Meinungen von Gott, den Geiſtern, dem Menſchen und ſo weiter will ich meine Leſer nicht behelligen.

Weil ich einmal bey den Goldmachern im Anfange dieſes Jahrhunderts bin, ſo will ich noch den

Freyherrn von Klettenberg

der einige Jahr ſpäter ſein Weſen trieb, vorführen.

Dieſer Goldvogel ward 1669 zu Frankfurth am Main gebohren. Sein Vater war daſelbſt ein angeſehner Bürger und einige ſeiner Vorfahren hatten mit Ruhm Senatorſtellen verwaltet. Er lernte frühzeitig einſehen, daß es bequemer und anſtändiger ſey mit ſechſen zu fahren, als zu Fuß zu reiſen und daß ein Ordensband mehr Aufſehn mache, als der Bettelſtab. Das Goldmachen war nun einmal an der Tagsordnung

und

und ſo befiel ihn auch die Goldſucht. Mit hundert Thalern Erbtheil gieng er nach Holland. Vielleicht hatte es ihn verblendet, daß die Käſekrämer dort Geld aus ihren Käſen ſchnitten, welches ſich bey dreißig bis vierzig Procent Ausſchnitt allenfalls erklären läßt. Er ſtudirte Alchymie, daß ihm der Kopf rauchte; verpaſtelte ſeine hundert Thaler und erhielt nach wiederholten Verſuchen immer Aſche für Gold. Von Gläubigern verfolgt ſegelte er nach England und ſuchte den Stein der Weiſen zu Cambridge, war aber nicht ſo glücklich als Pabſt Sixtus der fünfte, da er noch als Cardinal mit gebücktem Haupt die Schlüſſel des heiligen Petrus ſuchte. An dieſem wurde die Schrift erfüllet, am Klettenberg nicht. Er kam mit leeren Händen in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier brach er aus Eiferſucht einem gewiſſen Herrn von Stalburg, der ihm bey ſeiner Dulcinea ins Gehege gieng, den Hals und machte ſich wieder auf und davon. Er wurde aufgefangen, ſaß lange im Gefängniß und — entwiſchte ſeinen Wächtern. Gott weiß wie er einen kaiſerlichen Freyheitsbrief erſchlich und nun zog er in der Welt umher und prellte zu Bremen, Mainz und Prag die Leichtgläubigen mit ſeiner Kunſt. Es iſt und bleibt unbegreiflich, wie die damals regierenden Herrn auf das Goldmacherweſen ſo erpicht waren, daß ihnen die Augen nicht aufgiengen. Klettenberg erſchien unter dem falſchen Namen eines Freyherrn von Wildek am Hofe des Herzogs Wilhelm Ernſt zu Sachſenweimar. Weil aber die Goldmacherey doch ſchon ziemlich verdächtig worden war, ſo machte er ſie ſelbſt lächerlich und gab vor, daß ſeine Künſte von einer ganz andern Beſchaffenheit wären. Er übergab dem Herzog ſchriftlich folgende 7 Vorſtellungen. 1. Wollte er durch eine mit beſonderm Fleiße künſtlich zubereitete Tinktur alles in den Bergerzten verborgne flüchtige Gold und Silber, das ſonſt nicht ausgebracht werden könnte, hervorziehen, in einen Fluß ſchmelzen und eine gold- und ſilberreiche Maſſe daraus verfertigen. 2. Dieſes kräftige Kunſtwaſſer ſollte ſich weder in der Menge noch Be-

ſchaffenheit verändern. 3. Der Fluß ſollte feuerbeſtändig ſeyn und zu jeder Zeit gebraucht werden können. 4. Wenn die Erzte gewöhnlich nur 3 Mark Silber im Centner auswürfen, ſo ſollte ſeine Kunſt deren wenigſtens 6 herauszwingen. 5. Er könne die Arbeit ſo ſehr ins Große treiben, daß ein Fürſt von einer unbeträchtlichen Ausbeute ſeiner Bergwerke einen anſehnlichen Hofſtaat führen könne. 6. Sollten die benöthigſten mit flüchtigem Gold und Silber angefüllten Erzte nicht vorhanden ſeyn, ſo wolle er ſie in Sachſen für baare Bezahlung zuſammentreiben. 7. Könne er für gewiß verſichern, daß ſeine Arbeit mit der berüchtigten Goldmacherkunde in keiner Verbindung ſtehe. — Der Vogel pfiff alſo auf eine andre Manier.

Der Herzog ließ ſich blenden und gab dem Freyherrn 200 Rthl. zum Anfange. Die Arbeit gieng auch nach Wunſch von ſtatten und bey einer 6maligen Probe erhielt er in Gegenwart einiger Bergverſtändigen jedesmal einige Loth reines gediegnes Silber. Nun ſollte in Weimar der Hauptverſuch im Großen angeſtellt werden, wozu er ſich 4 Wochen Zeit und freye Bewirthung ausbat. Er erhielt auch alles, nur die Erlaubniß nicht, ohne Beyſeyn andrer arbeiten zu dürfen. Man paßte ihm dergeſtalt auf den Dienſt, daß man ihn ertappte, als er eben etwas Silber in den Schmelztiegel hinein praktiziren wollte, worauf ihm der Herzog den Laufpaß gab.

Unter ſeinem wahren Namen ſchlug er nun ſeinen Tummelplatz in Dresden auf. Hier wußte er dem König Auguſt II. ſeine Künſte ſo vorzuſpiegeln, daß er ihn zum Kammerherrn und Hauptmann über das Amt Senftenberg ernannte, wodurch er eine jährliche Einnahme von achtzehntauſend Reichsthalern erhielt. Der König ließ nun durch den Grafen von Hoym einen Kontrakt mit ihm ſchließen folgenden Inhalts: 1. Klettenberg verſpricht zum Dienſt des Königs binnen 14 Monaten eine Univerſaltinktur auszuarbeiten, durch deren Gebrauch alle unedle Metalle in das feinſte Gold verwandelt werden. 2. eine andre Tinktur, welche die menſch-

menſchliche Natur bis in das ſpäteſte Alter vor alle Krankheiten bewahren und Silberblech in Gold verwandeln ſoll. 3. will er ſich den furchtbarſten Strafen unterwerfen, wenn er zum Lügner wird. 4. will er dem König alle ſeine von Gott überkommenen Geheimniſſe offenbaren. Dagegen verſpricht ihm der König in ſeinen Landen freyen, ungekränkten Auffenthalt, eximirt ihn von aller geiſtlichen und weltlichen Gerichtsobrigkeit, ernennt ihn zum Kammerherrn und läßt ihm vom Januar 1714 an monatlich 1000 Rthl. und überdies noch 3000 Rthl. zur Errichtung eines Laboratoriums auszahlen. Dieſes wurde denn auch zu Senftenberg errichtet und erſt im October 1714 kam Klettenberg mit der Vorarbeit zu Stande, ſo daß er ſeinen Beutel ziemlich geſpickt hatte.

Die erſten Verſuche giengen alle durch Reſch und Uſufur glücklich von ſtatten; wobey er wie ein Fürſt lebte und wie ein König drauf gehen ließ. Zwey Jahre giengen ſo hin und der König zahlte auf Hoffnung wie ein Mann von Wort. Als aber nun Klettenberg unter Aufſicht im Großen arbeiten ſollte, da haperte es und er mußte in Familienangelegenheiten eine nothwendige Reiſe nach Frankfurth thun. Auch das war der König zufrieden, gab ihm aber den Hofapotheker Werner mit, der ein Aug auf ihn haben ſollte. Die Goldfinke entwiſchte ihm aber, ward zwar endlich wieder eingefangen und nach gemachtem Proceß auf den Königſtein zur ewigen Gefangenſchaft abgeführt. Zweimal ſuchte er auch hier ſein Heil durch die Flucht, weswegen ihm endlich der Kopf abgeſchlagen wurde.

Nach dieſem kleinen Abſtecher, der zur beſſern Ueberſicht der Goldmacherey nöthig war, kehren wir wieder bey Herrn Strumpf ein und ſetzen da die Materie weiter fort.

Aber ſagt mir doch, redete Herr Schnaps den Barbir Chryſelius an, was das für ein entſetzlicher Geſtank in eurem Hauſe war, als ich euch letzthin beſuchen wollte, und ihr mich nicht annehmen konntet, oder wolltet? —

Chry-

Chryſelius. Thut mir ſehr leid. Aber ihr wißt wohl, wo ein Kranker im Hauſe iſt —

Schnaps. Schon recht, Herr Chryſelius. Aber das war doch gar zu unnatürlich und entſetzlich.

Chryſel. Bitte tauſendmal um Vergebung. Meine Milchkur kann auch dazu beygetragen haben.

Schnaps. Das meine ich eben. Aufrichtig geſagt, ich habe euch ſtark im Verdacht, daß ihr auf die Sprünge eines gewiſſen Goldmachers gerathen ſeyd, von dem ich einmal geleſen habe, daß er den Stein der Weiſen in den Excrementen von Semmelmilch ſuchte. Seyd doch wohl nicht auch ein ſolcher Narr? —

Chryſel. (zupft ſich äußerſt verlegen am Rock.) Mein! mein! Herr Schnaps! was ihr doch für eine feine Naſe habt! wie geſagt, es ſoll nicht mehr geſchehen. Gebt mir nur bald wieder die Ehre. Ich bin ja wieder in der Beſſerung. Wie geſagt, ja! — Aber ihr werdet doch auch geſtehen, man findet eine Sache oft da, wo man ſie am allerwenigſten ſucht. Die Natur hat geheime und verborgne Wege. Hättet ihr wohl geglaubt, daß das

Porzellan von Böttchern erfunden

werden würde, als er nichts weniger wie das, ſondern auch, wie andre Alchymiſten, Gold ſuchte? —

Schnaps. Da hat er unſtreitig eine wahre Goldgrube für Sachſen entdeckt und der Morgen dieſes Jahrhunderts prangt mit einer Erfindung, der am Abend deſſelben wohl kaum irgend eine gleichen möchte.

Strumpf. Es wäre denn, daß, ſo wie man jetzt das Geld für Porzellan nicht mehr nach China und Japan ſchicken darf, man es auch etwann für den Zucker im Lande behalten könnte. Das wären zwey herrliche Kronen des achtzehnten Jahrhunderts. — Im Grunde hat denn doch die Alchymiſterey manch Gutes hervorgebracht. Dippel erfand das Berlinerblau und Böttcher gar das Porcellan.

Chryſel. Und wer weiß, was noch mehr theils auf dem naſſen, theils auf dem trocknen Wege gefunden

wer-

werden wird. Es freut mich doch, daß ihr auch der Alchymie Recht wiederfahren laßt.

Strumpf. Wenigſtens der Chymie oder der Scheidekunſt.

Chryſel. Nicht wahr, Herr Gevatter! ihr würdet mirs ſelbſt zu gute halten, wenn ich mich auch hätte in Verſuchung führen laſſen? —

Strumpf. Was will man thun? zu geſchehnen Dingen muß man das Beſte reden. Die Böttcherſche Porzellanerfindung kann einen freylich blenden.

Schnaps. Und wie kam denn der Mann dazu?

Strumpf. Er iſt aus Schlaitz im Vogtlande gebürtig und hatte zu Berlin beym Apotheker Zorn gelernt. Hier wurde er mit einem Alchymiſten bekannt und kam deswegen ſelbſt in den Ruf, daß er Gold machen könne. Er flüchtete ſich, warum eigentlich, das weiß ich nicht 1701 nach Sachſen, wo ihn der König Auguſt gefangen ſetzen ließ. Wahrſcheinlich glaubte man ihm ſein Geheimniß dadurch abzudringen. Böttcher machte im Arreſt auch allerley Verſuche, die aber ſämmtlich fehl ſchlugen. Um rechte dauerhafte Schmelztiegel zu erhalten miſchte er allerley Thon und Erde untereinander und zu ſeinem größten Erſtaunen entſtand daraus einer von Porcellan. So ward plötzlich aus dem Goldmacher ein — Töpfer.

Frau Strumpfin. Ich denke, das Porcellan wäre ſchon alt Ding, was die Alkühmiſten längſt verſtanden hätten.

Strumpf. Die Chineſer haben die Kunſt freylich ſchon ſeit unendlichen Jahren gewußt, aber ſie hüteten ſich wohl, das Geheimniß bekannt zu machen, weil es ihnen jährlich viel hunderttauſend Ducaten ins Land brachte. In Europa konnte mans aber bisher nirgends ausfindig machen und glaubte, daß der dazu erforderliche Thon einzig und allein in China zu haben wäre. Der Herr von Tſchirnhauſen hatte die Kunſt zwar auch entdeckt, ſtarb aber zu früh und nahm das Geheimniß mit ins Grab.

Chry-

Chryſel. Da wird alſo das gelobte Sachſenland nun alle die Ducaten einſtecken, die ſonſt dafür nach China giengen.

Strumpf. Wenns ihm gelingt, daß das Geheimniß nicht weiter bekannt wird, allerdings. Aber die übrigen Länder ſind gewaltig neidiſch und werden wohl nicht ruhn, bis ſie dem Kleinod auf die Spur kommen. Das geht ſo weit, daß die Holländer, Engländer und Franzoſen die Materialien dazu ſchon aus China verſchreiben, wozu die Chineſer herzlich lachen und ihnen ganze Schiffsladungen von Erde über den Hals für ſchweres Geld ſchicken.

Man hat ſchon die Jeſuiten in China zu Kundſchaftern gebraucht, aber ſie bringen nichts heraus. Der Ausfuhr der weißen Erde ward Anfangs bey Geldſtrafe und jetzt ſogar bey Strafe des Strangs verboten.

Schnaps. Da treiben ſies wohl ſchon ins Große? —

Strumpf. Das verſteht ſich. Das erſte Porzellan ward 1706 auf der ſogenannten Jungfer in Dresden verfertigt und war nur von brauner und rother Farbe. Seit 1709 macht man aber mehrentheils nur weißes, weil das beſſer gefällt und angenehmer iſt.

Schnaps. Nicht wahr, Herr Chryſelius! das weiße ſucht ihr auch? Wie wird der König Auguſt jubeln! —

Strumpf. Das kann man ihm nicht verdenken. Er hat das Churfürſtliche Schloß zu Meißen, die Albrechtsburg genannt, der Porzellanfabricke eingeräumt. Wie froh er nun iſt, das könnt ihr aus ſeinem Mandat vom 23ten Januar 1710 hören, worinn es heißt: „Der Höchſte hat uns ſo weit geſegnet, daß aus denen in unſern Landen häufig und überflüßig befindlichen Materialien uns nicht allein eine Art rothen Gefäße, ſo die indianiſchen von ſogenannter terra ſigillata gemachten weit übertreffen, nicht weniger allerhand beſonders colorirte, auch von diverſen Farben künſtlich melirte Geſchirr und Taffeln, welche insgeſammt nebſt ihrer Zärtlichkeit von ſo ungemeiner Härte ſind, daß ſie ſich gleich dem

Jaſpis und Porphir ſchleiffen, ſchneiden und poliren laſſen, auch übrigens alle andre Eigenſchaften beſitzen, welche von dergleichen indianiſchen Gefäßen können und mögen geſagt werden; nicht minder ſie auch bereits ziemliche Probſtücken von dem weißen Porzellan, ſowohl glaſurt, als unglaſurt vorgelegt, welche genugſame Anzeigung geben, daß aus denen in unſern Landen befindlichen Materialien, ſowohl an Durchſichtigkeit, als andern dabey erforderten Eigenſchaften gleich kommendes Gefäße könne und möge fabriziret werden, auch wohl zu vermuthen iſt, daß in Zukunft bey rechter Einrichtung und Veranſtaltung dergleichen weißes Porzellan, wie bereits bey dem rothen erweißlich gemacht worden, das Indianiſche an Schönheit und Tugend, noch mehr aber an allerhand Façons, auch großen und maßiven Stücken, als Statüen, Columnen, Servicen u. d. weit übergehen möchte.“ —

Schnaps. Es iſt gut, daß die deutſche Erfindung, worauf unſer Vaterland mit Recht ſtolz ſeyn kann, beſſer gerathen iſt, als das Deutſch, worinn ſie angekündigt iſt. Denn das iſt ja eine meilenlange Periode. — Ich hätte wohl mit Böttchern das Trinkgeld für den glücklichen Fund theilen mögen.

Strumpf. Auguſt belohnte ihn, wie ers verdiente, königlich; gab ihm Geld voll auf, ernannte ihn zum Oberbergrath und machte ihn dann zum Baron von Böttcher.

Chryſel. Tauſend! das fährt einem in die Naſe!

Schnaps. Nicht wahr? beſſer als wie in eurem Hauſe. Möchte euch aber das doch wohl nicht zum Baron von Chryſelius verhelfen.

Chryſel. O! ſo laßt mich um tauſend Gotteswillen doch endlich einmal zur Ruh, und rührt den — nicht immer wieder auf. Habt ihr denn in eurem Leben nie einen Stolperer gemacht? —

Schnaps. O genung! genung! kleine und große. Aber ungefoppt bleibt ihr nicht, bis ihr geſteht, was ihr eigentlich habt aushecken wollen.

Chryſel. Treibt mich doch nicht aufs äußerſte; ich ärgere mich ohne dem genung, daß ich mit dem Kopf

an die Wand rennen möchte. Ein vermaledeiter, dummer Streich! —

Schnaps. Nicht wahr? ich habs gerochen; ihr Goldmachenwollen oder Porzellan.

Chrysel. Damit ich endlich nur Ruhe kriege; freylich! — Der verdammte Grenadier! —

Strumpf. Wie konntet ihr euch auch ſo etwas auf die Naſe binden laſſen! Was das für einen Spektakel gäbe, wenn die Sache ruchtbar würde! —

Chrysel. Euch will ichs ja gern bekennen. Bringt mich nur nicht mit der Wahrheit ins Geſchrey.

Schnaps. Ja! wenn die Leute den Schnupfen hätten! — Die halbe Straße war ja wie verpeſtet.

Chrysel. Ich armer, geſchlagner Mann! Wie ſoll ich denn nun meine Ehre retten! —

Schnaps. Wenn ihr nur verſprecht, das Zeugs in Zukunft unterwegs zu laſſen, ſo wollen wir ſchon ſehen, wie man der Sache einen Stiel giebt und euch aus der Pantſche zieht.

Chrysel. Ach allerliebſter Herr Schnaps! Hochgeehrteſter Herr Patron! ich verſpreche und gelobe, alle mein Lebtage keine Semmelmilch mehr zu eſſen. Ich habe ſie auch recht zum Ekel.

Strumpf. Und wie befindet ſich denn euer Beutel dabey, daß ich fragen darf?

Chrysel. Gott ſeys geklagt! der hat ein groß Loch bekommen und die Schwindſucht am Halſe. Und mein Weib! die tobt und lärmt, daß ich mich fürchte nach Hauſe zu gehn.

Strumpf. Verdenkt ihrs nicht und werdet durch Schaden klug. Wißt ihr was? ich habe keine Erben und will dereinſt eure Kinder bedenken. Aber nun und nimmermehr macht keinen Geſtank.

Chrysel. Ein Mann ein Wort! Nun und nimmermehr weder Gold noch Geſtank! — Habt innigen Dank! und nun will ich mit leichtem Herzen zu Hauſe ſpringen und ihr es ankündigen, daß ſie nur wieder freundlich ſieht.

Sechſtes Stück.

Zwerge.

O Herr Jemine! ſchrie Chryſelius, ſchlug die Hände zuſammen und warf das Zeitungsblatt auf den Tiſch; o Herr Jemine! das muß ein Jubel geweſen ſeyn! das hätt ich ſehen mögen! — Er lief, wie ein Narr in der Stube herum, und ſchrie in einem weg; nein! über die Paſteten und über die Hochzeit geht nichts in der Welt! Ich gebe alle meine Schröpfköpfe drum und den Pelican oben ein, auch mein Skelet von dem ungebohrnen Kinde, wenn ich dabey geweſen wär. Meiner Seel, Pupup! das mußt du mahlen.

Seyd ihr doch ganz vom Bändel los, was giebts denn? ſagte ich. —

Lies nur, gab Chryſelius zur Antwort, und überreichte mir das Zeitungsblatt.

Petersburg, den 1ten Decemb. 1710.

Als hier das fürſtlich curländiſche Beylager gefeyert wurde, bewirthete der Fürſt Menzicoff das hohe Brautpaar in ſeinem Pallaſt. Unter andern trug man auf den beyden Haupttafeln zwey große Paſteten, als Schaueſſen auf. Es war jede $\frac{5}{4}$ Ellen lang. Nachdem ſie eine Zeitlang geſtanden, wurden Sr. Majeſtät, der Czaar erſucht, dieſelben zu eröffnen. Solches geſchah auch, und ſiehe da! aus jeder kam eine Zwergin in Staatskleidern hervor. Der Kayſer trug hoch und höchſteigenhändig ſelbſt die eine Zwergin von des Fürſt Menczikof Tafel bis zur Brauttafel hin, wo dann die beyden Geſchöpfe eine Menuet auf dem Tiſche tanzten.

O Herr Jemine! die werden ſich beſchlumpert und die Teller abgewiſcht haben! hub Chryſelius abermals an.

Ich fuhr mit aller Andacht zu leſen fort: Sr. czariſchen Majeſtät hatten einen ſolchen Gefallen an dieſem Einfall Mencžikoffs, daß Hochdieſelben reſolvirten, den 24ſten Novemb. 1710 eine ordentliche Zwerghochzeit zu veranſtalten; welches auch folgendermaßen würklich geſchah. Tags vorher fuhren zwey wohlgebildete Zwerge, gut bekleidet, in einem kleinen Wagen mit drey Rädern, wovor ein gutes Pferd, mit bunten Bändern behangen, geſpannt war, herum, die hohen Hochzeitgäſte einzuladen. Nach ruſſiſchem Gebrauch ritten vor dem Wagen zwey Officianten. Am Hochzeittage wurden Braut und Bräutigam Vormittags in der rußiſchen Feſtungskirche getraut. Voraus gieng ein kleiner Zwerg wohlbekleidet, als Marſchall mit ſeinem Marſchallſtabe, woran ein langer Quaſt von bunten Bändern gebunden war. Hinter dem Zwergmarſchall folgten Braut und Bräutigam zierlich geputzt. Hierauf der Czaar, begleitet von einigen einheimiſchen Miniſtern, Kneeſen, Bojaren; Offizieren, und andern mehr; dann die anweſenden Zwerge an der Zahl zwey und ſiebzig; welche theils bey dem Czaar, der verwittibten Czaarin, dem Fürſt und der Fürſtin Menczikoff und andern Herrn mehr ſich aufhielten. Die meiſten aber waren aus ganz Rußland zuſammengetrieben, ja einige von mehr als 200 Meilen weit herbeygeholt. Endlich folgte eine große Menge Zuſchauer. In der Kirche nahmen die Zwerge den mittelſten Platz ein, und als der Prieſter den Zwergbräutgam fragte, ob er ſeine Braut zur Ehe haben wollte? antwortete derſelbe: Dich und keine andre. Die Braut aber,

als

als ſie gefragt wurde, ob ſie ihren Bräutigam zum Mann haben wollte und ob ſie ſich nicht mit jemand anders verſprochen? antwortete: das wäre ja wohl artig. Doch ihr Jawort konnte man kaum vernehmen, worüber die Anweſenden herzlich lachten. Der Czaar hielt ſelbſt den Kranz nach rußiſchem Gebrauch, über ſie. Nach verrichteter Trauung fuhren ſie alle zuſammen nach des Fürſt Mencikoffs Pallaſt zu Waſſer hinunter, und ſetzten ſich zur Tafel. Hierzu war eben der große Saal genommen, worin der Czaar am Beylager des Herzogs von Curland die hohen Gäſte bewirthen ließ. Braut und Bräutigam, nebſt der ganzen Zwerggeſellſchaft, welche alle zierlich und reich auf deutſch gekleidet waren, wurden an verſchiedne kleine Tafeln mitten im Zimmer, geſetzt.

Ueber den Tafeln des Bräutigams und der Braut, weil jede abſonderlich an einem Tiſche ſaßen, waren zwey kleine Himmel von Seide, und wo die Braut ſaß, drey kleine Lorbeerkronen, als eine über die Braut, die andre gegenüber die Brautjungfern, und über dem Bräutigam ein geflochtner Lorbeerkranz. Zur Bewirthung ſah man, wie am Beylager des Herzogs von Curland einen Marſchall mit acht Untermarſchällen, alle Zwerge (welche auch zum Zeichen ihrer Wirthſchaft eine Cocarde von Spitzen und bunten Bändern an ihrem rechten Arm trugen) ſehr geſchäftig herum gehn und bewirtheten ſie ihre Gäſte dergeſtalt wohl, waren auch ſo luſtig und machten ſo viel Lärm, als wenn das Zimmer ihnen allein gehörte. Der kleine Vorſchneider, ſo zwiſchen den beyden Brautjungfern ſaß, wurde auch von dieſen mit einer Cocarde beehrt; welcher denn zur Erkenntlichkeit und Dankſagung einer jeden einen Kuß gab. An den vier Seiten des Zimmers ſahe man, ſo zu ſagen, nur eine

einzige ſchmale Tafel, woran der Kayſer nebſt dem Herzoge von Curland, den aus- und einländiſchen Miniſtern, Generals, der Herzogin von Curland, ihren Prinzeßinnen Schweſtern und den vornehmſten rußiſchen Damen, und endlich den übrigen Kneeſen, Bojaren und andern rußiſchen und deutſchen Offiziers ſaßen, welche ſich dergeſtalt geſtellt hatten, daß ſie rings herum nur mit dem Rücken an der Wand ſaßen, damit ſie alle das Geſicht frey haben und das Getümmel und Weſen der Zwerge deſto beſſer beobachten könnten. Die Geſundheit zu trinken fieng der kleine Marſchall an, welcher mit ſeinem Stabe und den acht Untermarſchällen vor des Kayſers Tafel traten, ſich bis auf die Erde neigten, und ſodann, wie die großen Leute, ihre Gläſer rein austranken; wobey die vor dem Zimmer ſich befindenden Muſicanten ſich tapfer hören ließen.

Hinter dem Hauſe ſtanden auch einige kleine Kanonen, als Zwerge von Geſchütz, es wurden aber ſelbige nicht abgefeuert, weil des Fürſt Menczikoff junger Prinz todt krank lag und auch noch deſſelben Tages ſtarb. Nach aufgehobner Tafel tanzten die Zwerge allein, jedoch in der Ordnung nach rußiſchem Gebrauch und währte ſolches bis 11 Uhr in die Nacht, da ſie ſich auf ihre Art recht luſtig machten. Was nun für wunderliche Capriolen, Grimaſſen und Poſituren, ſowohl beym Tiſche, als auch beym Tanzen zu ſehen geweſen, ſolches kann man ſich leicht einbilden, wie ſie denn allen hohen und vornehmen Hochzeitgäſten, inſonderheit dem Kayſer viele Kurzweil machten und ſie zum Lachen bewogen; indem unter dieſen 72 Zwergen ſo vielerley Arten und wunderliche Poſituren waren, daß man ſie ohne Lachen nicht wohl anſehen konnte. Einige hatten einen großen Buckel und kleine Beine,

andre einen dicken Bauch, andre krumme Beine, wie die Dachshündchen, andre einen großen dicken Kopf, theils ein ſchiefes Maul und große Ohren, theils kleine Augen und dicke Pausbacken und viele lächerliche Geſtalten mehr. Des Abends wurden Braut und Bräutigam in des Kayſers Pallaſt, allwo ihr Bette in deſſen Schlafzimmer zubereitet war; die andern Zwerge aber jeder an ſeinen Ort gebracht. Alſo wurde dieſe Hochzeit als ein ſeltnes Beyſpiel, da 72 Zwerge zuſammen geweſen, zu großem Vergnügen der Hochzeitgäſte und der Zuſchauer geendigt. Dieſe Luſtbarkeit ward dem Herzog von Curland und ſeiner Gemahlin, der Prinzeßin Anna zu Gefallen angeſtellt.

So weit die Relation. Daß ſie Waſſer auf meiner Mühle und das Haupt- und Staatsgemälde für meinen Kaſten und Schattenſpiel war, wird man mir wohl ohne Schwur glauben. Die Einbildungskraft hatte hier vollen Lauf; ich ließ ihr alſo den Zügel ſchießen und brachte 72 Zwergfiguren zur Welt, die zum Wälzen waren. Weil nun aber die Kleidung in der Relation vergeſſen war, ſo ſorgte ich ſelbſt für hochzeitliche Kleider von allen möglichen Schnitten und Farben. Haarbeutel, dicke Zöpfe, Peruquen und Friſuren theilte ich nach Belieben aus. Der eine ſchleppte ſein falſches Haupthaar in gekräuſelten Wolken auf der Erde hinter ſich; dem andern hatte ich ſein eignes ſo hoch auffriſirt, daß die Mitzwerge ohne Leiter nicht hiankonnten. Beſonders hatte ich dies gegen die Braut gethan, um ihren Kranz in Sicherheit zu ſetzen. Der eine trug gelbe Strümpfe, rothe Hoſen, blaue Weſte und grünen Rock, einen ungeheuren Hut und großen Federbuſch. Bey dem andern war wieder alles in umgekehrter Ordnung. Es war das Meiſterſtück im Schattenſpiel, wurde gewöhnlich zum Be-

ſchluß

ſchluß gegeben und fand bey dem großen Hauffen unbeſchreiblichen Beyfall. Denn mein Herr war ein ausſtudirter Pfifficus, der mir täglich den Grundſatz einprägte: Pupup: du mußt reden, ſchreiben und mahlen, nicht wie dirs und andern Leuten gefällt, ſondern wies dem großen Hauffen behagt; dafür bezahlt er ſeinen Groſchen. Ich nahm auch gern und willig Lehre an, und ob wir wohl mitunter viele Hundsloden einerndteten, ſo ließen wir uns das in unſerm Plan nicht irren, denn wir befanden uns trefflich wohl dabey.

Wie hätte auch ſo ein komiſches Stück nicht gefallen ſollen! Auch in Rußland hatte es in natura ſolchen Beyfall gefunden, daß es 1713 von der Schweſter des Czaars, Natalia, wiederholt wurde. Sie verheirathete in gedachtem Jahr zwey ihrer Zwerge und trieb dazu 93 Männlein und Weiblein als Hochzeitgäſte aus dem ganzen Reich zuſammen.

Da dieſe Luſtbarkeit ſo viel anziehendes hatte, ſo wurde im Jahr 1715 bey dem Abſterben eines Zwerges auch ein Leichenbegängniß in dieſer Manier angeſtellt. Vier rußiſche Prieſter giengen in ihrem prächtigen Kirchenornat voran. Hierauf kam ein Chor von 30 Sängern, denen 2 Marſchälle folgten und vor der Leiche hergiengen. Der Sarg war mit ſchwarzem Sammt bedeckt und auf einen Wurſtſchlitten von ſechs ſehr kleinen Rappen gezogen. Hinten auf dem Schlitten ſaß ein Zwerg von 50 Jahren, ein Bruder des Verſtorbnen, der den Sarg mit ſeinen Armen umgefaßt hielt. Gleich hinter der Leiche traten 12 Paar Zwerge her, die ſich Paarweiſe an der Hand hielten und in ſchwarzen Röcken, langen nachſchleppenden Mänteln und Flören giengen. Noch artiger war die Prozeßion der Zwerginnen anzuſehn. Sie giengen

hinter den Zwergen in gleicher Ordnung her und waren nach ihrer Größe, wie die Orgelpfeiffen geſtellt. Endlich ſchloß der Kayſer nebſt allen Generalen, Miniſtern und Bedienten den ganzen Aufzug.

Iſt doch immer eine Rarität, hub der Chryſeltus wieder an, ſo eine Zwergfigur. Und man ſieht daraus, wie ſich alles in der Welt geändert hat.

Strumpf. Wie ſo und worin denn geändert? —

Chryſel. Ey! wie man in den alten griechiſchen Schriftſtellern lieſt, ſo gabs ja ehedem ganze Nationen und Völkerſchaften von Zwergen, und heut zu Tage ſind ſie ſo dünn geſät, daß kaum ein großer Herr zur Vermehrung ſeiner Hofſtaat einen auftreiben kann. Aber weiland! vor Olims Zeiten! als die Pygmäen, welche nur drey Spannen hoch waren, noch lebten und ihre Regimenter Cavallerie von Widdern und Ziegen hatten und mit den Kranichen Krieg führten, das hätt ich erſt ſehen mögen. Da fand man noch ganze Städte, deren Häuſer von Leim, Federn und Eierſchaalen gebaut waren, von Zwergen bewohnt. Das hätte ſich der Mühe verlohnt, dahin zu reiſen.

Schnaps. Aber wie kann ſich ein geſcheuter Mann ſolch Ding aufheften laſſen. Ich weiß wohl, mit welchem Kalbe ihr pflügt; ihr werdet euch auf den Plinius berufen, aber da hat man ihm was weiß gemacht.

Chryſel. Ich weiß wohl, daß es mit eurem Glauben nicht weit her iſt. Da werdet ihr das wohl auch nicht glauben, was der Plinius weiter noch erzählt, daß nehmlich die Zwerge ehedem weit zwergigter waren, als heute. Exempli gloria: Meneſtratus ritt auf einer Ameiſe, die ihn abwarf und mit einem Fuß zertrat: Hermon konnte durch ein Nadelöhr ſpringen; Demas auf einem Spinngewebe tanzen und Marculus hat mit ſeinem Kopfe ſogar durch ein Sonnen-

ſtäub-

ſtäublein ein Loch gebohrt. Na! glaubt ihr das alles auch nicht? und wäre es nicht jammerſchade, wenn das nicht wahr ſeyn ſollte? —

Pupup. Ja Herr Chryſelius! da habt ihr Recht. Schade, daß ich mich ganz an das 18te Jahrhundert halten muß, ſonſt wäre das was für mich.

Daß ſich mit den Zwergen beſonders in dieſem Jahrhundert ſehr vieles geändert hat, kann ich mir in meinen alten Tagen freylich nicht verhehlen. Ehedem hätte ein Fürſt geglaubt nicht leben zu können, und hätte ſich wohl kaum für einen regierenden Herrn gehalten, wenn er nicht einen Hoffnarrn und einen Zwerg um ſich gehabt hätte. Wo biſt du Sonne geblieben? — Luſtiger gieng es alſo da wohl zu, aber jetzt haben die großen Herrn zu viel mit ernſthaften Dingen zu thun und regieren mehr ſelbſt, wofür man Gott zu danken Urſach hat.

Und noch mehr muß man der Vorſehung danken, daß heut nicht mehr ſo viel Zwerge gemacht werden, wie ehedem. Ich meine auf die Art, wie man kleine, nicht junge Hunde macht und wie ich ehedem zum Seiltänzer gemacht wurde. Es iſt traurig, daß das häufig geſchehen iſt. Wozu greift der Menſch nicht, um Geld zu verdienen? So gut, wie es heut noch Eltern giebt, die unbarmherzig genug ſind, ihre Kinder caſtriren zu laſſen, damit ſie als Sänger viel Geld verdienen; ſo würde es deren auch noch immer genug geben, die ſie mit Vorſatz verkrüppeln würden durch gewaltſame Hinderung ihres Wachsthums; aber wie geſagt, die Waare wird heut zu Tag nicht mehr geſucht. Um Mitleid zu erregen und den Beutel andrer Leute beſſer zu fegen, ſollen die abgefeimten Bettler ehedem auch dieſe Kunſt getrieben und ihre Kinder verzwergt haben. In London iſt es heut noch Mode, daß die

Bet-

Bettelweiber ſich für ein gewiſſes Geld auf den Tag kleine und wo möglich elende Kinder borgen und dann ihrem Handwerk nachgehen. So hörte daſelbſt ein reiſender Deutſcher folgendes erbauliche Geſpräch zwiſchen zwey ſolchen Damen an: „Katherine! wieviel bezahlſt du täglich für den fremden Balg, der dir das Brod erwimmern muß?

Katherine. Zwey Schillinge muß ich ſeiner Mutter geben.

Sabine. Zwey Schillinge für ein ſo wohlgeſtaltes und kerngeſundes Kind? biſt du toll? — dafür kann ich ja den allerſchönſten und elendeſten Krüppel bekommen.“

Unter die berühmteſten Zwerge des 18ten Jahrhunderts gehört unſtreitig Nicolauus Ferry; der zu Plaisnes im Fürſtenthum Salins den 11ten November 1749 gebohren wurde und von zwey geſunden wohlgeſtalten Bauersleuten herſtammte. Er war bey der Geburt nur 8 oder 9 Zoll lang und wog nicht mehr als 12 Unzen. Muß ein poßirlicher Anblick geweſen ſeyn, als man ihn, weil er ſo ſchwächlich war, auf einer mit Hanf belegten Schüßel in die Kirche zur Tauffe trug! das ſchlimſte war, daß ihn ſeine Mutter nicht tränken konnte, und zwar aus einer Urſache, die wohl nicht leicht vorkommen wird. Das winzige Ding hatte nehmlich einen ſo kleinen Mund, daß es die Warze der Mutterbruſt nicht faſſen konnte. Nun war guter Rath theuer; oder Noth bricht Eiſen. Man ſuchte für ihn eine Amme und nahm dazu eine — Ziege. Er und die Ziege richteten ſich glücklicherweiſe auch bald mit einander ein und verſtanden ſich auf ein Haar. Wenn er wimmerte, ſo kam die vierbeinigte Amme mit einem Satz herbeygeſprungen und das Duodezkind ſtillte ſeinen Durſt. In einer Wiege fürchtete man ihn zu verlieren und gab ihm an deren ſtatt einen —

hölzernen Schuh. Auf das Schaukeln muſte er nun Verzicht thun. Man behauptet, daß die Kinder dumm und dröhnicht davon werden ſollen, welches der Kleine zwar auch ohne Schaukeln und Wiegen ſein Lebelang blieb. Mit ſechs Monaten bekam er die Blattern, wobey ſeine Amme, die Ziege, das Beſte that, daß er ſie glücklich überſtand. Das zu unterſuchen, wieviel die Ziegenamme eigentlich genau dazu beygetragen hat, wäre eine Lection für die Aerzte; denn man muß keine Erſcheinung in der Natur verlohren gehen laſſen und wie Herr Chryſelius ganz richtig ſagt, man findet oft etwas, wo mans am wenigſten ſucht. Alſo die Ziegenmilch gedeyhte ihm, daß ihm der Satan, der böſe Kinderfeind, ich meine die Pockennoth, welche der Doctor Junker zu Halle mit Beyſtand ſeiner Amtsbrüder auszutreiben hofft (wozu Gott dem braven Manne ſeinen Segen verleyhe!) nichts anhaben konnte. Mit 18 Monaten lies er hören, daß er ein Menſch ſey und fieng an zu lallen. Bisher hätte mans den guten Leuten immer nicht verargen können, wenn ſie das Knäblein für einen Kobold oder Wechſelbalg gehalten hätten. Es ſoll ſich nehmlich ehedem, wie die alten Weiber ſagen, gar häufig zugetragen haben, daß gewiſſe Erdgeiſter oder Graumännlein, welche ein berühmter Wunderdoctor in Schleſien oft ſchaarenweiſe wie die Ameiſen um ſich her lauffen ſieht, ſo daß er ſich hüten muß, einen zu zertreten; daß ſolche Erdgeiſter die Kinder aus der Wiege ſtehlen und ſtatt des wahren, leibhaftigen Kindes, ſo einen kleinen Grasteufel hineinlegten, welches beſonders in der Sechswochenzeit geſchehen ſoll, wo man deshalb die Wiege nie allein laſſen muß. Nun wußte die Zwergmutter freilich wohl, daß ihr der Poßen nicht in der Wiege geſpielet ſey, aber wer konnte wiſſen, ob die vertrackten Graumännlein das wahrhaftige Kind nicht ſchon aus Mut-

terleibe wegſtipizt und dieſen kleinen Wechſelbalg unbemerkt im Schlafe hereinpracktizirt hätten? Man weiß ja, was die Mütter von Jungferkindern oft ausſagen, daß ſie gar nicht wiſſen und begreifen, wie ſie zu der Beſcheerung gekommen wären. Genug alle dieſe und dergleichen Scrupel legten ſich bey der Zwergmutter, da ſie aus dem Lallen des Söhnleins ſchloß, daß es würklich ein Menſchenkind ſey. Nachdem er eine Zeitlang mit allen vieren ſich von der Stelle gerudert hatte, ſo ſtand er mit 2 Jahren nun auch ſchon auf den Beinen und konnte ohne Hülfe gehen. Seine erſten Schuhe waren nur 18 Lienien lang. Als er ſechs Jahr alt war, maß und woz man ihn und ſiehe da! er hielt 15 Zoll und wog 13 Pfund. Uebrigens war er ein nettes Kerlchen und alle Theile ſeines Leibes hatten ein richtiges Ebenmaaß, daß alles zu einander paßte; auch befand er ſich geſund und wohl. Nun fiel er dem Schulmeiſter in die Hände, aber du lieber Himmel! da war Hopfen und Malz verlohren und durchaus nichts in ihn zu bringen. In Puncto des Verſtandes hielt ers mit ſeiner Amme der Ziege und quälte ſich nicht mit unnützen Grillen. Er aß und trank, hüpfte und ſprang und damit gut. Der König von Pohlen, Stanislaus, hatte von dem Wunderkinde gehört, lies ſichs bringen, beſahs und behielt die Rarität. Der König gab ihm den Namen Bebe. Nun hatte Bebe Herrentage, blieb aber dabey bis ins 16te Jahr friſch und geſund. Es wurden ihm Lehrmeiſter gegeben, die alles mögliche thun muſten, um Beben Verſtand beyzubringen, aber er ſchien durchaus kein Gehirn zu haben. Mit einem gut abgerichteten Hündlein nahm ers allenfals wohl auf, aber weiter brachte ers auch nicht. Die Muſik ſchien ihm zu behagen, weil er den Tackt dazu jezuweilen ganz richtig ſchlug. Auch mit dem Tanzenlernen mach

te ſichs; er mußte aber dabey die Augen immer auf dem Tanzmeiſter haben, der ihn durch Zeichen lenkte, wie er treten und ſich drehen ſollte. Zorn, Neid, Eiferſucht und heftige Begierde lies er auch von ſich blicken. Wenn er böſe wurde, ſo war ſeine Rede abgebrochen und unordentlich. Die Prinzeßin Talmond gab ſich unendliche Mühe ihm etwas einzutrichtern, aber ſein Verſtand blieb ein Zwerg wie ſein Körper und maß und wog niche mehr, wie ſeine Figur. Die ganze Frucht, welche die Prinzeßin von ihrer Mühe hatte, war, daß er ſich in ſie verſchamerirte und ſo eiferſichtig wurde, daß ſie in ſeiner Gegenwart kaum jemanden freundlich anſehen durfte. Einſt ſtreichelte ſie ihren kleinen Schooßhund. Da hätte einer das Bebelein ſehen ſollen! Er kam wütend herbeygeſprungen, riß ihr das Hündlein aus den Händen und warf es zum Fenſter hinab. Bebe! was machſt du? rief ſie ihm zu. Warum lieben ſie ihn mehr als mich, war ſeine Antwort. Mit der Wetterkröte war alſo nicht zu ſpaßen.

Er gieng auch manchmal ſpatziren und hatte ſich, als ſich einſt der König auf dem Lande aufhielt, auf einer Wieſe verirrt. Das Graß war höher, als er ſelbſt und ſchlug ihm über den Kopf zuſammen. Der arme Narr glaubte in einem dicken Walde zu ſeyn und fieng an erbärmlich zu ſchreyen. Man lief herbey und trug ihn heraus. Bey Tiſche ſpatzirte er gewöhnlich auf der Tafel des Königs zwiſchen den Speiſen umher und hatte ſeinen Sitz auf den Armen des königlichen Lehnſtuhls.

Im funfzehnten oder ſechszehnten Jahre war Bebe 22 Zoll hoch und bis zu dieſer Zeit war im Wachsthum der unterſchiednen Theile ſeines Leibes keine Unordnung vorgegangen; Sinne und Glieder hatten ihre vollkommne Thätigkeit und ſeine kleine Figur blieb

immer ſehr gut und angenehm. Allein nun ſchien die Mannbarkeit ſich zu entwickeln, und brachte an den Zeigungsgliedern auf einmal eine ſo große Wirkung hervor, daß dieſe Regungen der Natur ihm äußerſt nachtheilig wurden. Seine Säfte waren zeither durch die ganze Maſchiene gleichförmig vertheilt worden, aber nun trieben ſie an einem Orte mehr als an dem andern, ſeinem Blute wurden die nahrhaften Theile entzogen und ſeine Nerven geſchwächt. Man hatte ihn ſtark im Verdacht, daß er im Geheim gewiſſe Sünden triebe, die man von einem Zwerge nicht vermuthen ſollte und wobey man ihn hätte auf die Finger klopfen oder mit Neſſeln peitſchen ſollen, wie man den Hünern den Brüt vertreibt. Bebe trieb es ſo ſtark, daß er nun ſichtbar zu alten anfieng. Das Naſenbein wurde beſonders groß gegen andre Beine des Geſichts; der Rückgrad bog ſich an fünf Orten und die Ribben wurden auf der einen Seite größer als auf der andern; der Kopf hieng vorwärts, die Füſſe wurden ſchwach und das eine Schulterblatt ſenkte ſich. Er war nun gar nicht mehr der ſchöne, poßirliche Bebe.

Der Zwerg verlohr nun alle Munterkeit und wurde kränklich, doch wuchs er in den vier folgenden Jahren faſt noch vier Zoll größer. Der Graf Treßan, welcher den Gang der Natur bey Beben ſorgfältig beobachtet hatte, ſah voraus, daß er noch vor dem dreyßigſten Jahre und doch als ein alter abgelebter Greiß ſterben würde. Er gerieth wirklich von ſeinem ein und zwanzigſten Jahre an in eine Art von Hinfälligkeit und diejenigen, welche Sorge für ihn trugen, bemerkten an ihm Züge einer Kindheit, welche mit der Kindheit ſeiner erſten Jahre keine Aehnlichkeit hatten, ſondern vielmehr dem Zuſtand eines hohen Alters ähnlich war. In ſeinen letzten Lebensjahren fiel es ihm ſchwer ſich aufrecht zu erhalten. Er ſchien von der Laſt der Jah-

re gedrückt zu werden und konnte die äußere Luft nicht vertragen, außer bey warmen Wetter. Man führte ihn an die Sonne, die ihm neue Kräfte zu geben ſchien, doch konnte er kaum hundert Schritte nach einander gehn. Der kleine alte Vater! Im May 1764 war er etwas unpäßlich. Eine Unverdaulichkeit, worauf ein Huſten mit einem geringen Fieber folgte, verſetzte ihn in eine Art von Schlafſucht, wovon er zuweilen einige Augenblicke erwachte, aber ohne reden zu können. Der ganze obere Theil der Luftröhre ſchien gelähmt zu ſeyn. In den vier letzten Tagen ſeines Lebens bekam er ein deutlicheres Bewuſtſeyn wieder; die ſchönſten und zuſammenhängenden Gedanken, welche er äußerte, ſetzten alle, welche um ihn waren, in Erſtaunen. Aber wie ein Licht, welches, eh es verlöſchen will, noch einmal hell auflodert, wie es bey Sterbenden öfters zu geſchehen pflegt, verloſch auch Bebe und gieng 1764 den 9ten Junius in einem Alter von beynah 23 Jahren den Weg alles Fleiſches. Wir haben ſchon ſo manchen großen Mann unſers Jahrhunderts beleuchtet, es iſt billig, daß wir auch den Kleinſten nicht in Vergeſſenheit ſtellen. Er maß als Leiche 33 Zoll. Der Graf Treßan erhielt vom Könige die Erlaubniß den kleinen Bebe zergliedern zu laſſen. Das Skelet wurde durch Peret den erſten Wundarzt des Königs ſorgfältig zergliedert, um in der öffentlichen Bibliothek zu Nancy aufgeſtellt zu werden. Auf den erſten Anblick ſcheint es ein Gerippe von einem drey- oder vierjährigen Kinde zu ſeyn; bey näherer Betrachtung aber zeigt es ſich, daß es von einem ausgewachſnen Menſchen iſt. Der König Stanislaus lies dem Zwerglein ein Monument ſetzen; da aber die lateiniſche Inſchrift ein böhmiſches Dorf ſeyn würde, ſo kümmern wir uns nicht darum.

Auch Friedrich der erſte König von Preuſ-
ſen hatte in dieſem Jahrhundert noch Zwerge in ſeiner
Hofſtaat. Da aber ſein Sohn Friedrich Will-
helm die großen Soldaten lieber hatte und beſſer
brauchen konnte, ſo ſchaffte er die unnützen Brodeſſer
ab. Einſt meldete ſich bey letztgedachter Majeſtät ein
Zwerg, der noch bey ſeinem hochſeligen Vater in Dien-
ſten geſtanden hatte und bat um Vermehrung ſeines
Gnadengehalts. Der König lies ihn eintreten, leg-
te ihm freundlich die Hand auf den Kopf und ſagte:
ich weiß, daß du ehrlich biſt; doch ſage frey heraus,
ob du nicht auch manchmal Wachslichte geſtohlen haſt,
als du noch bey meinem ſeligen Vater in Dienſten
warſt? Nein! antwortete der Zwerg, das hab ich nicht
gethan, ſondern ich begnügte mich mit dem meinigen,
welches ohnedies reichlich genug war; aber mein Cam-
rad that es wohl. Der König ſagte: nun du biſt ein
ehrlicher Kerl, ſage: was iſt dein Verlangen? — Eine
kleine Zulage, Ihro Majeſtät, antwortete der Zwerg.
Und ſie ward ihm gnädigſt bewilligt. Man ſagt, daß
die Bedienten am Hofe Friedrichs I. täglich mehr als
18 bis 20 Thl. an Wachslichtern untergeſchlagen ha-
ben; worin beſonders ein Zwerg aus Curland, der
bey dem Könige in großen Gnaden ſtand und den er in
Gold- und Silberſtoff kleiden lies, ſehr ſtark geweſen
und ſo klein, wie er war, ſehr lange Finger gehabt
haben ſoll. Folglich muß damals am Hofe jährlich
mehr als 6000 Thaler an Wachslichtern geſtohlen
worden ſeyn. O! über die Gaudiebe! —

Und nun noch ein Zwerglein zu guter Letzt, damit
der ganze Bogen bezwergt wird. Die Gräfin d' Au-
näy ſah am ſpaniſchen Hofe einen Zwerg Namens
Louiſillo, von dem ſie folgende Beſchreibnng macht:
Ich habe faſt niemals etwas ſo artiges geſehen, als
den Zwerg, der den Namen Louiſillo, das heißt, Lud-

wiglein, führt. Er iſt aus Flandern gebürtig und dem Könige verehrt worden. Ueber ſeine ſo gar kleine Statur und überaus anmuthige Bildung muß ſich jedermann verwundern. Er hat einen wohlgeſtalten Kopf, ein ſchönes Geſicht, und dabey einen ſolchen Verſtand, der recht ungemein iſt, wie er denn in vielen Wiſſenſchaften kein Zwerg, ſondern ein Rieſe iſt. Wenn er ſpatzieren geht, ſo begleitet ihn allzeit ein Stallknecht, welcher auf einem Pferde ſitzt, und ein über die Maaßen kleines Zwergpferdchen vor ſich trägt, welches wohl gewachſen iſt. Dieſes wird dem Ludwiglein ſo lange nachgetragen, bis er Luſt hat, ſich aufzuſetzen; denn das Pferdchen würde ſonſt, wenn es immer lauffen ſollte, allzumüde werden. Es iſt eine Luſt anzuſehen, wie das Pferdlein ſeine Schule verſteht, und wie geſchickt es Ludwiglein zu tummeln weiß. Ich kann verſichern, daß Pferd und Reiter zuſammen nicht über anderthalb Ellen hoch ſind.

Ob die Frau Gräfin wahr geredet haben mag, weiß ich nicht und ſteh auch nicht dafür. Aber Schade wärs, wenn es nicht wahr ſeyn ſollte. Mit dem 18ten Jahrhundert hat nun die Herrlichkeit der Zwerge ein Ende, und wenn man ihrer nur viel auftreiben könnte, ſo würden wohl künftig die Rieſen nützlicher an die Tagsordnung kommen. Nur in der Türkey ſollen die Männlein noch den Himmel auf Erden in den Palläſten der Großen haben. Auch in dem Baierſchen Hoffkalender von 1785 ſtehen noch drey Hoffzwerge aufgeführt; und im Jahr 1787 zog ſo ein kleines Weſen von 30 Jahren, 2 Fuß und einige Zoll hoch in Deutſchland herum und lies ſich vor Geld ſehen. Und hiemit machen die Zwerge des 18ten Jahrhunderts ſammt und ſonders ihren Bückling und treten ab, um andern Leuten Platz zu machen.

Schattenſpiel an der Wand.

Siebentes Stück.

Kluge Kinder.

Indem ich mir vornahme, die klugen Kinder dieſes Jahrhunderts abzuconterfeyen, gerathe ich in Verſuchung, ob ich mir nicht darunter auch einen und wohl gar den erſten Rang anweiſen ſoll, denn amor incipit ab Ego, ſagt Herr Chryſelius. Gewiß werden meine Leſer erſtaunt ſeyn, was ich in dem Lebenslauf des achtzehnten Jahrhunderts, (der nächſtens wieder an die Stelle des Schattenſpiels treten wird) was ich da für enorme Beweiſe meiner kindiſchen Weisheit von mir gegeben habe. Was ich nicht als Gelbſchnabel ſchon wuſte und wie altklug ich da redete! Indeſſen wie es mit den klugen Kindern geht, ſie werden im Alter herzlich dumm, ſagt man. Und Gott ſeys geklagt! es kömmt mir beynah von mir ſelbſt ſo vor. Mir wurde das in meiner Jugend ſchon prophezeit, denn mein Vetter ſagte, da man mich ihm als ein junges Meerwunder von Gelehrſamkeit vorſtellte: es iſt nur Schade! daß die klugen Kinder im Alter dumm zu werden pflegen; worauf ich ihn aber mit der Antwort ausgezahlt haben ſoll: da müſſen ſie in ihrer Jugend wohl auch ſehr klug geweſen ſeyn. Meine kluge Brüder, von denen ich jetzt erzählen will, verdummten aber nicht ſo wie ich, denn ſie ſtarben gar jung.

Candiac von Montkalm

gebohren bey Niemes in Frankreich, im Jahr 1719 mag den Reihen anfangen. Mit funfzehn Mo-

naten kannte er die Buchſtaben ſchon. Lůg du und der Henker! wird mancher ſagen, da kann ein Kind ja noch nicht reden. Aber ich ſag ja auch nicht, daß Candiac reden konnte, ſondern daß er die Buchſtaben kannte. Nennen konnte er ſie freilich nicht. Nun und wie wußte mans denn, daß er ſie kannte? — Man hatte die Buchſtaben auf Karten ausgeſchnitten und wenn man ihn denn fragte: Candiac! welches iſt das B, das X, das Z und ſo weiter, ſo ſuchte er immer den richtigen Buchſtaben vor. Mit drey Jahren laß, ſchrieb und verſtand er franzöſich, griechiſch und lateiniſch. Was das für ein Sprachmeiſter håtte werden können! den håtte der Wirrwarr beym babiloniſchen Thurmbau gewiß nicht confuſe gemacht! Wenn uns etwas glückt und der Menſch dann einmal im Zuge iſt, ſo pflegt er das Ende nicht finden zu können, wie es den Predigern gewöhnlich geht. Dem jungen Candiac auch. Er hatte ſich in das Lernen ſo verbiſſen, daß man ihm die Bůcher aus den Zåhnen rücken muſte. Außer den alten verroſteten Sprachen lernte das fleißige Kind auch noch die Arithmetik, die Geographie, die Hiſtorie, die Geometrie, und die Antiquitåten. Was das alles fůr Wiſchwaſch ſeyn mag, weiß ich zwar ſo wenig, als meine großgůnſtigen Leſer; aber man hört es doch den Kauderwelſchen Namen ſchon an, daß das gar was unſinniges von Gelehrſamkeit geweſen ſeyn muß. Wie geſagt, in meinen grünen Jahren hatte ich auch etwas Vernimms davon, iſt aber alles wieder ausgeſchwitzt.

Was jetzt kömmt, das iſt, wie ſchon manches im vorigen Stück, wörtlich aus einem andern Buche, nach Art und Weiſe der gründlichen Gelehrten geburt, wie es denn auch gar nicht ſo klingt, als wie mir der Schnabel gewachſen iſt. Aber es iſt, Gott verzeyh

mir

mir die Sünde! nicht meine Schuld; denn in der Nähe meines Buchdruckers wohnt ein Mann, übrigens eine kreuzbrave Haut, der mir aber alle Augenblick bald aufs Maul, bald auf die Finger klopft, daß ich mir hernach, wenn mir das Feuer auf die Nägel brennt und mich die Kunden um das wöchentliche Blatt mahnen, helfen muß, ſo gut ich kann. Zwar der Ehrenmann kann auch nicht dafür, denn, wie es in dieſer beſten Welt zu gehen pflegt, ſagt Candide, ein Keil treibt immer den andern! Aber da red' und ſchreib mir mal einer! Man muß ſich halt! tröſten und denken: das haſt du mit deinen Sünden verdient. Sonſt iſt Buxen zwar meine Sache nicht, ob ich zwar weiß, daß die Geſchichtſchreiber Diebe von Profeßion ſind, für heute wird mich aber, wie ich voraus ſeh, die Noth wohl dazu zwingen. Doch will ichs gnädig machen und wo möglich von meiner Brühe was drüber gießen.

Geſchwind wie die Katze nehme ich alſo aus meinem Autor die Worte heraus, der ſie, unter uns geſagt, auch wieder geſtohlen hat, ſo daß ſich alſo immer eine Krähe mit der andern Federn ſchmückt, die Worte: Wenn andere Kinder ſagt der Abt Monnoie, kaum das Blut Jeſu Chriſti herſtottern, hatte der Sohn des Marquis von Montkalm, ſchon einen Hauffen Geſchichtſchreiber, Redner, Briefſteller, Philoſophen und Gramatiker geleſen und ſelbſt ausgezogen und ſein von Tag zu Tage wachſender Ruf erſtreckte ſich weit über die väterlichen Beſitzungen. Monpellier, Nimes, Uſez, Lion, Grenoble, ſelbſt Paris, der Mittelpunkt der Wiſſenſchaften und der Gelehrſamkeit, zollten ſo vielen in einem noch ſo jungen Kopfe vereinigten Kenntniſſen den gerechten Tribut der Bewunderung. Die öffentlichen Blätter waren mit

ſchmeichelhaften Aufſätzen über dieſes litterariſche Phänomen erfüllt und man erzählte ſich in dieſer Hinſicht eine Menge beſonderer, intereßanter Züge.

Da macht das Kalb, mit dem ich pflüge, Punctum. Eben die beſondern und intereßanten Züge hätte ich am liebſten gewußt, um ſie meinen Leſern aufzutiſchen; aber nun fängt er an zu mähren, was gar nichts taugt, und wenn ich nun einmal ſtehle, ſo nehme ich entweder was der Rede werth iſt, oder laß es bleiben. Aber halt! etwas erwiſch ich doch noch. Viel iſt zwar auch nicht dran; indeſſen in der Noth, wo ich heute bin, nimmt man auch mit Afterkuchen vorlieb.

Die mannigfaltigen Kenntniße und der Ruf des jungen Candiac zogen zu ſeinen Eltern eine Menge Menſchen, die ſich ein Vergnügen daraus machten, ſich mit ihm zu unterhalten und ihn zu hören. Sein Vater hatte eines Tages fünf bis ſechs ausgezeichnete Academiſten bey ſich und ſo fiel das Geſpräch ſehr natürlich auf die Wiſſenſchaften. Jeder handelte eine Frage ab, dieſer aus der Geometrie, ein anderer aus der Geſchichte, noch ein anderer aus den Sprachen. Das Kind, welches ſehr furchtſam war, wagte es Anfangs aus Beſcheidenheit nicht, ſich in die Unterhaltung zu miſchen. Es hielt ſich ſtets in dem Schranken eines hochachtungsvollen Stillſchweigens in Gegenwart vollendeter Gelehrten, die es als ſeine Meiſter anſahe. Indeſſen wurde der Kleine doch auch zur Sprache aufgefordert und er bewies ſehr bald, daß er in den Materien, wovon die Rede war, ebenfalls kein Fremdling ſey. Er machte ſogar Bemerkungen, die den gegenwärtigen Perſonen entgangen waren und die man gar nicht von ſeinem Alter erwartet hätte.

Der kleine Montcalm hatte ein ganz erſtaunens-würdiges Gedächtniß und die Geographie war ihm nicht weniger geläufig, als das übrige. Ja er überraſchte in dieſer Hinſicht die ganze Geſellſchaft. Als er einſt die verſchiedenen Gäſte bey ſeinem Vater um den Namen ihrer Provinz und den Ort ihrer Geburt gefragt hatte, nahm er den Bleyſtift und zeichnete geſchwind eine Landkarte von Frankreich auf den Boden. Als ſeine Zeichnung fertig war, zeigte er jedem den Ort, die Lage deſſelben gegen andere, die Entfernung und Ausdehnung ihres Geburtslandes, er führte die Schlachten an, die man da geliefert hatte, die Flüße, die es durchſtrömten und die berühmten Menſchen, die es hervorgebracht hätte. Er begleitete dieſe Aufzählung noch mit Bemerkungen über die Naturgeſchichte und die Alterthümer.

Nun das laß ich doch noch gelten! Da hat ſich mein Autor mal brav gehalten und man weiß doch, was er haben will. Nur daß er mir noch ein wenig zu ſteif erzählt! Indeſſen iſt das der gewöhnliche Fehler aller Gelehrten und danke ich Gott, daß ich keiner bin. Solche Männer treten gewöhnlich wie ein Truthahn einher; ich aber gehe gern meinen natürlichen Gang ohne über die große Zehe zu ſchreiten. Aber einen Schuß krieg ich je zuweilen wohl. Nun weiter! — Da ich heut, wie ſchon geſagt, unmöglich Zeit habe, ſelbſteigne Eyer zu legen, ſo präſentir ich wie folget:

Eine ſehr unterrichtete Dame, die über dieſe große Gelehrſamkeit ſich wenig verwunderte, bildete ſich ein, der jüngere Candiac ſey ein Papagey, der ſeine Lection blos wiederholte, ohne die Worte davon zu verſtehen.

Anmerkung. Wem die Papageye oder Papchens zu theuer ſind, kann dieſelbe Luſt auch mit Staaren und Elſtern, auf deutſch Schalaſtern haben.

In dieſer Meinung brachte die Dame alſo den kleinen Montcalm auf Gegenſtände, bey denen man Urtheilskraft und Nachdenken zeigen konnte. Auf dieſe Weiſe hoffte ſie, die Ochſen an den Berg zu treiben. Aber der junge Montcalm ließ ſich nicht verblüffen und als ſie aus Verſtellung die Eroberungen Alexanders und der Römer bis in den dritten Himmel erhob, fällte er das Urtheil: „meine Meinung iſt dieſe, daß alle die berichtigten Krieger nichts als Verwüſter der Erde waren. Die Tirier und Karthager, die man ſo gering ſchätzt, ſcheinen mir weit vorzüglicher, denn ſie haben durch Hülfe des Handels blühende Völker bereichert, welche die andern durch Waffen zerſtört haben.“ Er ſprach alſo wie eine leibhaftige Bücherlaus.

Mein lieber Freund, fuhr die Dame fort, Sie werden gewiß nicht ſo ſtrenge über die Eroberung Perus durch die Spanier urtheilen; Sie werden der Entdeckung der neuen Welt durch Chriſtoph Columbus eine gerechte Bewunderung nicht verſagen können; denn mit einem Worte der Zucker und Sirup von St. Domingo ſind doch treffliche Sachen. Was denken Sie davon? Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten, erwiederte Candiac im geſetzten Ton. Es kömmt mir in meinem Alter nicht zu, zu entſcheiden. Indeſſen glaube ich nicht, daß wir durch Perus goldreicher und durch Zucker und Sirup glücklicher geworden ſind.

Entzückt über das Paßende und Vernünftige Antworten, ſchloß die Dame das Kind in ihre Arme, ſah den Markis von Montcalm an und rief: welche Zierde! welcher Troſt für einen Vater einen ſolchen Sohn zu haben! Ach könnte ich um den Preiß meines

nes Vermögens mir einen ſolchen erkauffen, ich würde mich in Beſitz eines ſolchen Schatzes immer noch reich genug fühlen. Die Herrlichkeit dauerte aber wie mit allen Gelehrten Kindern nicht lange; denn mit funfzehn Jahren hatte der junge Montcalm alle Lebenskraft verſtudirt und bezog die Univerſität — im Himmel.

Doch kömmt dies Wunderkind lange noch in keine Vergleichung mit

Chriſtian Heinrich Heinken,

der 1720 zu Lübeck gebohren wurde. Sein Vater war Profeßor der Geſchichte und hatte nicht nur ſehr viel gelernt, ſondern wuſte es auch gut wieder von ſich zu geben, das heißt, er konnte ſeine Weisheit auch andern beibringen. Er kam auf den Einfall, ſeinen Sohn in einem Alter von acht Monaten reden zu lehren und das fieng er ſo an: das Ding, was er nennen wollte, ſtellte er ſeinem Kinde recht deutlich vor Augen und machte es recht aufmerkſam darauf. Wenn er merkte, daß es Heinrich recht ins Auge gefaßt habe, dann ſprach der Vater langſam, laut und deutlich des Dinges Namen aus. Und ſiehe da! die Sache glückte. Er trieb das Weſen nicht lange, ſo erſtaunte er, daß Heinrich nicht nur Worte, ſondern auch ganze Redensarten hervorbrachte, mit welchen er auch bald richtigen Sinn und Verſtand verband.

Aller Anfang iſt ſchwer, da aber nur erſt die Bahn gebrochen war, ſo giengs mit dem Lernen des Kindes, wie ein Schlitten in vollem Rennen bergab. Mit Leſen und Schreiben plagte der Vater den Kleinen nicht, ſondern brachte ihm alles mündlich durch Erzählen bey. Dadurch wird es begreiflich, wie es kam, daß das Kind die Luſt zum Lernen nicht verlohr. Es ſcheint unglaublich, aber es iſt wahr, daß das zarte Knäblein im achtzehnten Monat ſchon die vornehmſten Begebenheiten

der

der bibliſchen Geſchichte haarklein und umſtändlich zu erzählen wuſte.

Mit anderthalb Jahren hatte es ſchon die Geographie und die römiſche und griechiſche Geſchichte im Kopf. Und um ſie ihm leichter in den Kopf zu bringen, hatte man die merkwürdigſten Begebenheiten auf Kartenblätter gezeichnet. Man konnte darüber fragen in die Kreuz und in die Queer, Heinrich war allenthalben zu Hauſe. So lernte er auch in kurzem die Geſchlechtsregiſter aller regierenden Häuſer in Europa kennen, wofür man ihm freilich was geſcheuters hätte eintrichtern können. Die lateiniſche und franzöſiſche Sprache redete er wie ſeine Mutterſprache; und bey dem allem pitzte Heinrich noch immer an der Mutterbruſt. Das war alſo ein gelehrtes deutſches Wiegenkind.

Die Sache machte gewaltiges Aufſehen in der Welt. Viele glaubtens und andere nicht. Um klaren Wein zu haben und die vielen Für und Wieder ins Reine zu bringen, wurde von Regenspurg aus dem Magiſtrat zu Lübeck aufgetragen von dieſem blauen Meerwunder eine beglaubigte Nachricht einzuſchicken. Der Rector des Gimnaſii zu Lübeck, Herr von Seelen, der als Gelehrter von Profeßion das Ding am beſten verſtehen ſollte, erhielt alſo vom Lübeckſchen Magiſtrat den Auftrag, das gelehrte Kind genau zu unterſuchen und darüber zu berichten. Er that es, wie folget:

Anno 1724 den 2ten Januar habe mich faſt den ganzen Tag, nur die ordentliche Kirchenzeit ausgenommen, bis Abends um 10 Uhr in der Frau Heinken ihrem Hauſe aufgehalten, um recht zu erfahren, ob was daran ſey, was von ihrem Sohn, Chriſtian Heinken, der noch nicht völlig 3 Jahre alt, bishero

gere-

geredet und geſchrieben worden. Da ich denn mit Grund der Wahrheit verſichern kann, vieles von dieſem Kinde gehört zu haben, welches ſein Alter weit überſteiget und ihn von vielen tauſend Kindern unterſcheidet, weswegen auch mehr als einmal bedauret, daß nicht alle und jede, die ihn ſehen, dergleichen alsbald aus ſeinem Munde hören können. Die Urſachen ſind, weil er ſich von niemanden gerne fragen läßt, als von dem Herrn von Schöneich, einem Schleſiſchen von Adel, der ſich in dem Hauſe aufhält, und zum Zeitvertreibe dieſem Kinde ſo vieles beygebracht hat. Ferner iſt dieſes nicht pracfticabel, weil es ihm nicht allezeit gelegen, daß es antworten will, wegen ſeiner zarten Kindheit aber nicht zu zwingen ſtehet; dahero es an erwähntem Tage wohl 20mal, wenn es im beſten recitiren war, abgebrochen und zwar mit ſeiner gewöhnlichen Formel: nun will ich nach Nutrix gehen (mir ſchenken laſſen) worauf es denn gleich mußte dimittiret werden, wiewohl es öfters bald wieder kam und das angefangne continuirte. Endlich leidet es auch weder die itzige Schwachheit, noch bey allen die Zeit und Geduld, ſo hierauf zu wenden. Demohngeachtet habe ich doch vieles von ihm gehört, welches theils ein wunderwürdiges Gedächtniß, theils ein ſtarkes Judicium angezeiget. Die römiſchen Kayſer, alte und neue, wußte es perfeckt in einer Stwite herzuſagen und zwar mit Benennung der unterſchiedenen Stammhäuſer. Vom Carl dem Großen bemerkte es, daß er die Sachſen zum chriſtlichen Glauben gebracht: von Carl dem Vierten, daß er zu Lübeck, und zwar in eben dem Hauſe, worin dies Kind iſt, logiret, die hohe Schule zu Prag aufgerichtet, viele Länder vom Reiche abgebracht und deswegen Vitricus imperii genennet worden: von Maximilian dem Erſten, daß er das römi-

ſche

ſche Reich in Kreiſe, welche es alle nannte, eingetheilt, Luther und Tezel unter ihm gelebet habe; bey welcher Gelegenheit es in die Reformations-Hiſtorie geführet ward, woraus es verſchiedene merkwürdige Dinge erzählte. Aus der ältern Kayſer-Hiſtorie wurden Julius Cäſar und Auguſtus erwählet, die es gleichfalls nach den vornehmſten Merkwürdigkeiten beſchreiben konnte. Die Orientaliſchen Kayſer hatte es eben ſo gut inne, wußte zum Exempel, wie Conſtantin der Große und Conſtantin Paläologus von einander differiren; wie jener ein Zeichen am Himmel geſehen, deſſen Ueberſchrift es auf Griechiſch, Lateiniſch und Deutſch ſagte; unter dieſem aber Conſtantinopel in türkiſche Hände gerathen ſey. So war es auch mit den mediſchen und perſiſchen Königen, ſo daß es zwiſchen Cyrum und Darium Cadomannum keinen Einzigen ausließ; imgleichen mit den Ptolemeis in Egypten. Aus der bibliſchen Hiſtorie habe ich ihn die Patriarchen, Richter, Könige in Juda und Iſrael erzählen gehört; anderer hiſtoriſchen Sachen, die ſich nicht ſpecifiziren laſſen, zu geſchweigen. In der Geographie, weil mir die Wahl gelaſſen ward, erwählte erſtlich die Charte von Teutſchland, 2) vom gelobten Lande, 3) von Griechenland. In allen dreyen konnte es die vornehmſten Flüſſe und Städte zeigen. Bey der erſten hörte mit Verwunderung die vielen Fürſtenthümer und Herrſchaften in Schleſien ꝛc. bey der andern die 12 Stämme und zwar wieviel zu einer Hauptlandſchaft gehören; bey der dritten die vornehmſten Schlachten aus der griechiſchen Hiſtorie, welche verſchiedene Oerter berühmt gemacht. Unter andern war es artig, daß, als ein Blatt, worauf eine Hiſtorie gemahlet, auf der andern Seite aber mit einem Stücke aus einer abgenützten

Land-

Landkarte von Teutſchland beklebt war, daß es deſto ſtärker ſeyn möchte, in die Hände bekam und es von ohngefähr umkehrte, es aus freyen Stücken ſagte: das iſt Lübeck! das iſt Roſtock! und als es gefragt ward, wobey es das wiſſe? zur Antwort gab, das iſt ja die Oſtſee. Jn der Genealogie ward es tentiret mit denen Königl. Häuſern Dännemark und Frankreich, wie auch dem Fürſtl. Hauſe Schleßwig-Hollſtein, und legte Proben ab, wie man nicht von einem Kinde prätendiren kann. Auf Latein konnte es faſt alles nennen, was nur vorkam; ja, wenn ein teutſch Wort mit mehr als einem lateiniſchen Namen kann genennet werden, fehlten ſelbige auch nicht, welches mit dem Worte Thür, janua, Oſtium, porta etc. verſucht ward. Als ihm ein neues Bild, welches es noch nicht geſehen, gezeiget und dabey geſagt wurde: das iſt was ſchönes! ſprach es gleich darauf: est aliquid præclari. Aus dem Katechiſmo recitirte es die zehn Gebote: viele Kernſprüche aus der Bibel wußte es eben ſo gut. Bald darauf kam ihm die Luſt an, daß es ſingen wollte, da es denn den Neujahrsgeſang: helft mir Gottes Güte preiſen ꝛc. nach ſeiner rechten Melodie ſang. Es ward als ganz gewiß dabey verſichert, daß es erſt den vorigen Abend von ſeinen Geſchwiſtern dieſen Geſang ſingen hören. Am meiſten hab ich mich zuletzt verwundert über ein in Kupfer geſtochnes Skelett, welches es nicht nur eintheilen, ſondern auch das vornehmſte davon mit den rechten Kunſtworten zu benennen wußte. Kindiſches ließ es wenig von ſich ſehen; doch fiel ihm einmal ein, daß es auf einem Steckenpferde reiten wolle. Da es denn wegen großer Schwachheit von vielen mußte geführt werden. Jnzwiſchen ward es gefragt: weſſen es ſich bey dem Steckenpferd erinnere? worauf es die

Nürn-

Nürnbergſche Hiſtorie, ſo Anno 1650 paſſiret, erzählte, verlangte auch den Steckenreitepfennig, welchen der Herr von Schöneich ihm ehmals gewieſen, noch einmal zu ſehen. Es ward dabey gefragt: was ein Steckenpferd heiße? und antwortete: equus ligneus.

Ich fragte den Herrn von Schöneich: wobey er zuerſt ein ſo ungemeines Gedächtniß dieſes Kindes gemerket? worauf er antwortete: ſobald es angefangen zu ſprechen, habe er mit ihm am Ofen geſeſſen, da es ihn denn gefraget: was doch die Figuren am Ofen bedeuteten? Wie er ihm dieſelbe nach ſeinem Vermögen erkläret und ein und anderes dabey erzählet, ſo hätte er mit Verwunderung angehöret, daß es alles den folgenden Tag ſeinen Schweſtern, und zwar faſt mit ebendenſelben Worten wieder erzählet. Darauf habe er angefangen, ihm bibliſche Hiſtorien vorzuſagen. Als es nun ſelbige auch gleich behalten, und immer größere Begierde, welche noch beſtändig währet, etwas Neues zu hören, bey ihm verſpüret worden, hätte er zu ſeinem Zeitvertreibe ihm aus den Wiſſenſchaften das nöthigſte vorgeſaget. Wenn es nun nicht recht aufgeräumet, ſo daß nichts von ihm herauszukriegen, muß der Nachtwächter, nach welchen es öfters fraget, weil es ihn, bey weniger nächtlichen Ruhe oft ſingen höret, herhalten, der denn beſchrieben wird, als ein großer Ignorant, welcher dasjenige, was man gerne von ihm hören will, nicht einmal wiſſe, da es doch ein Kind ſchon wüßte. Wenn es dies vernimmt, ſo läſſet es ſich hören, und will dann gleichſam den Nachtwächter beſchämen. Es iſt Schade, daß zum Leben des Kindes, welches bisher nichts als die Milch der Amme genoſſen, auch auf keine Art und Weiſe zu andern Speiſen zu gewöhnen iſt, ſo ſchlechte Hofnung iſt; denn ohne Gottes Allmacht iſt es menſchlichem Anſehen nach nicht möglich, daß es lange leben kann. So

So weit der gemachte Amtsbericht vom Rektor von Seelen. Der Ruf von des kleinen Heinrichs Gelehrſamkeit war ſo weit erſchollen, daß ihn der König von Dännemark zu ſehen wünſchte und ihn deshalb nach Copenhagen kommen ließ. Er trat die Reiſe dahin mit ſeiner Mutter an, und erſchien am Hofe mit allen Grazien der Kindheit. In allem Betracht war er auch äußerlich ein ſchönes Kind. Sein Wuchs war weit über ſeine Jahre. Eine glückliche Geſichtsbildung, große blaue Augen, roſenfarbne Wangen und blondes Haar, das in natürlichen Locken um ſeiner Stirn ſich kräuſelte, riſſen jedermann hin; noch mehr ſein edler Anſtand. Sobald er aber den Mund öffnete, ſo bezauberte ſeine ſanfte Silberſtimme alles. Er trat vor dem Könige mit edlem Selbſtgefühl und Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte hin und hielt eine lateiniſche Anrede von zwanzig Minuten, ohne aus der Faſſung zu kommen. Darauf trug er ein franzöſiſches Gedicht zum Lobe der Königin und der Prinzeßinnen vor. Als er damit zu Ende war, nahmen ihn die Damen auf ihren Schooß und erſtickten ihn faſt mit Küſſen. Für ein Kind von fünf Jahren hatte er auch gewiß beynah was übermenſchliches geleiſtet; denn unter einem Hauffen Offiziers und Hoffleuten ſo mit einem Könige zu reden, war gewiß keine Kleinigkeit.

Der König näherte ſich ſeiner Mutter, wünſchte ihr zu ſolchem Sohne Glück und fragte, wie es möglich geweſen ſey, ihm das alles beyzubringen? Sie verſicherte, daß man ihn nicht im mindeſten damit gequälet habe, ſondern daß es alles eigner Trieb bey ihm geweſen und noch ſey.

Iſt es ſchon lange, daß Sie ihn entwöhnet haben? fragte der König. O ich ſäuge ihn noch, antwortete die Mutter. Und wenn Ihr Majeſtät es erlau-

lauben, ſo werde ich meinem Kleinen auf der Stelle ſchenken, denn er iſt um deſto durſtiger, je mehr er ſich angeſtrengt hat, den Beyfall eines ſo großen Fürſten zu verdienen. Sie machte darauf keine Umſtände, reichte ihm in Gegenwart des Hofes die Mutterbruſt und der gelehrte und bewunderte Heinrich nahm ſie ohne Bedenken an. Der lateiniſche und franzöſiſche Redner war nun wieder ein ſäugendes Kind.

Mit Geſchenken, Lobeserhebungen und Spielzeug überhäuft verließ der Kleine Copenhagen und kam wieder nach Lübeck zurück. Hier fand ſich in kurzem groß Aergerniß für ſeine Mutter. Da man die Wahrhaftigkeit der gelehrten Kenntniſſe des Kindes, wie man zuvor verſucht hatte, nicht abzuläugnen im Stande war, ſa wurden ehrenrührige Pasquille auf Madame Heinken verbreitet und ihr ins Haus geſchickt. Es wurde eine Belohnung von 100 Rthlr. auf den oder die Verfaſſer derſelben geſetzt. Die Mutter hatte ſich aber doch darüber ſo gekränkt, daß ihre Nahrung, wie es den Säugenden zu gehen pflegt, dem Kinde um deſto weniger gedeyhlich ſeyn mochte.

Es war demnach nothwendig, daß Heinrich vor allen Dingen abgewöhnt wurde, auch darum, damit er nun ſchreiben lernen und ſein Studiren ernſtlicher angreiffen könnte. Man trennte ihn von ſeiner Mutter, um ihn an ſeine Wärterin zu gewöhnen. Der arme Kleine! er konnte die Trennung nicht ertragen. Vierzehn Tage bis drey Wochen ſchrie er in einem weg und jammerte um ſeine Mutter. Tag und Nacht bat er mit Flehen, ſie ihm wieder zu bringen; mochte auch durchaus nichts genießen und verfiel zuſehends. Daraus entſtand eine Art von Schwindſucht, an der er nach fünf Wochen ſtarb. Er brachte ſein junges, gelehrtes Leben nur auf fünf Jahr. Was hätte aus

dem Kindlein werden können, hätte es länger gelebt! —

Und nun noch ein junger Held des achtzehnten Jahrhunderts, der junge

Ritter von Boufflers.

Er wurde zu Paris 1734 gebohren.

Mit ſieben Jahren hatte er nicht nur das Leben und die Heldenthaten aller großen Männer durchſtudirt, ſondern exerzirte auch trotz dem beſten Soldaten. Im neunten Jahre ſeines Alters verſtand er die Tacktik und die Kunſt einen Platz anzugreifen und zu vertheidigen auf ein Haar. Er lebte und webte in Soldatenſpielen und war brav wie ſein Degen. Außer ſeiner Mutterſprache, der franzöſiſchen, redete er auch engliſch, deutſch und italieniſch. Mit zehn Jahren machte er ſeinen erſten Feldzug als Fähndrich gegen die Engelländer und Deutſchen. Schon den erſten Tag, da er als Offizier angeſtellt wurde, begleitete er eine Compagnie von 120 Reutern, die eine Furagirung decken ſollte. Ein Trupp Ulahnen griff ſie an, und es kam zum Handgemenge. Der junge Boufflers ward aus dem Sattel geworfen und fiel unter ſein Pferd. Er raffte ſich auf, beſtieg es von neuem, behauptete ſeine Fahne, ſchoß mit dem Piſtol und ſchlug ſich mit dem Degen. Mit einer leichten Handwunde, 3 Kugeln in dem Hut und Rockſchooß kam er glücklich davon. Er verſicherte ſeinem Vater, daß er dabey an nichts gedacht hätte, als ſeinen armen Bedienten zu verlieren, der immer um ihn geweſen wäre.

In der Schlacht bey Ettingen, einem Dorfe am Mayn, wurde ihm das linke Bein zerſchoſſen. Er ſank bewuſtlos unter ſein Pferd und ein Soldat trug ihn aus dem Treffen ohne Beſinnung zurück. Die Wundärzte erklärten, das Bein müßte abgenommen werden.

Wenns

Wenns nicht anders ſeyn kann, ſo will ich doch lieber ein Bein, als den Kopf verlieren, ſagte er und machte ſich gefaßt. Er verlangte eine halbe Stunde Aufſchub, forderte Tinte und Feder und ſchrieb an ſeine Mutter.

„Ich habe ſo eben eine Wunde am Beine empfangen und kann Ihnen nicht verbergen, daß es mir durchaus abgelöſt werden muß. Ich leide mehr, als ich ausſprechen kann, allein nicht ſowohl von meinem Uebel, als von dem Schmerz, den Sie empfinden werden, wenn Sie es vernehmen. Ich denke die Operation zu überleben. Allein, wenn es mein Schickſal anders beſchloſſen hätte, ſo wünſchte ich zum wenigſten die Beruhigung zu haben, Sie in dieſem Briefe zu umarmen, und daß dieſe Schrift eines Sohnes, der Sie eben ſo ſehr liebt, als achtet, Ihnen, theure Mutter! ein neuer Beweiß meines zärtlichen Andenkens und meiner Erkenntlichkeit für Ihre Wohlthaten ſeyn möchte. Seyn Sie nicht in Sorgen, liebſte Mutter! ich bin in kurzem wieder hergeſtellt. Umarmen Sie in meinem Namen meine Schweſter und meinen Freund.“

Nun unterwarf er ſich muthig der Ablöſung des Beins; hielt ſie aber nicht aus, ſondern ſagte mit erſtickter Stimme zu ſeinem dabey ſtehenden Vater: Ich ſterbe! lieber Vater! ich verlaſſe Sie. Bringen Sie, ach! bringen Sie dieſen letzten Kuß meiner Mutter.

Der Vater zerfloß in Thränen. Lieber Vater! rief der ſterbende Knabe, nicht das Leben iſt es, was ich beklage. Sie ſind es, und das Loos, meine Mutter nicht wieder zu ſehn und das Unglück, die Schlacht von den Engelländern gewonnen zu wiſſen.

So gab der junge Held in einem Alter von 11 Jahren ſeinen Geiſt auf.

Schattenſpiel an der Wand.

Achtes Stück.

Damit es uns nicht geht, wie jenem, Pupup! der die Stadt vor lauter Häuſern nicht ſehen konnte, ſo wollen wir nicht ſo viel ſeitab flankiren, ſondern auch aus dem

Succeßionskriege

ein Paar ſaubere Stücke für unſer Schattenſpiel ausheben, ſagte Rollmann. Ich dachte, in dem geſtrigen Abendgeſpräch müßte manches liegen, was du gebrauchen könnteſt und was in unſern Kram diente. Mache alſo etwas für den blauen Montag draus.

Ich beſann mich auf den Diſcurs, ſo gut ich konnte, und ſchickte ihm nur folgende kleine Einleitung zum beſſern Verſtändniß voraus.

Nach der Schlacht bey Höchſtedt, wo Max Emanuel das Churfürſtenthum Bayern und Anton ſein Bein verlohr, hatte ſich dieſer Krieg gröſtentheils aus Deutſchland herausgezogen und ſich nach den Niederlanden, Spanien und Italien geſpielt. Der brave Max war nach gedachter Schlacht ſo ſehr herunter, daß er auf der Flucht des Nachts in Leibheim einige Minuten auf dem Markt ſtille hielt und zu ſeinem Feldmarſchall in die Worte ausbrach: „Arco! ich weiß, der Teufel ſoll mich holen, nicht mehr, was ich anfangen ſoll.“ — Das Waſſer mußte ihm alſo ziemlich an die Seele gehen. Die Deutſchen hatten die Franzoſen über die Gränzen hinausgebürſtet, aber nun gieng auch alles ſo

träg und ſchläfrig, wie die Fliege in der Buttermilch. Vor Mitte des Sommers war die Reichsarmee ſelten vollzählig und marſchfertig und beynah kam der Herbſt heran, bevor ſie ins Feld rückte. Allgemein war die Klage, daß es ſo wenig vorwärts gienge, und daß die Truppen gewöhnlich ſchon wieder das Winterquartier bezögen, wenn ſie den Feind kaum geſehen hätten. Denn das Feuer brannte den deutſchen Fürſten nicht mehr auf die Nägel. Man ſchimpfte mitunter gewaltig auf den alten Feldmarſchall, Markgraf Ludwig von Baden, als ob die Schuld lediglich an Ihm läge, aber ein deutſcher Schriftſteller entſchuldigte ihn fürbaß und ſagte: „Wenn auch ein Engel vom Himmel käme, ſo könnte er doch auf dieſe Weiſe nichts ausrichten, ſondern müßte, wenn er nicht auch Stücke, Pulver und Bley mitbrächte, übers Jahr ſein Commando niederlegen.

Chryſelius meynte, die Generals würden ſich wohl beſſer rühren, wenn der Kayſer nur wieder ein Beyſpiel ſtatuirte, wie beym Graf Arco, der die Feſtung Alt-Breyſach in der Geſchwindigkeit übergab. Wer ſo eine Execution mit angeſehen hat, ſagte er, der wird wohl hurtig und brav, und wenn er zehnmal das Herz nicht auf dem rechten Flecke hat.

Schnapps. Habt ihr ſie denn mit angeſehen?

Chryſelius. Das denk ich. Ich war mit dabey und ſteh dafür, von denen, die dazu commandirt waren, läuft und ergiebt ſich keiner.

Strumpf. Wie war es denn? —

Chryſel. Wie ſchon geſagt, er hatte ſich nicht lange genung gehalten, ob er wohl mit den übrigen

Stabs-

Stabsofficieren ſich weiß zu brennen ſuchte. Aber der Kayſer verſtand Unrecht und ließ Standrecht über ihn halten, worinn der alte Generalfeldmarſchall von Thüngen den Vorſitz hatte. Und Gnade Gott jedem, der dieſem Haudegen in die Hände fällt. Sein gewöhnlicher und höchſter Schwur iſt: ſo wahr ich Hans Carl heiße! und hat er einmal ſo geſchworen, dann iſt in der Hölle eher Barmherzigkeit zu hoffen. Zwar hatte die Beſatzung von Alt Breyſach manchen ehrlichen Puff ausgehalten, denn 120 Kanonen und 40 Mörſer können einem ſchon einheitzen. Nach einigen Tagen kapitulirte ſie aber und erhielt einen freyen Abzug, welches ihr aber bekommen iſt, das Gott erbarm! —

Rollmann. Hieben ſie die Franzoſen etwann beym Ausmarſch in die Pfanne? —

Chryſel. Ja! und dann ließ der Kayſer Standrecht über ſie halten, wie ihr ja ſchon gehört habt. Wie könnt ihr doch ſo ſchildbürgermäßig fragen! — Die Beſatzung zog mit heiler Haut davon, und nun ward unter Thüngens Vorſitz ein Kriegsgericht über ſie niedergeſetzt. Es that den harten Ausſpruch, der auch vollzogen wurde, daß der Henker dem Obriſt Marſiglia den Degen zerbrechen und vor die Füße werfen; Obriſt Ego für ehrlos, Obriſt Tanner, zwey Obriſtlieutenants, vier Majors, acht Hauptleute, acht Lieutenants, ſieben Fähndriche für unfähig zum Dienſte erklärt und General Arco den Kopf verlieren ſollte.

Strumpf. Ein hartes Urtheil! Und es wurde auch vollzogen? —

Chryſel. Buchſtäblich; denn Thüngen hatte geſchworen, ſo wahr ich Hans Carl heiße! Ich ſtand mit im Kreiſe. Gott! wie jammerte mich der gute Arco. Er ſtand auf einem beſonders dazu gebauten und mit ſchwarzem Tuch überzognem Blutgerüſt. Ein Kruciſix in der Hand, trat er getroſt und entſchloſſen hin, hub es empor und rief in die rings umher verbreitete Todtenſtille die erſchütternden Worte aus: „Hier iſt das Bild des wahren Gottes, der im Himmel und auf Erden richtet. Dieſer weiß, ob ich den Tod verſchuldet habe oder nicht. Daß ein ſo ſchweres Urtheil wider mich geſprochen werden ſollte, vermuthete ich keineswegs: aber aus Liebe gegen Gott und damit ſein Wille geſchehe, will ich es mit Freuden an mir vollziehen laſſen. Allen denen, welche Schuld haben an meinem Tode, vergebe ich von Herzen, und den höchſten Gott, bey dem ich noch heute zu ſeyn, feſt hoffe, will ich bitten, daß auch er ihnen vergebe. Aber auch euch erſuche ich, nach meiner Hinrichtung mit einem Vater Unſer oder einem guten Gedanken bey Gott für mich zu bitten. An mir, einem General von ſo vornehmen Geſchlecht, der dreyßig Jahr dem Kayſer und Reich ſo viel getreue Dienſte geleiſtet, und doch endlich das Leben auf ſchimpfliche Weiſe durchs Schwerdt laſſen muß, beſpiegelt euch alle und lernet, daß hier alles Eitelkeit iſt, nur wahre Gottesverehrung nicht. Nur Gott belohnt gewiß und treulich eines jeden Verdienſt. Hier iſt keine Gnade zu hoffen."

Strumpf. So wahr ich nicht Hans Carl heiße, das iſt eine harte Rede, wer kann ſie hören!

Chry-

Chryſel. Wenigſtens dankte ich Gott, daß ich nicht mit im Standrecht geweſen war. Hats Thüngen zu ſcharf mit ihm genommen, ſo weiß ich nicht, an weſſen Stelle von beyden ich lieber geweſen wär. Nach dieſer zermalmenden Anrede knieete der arme Sünder nieder auf das ſchwarze Tuch und ſein Beichtvater ſegnete ihn mit Auflegung der Hände ein. Drauf richtete er ſich wieder auf und hub von neuem an: „Vornehmlich bete ich für das durchlauchtigſte Haus Oeſterreich, welchem Gott Glück und Segen geben wolle! Meine Gemahlin, meine verlaßnen Kinder empfehle ich der Gnade des Kayſers.“ Dann nahm er ſeine Peruque ab, ſetzte eine Schlafmütze auf, zog ſich ſelbſt Rock und Camiſol aus und mit ſeinem Halstuch verband ihm der Kammerdiener die Augen. So ſtand er da und betete laut: „Herr in deine Hände befehl ich meinen Geiſt!“ Sein Kammerdiener entblößte ihm Hals und Schulter und ſtellte ihn mit dem Geſicht gegen Morgen. Dreymal rief der unglückliche Graf und ſtreckte dabey das Crucifix empor: „Jeſus ſteh mir bey!“ und ſo ſchlug ihm ſtehend der Scharfrichter das Haupt mit dem Daumen und halben Crucifix auf einen Streich herab.

Strumpf. Iſt mir ganz weich dabey geworden. Das nenn ich mit Anſtand ſterben, als Held und Chriſt, wie der Herr Jeſus am Kreutz. Aber wie iſts denn möglich, daß ſo ein Mann die Feſtung aus Furcht vor dem Tode übergeben hätte? —

Chryſel. Das weiß Gott! die Vorbereitung und die Zuſprache des Beichtvaters mochten ihn auch wohl ſo ſtark gemacht haben. Beweiſe, und ſtarke Be-

weiſe müſſen doch wider ihn geweſen ſeyn. Was weiß ichs? — Aber daß ſo ein Beyſpiel brav macht, da kann ich aus Erfahrung reden.

Schnaps. Glaubs gern! beſonders einen Officier, dem an ſeiner Ehre mehr noch als an an ſeinem Leben liegt.

Strumpf. Nun iſts kein Wunder, daß in dieſem leidigen Kriege die braven Männer wie Pilze aus der Erde wachſen. Und daß der Graf Arco für den Kayſer, der ihn doch zum Tode verurtheilen ließ, ſo inbrünſtig betet, das macht ihm Ehre.

Schnaps. Und dem Kayſer auch. Was thut die Liebe zum Landsherrn nicht! Mir iſt aus dieſem Kriege noch ein anderes Beyſpiel davon bekannt. Während man ſich in Italien noch immer um die ſpaniſche Erbfolge herumſchlägt, ſuchten die Anhänger des Kayſers zu ſeinem Beſten in Neapolis einen Aufſtand zu erregen. Er ward aber zu früh entdeckt, und die Anführer, worunter ein gewiſſer Sangro, ehemaliger Page des Kayſers, war zum Tode verurtheilt. Nach gefällter Sentenz trat Sangro vor den ſpaniſchen Unterkönig hin und redete ihn an: „wenn ich ja derjenige bin, welcher ein Königreich in Waffen bringt, ſo geſchieht es, um dich, als einen Meineidigen am durchlauchtigſten Haus Oeſterreich, als einen unwürdigen Zweig des Geſchlechts von Medina Celi, mit gerechter Hand vom Thron zu ſtürzen. Vergebens, ungerechter Richter! bemüheſt du dich, mich dadurch zu beſchimpfen, daß du mich den Händen eines verachteten Henkers überlieferſt, damit vielleicht mein Herz von einem großen Kayſer ſich abwenden ſoll; vielmehr

die-

dienet meine Standhaftigkeit andern zu einem guten Beyſpiel. Du, ſelbſt ein Abtrünniger, willſt mich für einen ſolchen erklären? aber da Sangro bis in den Todt dem Kayſer treu bleibt, kann man ihn keiner Untreu beſchuldigen. Ein löblicher Todt krönet das zerbrechliche Leben. Für den Kayſer zu ſterben gereichet einem Held zu ewigem Nachruhm. Es lebe denn der Kayſer er lebe! dagegen ſterbe Sangro!" —

Strumpf. Es iſt unglaublich, was der Krieg für Heldenmuth, Patriotismus und Verachtung des Todes an den Tag legt. Schade nur um die vielen braven Männer, die er ſchon gefreſſen hat. Der engliſche Admiral Lembow gehört auch darunter. Er ſchlug ſich mit einer franzöſiſchen Flotte herum; hatte neun und der feindliche Admiral zehn Schiffe. Aber ſechs engliſche Schiffe nahmen ſchändlich die Flucht, und das ſiebende mußte von Kugeln durchlöchert und maſtlos aus dem Treffen gehn. Nun hätte Lembow mit ſeinen beyden übrigen die Segel ſtreichen oder ſich retten ſollen. Aber da wär er nicht Lembow geweſen. Als auch das letzte Schiff wehrlos ward, ſetzte er einzig und allein den Kampf noch immer fort. Da kam eine Kugel, riß ihm den linken Schenkel weg und ſtürzte ihn aufs Verdeck. Ein Schiffslieutenant bedauerte ihn und Lembow rief: „es thut mir ſelbſt leid. Aber lieber wollte ich den andern Schenkel auch noch verlieren, als den Schimpf des heutigen Tags erlebt haben. Aber hört! kömmt ja noch ein Schuß und rafft mich weg, ſo verhaltet euch, wie brave Kerls, und fechtet bis zu Ende." Er ſtarb noch im Treffen an der empfangnen Wunde mit bittern Klagen über ſeine ſchurkiſchen Kammeraden, die ihn ſo ſchändlich im Stich gelaſſen hatten. Indeſſen iſt ihnen das Haſenpanier ſo ſchlimm bekommen, wie dem Graf Arco und ein engliſches Kriegsrecht verdammte ſie zum Tode.

Chryſel. Das iſt wahr! wohin man hört und ſieht, lauter brave Leute! Kraft meines Feldzugs gehör ich auch darunter, und bilde mir drauf was ein. Beſonders die kühnen Streiche in Italien! Ach! wenn ich

ich doch noch Feldſcheer wäre, ich wäre gewiß mitten drunter. Vivat Eugenius! und ſein Meiſterſtück, der Generalfang in Cremona!

Strumpf. Da habt ihr Recht, das bleibt ſein Meiſterſtück.

Pupup. O Herr Chryſelius! wenn ich mir das im Geiſt recht lebhaft vorſtelle; wenn ihr zum Exempel der franzöſiſche General Villeroi wärt, den ich beym Schiffettchen kriegte, ſchaut! ſo würde ichs machen (er ſchleppte den Chryſelius um den Tiſch herum; Schnaps und die andern ſchütteln ſich vor Lachen.) hilf ſick nix, Herr General! kein Proteſtir! muß ſick mit fort! faß ick ſie an die Schwantz und ſchlepp ſie von dann.

Chryſel. (der ſich los machen will, außer Athem) Aber Pupup! biſt du beſoffen oder haſt du den Koller? ich bin ja Chryſelius.

Pupup. Iſt auch wahr! da hätt ich einen kläglichen Fang gethan. Nu Hundsfott lauff, würd ich da ſagen, nehmlich mit allem Reſpect von euch geſprochen. Nehmts nur nicht übel, die braven Männer haben mich ganz begeiſtert. Nu Herr Schnaps, erzählt die Geſchichte doch ſchon noch einmal von Grund aus, ich kann ſie brauchen.

Schnaps. Im Kaſten. So hört dann! — König Ludwig von Frankreich rief den braven alten General Catinat vom Hauptcommando in Italien ab, weil ihm Prinz Eugen ſo viele Nüſſe aufzuknacken gab, daß der gute Franzoß ſich alle Zähne hätte ausbeißen mögen. Statt ſeiner wurde nun der Feldmarſchall Villeroi nach Italien geſchickt. Ein junger, rüſtiger Mann, aber auch ein Prahlhans, wie nur einer unter der Sonne. Die Oeſterreicher mit Haut und Haar zu verſchlingen, war das wenigſte, was er thun wollte, und laut ſeinen Reden, wollte er das bevorſtehende Carneval drey Prinzen tanzen laſſen, denn ſo viel waren ihrer juſt bey der öſterreichiſchen Armee. Daß das nun nicht Eugens Sache war, ſo ſann er darauf, wie er den Marſchall Villeroi das Geigerhandwerk legen möchte. Dieſer Leyersmann lag

da-

damals mit einer ſtarken Beſatzung in der Feſtung Cremona im Winterquartier und componirte die Menuetten, die er nächſtens aufſpielen wollte. Ein gewiſſer Probſt Bazzoli in Cremona, der mit Eugen unter der Decke ſpielte, machte aber einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Dieſer Probſt bewohnte nicht weit vom Margarethenthor ein Haus, an deſſen Keller eine Waſſerleitung ſtieß, die in den Stadtgraben führte und die man zu beſetzen, für überflüßig hielt. Durch dieſen ſchmutzigen Gang verſprach der gutkayſerliche Probſt eine Anzahl Deutſche unbemerkt und ungehindert in die Stadt zu laſſen. Das mußte aber alles ſehr ſtill zugehen, damit die Franzoſen nichts von den Bewegungen der deutſchen Truppen merkten. Eugen machte nun ſeinen Plan, wie er im Trüben fiſchen wollte, und theilte die Rollen aus. Mit einigen tauſend Mann wollte er bey der Nacht ſich an Cremona heranſchleichen, durch den Kanal in die Stadt waten und ſich der vorzüglichſten Plätze und der Pobrücke bemächtigen. Von der andern Seite ſollte Prinz Vaudemont mit 5000 Mann in der Stille aus ſeinen Quartieren aufbrechen, und die jenſeitige Pobrücke einnehmen.

Alles war abgekartet und den 31. Jan. 1702 langte Eugen in eine verwüſtete Bauerhütte in der Finſterniß an, wo er die Befehlshaber der Truppen erſt mit dem halsbrechenden Wagſtück bekannt machte und alles nöthige beorderte. Dann gieng er mit dem Prinz Commerci nach Cremona voraus, und erwartete in einem elenden Häuschen, wo ſie den Probſt antrafen, 1400 Schritte weit von der Stadt die Nachkunft der Truppen. Um Mitternacht hatten dieſe erſt ihren Marſch angetreten, und langten, weil die Nacht ſtürmiſch und der Weg grundlos war, erſt gegen 5 Uhr des Morgens an, als der Himmel ſchon graute und Cremona in der Dämmerung lag. Es war alſo die allerhöchſte Zeit. Major Hoffmann eröffnete mit 225 Soldaten und einer Anzahl Zimmerleute und Schlöſſer den Zug, ihm folgte Major Nazari mit 300 und dieſem

ſem Major Kuffſtein mit 200 Mann. Den Probſt an ihrer Spitze kamen die Hauffen glücklich in den Graben und von da durch die Waſſerleitung in die Stadt. Bürger und Soldaten lagen noch im tiefen Schlaf, als die Wachen plötzlich überfallen wurden und großes Mordgetümmel auf allen Straßen entſtand. Kuffſtein, der den Gouverneur überfallen und die Stadtſchlüſſel ſuchen ſollte, verfehlt aber das rechte Haus und nimmt indeſſen eine andre vortheilhafte Stellung. Nazari überfällt die Hauptwache und Hoffmann eilt in größter Stille nach dem Margarethenthor, ſtößt die Wache ohne Lärm nieder, giebt dann auf dem Wall der drauſſen wartenden Schaar ein dreymaliges verabredetes Zeichen mit aufgebranntem Pulver zum Beweis ſeiner Ankunft, und läßt das Thor durch ſeine Schlöſſer öffnen. Nun ſtürzt der ganze Nachtrab herein und jeder eilt den ihm angewieſenen Poſten zu erobern, finden aber wider Vermuthen einen harten Widerſtand.

An eben dieſem Morgen ſollte das Regiment Entragues zu Cremona exerzieren und juſt als die Deutſchen durch das Margarethenthor eindrangen, ſtellte ſich dies Regiment am andern Ende der Stadt in Ordnung. Der Commandeur Entragues wollte eben zu Pferde ſteigen, als er am Ende der Straße in der Dämmerung einen Menſchenhauffen entdeckte, der immer dicker und dicker ward. Er hielt ſie vor Soldaten, und da er wußte, daß dieſen Tag weiter niemand ausrücken ſollte, ſo befremdete ihn die Erſcheinung. Er rückt näher, erkennt die Kayſerlichen, holt geſchwinde ſein Regiment herbey und läßt Feuer geben. Nun ward der Lärm allgemein.

Villeroi ſaß ſchon angekleidet auf ſeinem Zimmer; ſchrieb und komponirte, als er plötzlich das Musketenfeuer hörte. In der Meinung, die Bürgerſchaft rebellire, ſchwingt er ſich aufs Pferd mit dem Befehl, ſeine Papiere zu verbrennen. Wie riß er die Augen auf, als er ſah, daß er ſich mitten unter die Deutſchen befand! Er ſprengt auf den Markt, wo eben Nazari mit der Hauptwache, die ſich tapfer wehrte, im Handge-

ge-

gemenge war. Haltet euch brav, rief er den Soldaten zu, als er plötzlich umringt und vom Hauptmann Macdonel gefangen wurde. Unterdeſſen ward die Hauptwache erobert und er ſelbſt hineingeführt. „Ich bin der Marſchall Villeroi, ſagte er zu Macdonel; ich gebe Ihnen zehn tauſend Louisdors; ich verſpreche Ihnen ein Regiment; führen Sie mich auf die Zitadelle. O! ſagt Macdonel, lange ſchon diene ich dem Kayſer getreu. Ich werde heut nicht anfangen ein Verräther zu werden.“ — Und ſo ward er in das Haus des Probſts und bald darauf aus der Stadt nach Oſtiano in Sicherheit gebracht.

Pupup. O Herr Chryſelius! ich hätte wohl Luſt den Tanz noch einmal mit euch zu machen. So ein Fang! meiner Seel!

Schnaps. Nun hieß es: Vogel friß oder ſtirb! Die Franzoſen fochten wie Löwen und fielen wie Fliegen. Marquis von Montgon ſah den Marſchall abführen, und ſtürzte mit einem Hauffen zuſammengeraffter Reuter zu ſeiner Befreyung herbey. Der Verſuch koſtete ihm das Leben. Auch der Gouverneur der Stadt, Diego Conchia, fiel. Der Koch des Marquis von Creman, der mit Anbruch des Tages nach Lebensmitteln ausgieng und die Kayſerlichen zuerſt mit entdeckte, rannte ſpornſtreichs zu Hauſe, weckte ſeinen Herrn, der die Erzählung unglaublich fand, und auf die Straße eilte, wo er blieb. Eben das Schickſal hatte der Marquis von Prele an der Spitze ſeines Regiments. Und ſo gieng es faſt allen franzöſiſchen Befehlshabern. Kaum ſtürzten ſie aus ihren Quartieren zur Rettung herbey, ſo warteten ihrer Gefangenſchaft Wunden und Todt.

Die Ueberlebenden machten ſich durch ihren Widerſtand und durch Behauptung der Feſtung unſterblich. Der alte Generallieutenant von Revel, der nach Villerois Gefangennehmung den Oberbefehl hatte, focht im bloßen Hemde 11 Stunden lang, bis die Stadt gerettet war. Er bemerkte bald die geringe Anzahl der Deutſchen, die man in der erſten Beſtürzung für zahllos hielt, und ſo ſchienen ihm die nach den Wällen geflüchteten Franzoſen

noch

noch zahlreich genung zu ſeyn, um die Hoffnung nicht aufzugeben. Dazu kam noch ein Zufall, der den Franzoſen eben ſo günſtig als den Deutſchen nachtheilig war.

Chryſel. Ja der verdammte Zufall, wenn der nicht geweſen wär? —

Schnaps. Graf Merci war vom Eugen beordert, nach Eröffnung des Margarethenthors, mit ſeinen wenigen Reutern ſogleich auf das entgegenſtehende Pothor zu jagen und ſich deſſelben zu bemächtigen und es zu behaupten, bis Baron Scherzer mit Infanterie zur Verſtärkung nachkommen würde, damit ſie die dortige Brücke beſetzen, und den Prinz Vaudemont, ſobald er mit ſeinem Chor vor die Stadt erſchien, hineinlaſſen könnten. Denn drang dieſer von der andern Seite ein, ſo war Cremona weg. Aber hier gieng es ſchief. Merci vollführte ſeinen Auftrag glücklich und nahm das Pothor ein, wo Vaudemont über die Brücke hereinkommen ſollte. Scherzer, der ihm zur Verſtärkung nachrückte, verlohr aber ſeinen Wegweiſer durch einen Schuß aus dem Fenſter und verfehlte nun die rechte Straße. Anſtatt ans Pothor zu kommen, ſtieß er auf einen Hauffen von Entragues Regiment, mit welchem er ſich eine lange Zeit herumſchlagen mußte. Unterdeſſen waren zwey irrländiſche Regimenter, die in der Gegend des Pothors lagen, ins Gewehr gekommen, und da ſie die wenigen Reuter des Graf Merci am Pothor ſahen, entriſſen ſie ihnen daſſelbe wieder. Unterdeſſen hat Scherzer ſich durchgeſchlagen, kömmt an, und findet das Pothor, ſtatt vom Merci, von den Irrländern beſetzt, die ihn mit blutigem Kopf zurückwieſen. Nun war das ganze Spiel verdorben, denn die Irrländer brannten die Pobrücke, über welche Vaudemont hereinkommen ſollte, ab. Grundloſe Wege hatten dieſen ſo lange aufgehalten, daß er zur beſtimmten Zeit nicht eintreffen konnte. Er hört von weitem das Krachen in Cremona, ſieht den aufſteigenden Pulverdampf, eilt mit ſeinen Reutern über Hals und Kopf, aber — die Brücke war verbrannt. Da hielt er nun vor dem Schlagbaum, treibt die Infanterie herbey,

die doch nicht fliegen kann, ſucht Fahrzeuge und findet keine. Mit Ingrimm muß er alſo halten, kann ſeinen Cammeraden nicht zu Hülfe kommen und iſt gezwungen nur ein Zuſchauer des Kampfs zu ſeyn, den er ſo gern mit ihnen getheilt hätte. Gegen Abend fährt endlich eine Compagnie Grenadiers auf Boote über den Strom, aber das Schauſpiel war ſchon zu Ende.

Eugen bot alles auf, um das Pothor zu retten, wo die Hülfe Vaudemonts herkommen ſollte. Nachdem jeder Sturm darauf fruchtlos abgelauffen war, ſchickt er den Hauptmann Macdonel, der den Villeroi gefangen nahm, dahin ab, um Vergleichsvorſchläge zu thun. Die irrländiſchen Regimenter haben keine Ohren. Und wenn euer Prinz, ſagen ſie, alle Kuiraßiers des Kayſers gegen uns ſchickt, von dieſer Stelle ſollen ſie uns nicht vertreiben. Macdonel droht nun Todt und Verderben. Vergebens! Man behält ihn gefangen. Nun wird Baron Freiberg mit den Taffiſchen Reutern gegen ſie beordert. Schon von weiten dringt ein Kugelregen auf ſie ein, daß Mann und Pferd auf allen Schritten ſtürzen. Dennoch dringt er wie ein Wüthender ein. Mit dem Säbel in der Fauſt ſprengt er in den dickſten Hauffen, wird umringt, und ihm Pardon angeboten. „Iſt heut ein Tag, ſchreit er, da man Pardon giebt? handelt nach Pflicht!" und ſo ſtrecken mehrere Schüſſe den raſenden Kämpfer zu Boden. Die Kuiraßiere weichen; die Irrländer behaupten das Thor.

Chryſel. Brave Kerls, die Irrländer! und die Taffiſchen Reuter auch. O! über einen braven Kerl geht doch nichts in der Welt.

Schnaps. Und wie am Pothor, ſo gieng es in der ganzen Stadt. Die Franzoſen, zum Theil im Hemde und nur halb bewaffnet, von der Schwäche der Deutſchen im̃er mehr überführt, vertheidigen ſich nicht nur allein, ſondern greiffen auch ſelber an, um ſich für den gehabten Schreck zu rächen und die verlohrnen Poſten wieder zu erobern. Aber ſie waren zu ſauer erkauft, zum Theil mit vielem Menſchen-Blut, um ſie wohlfeilen Preiſes wieder hinzugeben. An allen Ecken und Orten entſteht alſo ein entſetzliches Gemetzel. Eugen, Commerci, Stahrenberg ſind gleich-

gleichſam allgegenwärtig und fliegen von einem heißen Standpunkt auf den andern, um die Streiter anzufeuern. Die Getödteten liegen hauffenweis auf den Straßen.

Schon war der Mittag vorüber und das Mordſpiel immer daſſelbe. Eugen zu ſchwach die ſechstauſend Mann ſtarke Beſatzung zu überwältigen, verſuchte einen andern Weg. Die Rathsglocke wird gezogen und der Magiſtrat muß ſich verſammeln. Eugen gebeut ihnen, mit der Bürgerſchafft die Waffen für den Kayſer zu ergreiffen. Sie ſchlugen dies Anſinnen aber wohlweislich aus, und beſtanden darauf, neutrale Zuſchauer des blutigen Trauerſpiels bleiben zu dürfen. Keine Vorſtellungen, keine Bitte, kein Befehl, keine Drohungen, nichts konnte ſie bewegen.

Strumpf. Da haben ſie auch ſehr klug gethan. Welcher Rath wird ſich ſo zwiſchen Thür und Angel ſtecken! —

Schnaps. Es war ſchon nach 3 Uhr Nachmittags als Eugen mißmüthig das Rathhaus verließ. Guter Rath wurde mit jeder Minute theurer, und wo nun hin? — Er ſtieg mit Prinz Commerci auf den hohen Thurm der Cathedralkirche, um von dieſem erhobenen Standpunkt aus, die Lage der Dinge mit einem Blick zu überſehn.

Strumpf. Mein Gott! wenn ich ihn mir da oben vorſtelle! 's iſt, als ob ich ihn ſehe. Das muß ein Anblick geweſen ſeyn, als wenn unſer Herr Gott aus den Wolken ins Schlachtgetümmel niederſieht!

Schnaps. Ein fürchterlicher Anblick! in allen Straßen wogte das Mordgetümmel, wie eine Welle hin und her; wälzte ſich bald hie bald dorthin. Hier ſiegten die Franken, dort die Deutſchen. Eugens Schaaren ſchmolzen aber mit jedem Fußtritt, und wurden immer dünner und dünner. Jede eroberte Straße wurde alsbald von den Franzoſen verrammelt und verſchanzt. Das Pulver der Deutſchen verſchoſſen, die Helden von einer beſchwerlichen Nacht und der blutigen Arbeit des Tags ermüdet. Eilf Stunden ſtanden ſie nun faſt im Feuer und hatten weit mehr geleiſtet, als ſie ſollten; denn ihr Tagewerk war nur, die überrumpelten Poſten ſo lange zu behaupten, bis Prinz Vaudemont mit ſeinen Truppen über die Pobrücke dringen würde. Eugen erblickte ihn vom hohen

hen Thurm herab, wie er mißmuthig mit ſeinem Heer am Ufer ſtand und ihm gleichſam entgegen rief: ich kann nicht herein! — Da ſtieg der Held aus der Höhe herab, ergrimmte und raufte ſich das Haar, daß er nur den Marſchall Villeroi und nicht auch die Feſtung Cremona in die Lorbeerkrone dieſes Tages winden ſollte.

Chryſel. Der Tauſend Herr Schnaps! Das war ſchön geſagt. Ordentlich poetiſch. Das muß ich mir merken.

Schnaps. Man könnte auch ein Heldengedicht aus dem Stück machen, wenn ich nur reimen könnte. Ich dächte, wenn ihr euch drüber machtet. Auf die Sprünge will ich euch ſchon helfen. Fangt nur an:

Der große Held Eugenius
Beſungen vom Chryſelius.

Chryſel. Der Titel gefiele mir ſchon. Wer weiß, was ich thu? — Doch erzählt nur erſt aus.

Schnaps. Eugen ſah, daß er mit ſeinen wenigen Leuten den Kampf in die Länge nicht aushalten würde, und mußte ohnedem beſorgen, daß die Franzoſen von auſſen her Succurs bekommen möchten, wo er dann wie die Maus in der Falle geweſen wär. Er ließ alſo zum Abzug blaſen; Paul Diak und Major de Pre hatten mit zwey Schwadronen das Margarethenthor von außen bewacht. Sie zogen ſich alſo in die Stadt, den Rückzug zu decken, der erſt mit Einbruch der Nacht erfolgte. Voran giengen die Reuter, dann führte Stahrenberg die Infanterie Schritt vor Schritt von dem großen Markt nach dem Margarethenthor. Die Franzoſen wollten ihnen das Geleite geben, aber die deutſche Tapferkeit ließ ſich nicht zur Stadt hinaus leuchten. Tauſend Schritte vor der Stadt machten die vorderſten Truppen Halt, und erwarteten ihre Brüder. So zog die Heldenſchaar, wenn auch nicht mit Sieg, doch mit Ruhm und Ehre gekrönt davon und ſpielte nun umgekehrt dem Marſchall Villeroi auf, der mit 500 Gefangenen dem Winterquartier der Deutſchen zutanzte. Aber eben ſo viele hatten die Oeſterreicher auch verlohren, von denen ſich viele in den Cremoneſiſchen Weinkellern verſpätet hatten.

Chry-

Chryſel. Die Franzoſen hätten ſie ohne Gnade hängen ſollen. Was hatten ſie da zu thun? —

Schnaps. Ihren Durſt zu löſchen; es war ja ein heißer Tag im Januar. — Indeſſen ſagte man allgemein, Eugen hätte beſſer gethan, den Marſchall ungefangen zu laſſen, denn hätte dieſer das Kommando der Franzoſen behalten, ſo hätte jener noch oft mit Glück auf den Fang gehen können.

Chryſel. Wer kann das wiſſen! — Bleibt aber doch ein Meiſterſtreich, den Vogel mitten aus dem Neſt zu nehmen. Ach! daß ich nicht dabey geweſen bin! — Und was ward denn aus Prinz Vaudemont?

Schnaps. Die Franzoſen kanonirten ihn aus der Zitadelle, und da er merkte, daß ſeine Waffenbrüder aus dem Margarethenthor abzögen, ſo gieng er gegen Abend auch nach Haus.

Chryſel. Die verdammte Brücke und der einzige Schuß, der den Wegweiſer tödtete! Sonſt wäre das Spiel gewiß anders ausgefallen.

Schnaps. Es war doch nicht ganz verlohren, denn die Deutſchen hatten ſich gewaltig in Reſpekt geſetzt, daß ſich die Franzoſen vor ihnen, wie vor Raubvögeln, verkrochen. Sie zogen ſich allenthalben zurück und ließen den Kayſerlichen ruhige Winterquartiere; denn das Aufſpielen zum Tanz war ihnen vergangen. — Nun Herr Chryſelius! wie ſtehts? werdet ihr das Heldengedicht noch reimweis zwingen? —

Chryſel. Verſuchen will ichs ſchon, ob ich meine poetiſche Ader nicht wieder in Fluß bringen kann.

Strumpf. Wenns euch nur nicht geht, wie mit der goldnen.

Chryſel. Ach nein! ich denke den Schaden wieder gut damit zu machen, wenn ichs einem Buchhändler verkauffe.

Schnaps. Da habt ihr Recht. Machts nur ein wenig hochtrabend, damit die Leute ſagen: Ey das iſt ſchön! Der Teufel ſelbſt kanns nicht verſtehn.

Pupup. Schon wieder ein Reim: Es lebe der Held Eugenius! beſungen vom Bader Chryſelius! —

Schattenſpiel an der Wand.

Neuntes Stück.

Nordiſcher Krieg.

Mit den Dänen war Carl der Zwölfte im Fluge ins Reine gekommen und mit ſeinen achttauſend Schweden hatte er achtzigtauſend Ruſſen bey Narva derenmaaßen den Text geleſen, daß ſie mit weinenden Augen ihr Leiden dem heiligen Niclas klagten. Nun ſollte ſein dritter Widerſacher, Auguſt der Zweite, König von Pohlen das Bad ausgießen. Daß dieſem nichts Gutes ahndete, läßt ſich leicht denken. Um ſich mit dem Czaar noch feſter zu verbinden, kamen ſie beide zu Bieſen in Lithauen zuſammen; wo ſie 14 Tage herrlich und in Freuden lebten, und ſich dann mit dem gegenſeitigen Verſprechen trennten, daß jeder 50,000 Mann gegen Carln ſtellen ſollte. Peter hielt zwar Wort und um den Schweden das Zauberhandwerk deſto beſſer zu legen, überredete er das Volk, daß, wenn man die Kirchen- und Kloſterglocken als geweyhtes Metall zu Bomben und Canonen göße, ſo würden die Schweden von dieſer heiligen Artillerie deſto beſſer fallen, welches dem Volk auch ſehr einleuchtete. Der gute Auguſt aber konnte nicht Wort halten, weil ihm die Pohlen einen Strich durch die Rechnung machten und nicht aufſitzen wollten.

Den 8ten Juli 1701 erſchien Carl mit 15,000 Mann am Ufer der Düna in Liefland und Auguſts ſächſiſche Armee campirte auf dem gegenſeitigen Ufer. Der Fluß bildete alſo einen Schlagbaum zwiſchen beide, ſo daß ſie einander nicht füglich zu Leibe konnten.

Aber Carl war nicht auf den Kopf gefallen und wußte ſich zu helfen. Was thut er? in der Geſchwindigkeit läßt er eine Menge Kähne mit hohen Brüſtungen bauen und dieſe Brüſtungen konnten, wie Zugbrücken aufgezogen und niedergelaſſen werden. Im erſten Fall wurden die Soldaten dadurch gegen die Flintenkugeln geſchützt und im andern konnten ſie deſto beſſer landen. Nun paßte er den Wind ab und als ihm dieſer in den Rücken kam, ließ er eine Menge naßes Stroh auf die Fahrzeuge bringen und zündete es an. Dadurch entſtand ein gewaltiger Dampf, der auf die Sachſen zuwehte, daß ſie kaum die Hand vor Augen ſahen. Unter dieſem Dampf ſchifft er über und eh ſichs der Feind verſah, trat er mit ſeiner Armee wie aus den Wolken daraus hervor, ließ das Geſchütz ausladen und ſtand in Schlachtordnung.

Kaum merkte der ſächſiſche General Steinau Unrath, ſo ſtürzte er mit ſeiner Reuterey ſo gewaltig auf die Schweden ein, daß er ſie faſt bis ins Waſſer zurücke trieb. Aber Carl ſammelt ſie wieder und treibt die Sachſen zurück. Einige rußiſche Bataillons, die bey den Sachſen waren, ergreiffen das Haſenpanier und bringen alles in Unordnung. Der Herzog Ferdinand von Kurland, der den andern Flügel der Sachſen commandirte, ſtritt wie ein Löwe. Dreymal warf er ſich unter Carls Garde und zwey Pferde wurden unter ihm erſchoſſen. Endlich ſtürzt ihn eine Flintenkugel vom Pferde und er ward halb todt aus dem Schlachtgetümmel getragen. Die Sachſen fliehn. Ihrer 2000 lagen auf der Wahlſtadt und 1500 werden gefangen. Carl erbeutete 16 Fahnen und 36 Canonen.

Nun ſtand Carln der Weg nach Curland und von da nach Pohlen offen, wo er auch in Kurzem wie die

Sünd-

Sündfluth alles überſchwemmte und ſich treflich bezahlen ließ. Weh jedem König, dem die Unterthanen Geſetze vorſchreiben. Weh jedem Lande, wo niemand weiß, wer Koch oder Keller iſt.

Das war leider! der Fall in Pohlen. Was geht denn uns der Krieg des Churfürſten von Sachſen mit dem Könige von Schweden an? fragten die Pohlen jetzt, da das Spiel ſchief gieng. Und der ſchlaue Carl ſagte das auch. Ich habe es nicht mit euch, ſondern mit dem Churfürſten von Sachſen zu thun, verſicherte er ſie. Ich bin bloß gekommen, euch frey zu machen, ſetzte er hinzu; aber ihr müßt weder Ruſſen noch Sachſen in euer Land laſſen. Der arme Auguſt! Der Cardinal Primas Radziejowsky hatte es immer noch nicht vergeſſen, daß er bey der Königswahl umſonſt geſungen hatte und ſpielte nun mit Carln unter der Decke, ob er wohl äußerlich und öffentlich den Schein annahm, als ob ers noch ſo gut mit ſeinem Landsherrn Auguſt meinte. Nach vielen Cabalen und Reichsverſammlungen war das Ende vom Liede, daß Carl, der jetzt mitten in Pohlen ſaß, erklärte; eher ſey an keinen Frieden zu denken, als bis die Pohlen ihren König Auguſt des Throns für verluſtig erklärt und einen andern in ſeiner Stelle erwählt hätten. Das war Waſſer auf Radziejowskys Mühle, denn dießmal glaubte er, daß ſein Lied gewiß gelten ſollte, worinn er ſich aber auch verrechnete.

Was war zu thun? mit Carln war nicht zu ſpaßen, das wußte man nun ſchon weit und breit. Und ein für allemal hatte er erklärt, daß er nicht aus Pohlen wiche, bis Auguſt vom Thron geſtoßen ſey, und wenn er 50 Jahr drauf warten ſollte. Und da 15000 Schweden und viele pohlniſche Magnaten, die es heimlich mit Carln hielten, die Nothwendigkeit

davon zum Beſten des Landes bewieſen, ſo zweifelte kein Kind daran. Es war freilich hart, aber auch die treuen Pohlen mußten nun ſchon einmal nach der ſchwediſchen Pfeiffe tanzen und der Thron wurde für ledig erklärt, Auguſt mochte dazu ſagen, was er wollte.

Nun entſtand natürlich die Frage: und wer ſoll jetzt König ſeyn? — Der ſchwediſche Miniſter Graf Piper, rieth ſeinem Herrn, daß er wohl billig der nächſte wäre, und daß er den Pohlen ſolches ſchon begreiflich machen wolle, wenn mans ihm überließe. Carl beſann ſich einen Augenblick und ſagte dann: „Nein! das iſt nichts für mich. Kronen wegſchenken, iſt edler, als ſie für ſich behalten. Alſo mag ich ſie nicht.“ Der große Mann! und doch fiel es ihm nicht ein, ob es auch edel ſey, mir nichts, dir nichts, Kronen zu nehmen? — Nun kam der älteſte Sohn vom Vorgänger Auguſts, Jacob Sobiesky, der ſich damals zu Ohlau in Schleſien aufhielt, in Vorſchlag. Er würde es auch geworden ſeyn, wenn nicht Auguſt einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Da er ſehr wohl wußte, was in Pohlen vorgieng, ſo ſchickte er heimlich 30 Dragoner ab, die den Jacob Sobiesky, als er auf der Jagd war, im Walde aufhoben, und ihn nach Leipzig gefangen führten, wo er wohl verwahret wurde. Mit dem wars alſo auch nichts. Und wer nun? — Jacob Sobieskys jüngerer Bruder, Alexander, kam zu Carln und bat ihn um Rache für die Entführung ſeines ältern Bruders. Carl ſah, daß er dieſen ſobald nicht würde befreyen können, und um den jüngern Bruder Alexander zu tröſten, bot er ihm ſelbſt die pohlniſche Krone an. Gott bewahre mich, ſagte der edle 22jährige Jüngling, daß ich meines ältern Bruders Unglück mir

ſo

ſo zu Nutze machen ſollte. Er blieb dabey, daß er nicht König werden möchte. Kaum iſt wohl jemals eine Krone in der Welt ſo ausgeboten uud ſo ausgeſchlagen worden. Radziejowsky wollte nun das conſtiſche Lied wieder anſtimmen, aber Carl hatte keine Ohren dafür. Da aber der Cardinal doch gern die Ehre gehabt hätte, daß er den Pohlen einen König geben wollte, worinn er der Zukunft wegen ganz richtig calculirte, ſo brachte er den Fürſt Lubomirsky in Vorſchlag. Wenn es ſonſt Gottes Wille geweſen wäre, ſo hätte das wohl auch geſchehen können; aber was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. Carl hatte, als die pohlniſchen Landboten ihm wiederholte Deputationen ſchickten, darunter einen jungen Mann, Stanislaus Leszinsky, Woiwode von Poſen kennen lernen. War ein ſchöner Mann, und was er ſagte, das hatte Hand und Fuß. Es giebt einen gewiſſen Schlag Leute, von denen jeder auf den erſten Anblick ſagt: man muß ihm gut ſeyn! Der liebe Gott hat da gewöhnlich äußerlich und innerlich den Grund gelegt, aber dieſe Diamanten unter den Menſchenkindern müſſen ſich auch fein lieblich polirt und abgeſchliffen haben, welches, mit Erlaubniß zu ſagen, bey Corporalskindern ſo gut als bey Generalskindern möglich iſt. Carl ſah und hörte den jungen Woiwoden mit innigem Wohlbehagen an und erkundigte ſich weiter nach ihm. Man gab ihm allenthalben ein gutes Lob. „Der Mann verdients, daß ich ſein Freund werde!“ brach Carl mit Entzücken aus und nun wußte jeder ſchon, wieviel die Glocke geſchlagen hätte.

Kaum hatte der Cardinal Primas Radziejowsky gewittert, wie das Spiel ſtände und wer Trumpf wäre, ſo verfügte er ſich wieder zu Carln um ihn umzuſtimmen und den Fürſt Lubomirsky ans Brett zu bringen.

gen. Aber was haben Sie denn, fragte ihn Carl, wider den jungen Woiwoden Leszinsky einzuwenden? — „Er iſt zu jung, Ihr Majeſtät!“ platzte der Cardinal heraus. „Ja! erwiederte Carl, er iſt ungefähr in meinem Alter“ — und damit hatte die Audienz ein Ende.

Nun wurde 1704 den 12ten Juli der Wahltag angeſetzt. Der Cardinal that alles um dem Fürſt Lubomirsky die Krone zu verſchaffen, aber es ſtimmte auch hier niemand mit Ihm ein. Um der Sache beſſern Nachdruck zu geben, erſchien Karl ſelbſt incognito in Warſchau und ließ auch noch obenein aus Vorſorge den Wahlplatz mit ſchwediſchen Truppen einſchließen, weil ſo etwas immer einen guten Einfluß auf die Stimmen haben ſoll. Der pohlniſche Nationalſtolz fühlte ſich dadurch gekränkt, erwachte, und der Landbote Jroſalsky hatte das Herz ſich folgendermaßen hören zu laſſen:

„Können wir den Entſchluß zur Wahl rechtmäßig nennen, der aus der Furcht entſteht, von den Truppen bewaffneter Ausländer niedergehauen zu werden, die uns umringen, die durch ihre Gegenwart an dieſer Stäte die Würde der Republick ſchänden? Da ich unter keinen andern Verbindlichkeiten ſtehe, als die mir mein Gewiſſen und die Liebe zu unſerm Vaterlande auflegt, ſo werde ich meine Einwilligung keinem Vorſchlage verſagen, der aus aufrichtiger Neigung zum Beſten der Republick entſteht; allein dies muß nach der Reichsverfaſſung und ohne Zwang geſchehen. Ich bin ſehr geneigt, den Edlen zur Königlichen Würde zu erheben, der hier gegenwärtig iſt, der mich reden hört und gewiß mir ſeine Achtung nicht verſagt, weil ich für die Vorrechte Pohlens, obgleich nicht für ſein Privatintereſſe rede. Beſteigt er durch eine

geſetzmäßige, freye Wahl den Thron, ſo werde ich ſein treuſter Unterthan, wo nicht, ſein erklärter Feind ſeyn. Laßt uns unſre Zaghaftigkeit nicht verewigen. Laßt uns bey der Nachwelt nicht die Schande haben, die unwürdigen Werkzeuge des gebieteriſchen Willens eines ausländiſchen Fürſten geweſen zu ſeyn. Laßt uns mit edlem Muthe wider alle Gewaltthätigkeiten proteſtiren und die Würde des Vaterlandes und die Ehre der Geſetze mit dem Verluſte unſers Lebens aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen ſuchen."

Das war brav geſprochen wie ein Mann und mehrere Landboten ſtimmten den edlen Geſinnungen bey. Der Abend kam unter Proteſtiren herbey und es war noch nichts entſchieden. Da erhub der Biſchof von Poſen ſeine Stimme und rief überlaut: Es lebe Stanislaus Leszinsky, erwählter König von Pohlen! Die hinten poſtirten Schweden, welche vielleicht ſchon drauf abgerichtet waren, wiederholten aus voller Kehle den Ausruf und ſo erſchallte das ganze Wahlfeld: es lebe Stanislaus Leszinsky, erwählter König von Pohlen! Und damit hatte das Lied ein Ende.

Wer am meiſten dawider einzuwenden hatte, war natürlich Auguſt ſelbſt. So lange man eine Krone noch halten kann, läßt man ſie nicht leicht fallen. Er nahm die noch treu gebliebenen Pohlen und ſeine ſächſiſche Armee zuſammen und erſchien damit am 6ten Sept. 1704 vor Warſchau. Carl war mit ſeiner Armee weiter gezogen und hatte nur den Graf Horn nebſt einer ſchwachen Beſatzung zurückgelaſſen. Die Hauptſtadt öffnete ohne Umſtände die Thore. Der neue König Leszinsky entkam über Hals und Kopf nur mit genauer Noth. Die Flucht war ſo eilig, daß eine von den jungen Prinzeßinnen von ihrer Wärterin

in

in einem Dorf zurückgelaſſen wurde, wo man ſie in einer Pferdekrippe fand. Daß Auguſt bitterböſe war und die Anhänger Carls empfindlich züchtigte, wer kann ihm das verdenken? Ihre Palais und Landhäuſer wurden zerſtört. In den Kellern des Primas Radziejowsky fand man allein über 100,000 Gulden Wein, worinn ſich die Sachſen gütlich thaten. Der Biſchof von Poſen, der den neuen König ausgerufen hatte, lag am Podagra krank. Man plünderte ſeinen Pallaſt, nahm ihn ſelbſt gefangen und ſchickte ihn nach Sachſen.

Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, denn zu eben der Zeit hatte Carl Lemberg eingenommen, wo er 140 Kanonen fand und ſich 3 Tonnen Goldes bezahlen ließ, welches alles zu brauchen war. Nun ſuchte er ſeinen Gegner Auguſt auf, welcher zwar 30,000 Truppen hatte, worunter aber viele Pohlen und Ruſſen waren, auf die er ſich wenig verlaſſen konnte. Zum Unglück theilte er aus guten Gründen ſein Heer in verſchiedene Korps hie und dahin, wodurch er das Uebel noch ärger machte. Wie ein Bliz kam Carl mit lauter Cavallerie dem ſächſiſchen General Schulenburg, der 9000 Infanteriſten und 500 Dragoner hatte, bey Puniz an der ſchleſiſchen Gränze auf den Hals. Mit ſeiner gewöhnlichen Haſt wollte er hier wieder geſchwind aufräumen, aber die ſächſiſche Infanterie verſtand keinen Spaß. Sie bildete ein längliches Viereck; das erſte Glied lag auf den Knien mit vorgeſtreckten Bajonetten und das zweite Glied etwas gebückt und das dritte in gerader Stellung feuerte drüber weg. Carl ließ ſich durch den Wald von Stahl nicht ſchrecken und ſezte mit der äuſſerſten Wuth fünfmal, aber vergebens an. Die Nacht brach drüber ein und Schulenburg zog ſich zurück.

Tags

Tags drauf verfolgten ihn die Schweden und trieben ihn in einen Wald, der an der Oder lag. Hier glaubte Carl die Maus in der Falle zu haben. Aber Schulenburg, ohnerachtet er fünf Wunden hatte, verlor den Kopf nicht, hielt ſich den Feind vom Leibe, machte in der Geſchwindigkeit Flöße von Bäumen und ſetzte bey Nacht über die Oder. Weg war er und Carl ſtand nun da und mußte ihm nachrufen: glückliche Reiſe! In der That, ſagte er, diesmal haben uns die Sachſen beſiegt.

Unterdeß war Auguſt wieder nach Warſchau gegangen um den untreuen Pohlen die Augen zu öffnen. Viele bekehrten ſich auch. Der Fürſt Lubomirsky, der ſein Thronfolger hatte werden wollen, warf ſich ihm mit den Worten zu Füſſen: Vergebung Sire! ich bin verführt worden. Er gelobte Beſſerung und Auguſt ließ es wieder gut ſeyn. Carl zog indeſſen wie ein Ungewitter in Pohlen auf und nieder, weswegen Auguſt es am rathſamſten fand mit ſeiner Schaar nach Dresden zu gehen.

Carl hielt ruhige Winterquartiere in Pohlen. Abgeſetzt war der alte König und ein neuer gewählt, aber das war ihm noch nicht genug, er ſollte nun auch feyerlich gekrönt werden. Da gerieth nun der Cardinal Primas, der das verrichten mußte, von neuem zwiſchen Thür und Angel, wie es allen Leuten geht, die Winkelzüge machen und Schleichwege betreten. Wäre ſein Wille durchgegangen und der Fürſt Lubomirski gewählt worden, ſo würde er geſchwinde bey der Hecke geweſen ſeyn, aber ſo ſollte er ſich gleichſam ſelbſt aufs Maul ſchlagen, und wem geht das nicht ſchwer ein? — Dazu kam noch, daß der Pabſt Auguſts Parthie nahm und den Herrn Cardinal nach Rom citirte, wo er von ſeinen Schwindeleyen Rechenſchaft

ſchaft ablegen ſollte. Aus Furcht vor böſer Liebe hütete er ſich aber wohl dahin zu gehen. Von der andern Seite beſtand Carl darauf, daß er ohne Umſtände nach den Reichsgeſetzen die Pohlen zur Krönung zuſammenberufen ſollte. Das darf ich nicht, Ihr Majeſtät! wendete er ein, wegen der Drohungen des heiligen Vaters. Carl kannte aber ſchon ſeinen Mann, und ließ des Cardinals Güter in Pohlen mit Einquartirung belegen. Wohl oder übel bequemte er ſich alſo und ſchrieb den Krönungstag auf den 11ten Jul 1705 aus. Er erlebte ihn aber nicht und hauchte, vielleicht aus Aerger und Verdruß, daß er ſich zwiſchen zwey Stühle geſetzt und es mit allen Partheyen, mit dem Pabſt, mit Auguſt, mit Carln, mit Leszinsky verdorben hatte, ſeine treuloſe Seele aus.

Der gute Auguſt, beſiegt und vertrieben, ſaß indeß zu Dresden und grämte ſich. Im Anfange und zu Ende dieſes Jahrhunderts leuchtete über viele Könige kein guter Stern. Kayſer Leopold und der König von Preußen verwendeten ſich für Auguſt bey Carln, aber wir wiſſen ſchon, weß Geiſtes Kind er war und daß er ſeinen eiſernen Kopf nicht brechen ließ. Alles, alles war umſonſt. Er ruhte eher nicht, als bis Stanislaus Leszinsky den 4ten Octbr. 1705 gekrönt worden war.

Als mir mein Schneider ein Paar Beinkleider anmeſſen ſollte, ſo fragte er mich, wie ich ſie denn haben wollte, kurz oder lang, weit oder enge? — Da ich mich nun darum wenig zu bekümmern verſicherte, wenn ſie nur paßten, ſo fuhr er fort: „ja! lieber Herr! da weiß ich mir auch nicht Rath; denn ſehen Sie, ein Gemüth trägt gerne kurze Hoſen und ein Gemüth trägt gerne lange Hoſen, und wie geſagt: die Gemüther ſind halt ſehr verſchieden.“ Eben ſo gehts

mei-

meinem Gemüth mit Carl dem Zwölften auch. Ich weiß wohl, daß ihn manche bis in den dritten Himmel erheben und ihn viele Proteſtanten wohl gar den ſchleſiſchen Herr Gott nennen, warum? das werden wir künftig hören; aber das Verfahren mit dem Könige Auguſt und dies und jenes noch kann ich ihm nicht gut halten, und wenn er die halbe Chriſtenheit aus türkiſcher Sclaverey erlöſt hätte.

Auguſt bot ſeine letzten Kräfte auf, um Carln und ſeinem erwählten Gegenkönige Stanislaus die Spitze zu bieten und die pohlniſche Krone zu behaupten, aber auch der letzte Verſuch, den ſein braver General Schulenburg gegen den ſchwediſchen General Rheinſchild bey Frauſtadt machte, verunglückte. Die Sachſen wurden total geſchlagen; ſiebentauſend Mann blieben im Treffen, und eben ſo viel wurden gefangen.

Der gute unglückliche Auguſt, nachdem ihn ſeit fünf Jahren Schlag auf Schlag getroffen hatte, wurde durch dieſen letzten ſo erſchüttert, daß er beynah verzweifelt wäre. Er wollte mit dem Reſt ſeiner Flüchtlinge den General Rheinſchild angreiffen und ſiegen oder ſterben, welches letztere wohl unvermeidlich geweſen wäre. Man hielt ihn aber zurück.

Und was that Carl? um ſeinen Vetter Auguſt ganz zu Grunde zu richten, faßte er jetzt den Anſchlag, in das Churfürſtenthum Sachſen einzurücken. Aber Schleſien lag zwiſchen Sachſen und Pohlen. Es wäre höflich und billig geweſen, erſt bey dem Kayſer Erlaubniß zu holen, daß er durch ſeine Staaten marſchieren dürfte, aber davon ſtand in Carls Katechismus nichts. Ohne anzufragen rückte er mir nichts, dir nichts in Schleſien und gieng nach Sachſen. Unterwegs wurde er von vielen proteſtantiſchen Schleſiern über-

überlauffen, welche ihn um Schutz für ihre Glaubens-freyheit anflehten. Unter andern ergriff ein alter Schuſter des Königs Pferd beym Zügel und jammerte: „Euer Majeſtät wir bitten Sie mit unſern Thränen, denken Sie doch auch an uns arme Leute und an unſern unterdrückten Glauben in dieſem Lande.“ Der König wollte weiter reiten, aber der alte Greiß ließ das Pferd nicht eher los, bis Carl Ja ſagte und ihm die Hand gab. Das hatte denn bald gar wichtige Folgen, wie wir künftig hören werden.

Carl langte glücklich in Sachſen an. Anfangs flüchtete alles vor ihn. Da er aber ein Manifeſt bekannt machte, worin allen Einwohnern, die ſich ruhig verhalten und die Contributionen und Lieferungen richtig herbeyſchaffen würden, Schutz verſprochen wurde, ſo lebte er hier wie im tiefſten Frieden. Er hielt vortrefliche Mannszucht. Als er eines Tages bey Leipzig ſpatzieren ritt, klagte ihm ein Bauer, daß ihm ein Schwede ein Huhn geſtohlen hätte. Carl ließ ſogleich den Soldaten kommen und fragte ihn, ob das wahr ſey? — „Ja, Ew. Majeſtät! antwortete der Grenadier, aber das iſt ja eine Kleinigkeit. Ich habe dem Bauer lange nicht ſo vielen Schaden gethan, als ſie ſeinem Herrn. Sie haben jenem ein Königreich und ich dieſem nur ein Huhn genommen. Carl ward nicht böſe. Er gab dem Bauer einige Ducaten, und vergab dem Grenadier mit den Worten: „Wenn ich Auguſt ein Königreich genommen, ſo mußt du auch bedenken, daß ich dabey nichts für mich behalten habe.“

Für den guten Auguſt war nun alle Hoffnung verlohren. Es blieb ihm nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er ſchickte ſeinen Geheimen Rath Baron von Imhaff und den Referendar Pfingſten

ins

ins Hauptquartier Carls zu Altranſtädt mit unbeſchränkter Vollmacht mit dem Könige von Schweden einen Frieden nach den Regeln der chriſtlichen Billigkeit zu ſchließen. Unterdeſſen dieſe mit Carln heimlich über den Frieden mit erhandelten, (denn Czaar Peter durfte es nicht erfahren, weil ſich Auguſt anheiſchig gemacht hatte, ohne ſeine Einwilligung und Vorbewuſt nie Friede mit Carln zu ſchließen) war Auguſt zu ſeinem Unglück das erſtemal wider Willen glücklich gegen die Schweden. Er ſtand mit dem Reſt ſeiner Truppen in Pohlen, wo Fürſt Menezikoff mit 30,000 Ruſſen zu ihm ſtieß. In der Nähe dieſer vereinigten Armee ſtand der ſchwediſche General Meyerfeld mit kaum 10,000 Mann. Menezikoff drang auf eine Schlacht, wozu Auguſt aber keine Ohren hatte, um ſich das Spiel in Altranſtädt nicht zu verderben. Er ſteckte hier alſo zwiſchen Thür und Angel, und da er den Menezikoff nicht vom Treffen abreden konnte, ſo ließ Auguſt insgeheim dem ſchwediſchen General Meyerfeld einen Wink geben, was zwiſchen ihm und Carln in Altranſtädt auf dem Tapete ſey. Meyerfeld glaubte es aber nicht, und ſo kam es bey Kaliſch zu einem Treffen, worin Meyerfeld geſchlagen und gefangen wurde. Nun war bey Carln erſt recht Oel ins Feuer gegoſſen. Der Friede kam dennoch zu Stande, aber kläglich. Auguſt mußte förmlich Verzicht auf die pohlniſche Königskrone thun und durfte nur den Titel König behalten, auch den Stanislaus Leszinsky als rechtmäßigen König von Pohlen anerkennen. Auguſt kam ſelbſt zu Carln, bat, flehte, machte Vorſtellungen, aber Carl blieb Carl.

Das hätte alles hingehen mögen, aber das grauſamſte, wodurch er in ſeinem Unglück auf das ſchmerzlich-

lichſte gehöhnt wurde, war, daß er auf Carls Befehl ſeinem Todtfeinde und ſeinem Unterthan, dem Stanislaus Leszinsky noch obenein gratuliren muſte. Unmenſchlich hart! Stanislaus hatte, ſo wollte es Carl, um ſeinen unglücklichen Vetter aufs tiefſte zu demüthigen, ſeinem ehemaligen Monarchen ſeine Thronbeſteigung ſchriftlich kund gethan, und Auguſt ſollte und mußte drauf antworten. Er that es folgendermaßen:

Mein Herr und Bruder!

Wir hatten es nicht für nothwendig gehalten, uns mit Ew. Majeſtät in einen beſondern Briefwechſel einzulaſſen. Um aber Sr. ſchwediſchen Majeſtät gefällig zu ſeyn und zu zeigen, daß wir nicht ſchwierig ſind, Dero Verlangen zu erfüllen, ſo gratuliren Wir hiemit Ew. Majeſtät zu Ihrer Thronbeſteigung und wünſchen, daß Sie in Ihrem Vaterlande getreuere Unterthanen als die finden mögen, die Wir daſelbſt verlaſſen haben. Die ganze Welt wird ſo gerecht ſeyn, einzuſehen, daß Wir für alle Unſre Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß Unſre mehrſten Unterthanen nur auf die Beförderung Unſeres Ruins bedacht geweſen ſind. Wir wünſchen, daß Sie nicht gleiche Unfälle treffen mögen, und empfehlen Sie dem Schutz des Allmächtigen.

Ew. Majeſtät

Dresden, den 8ten April 1707.

guter Bruder und Nachbar
Auguſt König.

Carl ließ ſich noch eine gute Zeit in Sachſen wohl ſeyn, und ſetzte von da aus alle Welt in Furcht und Schrecken.

Die Räuberbande, in deren Händen ich war, that ihres Orts das letztere auch, um deſto weniger war mir wohl dabey. Von Tag zu Tage wurde ich in ihre Verbrechen mehr verwickelt und träumte nur immer von Tortur, Galgen und Rad. Mein Prinzipal Rollmann machte auch, wie ich merkte, ernſtliche Kalender, und mochte wohl mit mir über gleiche Pläne brüten. Man hatte in Schwaben einige Mitgenoſſen des großen Bundes eingezogen, von welchen einige auf der Folter trefflich beichteten, wodurch man immer mehrern auf die Spur kam, und ſie aufhob. Rollman blieb ſelten eine Nacht zu Hauſe, weil er nie ſicher war.

In dieſer Zerſtreuung überfiel mich das Heimweh mit unbeſchreiblicher Gewalt. Einſt blieb mein Prinzipal drey Tage außen und ich ſchlenderte in der Gegend, wie ein verſcheuchter Vogel umher. Es war ein ſchöner Frühlings-Abend, die Bäume knoſpten und die Sonne gieng unter. Ich ſaß auf einer waldigten Anhöhe, lauſchte auf den Geſang der Vögel und ſah, wie ſie zu Neſte trugen. Da ſetzten ſich zwey Hänflinge vor mir nieder und paarten ſich. Die Thränen traten mir in die Augen. O ihr Unglücks-Vögel! rief ich aus. Hätt ich euch doch nie geſehen, nie geliebt, nie geſucht! Eine unbeſchreibliche Wehmuth überwältigte mich. Ach! mein Vater! meine Mutter! ſeufzte ich, lebt ihr noch? Wie werdet ihr jammern! — und mein Path, der Herr Stadtſchreiber, und Vetter Franz und Anton mit dem hölzernen Bein, und alles kam mir wieder in den Sinn. Glückliche Tage meiner Kindheit und meines Vaters Haus,

ſchluchz-

ſchluchzte ich, werd ich euch denn nie wiederſehn? — Ich warf mich auf den Boden, blickte gen Himmel, faltete die Hände — mein Zuſtand war unbeſchreiblich.

„Pupup flieh! wir ſind verrathen! rette dich! kehre nicht mehr zurück! du biſt frey! lebe wohl!“ — ſo ſchrie mir Rollman entgegen und rauſchte mit flüchtigem Fuß bey mir vorüber. Ich ſtand betäubt, und wie ein Menſch, der ſich den Schlaf aus den Augen wiſcht, fragte ich mich ſelbſt: wachſt du, oder träumſt du? Was war das? eine Erſcheinung, oder Rollman leibhaftig? Aber da eilt er ja ins Thal hinab. Frey alſo? frey biſt du? nicht Pupup mehr? — O Vaterland! o theure Eltern! ich ſtreckte die Arme aus, als hätt ich ihnen nur um den Hals fallen dürfen. Adje denn Schattenſpiel an der Wand! auf nimmer Wiederſehn! Jauchzend und hüpfend trällerte ich nun wie eine Lerche von dannen.

Ich fliege meiner Heimath zu,
Nach der ich oft geweint.
Dort blüht mir Glück und Lebensruh,
Wohnt Vater, Mutter, Freund!

Anmerk. Da nunmehr die Urſachen nicht mehr obwalten, die den Verfaſſer nöthigten, den Mantel des Schattenſpiels umzuhängen, ſo ſetzt er künftig die Materie im Lebenslauf des 18ten Jahrhunderts weiter fort.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

22ſte Woche. *)

Prinz Eugen von Savoyen.

Es war im Frühling 1714, als ich zu Colmar den Händen der Räuber entrann, und bald darauf langte ich in Raſtadt an. Hier wimmelte alles von Geſandten, die zum Abſchluß des Succeßionskrieges zuſammenkamen und den Frieden auch ſo eben glücklich zu Stande gebracht hatten. Philipp blieb König von Spanien und die geächteten Churfürſten von Bayern und Cölln bekamen ihre Länder wieder. Nachdem ſo viele tauſend Menſchen aufgeopfert waren, ſtanden alſo die Sachen ziemlich nach wie vor. Prinz Eugen, der an der Spitze der kayſerlichen Armeen geſtanden hatte, ſtand auch hier an der Spitze der Geſandſchaft. Er war damals die Bewunderung der Welt und darum verdient ers, daß ich, bevor ich weiter geh, einen kleinen Abriß ſeines Lebens und ſeiner Thaten entwerfe.

Sein Vater Eugen Moritz, Graf von Soißons, aus dem Hauſe Savoyen-Carignan war General der franzöſiſchen Schweizerregimenter und Gouverneur von Champagne. Als ſein vierter und jüngſter Sohn war Eugen, der den 18ten Octobr.

1663

*) Die neun Stück Schattenſpiel werden für eben ſo viele Wochen des Lebenslaufs gerechnet.

1663 zu Paris gebohren war, zum geiſtlichen Stande beſtimmt, weil man ihn ſeiner ſchwächlichen Leibesbeſchaffenheit wegen, zum Soldatenſtande nicht für tüchtig hielt. Schon mit ſieben Jahren hatte er zwey Abteyen, hörte aber lieber von Schlachten und Belagerungen, als Legenden erzählen, und fand auch mehr Behagen an einem Regiment in Parade, als an der feyerlichſten Proceßion. Mit zehn Jahren verlohr er ſeinen Vater, und ſeine Mutter verdarb es mit Ludwig dem Vierzehnten ſo ſehr, daß ſie aus dem Lande gehen mußte. Doch gab der König ihrem Sohn, dem kleinen Abt, wie man ihn allgemein nannte, eine Penſion, daß er ſeinem Stande gemäß leben konnte.

Eugen fühlte immer mehr und mehr, daß die Kirche keinesweges ſein Element und er für den Prälatenrock nicht gebohren ſey. Er legte alſo dem Könige ſeine geiſtlichen Würden zu Füßen und bat um Anſtellung bey der Armee. Er hatte aber die Art, die Leute, mit denen er ſprach, mit ſeinem Feuerblick ſtarr ins Auge zu ſehen, welches er auch bey dem Könige that. Und der König konnte den dreiſten Blick nicht vertragen. Er wendete ſich einſt zu einem neben ihm ſtehenden Hofmann mit den Worten: ich fürchte, dieſer Prinz wird uns noch einmal Verdruß machen. Ludwig ſchlug ihm deshalb die Bitte um ein erledigtes Dragonerregiment ab. Das kränkte den Prinzen. Ich werde alſo einem fremden Monarchen dienen, ſagte er zu ſeinen Freunden, und nur mit dem Degen in der Fauſt nach Frankreich zurückkommen. Von nun an legte er ſich mit eiſernem Fleiß auf die Kriegswiſſenſchaften, und ward mit Leib und Seel Soldat.

1682 brach der Krieg zwiſchen Oeſterreich und den Türken aus. Eugen flog nach Wien und bot dem Kayſer ſeine Dienſte an. Unterwegs erhielt er Order,

von

von Ludwig zurück zu kommen. Aber er erklärte, daß er ſich ganz von Frankreich los reiße und auf gut Glück in die Welt gehen wolle. Schon damals ahndete ſeinem Könige von dem jungen Feuerkopf nichts gutes, ſo daß er ſeine Hofleute gefragt haben ſoll: finden Sie nicht, daß ich an Eugen etwas Großes verlohren habe? Aber die Hofleute verſicherten, mit dem kleinen Abbé habe es keine Noth.

Kayſer Leopold nahm das Aebtchen mit aller Achtung auf und ließ ihn gegen die Türken nach Ungarn ziehen. Er kam dort in einem Kapuzienerfarbnen Ueberrocke an, der vorne ganz mit ſpaniſchem Schnupftoback überzogen war. Klein und ſchwächlich wie er war, zuckten die Soldaten die Achſeln über ihn und ſagten: dieſes Kapuzinerlein wird dem Türken auch nicht viel Haare aus dem Bart rauffen. Es währte aber nicht lange, ſo raufte es den Muſelmännern nicht nur die Haare aus dem Bart, ſondern riß ihnen auch ſogar die Köpfe mit weg. Was Ludwig dem Eugen abgeſchlagen hatte, ein Dragonerregiment, das gab ihm bald der Kayſer, und nun hatte er, was ſein Herz wünſchte. Er that mit ſeinem Regiment ſo brav, daß der kommandirende General Prinz Ludwig von Baden ihn bey der Hand in des Kayſers Kabinet führte und ihn mit den Worten ſeinem Monarchen vorſtellte: „Hier iſt ein junger Savoyard, Sire, der mir ganz die Miene hat, daß er ein ſo großer General werden wird, als irgend einer bisher im Felde ſtand." Daß eine ſo warme Empfehlung von einem alten Kriegshelden ihre Wirkung nicht verfehlte, verſteht ſich von ſelbſt. Im Jahr 1687 wohnte Eugen der Schlacht bey Mohacz bey, wo 30,000 Türken auf der Schlachtbank blieben, und Eugen ritt als Kurier mit der Siegsnachricht nach Wien, wohin er zu gleicher

Zeit die Empfehlung mitnahm, „der Prinz Eugen von Savoyen hat durch ſein kluges Benehmen die Infanterie Ew. Majeſtät erhalten. Er brachte die Ungläubigen zur Flucht und drang zuerſt in ihre Verſchanzungen ein.“ So ſetzte ſich alſo das Kapuzinerlein von Tag zu Tage mehr in Reſpect. Dafür ward er auch mit 25 Jahren ſchon Generallieutenant.

Als beym Sturm von Belgrad die Kayſerlichen zurückwichen, brachte Eugen die Weichenden wieder in Ordnung, und führte ſie von neuem in das Feuer. Mit dem Degen in der Hand ſtellte er ſich an die Spitze und rief: folgt mir Kinder! wir müſſen ſiegen oder ſterben! Er lief mit unter den erſten auf die Breſche los. Ein Janitſchar ſpaltete ihm ſein Kasket, und verwundete ihn am Kopf. Eugen raſte ſich auf und rannte ihm den Degen durch den Leib. Die Feſtung wurde erobert.

Nicht minder große Heldenthaten verrichtete er auch in Italien gegen die Franzoſen, und nun erſt giengen dem Könige Ludwig die Augen auf, wieviel er an dem kleinen Aebtchen verlohren habe. Von Herzen gern hätte er ihn nun in ſeine Dienſte gehabt und bot ihm goldne Berge an, wenn er ſich dazu verſtehen wollte. Er verſprach ihn zum Marſchall von Frankreich und zum Gouverneur der Provinz Champagne zu machen, welches ſein Vater auch geweſen war, und obenein noch eine jährliche Penſion von 2000 Piſtolen. Er kam aber mit allem zu ſpät. Eugen antwortete: „Ich bin Feldmarſchall des Kayſers, und alſo ſo viel wie ein Marſchall von Frankreich. Penſionen haben für mich gar keinen Reiz; denn ſo lange ich Gelegenheit habe, meinem Monarchen treu und eifrig zu dienen, werde ich immer reich genug ſeyn.“

Und

Und an dieſer Gelegenheit fehlte es nicht, denn er wurde nun commandirender General in Ungarn über eine Armee von 46000 Mann. Der Sultan Muſtapha ſtand mit 135000 Mann ihm gegenüber. Eugens Huſaren brachten einen Paſcha gefangen ein, von dem Eugen gern eins und das andre von des Sultan Plänen erfahren hätte. Aber der Paſcha wollte nicht reden. Säbel raus! commandirte Eugen die Huſaren und ſagte zum Paſcha: wenn du nicht redeſt, ſo laſſe ich dich auf der Stelle in Stücken hauen. Darauf that der Paſcha ſeinen Mund auf und bekannte: der Sultan hat beſchloſſen bey Zuata über die Theiß zu gehen und das von Truppen entblößte Oberungarn und Siebenbürgen zu überſchwemmen. Mehr wollte Eugen nicht wiſſen, und gleich brach er mit der Armee auf, und kam gegen 2 Uhr Nachmittags vor dem türkiſchen verſchanzten Lager an, und gab Ordre zur Schlacht.

Eben ſollte alles los gehen, als plötzlich ein Kurier von Wien angeſprengt kömmt. Er übergiebt dem Prinzen den Kayſerlichen Befehl: ſich auf keine Weiſe mit den Türken in eine Schlacht einzulaſſen; denn, gienge ſie verlohren, ſo ſey kein Mittel vorhanden, die geſchlagne Armee zu ergänzen. Das war ein Querſtrich! Eugen liest, ſteckt den Befehl ein, ſagt keinem Menſchen ein Wort und — ſchlägt los. Es war bereits Abends um ſechs Uhr. Eugens linker Flügel thut den Angriff und — weicht. Friſche Bataillons und Kanonen aus dem zweyten Treffen rücken vor, und nun gehts vorwärts. Die Reuterey ſitzt ab, und die Schanzen werden erſtiegen. Bis um 10 Uhr in der Nacht dauerte das Morden. Da läßt Eugen aus den eroberten Schanzen zum Rückzug blaſen, um auf dem freyen Felde den Morgen zu erwarten.

Der Sultan hatte der Schlacht vom jenſeitigen Ufer der Theiß zugeſehen. Er fluchte und weinte, raufte ſich den Bart und warf ſich zur Erde. Ein vornehmer Renegat rieth ihm, ſtehen zu bleiben, weil das chriſtliche Heer zu geſchwächt und höchſtens nur ein Drittheil ſo ſtark als die geſchlagne türkiſche Armee wäre, und ihn mithin gewiß nicht verfolgen würde. Für dieſen guten Rath ſpaltete der Sultan dem Abtrünnigen den Kopf, denn er hielt ihn für einen Verräther. Muſtapha warf ſeinen Sultans-Schmuck von ſich, ſteckte ſich in gemeine Kleidung und entfloh. Seine Leute vermißten ihn, und glaubten ihn gefangen oder todt.

Als der Morgen graute, führte Eugen ſein Heer wieder aufs Schlachtfeld und dann über den Fluß in das türkiſche Lager. Wie erſtaunte man jetzt über den Sieg! 22000 Türken bedeckten den Kampfplatz als Leichen und gegen tauſend waren in der Theiß erſoffen. Sie hatten ſich an der Brücke ſo angehäuft, daß man, wie auf einem Damm drüber weggehn konnte. Jenſeits des Fluſſes ſtand noch das ganze menſchenleere Lager. Man fand darin 8000 beladene Wagen, 15000 Ochſen, 6000 beladne Kameele, 7000 Pferde, 160 Kanonen, viele Fahnen, Roßſchweife, Trommeln und ſilberne Pauken. Im Zelt des Sultans, das allein auf 50,000 Gulden geſchätzt ward, fand man einen Säbel von unſchätzbarem Werth und die geſammte Kriegscaſſe. Bey Durchſuchung der Todten wurde auch das große Siegel des osmaniſchen Reichs gefunden, zum ſichern Beweiß, daß auch der Großvezier geblieben ſey, weil dieſer es gewöhnlich an dem Hals trägt.

Ganz Oeſterreich frohlockte, und Eugens Reiſe nach Wien glich einem Triumph. Aus allen Orten

ſtrömte man ihm entgegen; die Einwohner Wiens umringten ſeinen Wagen und ſeine Wohnung, nannten ihn ihren Schutzengel und Retter des Landes, und prieſen ihn hoch.

Eugen kömmt entzückt zum Kayſer, und der Kayſer — verſtellte ſeine Gebehrde. Eugen rapportirt, übergiebt ihm das eroberte große Siegel, und der Kayſer ſchweigt. Eugen tritt ab, und Leopold ſagt kein Wort.

Was böſe Menſchen nicht thun können. Caprara, auch ein kaiſerlicher Feldmarſchall, hatte Eugens Heldenthaten, die ſeinen Ruhm ſo ſehr verdunkelten, längſt mit ſcheelen Augen angeſehen. Darf aber ein General, fragte er, wider ausdrücklichen Befehl ſeines Monarchen eine Schlacht wagen? Wer iſt denn Herr? Eugen oder der Kayſer? Heißt das Befehl reſpectiren, wenn man ihn ſtillſchweigend in die Taſche ſteckt und thut, was man will? Daß es zum Glück gut ausgeſchlagen iſt, iſt ein glückliches Ohngefähr, aber das Anſehen des Kayſers iſt hin, denn Eugen thut was er will, und nicht, was der Kayſer befiehlt.

Das hatte Caprara dem Leopold ins Ohr geraunt, und Eugen war kaum vom Kaiſer zu Hauſe, als ihm der Hauptmann der kayſerlichen Trabanten-Leibwache den Degen abforderte und ihm Arreſt ankündigte. „Hier iſt mein Degen, rief Eugen; er raucht noch vom Blut der Feinde, und ich laſſe mirs gefallen, ihn nie wieder zu ziehen, wenns nicht zum Dienſt des Kayſers ſeyn kann.“ Der Hof ſuchte zwar den Vorfall geheim zu halten, aber bald erfuhrs die ganze Stadt, und es entſtand großer Rumor. Die Bürger traten zuſammen, und werden eins, den Prinzen zu retten, wenn man ſeiner Freyheit oder wohl gar ſeinem Leben zu nahe treten würde. Abgeordnete gehen zu Eugen,

und erbieten ſich im Namen der Bürgerſchaft ſeinen Pallaſt zu bewachen. „Ich danke Ihnen, meine Herrn, für Ihren Eifer und für Ihre Ergebenheit, antwortete der Prinz. Ich will keinen andern Bürgen für meine Sicherheit, als mein rechtliches Betragen und das Wenige, was ich zum Dienſt des Kayſers that. Der Monarch iſt zu einſichtsvoll, als daß er nicht Wahrheit und Verläumdung unterſcheiden, und zu billig denkend, als daß er mir nicht bald die Gerechtigkeit ſollte angedeyhen laſſen, auf welche ich Anſpruch machen zu dürfen glaube.“ Die Deputirten verließen ihn mit der wiederholten Verſicherung, daß die geſammte Bürgerſchaft für einen Mann ſtehe und ihm kein Haar werden krümmen laſſen. Gern hätte es der neidiſche Caprara ſo weit gebracht, daß man Standrecht über Eugen gehalten hätte, aber Leopold antwortete, als man deswegen in ihn drang: „Gott bewahre mich, daß ich einen Prinzen wie einen Uebelthäter behandeln ſollte, welchen mir der Himmel als ein Werkzeug beſcheret hat, um die Feinde des chriſtlichen Namens damit zu vertilgen.“

Der Türk war ein zu böſer Nachbar und Eugen zu gut zu gebrauchen, als daß ihn Leopold hätte ſo ganz vor den Kopf ſtoßen ſollen. Beyde waren alſo bald wieder ausgeſöhnt, und Eugen ſollte wieder nach Ungarn auf die Türkenjagd gehen. Aber er hatte ein Haar drinn gefunden und keine rechte Ohren dazu. Der Gebrannte fürchtet das Feuer. Damit alſo ſeinen Neidern das Handwerk gelegt würde, verſah ihn Leopold heimlich mit Vollmacht: daß Eugen ungehindert nach ſeinem Gutbefinden agiren könnte, wie ers fürs Beſte halten würde, und daß er wegen dem guten oder ſchlimmen Ausgang ſeiner Unternehmungen auf keine Weiſe zur Verantwortung gezogen werden ſollte.

Obenein bevollmächtigte ihn noch der Kayſer, daß er die Offiziers, welche ſich bey Zenta brav gehalten hätten oder es ferner noch thun würden, nach Belieben befördern könnte. Als Eugen das in der Taſche hatte, ſo machte er ſich auf, um wieder mit dem Türken anzubinden.

Aber Sultan Muſtapha hatte die Schlappe bey Zenta noch nicht verwunden, und ſchloß lieber zu Carlowitz mit dem Kayſer den 26ſten Januar 1699 auf 25 Jahr Friede. Oeſterreich erhielt in demſelben Slavonien, Siebenbürgen und die Baczer und Brodoger Geſpanſchaft. Das waren alſo noch die Früchte des Siegs bey Zenta. Der Friede kam auch dem Kayſer juſt zur gelegnen Zeit; denn nun hub der ſpaniſche Succeßionskrieg in Italien an. Eugen wurde mit 30000 Mann dahin beordert. Das war aber ein ſchwer Stück Arbeit, denn die Franzoſen hatten alle Ausgänge aus den Tyroler Alpen beſetzt. An geradem Wege dahin war alſo nicht zu denken. Doch Eugen ſchaffte Rath. Er trieb 2000 Miſſethäter zuſammen, welche im Gebirge Bahn machen mußten. Dann kletterten die Soldaten mit Fußeiſen über ſchroffe Klippen und Felſen. Die Reuter führten ihre Pferde am Zügel über unwegſame Fußſteige, die oft nur einen Fuß breit waren und unermeßliche Abgründe zur Seite hatten. Rüſtwagen und Kanonen wurden auseinander genommen und durch Hebzeuge und Kloben hinauf- und hinabgewunden. Einer reichte dem andern an die Hand, und ſo halfen ſie ſich wechſelsweiſe die Alpen hinan. Kein Menſch erinnerte ſich, daß hier jemals ein Pferd gegangen, vielweniger eine Armee marſchirt wäre. Der franzöſiſche Marſchall Catinat lauerte immer, wenn Eugen aus den Alpen hervorbrechen würde, um ihn mit ſeiner ganzen

Ar-

Artillerie zu bewillkommen. Hilf Himmel! wie erſchrack er bey der Nachricht, daß die Kayſerlichen wie aus den Wolken herabgeſtiegen wären und ihm ſchon zur Seite in Italien ſtänden. Schnell und in großer Beſtürzung verließ er nun ſein feſtes Lager und zog ſich zurück.

Es währte nicht lange, ſo hatte Eugen dem Catinat die Hölle ſo heiß gemacht, daß er ſich nicht mehr zu rathen und zu helfen wußte. Wohin er kam, ſetzte es Schläge. König Ludwig ſchickte nun den Marſchall Villeroi gegen Eugen. Wie er aber den mitten aus der Feſtung Cremona wegfiſchte, haben wir ſchon im Schattenſpiel geſehen. Nun ward der Herzog von Vendome franzöſiſcher Seits gegen ihn aufgeſtellt. Es fehlte nicht viel, ſo wäre es dem um kein Haar beſſer gegangen. Zwey franzöſiſche Deſerteurs beſchrieben dem Eugen ſehr umſtändlich das Quartier des Herzogs von Vendome, der in einem einzeln ſtehenden Hauſe vor Rivalta am See von Mantua wohnte. Eugen machte gleich den Plan, ihn auch vor der Naſe ſeiner Armee wegzukapern. Er gab dem Partheygänger Davia die nöthige Anweiſung dazu und 50 Mann zur Ausführung des Fangs. Dem gemäß ließ Davia heimlich einige Kähne zurecht machen und ſchiffte ſich darauf bey anbrechender Nacht ein. Der See war mit Schilfrohr bedeckt, daß man ihn nicht füglich überſehen konnte, und ſo landete Davia glücklich am jenſeitigen Ufer. Die Hälfte ſeiner Leute ließ er in den Kähnen und mit den übrigen gieng er gegen Vendomes Quartier. Er hat ſeinen Leuten befohlen, ſchlechterdings nicht zu ſchießen, um im Dunkeln deſto beſſer zu munkeln. Die erſte franzöſiſche Schildwache rief: qui vive? das iſt verdolmetſchet, Wer da? — Davia, der gut franzöſiſch ſprach, antwortete:

te: Reconvalescirte aus dem Spital von Mantua! Paßirt! ruft die Wache. Aber indem ſie paßirten, ergreiffen Davias Leute die Schildwacht und ſtopfen ihr den Mund, damit ſie nicht ſchreyen kann. Nun giengs weiter gerade auf des Herzogs Quartier. Wer da? werden ſie hier wieder angerufen. Aber sieh da! was nicht ſeyn ſoll, das geſchieht auch nicht. Aus Vergeßlichkeit, Eifer und Gott weiß, warum noch mehr! giebt einer von Davias Leuten Feuer. Nun wird Lärm, die Franzoſen denken an Cremona, ſchwärmen wie die Bienen aus den Löchern und Davia war froh, daß er noch mit heiler Haut zurücke rudern konnte. Aber bey einem Haar hätte Eugen doch wieder einen General erwiſcht. Eine vornehme Dame zu Wien hatte deswegen den witzigen Einfall zu ſagen: ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß der Prinz Eugen ein ſolcher Generaldieb ſey.

Was unſer Held beym Schellenberge und in der Schlacht von Höchſtedt für Thaten gethan, übergehe ich jetzt, weil wir das ſchon ehedem gehöret haben. Aber durch die Entſetzung Turins und die dabey gewonnene Schlacht 1706 machte er ſeinen Namen von neuem unſterblich. Die Franzoſen ängſteten die Stadt mit ſchrecklichem Geſchütz und die Belagerten vertheidigten ſich mit unerhörtem Muth. Ein Beyſpiel davon ſieht man aus der Heldenthat eines gemeinen deutſchen Soldaten, der ſich mit ſeinem Hauptmann unten in einer der Feſtungsmienen befand. Sie werden gewahr, daß die Franzoſen ſchon über ſie auf dem Werke wären, und daß kein Augenblick mehr zu verlieren ſey. „Retten Sie ſich, ruft der Mineur ſeinem Hauptmann zu. Sagen Sie dem Gouverneur Daun, daß ich Weib und Kind in Deutſchland habe. Ich, ich bleibe und zünde an.“

Ge-

Geſagt, gethan. Kaum iſt der Offizier heraus, ſo geht der Held ſeinem gewiſſen Tode entgegen, und ſprengt die über ihn ſtehenden Franzoſen in die Luft. Das war ein braver deutſcher Mann, und die Geſchichte hat ſeinen Namen dennoch vergeſſen. Solche Helden gab es mehr in der Feſtung. Kein Wunder alſo, daß die Franzoſen ſchon 12,000 Mann bey der Belagerung verlohren hatten und doch noch weit vom Ziele waren.

Eugen ſollte die Feſtung entſetzen, aber er hatte noch einen weiten, weiten Weg dahin, und der war mit Franzoſen beſät. Sollte indeſſen Italien nicht ohne Rettung verlohren ſeyn, ſo mußte Turin befreyt werden. Eugen machte ſo viel geſchickte Märſche in die Kreutz und in die Queer, daß er den Belagerern doch endlich auf den Hals kam. Die Franzoſen können ſeine Erſcheinung nicht begreiffen und glauben, er ſey wieder einmal mit ſeiner Armee aus den Wolken herabgeſtiegen. Der Herzog von Orleans ſchlief noch, als ihm ein Parthey-gänger die Nachricht gab, Eugen rücke in Schlachtordnung herbey. Der Herzog rennt mit dem Briefe in der Hand zum commandirenden Feldmarſchall, um ihm die Gefahr zu bedeuten, erhält aber zur Antwort: Ihro Hoheit legen ſich nur ruhig wieder ſchlafen, Eugen kann ſobald noch nicht kommen. Und er kam doch. Der Tag brach an, und ein Huſar kam nach dem andern angeſprengt: der Feind iſt da! Eugen überſah von einer Anhöhe den Wirwarr der Franzoſen, und ſagte: Mir deucht, dieſe Leute ſind ſchon ſo gut, als halb geſchlagen.

Das Spiel gerührt und ſcharf geſchultert rücken die Deutſchen um 10 Uhr früh den 7ten Sept. an. Die Preußen auf dem rechten Flügel unter

Anhalt Deſſau hatten ein entſetzliches Feuer auszuſtehn. Sie wankten einen Augenblick, ſtanden aber bald wieder wie Preußen. Bis auf zehn Schritt vor der Verſchanzung gehen ſie kaltblütig drauf los, und dann erſt geben ſie, gemeinſchaftlich mit den kayſerl. Grenadiers einen Kugelregen von ſich. Wie ein Waldſtrom ſtürzen ſie ein, jagen die Franzoſen heraus, und feuern ihnen mit ihren eignen umgewendeten Kanonen nach. Eugen flog allenthalben hin. Sein Page und ſein Kammerdiener werden hinter ihm erſchoſſen; ſein Pferd wird verwundet; er ſelbſt ſtürzt in einen Graben. Er nimmt ein friſches Roß und commandirt mit kaltem Blute fort. Auf dem linken Flügel ſtanden die Sachſen und Pfälzer. Dreymal greiffen ſie an, dreymal weichen ſie zurück. Die Nachricht vom Siege des linken Flügels begeiſtert ſie von neuem, ſie ſchlagen zum viertenmal und — ſiegen. Nun iſt Italien unſer! rief Eugen voll Hochgefühl aus.

Die Sonne ſtand noch im Mittag, als die Franzoſen von allen Seiten flohen. Nun begann eine allgemeine Verfolgung und Gemetzel. Das ganze Lager, 160 Kanonen, 60 Mörſer, 10,000 Pferde und der ganze Troß nebſt 6000 Gefangnen fielen in die Hände der Sieger. Turin, das beynah 4 Monat belagert und 20,000 Bomben- und 40,000 Kanonenſchüſſe erhalten hatte, ward befreyt. So ſchlug Eugen mit 30,000 Deutſchen 80,000 Franzoſen, und bald war nun ganz Italien erobert. Herr Gott! dich loben Wir! ſchallte es in Kirchen und Klöſtern; Herr Gott! dich loben wir! ſchallte es auf dem Felde. Und Eugens Namen ward groß und herrlich in allen Landen.

Nach-

Nachdem er nun ſo viel Thaten gethan, ſo beſchloß Kayſer Joſeph I. ihm jetzt das Hauptcommando in den Niederlanden, wo ſich die Franzoſen unvertreiblich eingeniſtet hatten, zu übergeben. Der Kayſer machte ihm dabey das ſchöne Kompliment: man hofft, daß Sie die Franzoſen eben ſo aus den Niederlanden vertreiben werden, wie Sie dieſelben aus Bayern und Italien verjagt haben. Eugen kam alſo dort mit ſeinem alten Streitgenoſſen dem Herzog von Marlborough, der die Engelländer commandirte, wieder zuſammen. Die Franzoſen führte der Herzog von Burgund und der Marſchall Vendome an, der ſich ehedem ſchon in Italien mit Eugen gemeſſen hatte, und aus Erfahrung reden konnte, wen er vor ſich hatte. So gut Eugen und Marlborough zu einander paßten, ein Herz und eine Seele waren und immer nur einen Willen hatten, ſo widerhaaricht waren die franzöſiſchen Feldherrn gegen einander. Wir werden wohl eine Schlacht wagen müſſen, ſagte Vendome. Ich werde mich wohl hüten, erklärte der Herzog von Burgund. Laſſen Sie das den Prinz Eugen merken, verſicherte jener, ſo wird er Sie dazu zwingen, wenns Ihnen am wenigſten beliebt. Vendome kannte ſeinen Mann und hatte richtig geprophezeyt. Eugen lockte gemeinſchaftlich mit Marlborough die Franzoſen in eine Falle, wo er dadurch, daß er Leute ausſchickte, die in der Nacht die marſchierenden Franzoſen anrufen und auf franzöſiſche Art Appel ſchlagen mußten, 2000 Mann mitten unter ſich lockte und dann die Schlinge zuzog. So ein Wachtelfang war noch nie erhört geworden. Ein Höfling des Herzogs von Burgund, der ſehr fromm ſeyn wollte,

te, ſagte deswegen zum Vendome: da ſehen Sie, wie es geht, wenn man ſich den göttlichen Seegen nicht erbittet, und nie in die Meſſe geht, wie Sie! — Vendome antwortete: meynen Sie denn, daß Marlborough öfter hineingeht, als ich? —

Auch die unüberwindliche Feſtung Ryßel eroberte Eugen, gewann mit Marlborough die Schlacht bey Malplaquet, die den Siegern 18,000, den Beſiegten aber nur 15,000 Mann koſtete. Was mußte in Königs Ludwigs Herz vorgehen, wenn er zurück dachte, wie er durch ſchnöde Behandlung und Verſagung eines Dragonerregiments den kleinen Abbé von ſich gewieſen hatte. Eugens, des kleinen Abbés, eiſerne Hand lag allenthalben ſchwer auf dem Monarchen, der ſeine Dienſte verſchmäht hatte. Darum ſehnte ſich Ludwig nach Frieden; und, weil die Alliirten, einer nach dem andern vom Bündniß abtraten, der Kayſer auch.

Ich gieng im Park oder Luſtwalde vor Raſtadt ſpatzieren, als ich hier den großen Held, der nun der Welt den Frieden gab, auf einer Ruhbank ſitzen ſah. Wie verſteinert blieb ich ſtehen und hätte niederfallen und ihn anbeten mögen. Sein Blick war ernſt und erſchütternd, und es ſchien mir, als flögen ſeinem Geiſt in dieſer ſtillen Einſamkeit alle die Schlachten, Belagerungen, blutige Gefahren und Leichenfelder vorüber, durch die er theils als Schutzgeiſt und theils als Würgengel hingeflogen war. Mit welchem Blick ſo ein Mann die Welt anſehen muß! dachte ich. Es fiel mir ein, wie er auf dem Thurm von Cremona ſtand und in das Getümmel unter ſich hernieder blickte. Alles iſt unter Ihn! flüſterte ich, und blieb ehrfurchtsvoll an einer Eiche gelehnt.

Bis heut hat noch kein Sterblicher dem Hauſe Oeſterreich ſo groſse Dienſte geleiſtet. Er läßt alle vor und nach Ihm hinter ſich, und es iſt die Frage, ob ſeine Verdienſte um die Kayſerlichen Staaten im künftigen Jahrhundert irgend einer erreichen wird.

Es lebe Eugen!

Aber er lebt nun nicht mehr! das Schrecken Frankreichs iſt hin! das Schrecken der hohen Pforte iſt hin! Im Jahr 1716 erſchütterte er ihre Grundfeſten zum letztenmal, indem er bey Peterwardein von 100,000 Türken in ſeinen Verſchanzungen angegriffen, ſie mit einem Verluſt von 20,000 Mann zurücke ſchlug und ihr ganzes Lager eroberte.

Er ruhte ſeitdem zu Wien auf ſeinen errungenen Lorbeern aus, und zeigte ſich als erſter Kayſerlicher Miniſter gleich groß im Frieden, als im Kriege. Vater Eugen nannten ihn die Soldaten, und Retter Eugen nannte ihn der Bürger. Am 21ſten April 1736, nachdem er Abends früher, wie gewöhnlich zu Bette gegangen war, befremdete es ſeine Bedienten, ihn nicht aufſtehen zu ſehen. Man wartete bis morgens um 10 Uhr, gieng hinzu und fand ihn — todt. Sein Körper wurde in der Hauptkirche von St. Stephan beygeſetzt, und der Fremdling, der den Ruhm ſeiner Thaten kennt, bleibt noch heut mit Ehrfurcht bey ſeinem Grabmal ſtehen.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

23ſte Woche.

Auguſt II. König von Pohlen und Churfürſt von Sachſen.

Mit frohem Herzen und leichtem Blut trollte ich von Raſtadt ab, und eilte meiner Heymath zu. Wie freute ich mich im Geiſt auf die Erſcheinung, womit ich meine Eltern überraſchen wollte. Immer ſchwebte mir die Wiederkehr des verlohrnen Sohnes aus der Bibel vor Augen. Es fiel mir wohl manchmal ein, meinen Eltern zum voraus durch die Poſt einige Nachricht von meinem Leben und Daſeyn zu geben, aber ich wollte die Freude recht ſehr, ſehr groß haben, und dann wird uns nur allzuoft ein Strich durch die Rechnung gemacht. Mein Unſtern und mein Weg führten mich durch Sachſen; wo im Anfange dieſes Jahrhunderts alle Herrlichkeiten der Welt zu Hauſe gehörten und wie auf den Bäumen blühten. Wer Pracht und Glanz in Deutſchland mit Augen ſehen wollte, der mußte nach Dresden wandern. Wie hätte ichs übers Herz bringen können, vorüberzugehen! — Um deſto weniger, da ſich eben damals der König und Churfürſt Auguſt II. dort aufhielt. Meine großgünſtigen Leſer erinnern ſich noch aus dem Schattenſpiel, welche merkwürdige Schickſale und Demüthigungen dieſer Monarch erfahren hatte; aber jetzt hatte ſich das Blatt ſo geändert, daß König

Auguſt zur Freude ſeiner Unterthanen wieder oben drauf und bey ſeinem Gegner Carln XII. das Sprüchwort eingetroffen war: Wer andern Leuten Gruben gräbt, fällt meiſtens ſelbſt hinein.

Von Meißen, wohin mich die neue Porzellanfabrik gelockt hatte, zieht ſich längſt der Elbe bis Dresden eine Kette von Weinbergen. Man kann nicht leicht eine anmuthigere Gegend finden. Ich nahm mir deswegen alle mögliche Zeit, um ſie recht zu genießen, und ſprach auch mitunter bey den weinſchenkenden Bauern zu meiner Herzſtärkung ein; denn ich hatte mich bey meinem Auffenthalt in den Rheingegenden, als Pupup ſo ziemlich an den Weingeſchmack gewöhnt, daß mir das Bier gar nicht wieder fließen wollte. Eben wollt ich das Glas an den Mund ſetzen, als es mit einemmale hieß: der König kömmt! Das ganze Dorf lief zuſammen und alle Mütterchen krochen aus den Winkeln hervor. Wie ſich von ſelbſt verſteht, blieb ich auch nicht ſitzen. Wer nicht in Reſidenzen lebt, ſieht nicht alle Tage einen König. Und das war der erſte in meinem Leben, den ich ſah. Ich riß alſo die Augen auf, als ob ich, mit Reſpect geſagt, die Königliche Majeſtät damit verſchlingen wollte. Er kam! So hatte ich noch nie einen Mann zu Pferde ſitzen geſehn, wenigſtens dünkte mirs ſo. Stark und ſtämmig, liebenswürdig und majeſtätiſch. Schwarzes, langes und kräusliches Haar bedeckte die Scheitel. Eine breite und erhabne Stirn, ſtarke Augenbraunen, ſchwarze und funkelnde Augen, längliche Naſe, volle Wangen, ein geſpaltnes Kinn, und der Mund ſo nach den Winkeln gezogen, als lächelte er jeden an. Ich war froh, daß ich kein Mädchen war, ich hätte ihn ſonſt nicht mehr aus dem Sinn gebracht. Mit Abnehmung des Huts grüßte er uns alle ſo leutſelig,

ſelig, daß mir das Herz im Leibe lachte. Hinter Ihm ritten in ſeinem zahlreichen Hoffgefolge zwey Mohren, welche Menſchenedition mir auch noch nicht vorgekommen war. Sie ſahen aber eben ſo ſauer, als ihr Herr freundlich. Der König trug ein auf beyden Seiten aufgeſchlagnes rothes Kleid mit goldnen Schleifen und Quaſten beſetzt, und auf dem Hut eine weiße Feder mit einer Agraffe von Brillanten.

Das iſt ein König! Das iſt ein König! vor den läßt man Gut und Blut; riefen die Bauern aus einem Munde, als er vorüber war. Und darum iſt es billig, daß ihn auch meine Leſer näher kennen lernen.

August II. wurde 1670 den 12ten May zu Dresden gebohren. Er hatte nicht nur einen hellen Kopf, ſondern zeichnete ſich auch durch ſeine Leibesſtärke ſo auffallend aus, daß ihn die Geſchichte deswegen den Hercules des achtzehnten Jahrhunderts nennt. Ein Hufeiſen, wie eine Semmel zu zerbrechen. Einen blaſenden Trompeter auf ausgeſtrecktem Arm zu halten; einen pohlniſchen Ochſen auf einem Hieb den Kopf vom Rumpf zu trennen, koſtete ihm wenig Anſtrengung. Als er in jüngern Jahren, bevor er zur Regierung kam, ganz Europa durchreißte, machte er ſich oft die Freude, mit Beweiſen ſeiner faſt übermenſchlichen Leibesſtärke gelegentlich aufzutreten. So wohnte er incognito einem Stiergefecht in Madrid bey, wo der König von Spanien nebſt ſeiner Gemahlin die Hauptzuſchauer abgaben. Auguſt war erſt Tags zuvor angelangt und allen unbekannt. In der prächtigſten Kleidung, woran er es nie fehlen ließ, miſchte er ſich unter die Zuſchauer, um ſich das gefährliche Spiel und allenfalls auch die Handgriffe und Vortheile dabey mit anzuſehn. Darauf begab er ſich in die Schranken, wo die edlen Ritter kämpften und bat um Er-

laubniß, ſeine Kunſt und Stärke auch zeigen zu dürfen. Sein Aeußres bürgte hinlänglich für ſeinen Stand und hohe Herkunft, weswegen er die Erlaubniß dazu ohne Umſtände erhielt. Ein Stier wird losgelaſſen und ſtürzt auf ihn ein. Auguſt bewillkommt ihn mit einem ſo entſetzlichen Hiebe ſeines Hirſchfängers, daß der Kopf faſt ganz herunter hieng und der Büffel todt zu ſeinen Füßen ſtürzte. Wa — Was iſt das? riefen die Spanier. Und der Mann iſt kein Spanier? iſts möglich, daß außer Spanien ein Menſch ſo ſtark ſeyn kann? — Selbſt der König ſchickte einen Kammerherrn an ihn ab, um ſich nach Herkunft und Namen des Fremdlings zu erkundigen, wo denn der Churprinz Auguſt mit großen Lobeserhebungen vorgeſtellt wurde.

Dieſe Rieſenſtärke rettete nicht nur Ihm in mehrern Fällen, ſondern bey einer gewiſſen Gelegenheit einer ganzen Schiffsmannſchaft das Leben. Als er auf ſeinen Reiſen von Italien nach Sicilien ſchiffte, wütete fünf Tage lang ſo ein gewaltiger Sturm, daß die Bootsleute verzagten und der Steuermann vor Verzweiflung das Ruder niederlegte und ſeine Seele Gott befahl. Da trat Auguſt an das Steuerruder und nahm es in die Hand. Hoch trugen die Wellen das Schiff empor und ſtürzten es dann wieder in tiefe Abgründe hinab. Mit Allgewalt kämpfte er wider das tobende Meer, und langte mit dem Schiff wohlbehalten im Hafen von Palermo an.

Durch den Todt ſeines ältern Herrn Bruders gelangte er 1694 zur Regierung; verließ aber die Reſidenz Dresden ſehr bald, weil ihm 1695 Kayſer Leopold das Commando wider die Türken auftrug; wohin er 8000 Mann getreue Sachſen mitnahm. Die Türken hatten ſo viel Reſpect für ihn, daß ſie ihn in

ihrer Sprache nur die eiſerne Hand zu nennen pflegten. Aber dieſe eiſerne Hand konnte ihr Gewicht — nicht wie ſie wünſchte und wollte, fühlen laſſen, weil bey der Kayſerl. Armee ein General war, der ihr immer entgegen arbeitete.

Als 1697 der König von Pohlen Johann Sobiesky mit Tode abgieng, und die verwaiſte Republik gern wieder ein würdiges Oberhaupt gehabt hätte, kam unter andern auch August dazu in Vorſchlag. Die Sache fand aber anfangs viele Schwierigkeiten, weil Frankreich den Prinz von Conty nachdrücklichſt unterſtützte und ihm einen großen Anhang unter den pohlniſchen Magnaten zu machen gewußt hatte. Franzöſiſcher Seits betrieb der Cardinal Polignac und ſächſiſcher Seits der Baron von Flemming die Wahl mit allen Künſten der Politik. Beyde ließen als Brautwerber Ihrer Herrn nichts unverſucht, um das Ihnen geſchenkte Vertrauen durch Erringung der Krone zu rechtfertigen. Der Hauptſtein des Anſtoßens, die proteſtantiſche Religion des Churfürſten von Sachſen wurde durch den geheimen Uebertritt zur katholiſchen leicht aus dem Wege geräumt. Nachdem dies geſchehen war, ſo wurde der Baron von Flemming mit geheimen Aufträgen nach Pohlen geſendet, wo er den Churfürſt, ſeinen Herrn unter dem verſteckten Namen Don Livio Odeshaſchi in Vorſchlag brachte. Wahrſcheinlich geſchah dies darum, um ſeinen Herrn nicht ganz blos zu ſtellen, im Fall die Wahl nicht nach Wunſch ausfallen ſollte. Seine geheime Inſtruction lautete beſonders dahin, die Pohlen aufmerkſam zu machen, „daß das Haus Sachſen eines der anſehnlichſten in Europa ſey, woraus man ehedem auch einige römiſche Kayſer erwählet, von denen Otto II. den pohlniſchen Herzog Boleslav zum erſten Könige

nige von Pohlen gemacht habe; der jetzige Churfürſt von Sachſen ſey ein junger, tapferer und leutſeliger Herr; er wäre zu einem großen General gebohren und hätte davon ſchon herrliche Proben, ſowohl an dem Rheinſtrom, als in Ungarn abgelegt; Gott habe ihn, damit man wegen ſeiner Wahl kein Hinderniß finden, noch dadurch des Vortheils, daß er den mahometaniſchen Gräuel vertilgen würde, verluſtig werden möchte, zur katholiſchen Religion gebracht; Seine eigne Erblande wollten Sr. Churfürſtl. Durchlaucht ihrem Churprinzen cediren, und dürften daher die Pohlen um ſo vielweniger Verdacht ſchöpfen; die vacanten Stellen und Chargen in Pohlen wolle er nicht aus Intereſſe, ſondern nach Verdienſten vergeben; der Republik aus ihrem Geldmangel zu helfen, offerire er zehn Millionen baares Geld; Caminiec wolle er mit ſeinen eignen Völkern und Artillerie wieder erobern; auch die Ukraine und Liefland der Crone Pohlen wieder verſchaffen; die Münze in Pohlen ſollte verbeſſert und der Handel daſelbſt vermittelſt der Stadt Leipzig in beſſern Flor gebracht werden; in Pohlen ſollte eine Ritterſchule aufgerichtet, alle Veſtungen in guten Stand geſetzt und die pohlniſche Armee beſſer exercirt werden."

Das waren allerdings Vorſchläge, die ſich hören ließen, und der Churfürſt wurde unter die Cron-Candidaten geſetzt. Aber die Contiſche oder franzöſiſche Parthey arbeitete aus allen Kräften dagegen. An der Spitze dieſer letztern ſtand der Cardinal Primas Radziojowski, deſſen Verſchlagenheit mehr als irgend etwas zu fürchten war.

Der Wahltag wurde endlich unter freyem Himmel in einem von Brettern zuſammengeſchlagnen Schranken angeſtellt. Prinz Conti hatte die mehrſten

Bi-

Biſchöffe, Auguſt deren nur wenige, aber dafür die meiſten weltlichen Magnaten auf der Seite. Da aber keine Parthey der andern weichen wollte, ſo zerſchlug ſich die erſte Seßion, welche den 15ten Juny 1697 gehalten wurde, fruchtlos und mit großer Verwirrung. Flemming behielt auf alles ein wachſames Auge und unverzagten Muth. Er bemerkte, daß man die wirklich erfolgte Religionsveränderung ſeines Herrn in Zweifel zu ſtellen ſuchte. Deswegen er ſich noch in der Nacht von dem päbſtlichen Nuntius Davia ein förmliches Atteſt darüber ausfertigen ließ. Als man Tages darauf den 16ten Jun wieder zuſammen kam, wurde alles von dem Cardinal Primas verdächtig gemacht. Alsbald ritten 20 Abgeordnete ſowohl zu dem päbſtlichen Nuntius, als dem Kayſerlichen Geſandten, welche Auguſts Uebertritt zur katholiſchen Religion noch einmal mündlich verſichern mußten. Sobald ſie zurückkamen, ließ der Cardinal, um ſie zu übertäuben, vivat Conty! rufen. Mit einemmal ſtellt ſich die ſächſiſche Parthey in Schlachtordnung, und band zum Abzeichen weiße Schnupftücher um den Arm. So ſtand ſie ihren Gegnern bis in die Nacht unter Augen, wo beyde Theile unverrichteter Sache auseinander giengen.

Den 17ten kamen die Wahlherrn zum drittenmal zuſammen, und es nahm die alte Wendung. Bey der Umfrage fand ſich, daß die Contiſche Parthey 73 und die ſächſiſche 183 Fahnen auf ihrer Seite hatte; worauf die letztere alsbald vivat Sachs! aus allen Kehlen rief. Die Gegenparthey blieb bey ihrem vivat Conty! und zog mit dem Cardinal und dem franzöſiſchen Geſandten Polignac an der Spitze in die Kirche, wo ſie Herr Gott! dich loben Wir! anſtimmte. Der Biſchoff von Bitzabien ſang mit der ſächſiſchen

Par=

Parthey das nehmliche im freyen Felde, und rief den Churfürſt Auguſt zum Könige von Pohlen aus, und weil 183 Fahnen mehr gelten, als deren 73, ſo blieb es auch dabey, und Auguſt ward König, ſo viel auch ſeine Gegner proteſtiren mochten. Der Obriſt Baron von Flemming nahm von Stund an den öffentlichen Charakter als ſächſiſcher Geſandter und Bevollmächtigter an, und wurde aus ſeinem Quartier von hundert pohlniſchen Abgeordneten zu Pferde abgeholt. Im Namen ſeines Herrn unterſchrieb er das Wahlinſtrument, dankte den Ständen für Ihr Zutrauen, und die Sache war nun abgethan. Aus dieſem Verlauf der Sachen iſt es erklärbar, wie Auguſt, als er längſt ſchon König war, noch immer ſo viel Feinde in Pohlen behielt, und warum der Cardinal Primas Radziojovsky es ihm Zeitlebens nachtrug, daß er wider ſeinen Willen den Thron beſtiegen hatte.

Als ein Mann von Ehre glaubte Auguſt nun ſein Wort halten zu müſſen, und wollte den Pohlen verſprochnermaßen Liefland wieder verſchaffen, wodurch er zu dem unglücklichen Kriege mit Carln XII. verleitet wurde. Was die Sache für eine traurige Wendung nahm, haben wir im 9ten Stück des Schattenſpiels gehört.

Religionsfreyheit der proteſtantiſchen Schleſier.

Der neulich erwähnte Aufenthalt Carls XII. in Sachſen und ſein eigenmächtiger Durchzug durch Schleſien, wo Ihn die Proteſtanten mit Bitten ſich ihrer anzunehmen beſtürmten, brachte für letzteres Land große Würkungen hervor. Die erſte auffallende Erſcheinung waren die ſogenannten betenden Kinder in gedachter Provinz. Der öffentliche, andäch-

tige Gottesdienſt der ſchwediſchen Armee in freyem Felde und unter freyem Himmel hatte die lutherſche Jugend, welcher der Gottesdienſt ſo ſehr erſchwert wurde, durch und durch elektriſirt. Daß das Sonderbare und Romantiſche dieſer Andacht tiefen Eindruck auf junge Seelen machen mußte, iſt wohl ſehr erklärbar. Was geſchieht? eh man ſichs verſah, lieffen die Kinder durch ganz Niederſchleſien in allen Städten und Dörfern zuſammen, und zogen zu Hunderten im Jahr 1707 aufs freye Feld, knieten nieder, beteten und ſangen, und mitunter ergriff die Begeiſterung auch wohl einen, daß er nach Art der ſchwediſchen Feldprediger, den kleinen Redner machte. Die Landesobrigkeit ſah der Neuerung eine Zeitlang geruhig zu, fand aber endlich für gut, ſich darin zu miſchen und das Zuſammenlauffen zu verbieten. Nun legten ſich erſt die Schriftſteller darin, und erklärten dieſe Erſcheinung bald als eine Sache des Teufels, bald als ein Werk des heiligen Geiſtes; und andere, die den rechten Fleck beſſer zu treffen glaubten, erklärten es als etwas ſehr natürliches bey dem Druck der Proteſtanten und der Nähe der ſchwediſchen Armee, auf deren Beyſtand man die Augen richtete und dazu den Segen des Himmels erbitten wollte. Es erfolgten von allen Seiten für und wider die Sache Bedenken über Bedenken. Das hätte noch hingehen mögen, aber ein Breslauſcher Scribent gieng, trotz des obrigkeitlichen Verbots, ſo gar ſo weit, daß er an die Kinder und dann auch an die Eltern folgendes in den Druck ergehen ließ: „Ermahnungsworte des Herrn an die Eltern derer Kinder, ſo ſich ehemals mit einander zum Gebet verſammlet hatten, und nun wiederum auf beſondern Befehl des Herrn ſich dazu mit einander verſammeln und vereinigen

ſollen, daß ſie demſelbigen hierin nicht widerſtehen, ſondern vielmehr dazu behülflich ſeyn ſollen, ausgeſprochen von dem Geiſte Gottes durch Johann Carl Glein in der Stadt Breslau." Vernünftige Proteſtanten ſahen wohl ein, daß das gar nicht der rechte Weg zum Ziele ſey, und ſtemmten ſich mit Hand und Fuß dagegen, aber ſie arbeiteten gegen einen reißenden Strom.

Der Funke glomm nun einmal unter der Aſche und das Stroh zum Zünden, die ſchwediſche Armee war in der Nähe. Carl, der nicht nur ſehr religiös und ein eifriger Proteſtant war, ſondern auch ſeinen gekrönten Mitregenten ſein Uebergewicht fühlen zu laſſen geneigt war, ſtand alſo wie ein furchtbarer Geiſt da. Ueberdies war das Haus Oeſterreich, theils durch die aufgeſtandnen Ungarn, theils durch den Succeßionskrieg ſo in die Klemme, daß ihm die Erſcheinung des nordiſchen Helden unmöglich willkommen ſeyn konnte. So viele Feinde ſchon auf dem Halſe mußte es alles mögliche thun, um den gefährlichen Nachbar von ſeinen Gränzen mit guter Manier zu entfernen. Das Wiener Cabinet begriff ſehr wohl, wie gefährlich es ſeyn würde, ihn zu reizen und zu erbittern, und daß er nur den Fuß ins Land ſetzen dürfte, wo ihn die Proteſtanten mit offnen Armen aufnehmen würden. Dazu kam noch, daß eben Joſeph I. den Kayſerthron beſtiegen hatte, und der war die Toleranz ſelbſt.

Dieſe Lage der Sachen entgieng auch den Proteſtanten ſo wenig, als den Katholiken. Jetzt oder nie! war alſo die Loſung der erſtern. Sie hatten ſich zeither oft mit ihren Beſchwerden und Bitten nach Wien gewendet, half aber alles nichts. Die Könige von Engelland, Preußen, die Generalſtaaten,

die

die proteſtantiſchen Reichsſtände und die ganze lutheriſche Chriſtenheit hatte ſich wiederholt und dringend ihrer bey dem verewigten Leopold angenommen und immer alles vergebens. Man ſagt, der Jeſuiterorden ſoll Schuld daran geweſen ſeyn, welches ich aber dahin geſtellt ſeyn laſſe, weil vieles in der Welt geſagt wird, was nicht wahr iſt.

Unter ſo bewandten Umſtänden mußte alſo ſchon folgende Supplike, womit die proteſtantiſchen Schleſier dem Kayſer Joſeph zu ſeiner Thronbeſteigung Glück wünſchten und woraus und aus den folgenden Auszügen aus Actenſtücken man die Lage der Sachen am beſten überſehen wird, den Weg zu einer Veränderung der Dinge bähnen.

Allerdurchlauchtigſter ꝛc.

„Unter ſo vielen Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät allerdevoteſten Unterthanen, ſo zu Dero geheiligtem Gnadenthron ſich nähern, kommen gewiß keine, welche mit größerem Reſpect und mit tieferer Erniedrigung und mit vollkommnerer Zuverſicht Deroſelben ſich unterthänigſt zu Fuße legen, als Dero allerunterthänigſte und treugehorſamſte Vaſallen, Stände und Erb-Unterthanen Augspurgiſcher Confeſſion derer geſammten Fürſtenthümer des Herzogthums Ober- und Niederſchleſien von Land und Städten. Denn gleichwie Selbte bald bey Antretung Eurer Kayſerl. und Königl. Majeſtät gebenedeiten Regierung nun die Wohlfarth Ihres Ihnen von Gott geſchenkten unvergleichlichen Oberhaupts viel Millionen tauſend Seufzer gen Himmel abgeſchicket; alſo wiederholen ſie dieſe ihre inbrünſtige Wünſche hiemit nochmals durch mich Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät allerunterthänigſt- und treu-gehorſamſten Knecht:

Wie

Wie ſie denn dem dreyeinigen Gott Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät ſammt Dero Kayſerl. und Königl. Gemahlin Majeſtät empfehlen und das geſammte Kayſerl. und Königl. Haus in ſeinen kräftigen Macht-Schutz; Er erſtrecke Dero der ganzen Chriſtenheit ſo koſtbares Leben auf viel unzählich geſunde und beglückte Jahre bis in Dero ſpätes Ehren-Triumph- und Segensvolles Alter; Er dämpfe und vertilge Dero hochmüthige Feinde, und nach Deſſen glücklichen Erfolg kröne er Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät mit einem ſiegreichen, glorieuſen und beſtändigen Frieden; inſonderheit und vor allen Dingen erhalte er Dero mit augenſcheinlichen himmliſchen Segen gebenedeytes allerdurchlauchtigſtes Haus durch Verleihung einer erwünſchten Königlichen Succeßion und Deren immerwährender Fortpflanzung bis an das Ende der Welt in allen vollkommenſten Glückſeligkeiten ununterbrochen:

Nebſt dieſem, allergnädigſter Kayſer, König und Herr Herr! können meine Prinzipalen, die obangeführten allerunterthänigſten und allertreugehorſamſten Vaſallen, Stände und Erb-Unterthanen Augspurgiſcher Confeßion der geſammten Fürſtenthümer des Herzogthums Ober- und Nieder-Schleſiens von Land und Städten nicht umhin, Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät höchſtwehmüthigſt und allerunterthänigſt vorzuſtellen; Wasgeſtalten Dieſelbe bey ſo vielen Jahren her in Ihrer, aus Kayſerl. und Königl. Gnaden, ſowohl in den Prageriſchen und Münſterſchen Friedens-Schlüſſen, als auch auf denen darauf erfolgten Kayſerl. und Königl. Declarationen, Confirmationen und Verſicherungen allermildeſt verſtatteten Religions- und Gewiſſensfreyheit, vielleicht auf ungleiche Vorſtellun-

gen

gen Ihrer Widrigen und Mißgünſtigen, auf unzähliche Art und Weiſe ſolchergeſtalt bedrängt worden, daß ſie ſich nunmehr leider des Effects mehr erwehnter ſo heilig und theuer verſprochenen allermildeſten Conceſſionen faſt gänzlich entſetzt ſehen müſſen. Die unzähliche Seufzer und die ſo häuffig vergoßne blutige Herzensthränen ſo vieler unzählich tauſenden Eurer Kayſerl. und Königl. Majeſtät allergetreuſten Erbunterthanen, ja der hauptſächliche Verluſt, welcher durch derſelben theils allbereits erfolgte, theils annoch zu fürchtende Emigration nebſt Wegführung ihres andenklichen Vermögens in die nächſtangelegne benachbarte Länder, auch durch merkliche Schwächung derer einträglichen Commercien und Manufakturen dem allerhöchſten Kayſer- und Königl Intereſſe bishero zugewachſen und leider noch ferner zuwachſen dürfte, laſſen ſich füglich nicht wohl vorſtellen, vielweniger zur Genüge begreiffen. Es zeugen aber hiervon ſowohl conjunctim, als auch particulariter, vielfältig eingereichte und von Thränen und Blut gleichſam trieffende Memorialia, welche bey hieſiger Böhmiſchen Hoffcanzley annoch vorhanden und bis auf dieſe Stunde mehrentheils unerörtert liegen. Zwar ſind die allerunterthänigſten und gehorſamſten Stände von der weltbekannten Gütigkeit Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät Herrn Vaters Majeſtät glorwürdigſten Gedächtniſſes zur Gnüge verſichert, daß Dero allermildeſtes und Erbarmungsvolle Vaterherze ihren jammervollen Zuſtand ohnfehlbar würde beherzigt haben, wenn anders Ihnen nicht auf alle nur immer erdenkliche Weiſe der Zugang der Gnadenthür wäre verſchloſſen, und dadurch dem Effect auch Ihnen Dero allerhöchſte Kayſer- und Königliche Gnade angedeyhen zu laſſen, wäre verſchränket

ket worden: Nachdem aber der höchſte Gott Eurer Kayſerl. und Königl. Majeſtät zu einem höchſtwürdigen Nachfolger, wie aller Dero hinterlaßnen mächtigen Königreiche und Länder, alſo auch aller vollkommenen heroiſchen Tugenden gemachet; inſonderheit aber Ew. Kayſerl und Königliche Majeſtät ungemeine Liebe zur Gerechtigkeit und unvergleichliches Mitleidens-Gemüthe gegen alle arme unſchuldig Bedrängte weltkundig; als werden auch meine Prinzipalen hiedurch um ſo vielmehr bewogen, ihre allerunterthänigſten Herzensbekümmerniſſe vor Ew. Kayſerl. Majeſtät geheiligtem Gnadenthron allerde- und wehmüthigſt auszuſchütten, und um der Barmherzigkeit Gottes willen, um Dero allergnädigſte Kayſerl. und Königl. Remedur, Juſtiz, Schutz und Hülfe inbrünſtig zu bitten und zu flehen. Die bisherigen jammervollen Bekränkungen ſind in gegenwärtiger beygelegten allerunterthänigſten Vorſtellungs-Schrift umſtändlich enthalten; Euer Kayſerl. und Königl. Majeſtät, welche von Dero geheiligtem Angeſicht Niemanden ohne Troſt abtreten laſſen, geruhen auch auf dieſe allerunterthänigſte Vorſtellungen des bisherigen ſo großen Elendes derer allerunterthänigſten und treu-gehorſamſten Augspurgiſchen confeßionirten Stände im Herzogthum Schleſien Dero allermildeſtes Auge zu werfen. Sie lenken Dero erbarmendes, allermitleidendes Landesväterliches Herze über diejenigen zur Erbarmung, welche ſo viele Jahre unter der Laſt ſo vieler tauſenden Bekümmerniſſen geſchmachtet, und dannenhero um allergnädigſte Hülfe, Schutz und Rettung ſo ſehnlich geſeufzet; ja, auf diejenigen, welche die allerhöchſte Kayſerl. und Königl. Gnade nicht nur mit ihrem inbrünſtigen Gebet zu dem dreyeinigen Gott vor Euer Kayſerl.

ſerl. Majeſtät und Dero glorwürdigſten K. K. Hauſes beſtändige Erhaltung, ſondern auch mit freudiger Sacrificirung ihres Haab und Gutes, bis an das Ende ihres Lebens allerunterthänigſt zu demeriren und ihre pflichtſchuldigſte Treue mit ihrem Blute zu verſiegeln, auf dieſer Welt ihre einzige Freude und Vergnügung, wie bisher alſo hinkünftig jedesmal werden ſeyn laſſen. Womit Ew. Kayſerl. und Königl. Majeſtät ich meine Prinzipalen zu Dero allermildeſten und mächtigſten Protection, ihre höchſtbekümmerte Angelegenheiten zu Dero allergnädigſten Erhörung; mich aber als einen Ew. Kayſerl. Königligl. Majeſtät allerunterthänigſten und treu-gehorſamſten Knecht, nebſt denen meinigen, welche zu Dero allergetreuſten Kriegsdienſten theils in Hungarn, theils in Italien, bis auf den letzten Blutstropfen gewiedmet ſind, zu Dero allerhöchſten Kayſerl. und Königl. Gnade in allertiefſter Devotion allerdemüthigſt ergebe."

Da ich mich nicht gerne in einer ſo kitzlichen und delikaten Sache zwiſchen Thür und Angel ſtecken mag, ſo will ich ferner nur getreu aus den Acten referiren, ohne ein Wort dazu zu geben. Alſo etwas anders!

An eine Hochlöbl. Königl. Briegſ. Regierung præſ. den 4ten December 1702.

Demnach bey uns verſchiedentliche Beſchwer vorkommen, wasmaßen die, zu denen in dem Briegſchen Fürſtenthume neu reducirten und mit kathol. Geiſtlichen verſehnen Kirchen incorporirte Pfarr- und Kirchkinder ſich keineswegs zu denſelben der Gebühr nach halten, ſondern in die nächſt angelegne Lutheriſche Kirchen zu denen Prädicanten immerfort excurriren, ihre rechtmäßig geordnete Seelſorger aber gänzlich ver-

verlaſſen und die diesfalls von denen katholiſchen Geiſtlichen ihnen beſchehende Verwarnigung nichts achten thäten: So haben wir der Nothdurft zu ſeyn erachtet, zumalen doch dieſe unbefugte Excurſiones wider Jhro K. Majeſtät bey denen reductionibus heilſamlich angezielte Jntention und geiſtliche Rechte lauffen, vermöge welcher ein jedweder Parochiarius ſeiner Kirchen, dahin er eingepfarrt, ſich zu halten ſchuldig, im wenigſten aber einen Miethling, deſſen die Schaafe nicht eigen ſeyn, zuzulauffen nicht befugt iſt, dieſes einer hochlöbl. Königl. Regierung hiemit geziemende vorzuſtellen, und ſelbte dienſtfreundlich zu erſuchen, dahin pro incremento religionis promovendo möglichſt cooperiren zu helfen und durch öffentliche Patente in Dero anvertrautem Fürſtenthum unter einer auffsetzenden namhaften Strafe, die zeithero beſchehenen Excurſiones zu den Prädicanten ſowohl als einige miniſterialie von ihnen zu adminiſtriren, gemeſſenſt inhibiren zu laſſen; hingegen aber von Königl. Amtswegen zu verordnen, daß unter Vermeidung angedeuteter Strafe, ein jeder ſich ſeiner Kirch und Pfarr, wohin er eigentlich gehört, gebührens halten, dieſelbige und den katholiſchen Gottesdienſt fleißig frequentiren, nicht weniger alle andre geiſtliche Functiones ohne Ausflucht und Wiederrede ſich daſelbſt adminiſtriren laſſen ſolle, durch deren Mitwirkung dann die intendirende Ausbreitung des wahren allein ſeligmachenden kathol. Glaubens und vieler Seelen Heil erfolgen und befördert werden wird. Ex officio Vicariatus Generalis etc. Breslau, aufm Dohmb. den 21ſten November 1702. Antonius Erasmus Reitlinger Vic. Gener.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

24ſte Woche.

Religionsfreyheit der proteſtantiſchen Schleſier.

Unter ſo bewandten Umſtänden mußte Carl auf Schleſien, wie der Magnet auf das Eiſen, wirken. Je näher beyde einander waren, je ſtärker mußte ſich auch die magiſche Kraft ihres gemeinſchaftlichen Glaubensbekäntniſſes gegenſeitig anziehen. Alles eignete ſich dazu, den Wünſchen des Landes entgegen zu kommen, und die zwanzigtauſend ſchwediſche Vorſprecher mit der Hand an den Degen, welche an der Gränze ſtanden, ließen erwarten, daß man dermalen in Wien keine Fehlbitte thun würde. Nach einer vorangeſchickten Darſtellung ihrer Gerechtſame wendeten ſich die Proteſtanten mit folgenden Beſchwerden an den Thron des Kayſers und des Königs von Schweden.

1) In vielen Orten würden die evangeliſchen Unterthanen gezwungen, dem katholiſchen Gottesdienſt wider ihren Willen und Gewiſſen beyzuwohnen. Sie belegten das theils mit dem im vorigen Stück erwähnten Memorial des biſchöfl. Vicariats, theils durch einen speciellen Befehl, welchen die hochwürdige Aebtiſſin zu St. Clara in Breslau neuerdings an die evangeliſchen Gemeinden zu Kriptau, Neukirch und Oßwitz im Breßlauſchen Fürſtenthum erlaſſen habe. Vermöge dieſes Befehls ſollten alle in dieſem Kirchſpiel befindlichen Waiſen, ferner alle diejeni-

gen Kinder, derer Eltern eines, es ſey Vater oder Mutter, katholiſch iſt; und dann die ſämmtliche Jugend, ſo das 15te Jahr noch nicht überſchritten, wenigſtens alle Sonn- und Feyertage, zu dem Pfarrer, ſowohl in ſeiner Behauſung, ſo oft er es verlanget, als auch in die Kirchen zum Unterricht in der katholiſchen Religion unfehlbar gebracht und zu gedachter Religion erzogen; und endlich zuletzt von den evangeliſchen Eheleuten ſelbſt, alle Sonn- und Feyertage wenigſtens eines, ſammt dem mehrern Theil ihrer Kinder, Geſinde und Hausgenoſſen, ſowohl der gewöhnlichen Predigt, als auch der Meſſe unausbleiblich beywohnen; widrigenfalls ihre habende Beſitzthum und Gründe innerhalb einer vierteljährigen Zeit verkauffen ſollten. Sie beklagten ſich ferner, daß andere katholiſche, ſowohl geiſtliche als weltliche Herrſchaften, ſich nicht damit vergnügten, daß ſie ihre evangeliſche Unterthanen in die katholiſchen Kirchen und Meſſen nöthigten, ſondern dieſelbe auch zwängen, daß ſie den öffentlichen Prozeßionen, entweder mit Parade in Ober- und Untergewehr, oder auch begleitungsweiſe beywohnen; die adliche evangeliſche Landſtände über die Monſtranz den Himmel tragen, ja auch wohl dieſen Monſtranzen allerhand ihrem Glauben zuwider lauffenden Beweiſen der Ehrerbietung erweiſen müßten.

2) In Anſehung der adlichen Pupillen ſey eine geheime Kayſerl. Inſtruction vorhanden, vermöge deren bey Abſterben beyder Eltern oder auch nur der Väter, die Kinder weggenommen und ihnen katholiſche Vormünder geſetzt würden; unter welchen ſowohl die Erziehung, als das Vermögen der Mündel ſchlecht berathen wären. Damit wäre es noch nicht genug, ſondern wann die Eltern etwan bey ihrem Leben ihre

Kin-

Kinder aus Mangel evangeliſcher Schulen auswärts verſchickt hätten, ſo würden dieſelben zur Zurückrufung derſelben angehalten. Nach Abſterben der Väter würden die Mütter und nach ihrem Tode die nächſten Verwandten durch Bedrohung ſchwerer Geld- und Gefängnißſtrafe vermocht, die abweſenden Mündel zu ſtellen, ſie katholiſchen Vormündern zu übergeben und in dem katholiſchen Glauben erziehen zu laſſen.

3) Es wäre ihnen verboten, ohne Erlaubniß des königl. Oberamts in Breslau ihre Beſchwerden vor den Kayſerlichen Thron zu bringen und müßte dem Oberamt allemal zuvor die Sache, welche man dort ſuchen wolle, vorgelegt werden. Würde nun dieſe Erlaubniß verweigert, ſo ſey es ihnen zwar erlaubt, ihr Geſuch bey Hofe vorzutragen; das Oberamt müßte aber jedesmal ſeine Gründe, warum es ſeine Einwilligung dazu verſagt habe, mit einſchicken. Dadurch verlauffe nicht nur viel Zeit, ſondern da dieſe Beſchwerden mehrentheils wider die Bedrückungen des Oberamts ſelbſt gerichtet wären, ſo ſey es natürlich, daß an keine Abhelfung derſelben zu gedenken und ihr Bitten und Flehen immer vergebens ſey.

4) Es ſey ihnen zwar die Verſicherung gegeben, daß ihnen unverwehrt ſeyn ſolle, ihre Tauffen und Trauungen außerhalb in proteſtantiſchen Kirchen verrichten zu laſſen; aber an den mehrſten Orten würde ſolches gar nicht mehr geſtattet; ob ſie gleich gerne die Jura Stolæ in ihren Pfarrkirchen bezahlen wollten. Theils würden dieſelben von den katholiſchen Geiſtlichen willkührlich und außerordentlich geſteigert, theils der Erlaubniß-Scheine dazu ganz und gar verweigert und ſie an die höhere Geiſtlichkeit zur Einholung derſelben verwieſen. Hier würde aber ihre Bitte gewöhnlich abgeſchlagen oder ſie müßten ihr Geſuch

mit ſchwerem Gelde löſen. Wollten ſie das nicht, ſo müßten ſie gewärtig ſeyn, daß, wenn ſie ohne Erlaubniß ihre Tauffen, Trauungen und Begräbniſſe verrichten ließen, ſie dann mit ſchwerer Geld- oder Gefängnißſtrafe belegt würden. Mit dem Trauen ſey es ſo weit gekommen, daß man ſogar die anderwärts geſchehne Trauung für null und nichtig erklären und die Verheiratheten zu einer nochmaligen Trauung anhalten wolle. Eben ſolche Schwierigkeiten würden auch ihren Begräbniſſen in den Weg gelegt und den Adlichen ihre ſelbſt erbauten Grüften ſo wie ein Grabmal verweigert. Auch würde den Alten und Kranken, ſo wie den Delinquenten der Zuſpruch eines evangeliſchen Geiſtlichen verſagt.

5) Denen begüterten Wittwen und unverheiratheten Perſonen wird die Verheirathung an ihre Religionsverwandte auf mancherley Art erſchwert und verweigert, und würden dieſelben durch vielerley Verhinderung und Verzögerung zu katholiſchen Heirathen gedrungen. Auch würde dazu die Erlaubniß nur dann gegeben, wenn ſich der evangeliſche Theil zum Uebertritt zur katholiſchen Religion erkläre. Die bey den Proteſtanten ſonſt zugelaßnen Ehen in Anſehung der Verwandſchaft, wie auch zwiſchen Gevattern und Pathen, würden theils verbothen, theils aufgehoben, oder ſie würden empfindlich geſtraft, wenn ſie ſich nicht zur Annehmung der katholiſchen Religion verſtänden.

6) Die Evangeliſchen würden von aller Verwaltung öffentlicher Aemter ausgeſchloſſen, es ſey denn, daß kein katholiſches Subject dazu vorhanden ſey. Bey Prozeſſen zwiſchen Evangeliſchen und Katholiſchen ſey an keine unpartheyiſche Gerechtigkeit zu gedenken. Bey Verkauffung der Grundſtücke ſey verordnet, daß ein Katholiſcher, wenn er es verlange,

alle-

allezeit die Vorhand haben müſſe, und wenn auch der Kauf ſchon geſchloſſen iſt, ſey er befugt, den evangeliſchen Käufer davon abzutreiben. Evangeliſche Stiftungen würden nicht nur auf Katholiken ausgedehnt, ſondern die Proteſtanten auch wohl gänzlich davon ausgeſchloſſen. Auch würde ihnen die Verkaufung ihrer Güter unterſagt, und die ſonſt freygelaßne Emigration, wenn ſie Vermögen hätten, an einigen Orten verweigert, und hätten ſie keines, ſo würde ihnen dieſelbe wider Willen auferlegt. Die Gerichtsämter beriefen ſich auf beſondre Kayſerl. Verordnungen dazu, welche ihnen aber niemals mitgetheilt würden.

Das waren im Auszuge die Hauptbeſchwerden, welche die evangeliſchen Schleſier damals bey dem Kayſer einreichten, und welche Carl XII. als Garant des weſtphäliſchen Friedens mit ſeiner an der Gränze und zum Theil in Schleſien ſelbſt ſtehenden Armee auf das nachdrücklichſte unterſtützte. Die Folge davon war ganz ſo, wie man ſie unter den angezeigten Umſtänden wünſchen und erwarten konnte. Da ich zunächſt für Schleſien ſchreibe, ſo wird es wohl nicht überflüßig ſeyn, wenn ich den darüber zu Alt-Ranſtädt im Hauptquartier Carls errichteten Vertrag vom 11ten Auguſt 1707 hier umſtändlich einrücke. „Von Seiten Ihrer Kayſerl. Majeſtät wird verſprochen:

daß das freye Religions-Exercitium in Schleſien, welches denen ſchleſiſchen Fürſten, Grafen, Freyherrn, von Adel und ihren Unterthanen, wie auch denen, der Augspurgiſchen Confeßion zugethanen Städten, Vorſtädten und Dörfern, in dem Oßnabrückſchen Frieden erlaubt werden, nicht allein ungehindert, ungekränkt verbleiben, ſondern auch dasjenige, was wider den wahren Verſtand des Oßnabrückſchen Friedens-Schluſſes neuerlich anzutreffen oder eingeführt worden, auf nachgeſetzte Weiſe corripiret werden ſoll:

1)

1) Die Kirchen und Schulen in denen Fürſtenthümern Liegnitz, Brieg, Münſterberg und Oels, wie auch in der Stadt Breslau und den übrigen Städten, Vorſtädten und Dörfen, welche nach dem weſtphäliſchen Frieden weggenommen worden, ſie mögen entweder ſchon denen Katholiſchen eingeräumet, oder nur geſperret ſeyn, ſollen in den Stand, wie ſie zur Zeit itzt gedachten Friedens-Schluſſes geweſen, wieder geſetzet und denen Augspurgiſchen Confeßions-Verwandten mit allen dazu gehörigen Rechten, Freyheiten, Einkünften, liegenden Gründen und andern Gütern, binnen ſechs Monaten aufs längſte, oder noch ehender, wieder eingeräumet werden.

2) Denen Gemeinen, welche ihre Kirchen bey den Städten Schweidnitz, Jauer und Glogau haben, soll nicht allein frey ſtehen, ſo viel Geiſtliche anzunehmen, als ſie zu Verrichtung ihres Gottesdienſtes nöthig haben, ſondern auch zur Auferziehung ihrer Kinder bey ihren Kirchen Schulen zu haben und aufzurichten.

3) In denen Oertern aber, wo das öffentliche Religions-Exercitium der Augspurgiſchen Confeßion verboten iſt, ſoll niemanden verwehret werden, den Gottesdienſt friedlich und beſcheiden in ſeinem Hauſe vor ſich, ſeine Kinder und Hausgenoſſen zu verrichten und auch die Kinder in auswärtigen Schulen ſeiner Religion oder durch Präzeptores zu Hauſe zu unterweiſen. Es ſoll auch kein Augspurgiſcher Confeßions-Verwandter in Schleſien gezwungen werden, dem katholiſchen Gottesdienſte beyzuwohnen, in ihre Schulen zu gehen, katholiſch zu werden, oder katholiſche Pfarren zu miniſterialiſchen Actibus, als Trauen, Tauffen, Begraben, das heil. Abendmahl halten oder andere dergleichen zu brauchen; ſondern es ſoll jedermann frey ſtehen, zu Vollziehung jetzt genannter Actuum

in

in die benachbarten Oerter, binnen oder außer Schleſien, wo das Augspurgiſche Confeßions-Exercitium getrieben wird, ſich zu begeben; jedoch daß dem ordentlichen Pfarrer des Orts dasjenige entrichtet werde, was ihm deſſentwegen dem alten Brauche nach zukommt. Es ſoll auch denen Augspurgiſchen Confeſſions-Geiſtlichen nicht verwehrt werden, auf Erfordern ihre unter katholiſcher Jurisdiction wohnende Religions-Verwandten in ihrer Krankheit zu beſuchen, wie auch denen Gefangenen und zum Tode Verurtheilten mit Reichung des heil. Abendmahls, Begleitung und anderm Troſte, beyzuſtehen.

4) Die von Adel und andere Katholiſchen, welche unter Augspurgiſchen Confeßions-Kirchen und Pfarrthen wohnen oder ihre Güter haben, ſollen dem Pfarren der Augspurgiſchen Confeßion die Decimas und andern Einkünfte, ſo unter die Taxam Stolæ gehören, entrichten.

5) Denen Mündlein und Waiſen, welche von denen der Augspurgiſchen Confeßion zugethan geweſenen Eltern gebohren ſind, ſie mögen ſeyn, welches Geſchlechts oder Condition ſie wollen, ſollen keine Vormünder oder Curatores von widrigen Religion aufgedrungen werden, vielweniger ſollen die Katholiſchen Macht haben, unmündige Kinder in die Klöſter zu ſtecken, oder in ihrer Religion zu unterweiſen. Und weil doch denen Müttern aus natürlichen Rechten die Vormundſchaft und Erziehung ihrer Kinder zukömmt, ſoll es frey ſtehen, wo keine teſtamentariſche oder in Rechten ſogenannte legitimi Curatores und Vormünder vorhanden, andere der Augspurgiſcheu Confeßion Zugethane auszubitten und beſtätigen zu laſſen.

6) Wenn etwas in Religionsſachen vorfällt, ſollen die Lands-Hauptleute und andre Unterrichtete

eher

eher nichts exequiren, bis zuvor derjenige, welcher den Streit hat, ſolches dem Königl. Oberamt oder Ihro Kaiſerl. Majeſtät ſelbſten vorgetragen und ſich daſelbſt entſcheiden laſſen. Wie denn auch denen Ständen Augspurgiſcher Confeßion frey ſtehen ſoll, deſſentwegen gewiſſe Leute und Mandatarios an dem Kayſerl. Hofe auf ihre Unkoſten zu halten und zu unterhalten.

7) Die Eheſachen, und was ſonſt die Religion anbetrift, ſollen entweder vor das katholiſche Conſiſtorium gar nicht gezogen, oder doch nach denen Rechten der Augspurgiſchen Confeßion gerichtet werden. In denen Fürſtenthümern aber, wo zur Zeit des weſtphäliſchen Friedens Conſiſtoria geweſen, ſollen ſie wieder auf die alte Art eingeführt und von ihnen dergleichen Sachen unterſucht und entſchieden werden, jedoch daß davon an Ihro Kayſerl. Majeſtät zu appelliren frey ſtehe.

8) Es ſollen fernerhin Kirchen und Schulen in ganz Schleſien, in denen Städten, Vorſtädten und Dörfern, wo das Augspurgiſche Religions Exercitium noch verbleibet, ſie mögen entweder Ihro Kayſerl. Majeſtät oder einen andern katholiſchen Patron und Collatorem haben, weggenommen, ſondern mit ihren Pfarren und Schulbedienten erhalten und geſchützet werden. Denen Patronis der Kirchen bleibt Ihr Recht ungekränkt, Pfarren und Schulbedienten der Augspurgiſchen Confeßion zugethan, zu vociren, woran ſie die Einſprüche der Katholiſchen, welche das Jus patronatus haben, nicht verhindern ſollen. Vielmehr ſoll der andern Gemeinde frey ſtehen, im Fall ſie Verzögerungen machen, und ſich binnen der gewöhnlichen Zeit nicht erklären würden, geſchickte Pfarrer und Schulbediente zu vociren, jedoch ohne Abbruch des dem Kirchen-Patron diesfalls zukommenden Rechts.

9)

9) Die von Adel und andere Augspurgiſche Religions-Verwandte ſollen von den öffentlichen Aemtern, in ſo weit ſie dazu geſchickt ſeyn, nicht ausgeſchloſſen, auch ihnen nicht verwehrt werden, ihre Güter zu verkauffen und aus dem Lande nach ihrem Belieben zu ziehen, nach mehrerm Inhalt des weſtphäliſchen Friedens.

10) Ihro Kayſerl. Majeſtät werden auch nicht zuwider ſeyn, daß Ihro Königl. Majeſtät von Schweden, oder andere der Augspurgiſchen Confeßion zugethane Fürſten und Stände, um mehrere Religions-Freiheit vor die Schleſier freundlich bitten und intercediren mögen, wie ſolches auch in dem weſtphäliſchen Frieden frey gelaſſen worden.

11) Ihro Kayſerl. Majeſtät werden gewöhnlichermaßen anbefehlen, wormit nicht allein alles hier verglichne binnen der ausgeſetzten Zeit wirklich vollzogen, ſondern auch alle dieſe hierin enthaltne Artikel genau und getreulich zu allen Zeiten in Obacht genommen und erfüllt werden ſollen. Wie denn dieſes alles itzt und allezeit als ein kräftiges Geſetz gehalten und kein Befehl darwider etwas gelten ſoll. Endlich erlauben auch Ihro Kayſerl. Majeſtät, daß ein Königl. Schwediſcher Miniſter der Vollziehung dieſer Artikel beywohnen und Ihm alles dasjenige, was diesfalls verrichtet werden wird, mitgetheilet werden möge. Alt-Ranſtadt, im Königl. Schwediſchen Hauptquartier, den 11ten Aug. 1707.

Johann Wenzel, Graf von Vratislav."

Man kann es faſt mit Händen greiffen, daß eine ſchwediſche Feder den Inhalt des obigen als Geſetz vorgeſchrieben habe, und daß dem Kayſerlichen Bevollmächtigten nichts anders übrig blieb, als zu unter-

terzeichnen. Bitter und kränkend mußte es allerdings für die Katholiken ſeyn, daß der König von Schweden ſeinen Miniſter von Stralenheim nach Breslau ſchickte, mit der Order, nicht eher von dannen zu weichen, bis der Inhalt des Altranſtädtſchen Vertrags haarklein vollzogen ſey; wobey er ſich auch ganz nach dem Geiſt ſeines Herrn benahm. Es wurden nunmehr Kayſerliche Commiſſaire durch das ganze Land geſendet, in deren Gegenwart die theils eingezognen, theils geſperrten Kirchen und Schulen den Proteſtanten wieder eingeräumt werden mußten. Daß es dabey nicht ohne mancherley Bitterkeiten von beyden Seiten abgehen konnte, läßt ſich leicht denken. Die erſte Frage war nun, wo man die katholiſchen Geiſtlichen, deren Kirchen ausgeliefert wurden, vor der Hand weiter anſtellen und unterbringen wollte? Es wurde den Evangeliſchen zugemuthet für ihren anſtändigen Unterhalt auf Lebenslang zu ſorgen, wozu ſie ſich ehedem wohl mit Freuden würden verſtanden haben. Aber pochend auf ihren mächtigen Schweden ſchlugen ſie ſolches geradezu ab, und waren der Meynung, daß es gar nicht ſchwer fallen würde, wenn die Ordens-Geiſtlichen in ihre Klöſter zurückgewieſen und die Weltgeiſtlichen, welche mehrere Beneficia hätten, ſich bis zu beſſerer Beförderung darauf einſchränken würden. Ganz armen Pfarherrn aber, wenn ſie beweiſen könnten, daß ſie mit dem Kirchenvermögen gut Haus gehalten hätten, wolle man ohne Wiederrede einen Zehrpfennig auf den Weg geben. Auch trugen die evangeliſchen Stände noch darauf bittend an, daß alle des Glaubens wegen Vertriebne oder Entwichne mit Aufhebung der gegen ſie erlaßnen Strafbedrohungen zurückgerufen und in ihre Güter wieder eingeſetzet, auch die denſelben bis dahin weggenommnen

nen Kinder ihnen wieder ausgeliefert werden möch-
ten.

Der ſchwediſche Miniſter von Stralenheim hatte unterdeſſen ein ſcharfes Auge auf die im Lande umherreiſenden Kayſerl. Bevollmächtigten, damit ja alles nach dem Buchſtaben des Vertrages erfüllet werden möchte. Als ſie alles gethan zu haben glaubten, rückte er noch mit einer kleinen Zugabe von folgenden Forderungen heraus, die zum Beweiſe dienen kann, wie genau er von allem unterrichtet war. Nach dem klaren Sinn und Buchſtaben würde ſeiner Meynung nach, da alles ſchon vollendet war, herauszugeben ſeyn:

1) Die Kirche zu St. Johannes in der Stadt Liegnitz, weil die darwider gemachten Einwendungen nicht von Erheblichkeit wären.

2) Die Stadtkirche und Schule zu Goldberg. 3) das Fürſtl. Geſtift zu St. Johannis in Liegnitz. 4) Die pohlniſche Kirche vor dem Thore zu Brieg. 5) Die Kirche zu Weigelsdorf im Fürſtenthum Münſterberg. 6) Zu Pohlniſch-Neudorf. 7) Zu Seitendorf. 8) Zu Beerwalde. 9) Zu Neu-Altmannsdorf. 10) Zu Berndorf. 11) Zu Groß-Peterwitz. 12) Die Filia zu Weigelsdorf nach Ober- und Niederlampersdorf. 13) Die Filia zu Habendorf, nach Roſenbach gehörig. 14) Die Filia zu Thanwald und Alt-Dorf, nach Riemberg. 15) Die Kirche zu Strelitz im Namslauſchen. 16) Die Filia zu Kleintintz nach Domslau.

Die Kayſerlichen Bevollmächtigten ſträubten ſich zwar mit Hand und Fuß gegen dieſe neuen Zumuthungen und führten eine Menge Gründe an, warum gedachte Kirchen keinesweges die Wirkung der Altranſtädtſchen Convention erfahren könnten, aber Carl

blieb

blieb in der Nähe und behielt die Hand am Degen. Man mußte ſich alſo bequemen und auch hier ein übriges thun, um nur den böſen Nachbar vom Halſe zu bekommen; denn der Miniſter von Stralenheim war ſo kurz angebunden, wie ſein Herr. Anſtatt nach vermeintlich beendigtem Geſchäft nun abzuziehen, nahm er einen ſehr hohen Ton gegen die Kayſerl. Commiſſarien in dieſem Geſchäft an, wie aus folgendem zu erſehen:

Hochgebohrne Herrn Grafen ꝛc.

Aus Ew. Exzell. auf mein an Dieſelbe unterm 17ten Febr. abgelaßnes Schreiben mir geſtrigen Tages überreichten Antwort, habe ich mit höchſter Befremdung erſehen müſſen, daß Ew. Exzellenz der Meynung ſind, als wenn alles dasjenige, was der ächte Sinn des weſtphäliſchen Friedens nach dem klaren Buchſtaben der Altrauſtädtſchen Convention mit ſich bringe, binnen dem beliebten 6 monatl. Termin vollkommentlich ad executionem wäre gebracht worden: da doch ſowohl aus der von mir übergebnen Verzeichniß der in den 5 Fürſtenthümern und der Stadt Breslau rückſtändigen Kirchen und andern exequendorum, als daß auf die Ihro Königl. Majeſtät von Schweden angediehene Interceßions-Gerechtigkeit nicht die geringſte Reflexion gemacht, weniger denen Evangeliſchen zu denen officiis publicis ein wirklicher Zutritt gegönnet worden, ſonnenklar erſcheinen muß, daß obberührte Convention ihre Vollkommenheit bis Dato nicht erreichet. Was die übrige Paſſus anbetrift, ſo würde die Recapitulirung derſelben Ew. Exzellenz nur beſchwerlich fallen, indem in meinem vorigen Schreiben durch unbewegliche Gründe dieſelbe bereits genugſam beſtärket und beſtätiget worden: wie dann ich unbe-

unberührt laſſe, was wegen der von denen Ständen vorgenommenen Collektirung, als eine, weder das Executions-Negotium, noch mich angehende Sache Ew. Exzellenz erwehren wollen; nur daß ich dafür halte, daß bey der Unterſuchung ſich ausfinden müſſe, ob ſothane Collekte zum Behuf ihres itzigen, ohnedem durch die Convention genug geſicherten Zuſtandes, oder zu Abführung der bey denen in vorigen Zeiten unumgänglich veranlaßten Schulden angewendet worden. Dieſes aber habe Ew. Exzellenz auf das inſtändigſte erſuchen wollen, Dieſelbe belieben gänzlich von mir verſichert zu ſeyn, daß denenſelben, weder in dieſer meiner letzten, noch meinen vorigen Schriften, ich etwas vorgetragen, ſo mir von Ihro Königl. Majeſtät von Schweden, Denenſelben anzudeuten, nicht wäre durch expreſſe und wiederholte Ordre allergnädigſt anbefohlen worden. ꝛc. Breslau, den 5ten März 1708.

Frhr. von Stralenheim.

Man kann den gebietenden und trotzigen Ton, mit welchem Stralenheim mitten in der Hauptſtadt der Provinz das Werk betrieb, unmöglich verkennen. Und Carl wich eben ſo wenig von der Gränze, als ſein Miniſter aus Breslau. Wenn man Kayſerlicher Seits alles gethan zu haben, um des beſchwerlichen Gaſtes los zu werden, ſo trat er immer wieder mit neuen Forderungen auf. Vermöge des 10ten Puncts im Altranſtädtſchen Vergleich, daß Ihro Kayſerl. Majeſtät nicht zuwider ſeyn würde, wenn Carl auch um mehrere Religionsfreyheit für die Schleſier bäte, kam Stralenheim mit abermaligen Forderungen von fünf oder ſechs neu zu erbauenden Kirchen ein. Der Kayſer Joſeph ſchrieb ſeinen Bevollmächtigten zurück,

daß

daß er ſich auch hiezu bequemen wolle, wenn der ſchwediſche Miniſter im Namen ſeines Königs erklärte, daß man alsdenn die Altranſtädtſche Convention für gänzlich vollzogen hielte, und in dieſer Sache nichts mehr gerügt werden und ſie als gänzlich beendet angeſehen werden ſollte. Zu einem Aequivalent dafür bäte ſich der Kayſer einige Kirchen in den Fürſtenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau, wo nun Ueberfluß an lutheriſchen und Mangel an katholiſchen Kirchen wäre, zurück; und ſollten die neu zu erbauenden Kirchen in ſolchen Gegenden aufgeführt werden, wo es umgekehrt wäre. Das war ein Vorſchlag zur Güte, und er gieng auch glücklich durch. Endlich zog denn der König von Schweden ſeine Armee von der Gränze und ſeinen Miniſter aus Breslau zurück.

Wie ungern der päbſtliche Stuhl zu Rom dieſe Verhandlungen ſah, und wie gern er ſie hintertrieben hätte, erhellet aus folgendem Sendſchreiben an den Kayſer:

„Unſerm geliebteſten Sohne in Chriſto Heil und den apoſtoliſchen Segen.“

„Ob wir uns ſchon nicht bewegen laſſen können, zu glauben, daß die ausgeſprengte Nachricht wahr ſeyn ſolle, was maßen nemlich Ew. Majeſtät geſinnet ſeyn ſollen, dem Anhalten des Königs von Schweden zu willfahren, und zu verordnen, daß denen Lutheranern die Kirchen in der Landſchaft Scheſien wieder eingeräumet werden ſollen; ſo würden wir doch dafür halten, gar zu ſchwerlich wider unſre Schuldigkeit zu handeln und von Gott alle Strengheit derjenigen Züchtigung zu verdienen, welche er den Prieſter gerechterweiſe empfinden läſſet, weil er nachläßig geweſen, ſeine Söhne zu ermahnen; wenn wir unterließen,

Ew.

Ew. Majeſtät zu erinnern, wie wir ſolches mit der größten Gewalt unſers Geiſtes thun, ſo lieb Ihnen die Ehre Ihres Namens und dasjenige, was noch wichtiger iſt, nemlich die Errettung der eignen Seele, daß Sie Sich nimmermehr zu einen dergleichen tadelhaften Schluß, welcher durch kein weltliches, auch ſogar das größte Abſehen weder vor Gott, noch vor denen Menſchen gerechtfertigt werden könnte, entſchließen. Ew. Majeſtät belieben zu glauben, daß derjenige, welcher Demſelben das Gegentheil räth, ſich betrüget, und Sie verräth. Sie dürfen auch nimmermehr gedenken, daß Sie durch dieſen Weg die Ruhe, oder einigen andern Vortheil erlangen werden. Das Gegentheil würde allerdings geſchehen. Der Haß derer Feinde unſerer heiligen Religion würde zum Schaden des Reichs wachſen und Gott würde dasjenige Vornehmen nimmermehr beglückſeligen, welches von dem Nachtheil ſeines wahren Dienſtes den Anfang nähme. Ew. Majeſtät glauben demjenigen, welcher Sie mit einer mehr als väterlichen Zuneigung liebet, und welcher aus keiner andern Urſache bewogen wird, ſolchergeſtalt zu reden, als aus Verlangen ſeine eigne und auch Ew. Majeſtät Seele zu erretten. Denn das Weſen dieſer Welt vergehet und der Tag des Herrn wird herbey nahen. Gott regiere und beglückſelige alle Gedanken und alle Thaten Ew. Majeſtät, welcher wir mit aller Fülle unſerer väterlichen Liebe den apoſtoliſchen Segen ertheilen. Gegeben zu Rom bey St. Maria maggiore den 10ten September 1707 im ſiebenten Jahre unſerer päbſtlichen Regierung.“

Der gute Kayſer Joſeph kam als Katholik hier allerdings zwiſchen zwey Feuer. Carl auf einer und der heilige Vater auf der andern Seite. Der

päbſtliche Nuntius unterſtützte das Sendſchreiben mit den nachdrücklichſten Vorſtellungen, auf welchen Joſeph geantwortet haben ſoll:

„Was ich gethan habe, habe ich nicht ohne beſondere Beweggründe gethan. Wäre der Pabſt dem Könige von Schweden ſo nahe geweſen, als ich, wer wüßte, ob er ihn nicht gar lutheriſch gemacht hätte.“

Die Sache blieb nun, wie ſie zwiſchen dem Kayſer und Carl dem Zwölften abgemacht worden war. Damit auch die Evangeliſchen, welche unter katholiſchen Pfarrkirchen ſtanden, nicht willkührlich in der Bezahlung vor Tauffen, Trauen und Begräbniſſen geſteigert werden möchten, ſo hatte Stralenheim für eine mäßige Stolæ Taxam geſorgt, welche nicht überſchritten werden durfte. So verließ der ſchwediſche Miniſter die Hauptſtadt, und die Truppen ſeines Herrn zogen ſich von der Gränze zurück.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

25ſte Woche.

Kyau.

Ich ſetzte meinen Lauf durch Sachſen fort, und da ich von weitem die Feſtung Königſtein ſchimmern ſah, fiel mirs ein, einen Abſtecher dahin zu machen, um doch dieſe hochgepriesne Jungfer aller Feſtungen näher zu beantlitzen. Mich auszuruhen, legte ich mich am Ufer der Elbe unter einen Baum und weidete meine Augen von hier aus an den Feſtungswerken, die wie eine Krone den ſchroffen Felſen bekränzten. Das alles gefiel mir ſo wohl, daß ich auf den Gedanken kam, meine Schreibtafel herauszunehmen und mir einen Riß von dem Proſpect der Feſtung zu machen. Ich war ziemlich damit zu Ende, als das Unglück einen Unteroffizier auf mich zu führte, den ich, vertieft in meiner Arbeit, nicht eher merkte, als bis er vor mir ſtand. Wer iſt er? was macht er? ich glaube gar, er unterſteht ſich, den Königſtein abzuzeichnen? ſchnauzte er mich an. Wo hat er ſeine Päſſe? — fragte er weiter. Ich zuckte die Achſeln. Marſch! mit zum Commendanten auf den Königſtein! war das Ende vom Liede. Mir ward ſchwul und ich wäre des Vergnügens die Feſtung zu ſehen, nun gern überhoben geweſen. Mit Gelde konnte ich den Mann nicht beſtechen, denn meine Baarſchaft war meiſtens flöten gegangen; ich wollte es alſo, wie jener Bettler

es gegen den Bettelvogt machte, mit Titeln und Complimenten thun. O gnädiger Herr Exzellenz! ſagte ich, laſſen Sie doch mich armen Teufel lauffen. Aber er war nicht ſo höflich, wie jener Bettelvoigt, der darauf antwortete: nun weil er mir den rechten Titel giebt, ſo will ich ſchon ein Auge zudrücken. Je flehentlicher ich bat und je höher ich ihn titulirte, um deſto verdächtiger hatte ich mich in ſeinen Augen gemacht und er glaubte, nichts weniger als einen Spion eingefangen zu haben. Als ſolcher wurde ich nun auch dem Commendanten, General von Kyau vorgeführt. Da ich mich durch keinen Paß ausweiſen konnte, ſo wurde ich bis auf nähere Unterſuchung in das ſogenannte Türkenloch geworfen, wo ich Zeit und Muße hatte zu weinen und Kalender zu machen. Nach einigen Tagen wurde ich in das Special-Verhör geführt und legte da ein vollſtändiges Bekänntniß meiner bisherigen Schickſale ab. Auf freyen Fuß wurde ich zwar deshalb noch nicht geſetzt, doch erhielt ich ein weit leidlicheres Gefängniß und die Erlaubniß dann und wann im Freyen friſche Luft zu ſchöpfen. Indem ich auf dem Königſtein meine Befreyung abwarte, will ich meinen Leſern das Leben und die Schwänke eines der luſtigſten Männer dieſes Jahrhunderts, des Generals Kyaus, erzählen.

Er ſtand anfänglich in Brandenburgiſchen Dienſten und hatte es darin bis zum Fähndrich gebracht. Da er von Haus aus ein armer Teufel war und nichts als ſeine freyherrliche Geburt zur Equipirung erhalten hätte, ſo lag er faſt immer an der gewöhnlichen Fähndrichskrankheit, der Geldnoth, ſtark darnieder; weswegen er Bären über Bären anzubinden genöthigt war. Er konnte, wenn er ſeine Guarniſon durchgieng, mit Wahrheit ſagen: hier iſt kein Haus, worin

ich

ich nicht ſchuldig bin. Die Bären huben mitunter gewaltig zu brummen an, ſo daß ſich der Herr Fähndrich oft keinen Leibesrath wußte. In ſeinen vorigen Guarniſonen war er ſchon zweymal durch den Todt dem Gebrumm der Manichäer entgangen, und da er ſich abermals am dritten Ort nicht weiter zu rathen und zu helfen wußte, ſo beſchloß er zum drittenmal zu ſterben und ſich dadurch von dem Fähndrichs-Uebel zu erlöſen. Er legte ſich alſo tödtlich krank zu Bett, beſtellte, daß man mit dem Begräbniß möglichſt eilen und ihn mit Sang und Klang zur Erde beſtatten ſollte und — verſchied zum drittenmal. Um mit deſto leichteren Herzen die Welt zu geſegnen, ließ er ſeine Gläubiger zu ſich rufen, bezeugte, wie leid es ihm thäte, als ihr Schuldner aus der Welt zu gehen und daß er deswegen nicht ruhig ſterben könnte. Er kannte die Menſchen, beſonders der damaligen Zeit. Seine Todeszuckungen waren auch ſo heftig, daß ſie einen Stein in d.. Erde hätten rühren müſſen. Die Gläubiger verſicherten alſo, daß ihm alle Schuld erlaſſen ſey und ſie Verzicht thäten auf ihre Forderungen, weswegen er nur ruhig ſterben möchte; worauf er denn auch glücklich und ſanft verſchied. Sein Bedienter zog ihm ein Sterbekleid an, und ſtellt ihn im Sarge auf die Baare. Das ganze Städtlein ward zu Grabe gebeten, die Schule kömmt und die Geiſtlichkeit auch. Unter dem Geläut der Sterbeglocken trägt man den weiland luſtigen Kyau dem Kirchhofe zu. Der Sarg wird verſenkt. Der Cantor mit der Schule ſtimmt an: Nun laſſen wir ihn hier ſchlafen ꝛc. Purdautz! ſtößt Kyau den Deckel auf, und ſpringt im Sterbekittel aus Sarg und Grab hervor. Hilf Himmel! welch ein Schreck! dem Cantor bleiben die Worte im Halſe ſtecken; er

 nimmt

nimmt Reißaus, die Schule auch, die Geiſtlichkeit auch, das Leichengefolge auch, alles rennt aus Leibes Kräften, was haſt du was kannſt du. Der eine verliert den Hut, der andre die Perüque, noch ein andrer das Buch, die Weiber die Hauben und ſo preſcht alles vom Kirchhofe weg. Kyau im Sterbekittel immer hinter drein, ruft und ſchreyt Zeter Mordio! Je mehr er ruft und ſchreyt, je ſtärker ſie laufen, und je näher er ihnen kömmt, je hurtiger ziehen ſie aus. Endlich faßte der Todtengräber, der ſich im Winkel verſteckt hatte, ein männliches Herz und ſetzt hinter den Kyau her. Steh Geiſt! ruft er ihn an, und ſage, ob du ein guter oder böſer Geiſt, oder der leibhaftige Kyau ſeyſt? — Ich bin es leibhaftig, antwortete er. Nun faßt auch die Geiſtlichkeit Poſto und macht von Amtswegen Halt! Kyau wird examinirt, was es denn mit ſeinem Sterben und Auferſtehn für eine Bewandniß habe? Ey zum Henker! ſagt er, man hätte mit dem Begräbniß nicht ſo eilen ſollen. Ich habe blos ein wenig im Hinbrüten gelegen. Hätte mich nicht zum Glück das Poltern auf dem Sargdeckel, da ihr mich verſcharren wolltet, geweckt, ihr Herrn hättet mich meiner Seel! lebendig begraben. Aber das ſoll euch nicht ungerochen hingehn; ich werde mich über die Polizey beſchweren. Doch Kyau ließ ſich leicht beſänftigen und verzehrte den Leichenbraten und den Trauerwein ſelbſt, welches allerdings ein ſeltner Fall iſt, der in dem ganzen Jahrhundert nicht mehr zum Vorſchein kam. Seine Gläubiger hielt er beym Wort, denn er war ja darauf ruhig geſtorben.

Da er aber ſchon dreymal ſo im Hinbrüten gelegen hatte, ſo wollte man ihm für das viertemal den Geſchmack daran vertreiben, und er ward auf churfürſtlichen Befehl auf die Feſtung Spandau geſetzt,

wo ihm eben ſo zu Muth ſeyn mochte, wie mir unter ſeiner Gewalt auf dem Königſtein. Er ſann alſo darauf, wie er dem Halt uns feſt! entgehen möchte. Man hatte ihm geſagt, daß die Churfürſtin nächſtens die Feſtung in Augenſchein nehmen würde, und darauf baute er den Plan ſeiner Erlöſung. Alles kam darauf an, die Aufmerkſamkeit der Churfürſtin auf ſich zu ziehen. Er kam alſo auf den Einfall in dieſer Abſicht eine Schilderey an dem Fenſter ſeines Gefängniſſes aufzuſtellen, wovon er ſich gute Würkung verſprach. Er fieng an zu mahlen, Tobackspfeiffen, Krüge, Flaſchen, Gläſer, Stühle, Bänke, Tiſche, Kartenblätter und dergleichen Möbels ſämmtlich zerbrochen, wie Kraut und Rüben untereinander. Darunter ſetzte er die Inſchrift:

Kyau hofft auf beßres Glücke,
So ſtehts jezt um ſein Geſchicke.

Den Tag, als die Churfürſtin die Feſtung beſah, ſtellte er dies Aushängeſchild am Fenſter auf. Es entſteht ein Zuſammenlauf und die Leute ſtecken die Köpfe zuſammen. Neugierde führte die Churfürſtin auch herzu. Sie ſah's und lächelte. Kyau trat ans Fenſter und bat erbärmlich um Ihre gnädige Fürbitte bey Ihrem Gemahl. Es währte auch nicht lange, ſo wurde ihm ſeine Freyheit angekündigt und er des Arreſts entlaſſen.

Nun wollte er ſich auch als der luſtige Kyau bedanken, welches damals wohl, aber heut ſchwerlich mehr hingehen würde. Er ſchnallte ſich von ſeiner geringen Baarſchaft einen Eſel an und ſetzte ſich im Schlafrock und Nachtmütze drauf und ſo ritt er; ſein Bündel hinten aufgepackt, nach Berlin. Bald ſammelt ſich hier ein Schwarm von Gaſſenjungen um ihn

her,

her, aber Kyau kehrt ſich nicht daran, ſondern reitet in ihrem Gefolge gravitätiſch auf das Schloß zu. Die Wache frägt ihn: wer er ſey? woher er komme? wohin er wolle? — Antwort: der Fähndrich von Kyau, kömmt von Spandau, und will ſich bey Sr. Churfürſtl. Durchlaucht für gnädige Entlaſſung aus dem Arreſt bedanken. Der Churfürſt, der in großer Geſellſchaft eben bey guter Laune war, hieß, nach empfangenem Rapport, den luſtigen Fähndrich vorführen. Kyau tritt ein, macht einen tiefen Bückling und ſagt kein Wort. Was wollt ihr denn? — fragte der Churfürſt. Mich allerunterthänigſt bedanken und mich zu fernerer Gnade empfehlen, aber auch Ordre zu erwarten, ob ich meine vorige Stelle beym Regiment wieder einnehmen darf. So ſey's! antwortete der Churfürſt, aber macht keine dumme Streiche mehr. Drauf fragte er weiter: warum erſcheint Ihr denn in ſolchem Habit und auf einem Eſel? — Ach! ſagte Kyau, Ihr Durchlaucht! ich bin ein armer Teufel; und da ich noch nicht die hohe Erlaubniß habe, meinen Poſten wieder zu bekleiden, wagte ichs nicht, die Uniform anzulegen. Ein ſolch ſanftmüthiges Pferd habe ich mir darum zugelegt, weil ich kein andres ernähren kann. Was wollte der Churfürſt mit dem pfiffigen Narrn thun, der übrigens ein braver Mann war? Er gab ihm hundert Ducaten zur Equipage, worauf Kyau ſich beurlaubte, zärtlichen Abſchied von ſeinem Eſel nahm und ihn den Gaſſenjungen Preiß gab.

Ein Duell nöthigte ihn nach einiger Zeit die churbrandenburgiſchen Dienſte zu verlaſſen und ſich in ſächſiſche zu begeben. Da der König Auguſt eben ſowohl als ſein General Schöning gern luſtige Leute um ſich hatte, ſo war Kyau hier recht eigentlich in

ſeinem Element. Leuten, von dieſem Schlage geht manches hin, was ſich ein andrer nicht einfallen laſſen kann und darf, und ſo konnte es nicht fehlen, Kyau mußte ſein Glück machen; und er machte es auch.

Da der Lebenslauf des 18ten Jahrhunderts vorzüglich darauf angelegt iſt, daß die Gäſte deſſelben bey lachendem Munde lernen ſollen, ſo verdienen Kyaus Schwänke hier vor allen Dingen einen Platz, und wenn ich das Geld nicht klüger brauchte, ſo würde ich vor allen Dingen Holzſchnitte dazu beſorgen.

Kyau prellt einen Gaſtwirth.

Die Geldnoth verließ den Kyau erſt in ſeinen letzten Jahren. Er mußte ſich alſo oft helfen, ſo gut er konnte. Einſt übernachtete er auf ſeinen Reiſen in einem Gaſthofe, deſſen Wirth in Ruf ſtand mit doppelter Kreide zu ſchreiben, welche Rechnungsweiſe gar nicht mit Kyaus Beutel paßte. Er nahm ſich daher ſchon beym Abſteigen vor, dem Gaſtwirth eine kleine Lection zu geben. Hans! ſagte er zu ſeinem Reitknecht, wenn der Wirth frägt, wer ich bin? ſo ſagſt du: der Teufel! Verſtehſt du? — Na! mach deine Sache klug. Schon gut! Herr Major! antwortete Hans; werde ſchon machen.

Kaum hatte Hans die Pferde abgeſattelt, ſo hohlfeuerte auch der Wirth, wer denn der gnädige Herr ſey? Ach Herr! war die Antwort, da frägt Er mich zu viel. Wollte Gott! ich wäre ſchon wieder aus ſeinen Klauen, denn ich diene ihm erſt einige Wochen; aber ich habe ſchon ſo viel wunderſeltſames Ding von ihm gehört und geſehn, daß mir die Haare zu Berge ſtehn. Mit einem Wort, flüſterte er ganz leiſe und

ſah

ſah ſich dabey verſtohlen um, mit einem Wort! ich glaube, mein Herr iſt Gott ſey bey uns! der Teufel ſelbſt. Wenn ich Ihm einen guten Rath geben ſoll, ſo mache Er die Rechnung ſo billig als möglich, denn Er wäre nicht der erſte, dem er den Hals zum Recompens bräche. So? ſo? ſchmunzelte der Wirth, iſts nur darauf abgeſehen? nun! was recht und billig iſt, mein Herr! mehr nicht. Den andern Morgen überreichte der Wirth dem Kyau ein Laus Deo, was geſalzen war. Kyau ſah die Rechnung durch, und ſagte: ſchon gut, Herr Wirth! ſchicke Er mir doch eine Kohlpfanne, damit ich noch erſt mein Morgenpfeifchen rauchen kann. Sie wurde gebracht, und Kyau machte einen Species-Thaler glühend. Nun ließ er den Wirth rufen, nahm mit einem Büffel-Handſchuh den Thaler heraus und drückte ihn dem Wirth mit den Worten in die Hand: hier hat Er die Bezahlung. Der Wirth brüllte als ein Ochs und lief davon. Weib! ſchrye er, um Gottes willen reterire dich, der Teufel iſt da. Kyau zog ſeine Straße, und der Wirth machte in Zukunft ſehr chriſtliche Rechnung.

Kyau zählt mit einem Juden Geld.

Als Major hatte er königliche Gelder auszuzahlen und ließ einen jüdiſchen Wechsler zu ſich kommen, um ſie in die benöthigten Sorten umzuſetzen. Unvermerkt hatte der Jude einige Ducaten wegſtipizt und Kyau merkte Unrath, ob ers ihm gleich nicht auf den Kopf gerade zu ſagen weder wollte, noch konnte. Iſrael wollte ſich beurlauben, als ihn Kyau bat; nur ſo lange zu bleiben, bis er ſeine Ducaten (es waren ihrer 50) noch einmal nachgezählt hätte, ob ſie nicht vielleicht beym Wechſeln unter ſeinem Gelde gekommen

men wären. Der Jude blieb. Kyau zähl: eins, zwey, drey und ſo weiter, und bringt immer nur 46 heraus. Der Herr Obriſtwachtmeiſter werden doch wohl nimmermehe glauben, ſagt Iſrael — Ey mein Gott! antwortete Kyau, wer würde ſo was von einem ehrlichen Juden denken. Aber richtig waren ſie, eh du kamſt, das kannſt du glauben. Wart nur! es muß bloß am Zählen liegen. Eins, zwey, drey — 46! Meiner Seel, Iſrael! ich verzähle mich immer und du kömmſt nicht eher von der Stube, bis ich ſie heraus gezählt habe und dauerte es bis Morgen früh. Eins, zwey, drey — 46! — Dem Juden ward ſchwul. Erlauben doch der Herr Obriſtwachtmeiſter, daß ich ſie ſelbſt nachzählen darf. Ja! ja! Iſrael! verſetzt Kyau, thu das! vielleicht kannſt dus beſſer. Der Jude zählt, pracktizirt meiſterlich die Deſerteurs wieder zum Hauffen und nun kamen richtig 50 heraus. O das iſt herrlich, ſagte Kyau! denn ich hätte weiß Gott nicht gewußt, Iſrael! was ich hätte von dir denken ſollen, wenn die Ducaten gefehlt hätten. Nun kannſt du in Gottes Namen gehen.

Kyau zieht feyerlich ein Kind aus Mutterleibe hervor.

Nun das wird eine ſaubare Geſchichte werden! wird mancher ſagen. Und gewiß recht eigentlich ſaubar. Er beſuchte mit mehrern luſtigen Brüdern in Pohlen einen geitzigen und reichen Landcavalier, der gern auswärtig ſchmauste, aber nie zu Hauſe war, wenn er ſelbſt Gäſte bekommen ſollte. Man wuſte das und die leichtfertigen Vögel beredeten ſich ihn unvermuthet zu überfallen und Küche und Keller zu leeren. Man hatte ſich vorher erkundigt und erfahren,

daß

daß er gewiß zu Hauſe wäre. Mit einemmal erſcheint alſo, Kyau an der Spitze, ein ganzer Schwarm Gäſte im Hofe. Die Bedienten verläugneten wie gewöhnlich die Anweſenheit ihres Herrn. Thut nichts, ſagt Kyau, wir haben uns heut einmal vorgenommen, uns hier auf ſeine Koſten güttlich zu thun, und eilte auf das Zimmer zu. Der Hausherr hörts und reterirt in eine Nebenkammer. Kyau merkte das und eilt ihm nach, den ganzen Schwarm hinter ſich. So gieng das Nacheilen durch mehrere Zimmer hinter einander. Endlich gelangen ſie in eine Kammer, die weiter keinen Ausgang hatte. Sie ſahen und fanden da weiter nichts, als mehrere Victualien und ein noch ganzes friſch geſchlachtetes Schwein. Ich hab ihn zum Henker! doch hergehen hören, ſagt Kyau und er muß hier ſeyn, er ſtecke auch, wo er wolle. Man lochert alles aus und ſiehe da! der Hausherr hatte ſich unter das Schwein, im Bauch deſſelben, verſteckt. Kyau zieht ihn mit erbärmlichem Gelächter hervor. Das gottloſe Volk, ſchimpft jener, verſchont auch das K i n d in M u t t e r l e i b e n i c h t. „Ja! ja! ſagt Kyau, ich bring es eben hervor, wie Figura zeiget.“ Ich finde an dieſer glaubwürdigen Geſchichte weiter nichts auszuſetzen, als daß mein Gevatter die Bemerkung dabey machte: entweder muß das Kind entſetzlich klein, oder die Mutter muß entſetzlich groß geweſen ſeyn.

Kyau ernennt ſich zum Commendant der Feſtung Königſtein.

Als der bisherige Commendant von Königſtein, Herr von Ziegler, mit Tode abgegangen war, ſo angelten mehrere nach dieſem fetten Poſten. In Petto ſoll zwar König Auguſt den getreuen Kyau da-

zu

zu ſchon gehabt haben, doch ließ er nichts merken. Kyau war damals Generaladjudant und beſtändig um die Allerhöchſte Perſon des Königs. Er machte Kalender, wie es anzuſtellen wäre, um mit guter Manier allen andern den Preiß abzulauffen und paßte die gute Laune ſeines Königs ab. Als dann ſeine Stunde ſchlug, nahm er das Tempo wahr und da der König mit ſeinen Miniſtern von der Tafel aufſtand, wo der Wein ihr Herz erfreuet hatte, hub Kyau an: ja wenn mir nur ein einziger Wunſch erfüllet würde, ſo wäre ich ein glücklicher Prinz. Nun? fragte Auguſt, und das wäre? — Kyau zuckte die Achſeln und ſagte: Ew. Majeſtät möchten es wohl ungnädig nehmen, wenn ich ihn laut werden ließe. Die Geſellſchaft fieng an zu rathen, was doch wohl den Kyau quälen möchte. Hintz meinte, er angele nach einem Rittergut; Kuntz glaubte, die Liebe mache ihm Herzdrücken; Peter hielt dafür, er wünſchte verjüngt zu werden, wie die Adler. Nichts von allem dem, antwortete Kyau. Ihr wünſcht doch wohl nicht gar, an meiner Stelle König zu ſeyn, fragte Auguſt zuletzt. Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, Sie habens auf ein Haar getroffen, aber länger nicht als fünf Minuten, wünſchte ich an Dero Stelle zu ſeyn. Nun auf ſo lange kann ich Euch meinen Platz ſchon mal abtreten, antwortete der gnädige König. Laßt doch hören, was dabey herauskommen wird. Geruhen Ew Majeſtät indeſſen Kyau zu ſeyn? fragte der ſchlaue Fuchs. Der König war es zufrieden und Kyau ſetzte ſich gravitätiſch auf den königlichen Lehnſtuhl und redete ſeinen Herrn alſo an: „Getreuer Kyau! Uns iſt deine für uns hegende Devotion bekannt und Wir wiſſen, daß du nie was verabſäumet haſt, dich um Uns verdient zu machen. Wir ſind daher ge-

geneigt, Dich zu unſerm Commendanten der Feſtung Königſtein zu ernennen.“ — Nun ſtand Kyau wieder auf und ſagte: jetzt iſt mein Wunſch erfüllt; ich ſage Ew. königl. Majeſtät meinen allerunterthänigſten Dank. Und der König, der ihm überdies dieſen Poſten zugedacht hatte, war es zufrieden.

Er predigt Verſöhnlichkeit.

Bey der königl. Tafel machte Kyau gewöhnlich den Vorſchneider. Einer der Gäſte lebte mit jemanden von Kyaus Freunden in bitterer Zwietracht und alle Verſuche ihn auszuſöhnen, waren vergebens. Es ſtand ein gebratnes Spanferkel auf dem Tiſch. Kyau ſpießte es mit der Schnautzte auf die Gabel und nahm das Meſſer in die Hand, als ob er ihm den Kopf abhauen wollte, und in dieſer Poſitur fragte er den erbitterten Herrn: nicht wahr, mein Herr! ſo wie ich mit dem Spanferkel umgehe, würden ſie ihrem Feinde thun, wenn er in Ihrer Gewalt wäre? — Ich läugne es nicht, war die Antwort. Schnell legt Kyau das Meſſer weg, ſteckt dem Spanferkel den Finger in den Hintern und zog ihn wiederholt durch den Mund. Die Gäſte lachten und der Beſchämte verſchwand bald nach der Tafel.

Macht ſtumme Muſik.

Carl der zwölfte machte dem guten Auguſt das Leben ſo ſauer, daß es kein Wunder war, wenn er manchmal übellaunig wurde. Kyau bot dann gewöhnlich alles auf um ſeinen Herrn zu erheitern. Als gar nichts anſchlagen wollte, gerieth er auf folgenden Einfall. Er ließ Conzert beſtellen. Um den König damit zu überraſchen, muſten die Muſici ihre Inſtrumenten ſtimmen, ſie hinlegen und indeſſen wieder

der abtreten. Wenn er ſie wieder, ſo bald der König erſchiene herein rufen würde, ſollten ſie alle mit einem Strich anfangen. Unterdeß muſte ſein Bedienter die ſämtlichen Violinbogen mit Talg beſtreichen. Der König erſcheint, die Muſicanten treten ein und ſtreichen loß. Aber ſieh da! kein Laut läßt ſich hören. Sie drücken und arbeiten und machen wunderliche Geſichter. Der König lachte über den Spaß und mehr wollte Kyau nicht.

Macht ſich unſichtbar.

Was gilt die Wette? rief er in Geſellſchaft einigen Damen zu, ich kann mich unſichtbar machen. Ich will mit ihnen reden, und ſie ſollen mich nicht ſehen. Man nahm die Wette an. Es war Abends; Kyau gieng in ein Nebenzimmer, löſchte die Lichter aus und hieß die Damen eintreten. Na! wer ſieht mich? fragte er, und die Wette war gewonnen.

Das gilt nicht, hieß es dann, es muß bey hellem lichten Tage ſeyn. Auch da will ich die Wette gewinnen, denken ſie an mich! Er lud ſie ein, gieng in ein ander Zimmer und bedang ſich aus, daß aber nur eine nach der andern eintreten und ihn ſuchen durfte. Da er nicht verſchämt war, ſo zog er ſich ſplieterfaſernackend aus und ſtand da, wie ihn Gott erſchaffen hatte. Als die erſte Dame eintrat, wollte ſie vor Schrecken laut aufſchreyen. Thun Sie das bey Leibe nicht, antwortete Kyau, ſonſt vexiren ſie die andern ihr Lebelang. Sie ſchlich alſo ſtill hinaus und verſicherte die andern, daß ſie nichts geſehen hätte. So kam eine nach der andern an die Tour. Als ſie ſämmtlich durch waren, zog er ſich wieder an, gieng zur Geſellſchaft und fragte: Nun meine Damen! haben ſie mich geſehen? — Ein allge-

gemeines Nein! war mit niedergeſchlagnen Augen die Antwort. Und alſo habe ich meine Wette gewonnen; erwiederte er.

Ueberhaupt neckte er ſich gern mit Frauenzimmern und machte zu Leipzig einen ähnlichen Spaaß. Die Hofdamen zogen ihn auf, ob er ihnen denn nicht zur Meſſe etwas kauffen würde, wie er es ja ehedem verſprochen hätte. Mit Vergnügen antwortete Kyau; nur jetzt kann ich unmöglich; weil ich dringende Geſchäfte habe. Indeſſen ſuchen ſie Sich nach Belieben aus, ich werde bald wieder bey Ihnen ſeyn. Er hielt auch Wort und kam bald darauf in einem rothen Mantel gehült zurück. Die Damen zeigten ihm ihre getroffne Wahl und Kyau lebte alles und fand es herrlich. Aber Sie müſſen es auch bezahlen! ſagten Sie ihm. Mit Vergnügen! meine Damen, war ſeine Antwort, wenn ich nur kein nakter Kerl wäre. Ey was! erwiederten ſie, das ſind Ausflüchte, den Beutel raus. Ich bin ein nackter Kerl, wie ich ihnen ſage, und kann alſo unmöglich bezahlen. Dabey blieb er. Die Frauenzimmer trieben ihren Spaß mit ihm, und verſicherten, ihn nicht von der Stelle zu laſſen, biß er für ſie bezahlte. Sie ergriffen ihn beym Mantel um ihn feſtzuhalten. Kyau ließ den Mantel fahren und ſiehe da! er ſtand halb nackend da. Nun erhob ſich ein Schreyen und ein Rennen und die Schönen verlohren ſich, als hätte ſie der Wind verweht. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts giengen ſolche Späße wohl hin, die aber heit einem ehrbaren Mann ſchwer durchgehen würden.

Mit ſolchen derben Schabernacken ſtimmte auch ſeine Philoſophie über die W e i b e r ziemlich überein. Nach ſeiner Meinung hätte jedes Weib n e u n Häute, wie die Haaſen. Die e r ſt e iſt eine S t o ck f i ſ ch-

haut,

haut, wenn man auf dieſelbe ſchlägt, ſo duldet ſie Stöße, wie ein Stockfiſch. Die zweite eine Bärenhaut. Schlägt man auf dieſe hinein, ſo fängt das Weib an zu murren und zu brummen, wie ein Bär. Die dritte iſt eine Gänſehaut. Berührt man die, ſo gackſt das Weib, wie eine Gans. Die vierte heißt die Hundshaut; kömmt man der zu nah, ſo bellt ſie, wie ein böſer Hund. Die fünfte iſt genannt die Haaſenhaut; wenn man auf dieſe kömmt, ſo wird das Weib furchtſam und flüchtig, wie ein Haaſe. Dann folgt ſechſtens die Pferdehaut; wird dieſe geklopft, ſo ſchlägt ſie vorn und hinten aus, wie ein unbändiger Gaul. Die ſiebente iſt eine Katzenhaut; wird der weh gethan, ſo geräth das Weib in Zorn, keifert und geifert, kratzt und beißt, wie eine zornige Katze. Kömmt nun die achte eine (mit Erlaubniß zu ſagen) Sauhaut; wenn man drauf ſchlägt, ſo grunzt ſie, wie eine Sau. Schlüge man aber getroſt noch tiefer, ſo käme man endlich auf den rechten Fleck und träfe neuntens die eigentliche wahre Menſchenhaut. Nun kriecht das Weib zu Kreuz, wird vernünftig und läßt ein Wort mit ſich ſprechen. Aber, lehrte Kyau weiter, ich glaube, daß ein ehrlicher Mann ſich eher lahm ſchlägt, als daß er dieſe neun Häute durchhaut und zuletzt bis auf die Menſchenhaut kömmt.

Ob das nun wahr ſeyn mag, weiß der Himmel; denn zum guten Glück bin ich, wie Kyau ein alter Junggeſell geblieben und habe das nicht nöthig gehabt. Geplagten Ehemännern, die von böſen Weibern leiden, empfielt Kyau als Univerſalmedicin, um des Schlagens überhoben zu ſeyn, eine große Wiege, worin das Weib gemächlich Platz habe. Darin müſſe ſie gelegt und feſt angebunden werden. Der Mann ſollte ſich dann Gäſte bitten, und mit ihnen zechen, das Weib fleißig wiegen und ſingen:

Schlaf mein Kindchen gerne,
Leuchten dir die Sterne,
Leuchtet dir der Mondenſchein,
Muſt du fromm und Stille ſeyn.

— Nach 24 oder 48 Stunden ſoll man das böſe Weib, ſo ſanft, wie ein Lamm herausnehmen können. Es käme auf eine Probe an. Das Beſte bey der ganzen Sache iſt, daß die böſen Weiber ſo ſelten ſind, wie die weiſſen Sperlinge, welches ich auf Treu und Glauben verſichern kann.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

26ſte Woche.

Mit Schaudern las ich den Namen

Patkul

in der Fenſterſcheibe meines Arreſts auf dem Kö-
nigſtein. Der Unglückliche, deſſen ſchaudervolle
Hinrichtung noch im friſchen Andenken war, hatte alſo
in eben den Wänden geſchmachtet, in welchen ich trau-
erte. In ſeinem vergoßnen Blut ſchien Carls
XII. guter Stern zu verlöſchen und es war, als ob
ihn das Glück von Stund an verließ. Unter die har-
ten Friedens-Bedingungen, die Carl dem Könige Au-
guſt vorſchrieb, gehörte auch die Auslieferung Pat-
kuls, eines liefländiſchen Edelmanns und alſo Carls
gebohrnen Unterthans. Warum er beſonders darauf
beſtand, ergiebt ſich aus folgendem.

Die Liefländer glaubten unter der Regierung
Carls des Eilften von Schweden gegründete Beſchwer-
den über den Druck der Regierung zu haben, und
klagten beſonders über die Verletzung wohlhergebrach-
ter Privilegien. Im Namen des liefländiſchen Adels
wurde Patkul als Deputirter nach Stockholm geſchickt,
um auf die Wiederherſtellung der verletzten Gerechtſa-
me dort anzutragen. Er entledigte ſich ſeines Auf-
trags in einer zwar ehrfurchtsvollen, aber herzhaften
und männlichen Rede an den König. Auch war die-
ſer anfangs mit dem Vortrage ſo ſehr zufrieden, daß

er Patkuln mit den Worten auf die Achſeln klopfte: „Sie haben für Ihr Vaterland geſprochen, wie ein braver Mann. Um deſto lieber hab ich Sie; fahren Sie nur ſo fort.“ Wie hätte ſich Patkul nun können was Böſes träumen laſſen! aber das Blatt wendete ſich bald; denn eh er ſichs verſah, hieß es, die gehaltne Rede ſey ein Majeſtätsverbrechen und müſſe auch als ein ſolches exemplariſch beſtraft werden. Zum Glück bekam er noch bey Zeiten Wind von dem, was ihm bevorſtand, und ſuchte ſein Heil in der Flucht.

Des Menſchen Zorn thut nicht, was vor Gott Recht iſt; das geſchah leider! auch hier. Patkul flüchtete nicht nur nach Pohlen, ſondern aus Rachſucht gegen ſeinen rechtmäßigen König reizte er den König Auguſt zum Kriege gegen Schweden auf. Er ſtellte ihm die Eroberung Lieflands als eine Kleinigkeit vor, weil die Unterthanen zur Verzweiflung gebracht wären und nur auf einen Wink warteten, ihr Joch abzuſchütteln; und überdies ſey Carl der Zwölfte (welcher indeß zur Regierung gelangt war) noch ein Kind. Auguſt glaubte ſolchen Vorſpiegelungen auch und hoffte, die Liefländer würden ihn bey ſeinem Einmarſch mit offnen Armen aufnehmen; aber ſie rebellirten nicht und er betrog ſich, wie das in dieſem Jahrhundert mehrmals der Fall geweſen iſt. Patkul hatte unter ſeinen Landsleuten das Feuer trefflich aufgeſchürt und hätte ſie gern zum Aufſtande verleitet; aber ſie hatten keine Ohren und blieben bey dem altchriſtlichen Glauben: wo eine Obrigkeit iſt, die iſt von Gott verordnet, und thaten, denk ich, recht und wohl daran. Unmöglich konnte das alles Carln verhohlen bleiben und er vergaß es nicht. Patkul trat nun als General in ſächſiſche Dienſte, da er aber mit Auguſts Liebling, dem General Flemming

nicht

nicht ſtimmen konnte, ſo verließ er ſie und wurde von Peter dem Großen als ſein Geſandter bey Auguſt angeſtellt. Hier witterte er, daß Auguſt, als er ſo ſehr in der Klemme war, einen Separatfrieden mit Carln ſchließen wollte und ſuchte das aus allen Kräften zu hintertreiben. Darüber ward Auguſt böſe, nahm den rußiſchen Geſandten gefangen und ſchickte ihn auf den Königſtein. Peter klagte über verletztes Völkerrecht, und forderte ſeinen Geſandten zurück. Unterdeſſen war der Friede zwiſchen Carln und Auguſt abgeſchloſſen worden und eine Hauptbedingung deſſelben war, die Auslieferung Patkuls in ſchwediſche Hände. Dadurch kam der gute Auguſt abermals zwiſchen Thür und Angel, denn Carl forderte Patkuln und der Czaar auch. Auguſt ſuchte ſich zu helfen, ſo gut er in ſeiner Lage konnte. Er gab ſeinem Commendanten auf dem Königſtein Befehl Patkuln den Schweden auszuliefern, ſtellte ihm aber auch vorher die geheime Order zu, den Arreſtanten entwiſchen zu laſſen, bevor ihn das Commando abholen würde. Da Patkul reich war, ſo verlangte der Kommendant, daß er ihm ſeine Freyheit mit einem erklecklichen Sümmchen bezahlen ſollte. Dazu wollte ſich der Geſandte nicht verſtehen und ſo kam über dem Unterhandeln das ſchwediſche Commando an und holte den Arreſtanten ab. Er wurde zunächſt drey Monate lang an einer Kette geſchloſſen zur Schau an einem Pfahl geſtellt; alsdenn nach Caſimir in Pohlen gebracht, lebendig gerädert, dann geviertheilt und ſeine Glieder an verſchiedene Galgen aufgehängt. Nach ſechszehn Radſtößen gab er erſt ſeinen Geiſt unter entſetzlichen Quaalen auf. Der Unglückliche war eben mit einer ſächſiſchen Dame von Einſiedel verlobt; um deſto entſetzlicher mußte ihm ſein Ende ſeyn.

Einem Arreſtanten, der von ſolchen traurigen Bildern und Erinnerungen umgeben iſt, wie ich damals, kann unmöglich wohl zu Muthe ſeyn. Ich hatte wiederholt um meine Befreyung angeſucht, aber ſie war mir immer in Gnaden abgeſchlagen worden. Mein einziger Troſt war ein Grenadier, den Carl aus Sachſen mit in die Türkey genommen hatte, mit welchem ich mich aus meinem Gitterfenſter, wo er gewöhnlich Poſten ſtand, unterhielt. Ich werde die ferneren

Schickſale Carls des Zwölften

aus ſeinem Munde meinen Leſern erzählen.

Ich ſtand am Fenſter und die Freude mochte mir wohl nicht aus den Augen blicken, als der Kriegsknecht mich anredete: was hat denn Er ſo frühzeitig ausgefreſſen, daß man ihn als ein junges Blut hier in Verwahrung gebracht hat? Sieht er! ſo gehts, wenn man Vater und Mutter nicht folgt. „Ach Gott! mein Vater! meine Mutter! wenn ſie mein Schickſal wüßten!“ ſeufzte ich. Er würde Mitleid mit mir haben, fuhr ich fort, wenn er wüßte, daß ich ihnen als ein Kind von ſieben Jahren geſtohlen worden bin. Ich erzählte ihm darauf meine Geſchichte, und ſo gab ein Wort das andere.

Und mich hat der Schwede weggefiſcht, hub die Schildwacht an, als er hier ſein Weſen trieb. Ich war damals auch noch ein junges Blut. Meine ungetreue Käthe hatte mich rappelköppiſch gemacht, ich gieng aus Deſperation unter die Soldaten und habe mir nun die Hörner abgelauffen. Ja, ja! der Schwede der! der weiß einen ſchon kurz zu kriegen.

„Nun ſo laß er doch hören, was er alles erlebt, erfahren und mitgemacht hat?“ —

Da muß ich vom erſten Tage unſers Ausmarſches in Sachſen anfangen. Jahr und Tag hatte König

Carl

Carl in Sachſen auf Unkoſten des Landes mit der ganzen Armee gelebt und nach einem Manifeſt des gnädigſten Churfürſten nicht weniger als 23 Millionen Thaler an Brandſteuern erhoben. Das hieß doch gewiß eine fette Milchkuh haben. Mit 20 tauſend Mann war er einmarſchirt und mit 43 tauſend Mann marſchirte er wieder aus. Seine Recrutirung beſtand alſo größtentheils aus lauter jungem ſächſiſchem Blut. Er nahm auch ſo viel Geld mit hinweg, daß König Auguſt ſagte: ich wundere mich nicht, daß der König von Schweden gegen den ihm angebotnen Stein der Weiſen ſo gleichgültig iſt, er hat ihn ja in Sachſen gefunden. Nun ward aufgebrochen, aber kein Menſch wußte, wohin? die Schweden hofften, er würde ſie, nachdem er ſo viel Thaten gethan und die halbe Welt in Angſt und Schrecken geſetzt hatte, in ihr Vaterland zurücke führen, aber davon ſtand in ſeinem Kalender nichts. Wir zogen zuerſt bey Dresden vorbey und mit einemmal hatte ſich Carl von der Armee verlohren und kein Menſch wußte, wo er hingeſtoben war. Es entſtand ein gewaltiger Wirwarr, die Armee machte Halt und alles klagte: der König iſt weg! Endlich kam die Poſt, es ſey ihm eingefallen, ſeinem Bruder Auguſt im Vorbeygehen eine Viſite in Dresden zu machen und er ſey mutterſelig allein, nur von einigen Adjutanten begleitet und ohne einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, in die ſächſiſche Feſtung und Hauptſtadt hineingeritten. Der ſächſiſche General Flemming hatte den Kopf auf der rechten Stelle und ſchlug ſogleich ſeinem Herrn vor, den Wagehals hier feſtzuhalten und ihn Reue und Leid machen zu lehren, aber das Schrecken für Carln war ſo groß, daß man nichts gegen ihn zu unternehmen wagte. Auguſt war noch im Schlafrock und warf ſich in Eil in die Kleider, als

Carl

Carl in Stiefeln und Sporen erſchien. Ich komme nur von Ew. Majeſtät Abſchied zu nehmen, ſagte er. Sie ſprachen miteinander, als ob nichts zwiſchen ihnen vorgefallen wäre, da doch Carl dem Churfürſten Krone und Königreich genommen hatte. Dann umarmte er den guten Auguſt, zog ſeine Straße und langte wieder bey ſeiner Armee an, wo die Generale in Angſt und Schrecken waren und ſich anſchickten, Dresden zu belagern, um ihren König wieder zu bekommen. Sie äußerten ihm ihre Beſorgniß, daß man ihn hätte gefangen nehmen können, worauf er antwortete: warum nicht gar! wer hätte ſich das unterſtanden! — Tags darauf wurde großer Staatsrath in Dresden gehalten und ein ſchwediſcher General ſagte: ſie werden heut wohl überlegen, was ſie geſtern hätten thun ſollen.

Wir rückten dann in Pohlen ein und trieben allenthalben die Ruſſen vor uns hin. Unſer Marſch gieng nun gerade auf Rußland los. In Grodno hätten wir bey einem Haar den Czaar Peter ſelbſt gefangen und er flüchtete mit 1500 Ruſſen zu dem einen Thor hinaus, als Carl mit 600 Schweden zu dem andern einrückte. Bevor wir weiter kommen konnten, ſetzte es aber an der rußiſchen Gränze eine harte Nuß, woran wir uns faſt die Zähne verbiſſen hätten. Bey Hollowzin in der Nähe des Dniepers ſtanden unter Menczikow 20000 Ruſſen mit neun Regimentern Cavallerie, die uns den Schlagbaum vorziehen ſollten. Sie anzugreiffen war faſt unmöglich, denn vor ihnen lag der angeſchwollne Fluß Bibitſch und dann ein großer Moraſt; auf den Seiten waren ſie von ungeheuren Waldungen bedeckt. Die ſchwediſchen Generale riethen, Schiffbrücken kommen zu laſſen und Batterien anzulegen. Ey! wozu ſo viele Umſtände,

ſagte

ſagte Carl, und ſtürzte ſich in den Fluß. Wie gewöhnlich die Garde und ganze Armee ihm nach, denn bey den Schweden heißt es immer, wo der König bleibt, da bleiben wir alle. Bis an die Bruſt durchnäßt wadeten wir glücklich durch den Moraſt, und griffen mit Wuth die Schanzen an. Aber die Ruſſen ſtanden wie die Mauern und wieſen uns ſechsmal mit blutigen Köpfen zurück. Carl kommandirte zu Pferde und ſtieß auf einen ſeiner Lieblinge Guldenſtern, der verwundet auf dem Boden lag und nicht weiter konnte. Gleich ſtieg der König ab, drang ihm ſein Pferd auf und kommandirte indeß zu Fuß. Erſt mit dem ſiebenten Angriff glückte es uns, daß die Ruſſen links um machten und ihre Verſchanzungen räumten. Acht Tauſend Ruſſen blieben und 36 Artillerieſtücke wurden erobert. Hätten ſie nur beßre Canoniere gehabt, ſo wäre aber auch keine Seele von uns davon gekommen, denn wer weiß wie viele! konnten gar nicht ſchießen, weil Gewehre und Pulver beym Durchwaden naß geworden waren. Indeſſen ſtürmten wir doch als Sieger in die Schanzen ein und die Ruſſen flohen.

Czaar Peter merkte nun wohl, worauf es abgeſehen ſey, und daß Carl nichts anders mit ihm im Schilde führe, als er es mit dem Könige von Pohlen gemacht hätte. Der Weg nach Rußland ſtand nun offen und dem guten Kayſer ward bange. Er bot dem Könige von Schweden die Hand zur Ausſöhnung und that Friedensvorſchläge. Carl ließ ihm die ſtolze Antwort zurückſagen, daß er darüber in Moskau, als der Reſidenz des Kayſers, mit ihm in Unterhandlung treten wolle. Nun ward auch Peter erbittert und ſagte: „mein guter Bruder Carl denkt immer den Alexander zu ſpielen, aber ich hoffe, daß er an mir keinen Darius finden wird.“ Der uralte König von Macedonien, Alexander,

hatte nemlich ehedem eine eben ſolche Rolle mit dem Perſer Darius geſpielt, als Carl bis hieher mit Auguſt.

Wären wir nun gerade auf Moskau zumarſchirt, ſo weiß der Himmel, was aus dem Spiel geworden wär, und ob Carl nicht Petern eben ſo, wie weiland Alexander den Darius zu Paaren getrieben hätte. Aber dort oben ſtands anders geſchrieben. Ein alter Koſacken-Hettman oder Fürſt, Namens Mazeppa, der unter rußiſcher Oberherrſchaft ſtand, hatte den Einfall ſich zum unabhängigen Herrn der Ukraine zu machen, und ließ Carln goldne Berge vorſpiegeln, daß, wenn er ſich mit ſeiner Armee nach der Ukraine wenden wollte, ſo getraute er ſich, ſein ganzes Land in Aufſtand zu bringen, und wollte Carln mit einer Koſackenarmee von dreyßigtauſend Mann unterſtützen und Petern vom Thron ſtoßen helfen. Das war dem Könige von Schweden ein gefundner Handel, weil unſre Armee merklich zuſammengeſchmolzen war. Er ließ ſich den Vorſchlag alſo gefallen und nun gieng der Marſch auf die Ukraine zu. Dort ſollten wir auch Lebensmittel, Geld, Kleider und alles finden; denn die ſächſiſchen Thaler waren ausgeflogen und es fehlte uns an allem. Wir waren ſämmtlich abgeriſſen, wie eine Horde Bettler und hatten nichts wie Fetzen auf dem Leibe. Den Reutern fehlte es an Stiefeln, der Infanterie an Schuh und Strümpfen. Jeder machte aus der Noth eine Tugend und wickelte ſich Thierfelle, ſo gut er konnte, um die Beine, ſo daß man uns für eine Armee Wilde gehalten hätte. Unſre Hofnung war theils auf das gelobte Land der Ukraine, worinnen Milch und Honig fließen ſollte; theils auf eine Zufuhr, die der General Löwenhaupt aus Pohlen bringen ſollte, geſetzt. Hoffen und Harren, macht manchen zum Narren, das erfuhren auch wir.

Lie-

Lieber in die Hölle, als noch einmal in die Ukraine marſchirt. Mit hungrigem Magen und nichts auf dem Leibe irrten wir in lauter Wildniſſen umher, und kamen Tage lang weder aus den Wäldern, noch Moräſten. Nachdem wir ſchon vier Märſche uns in den Einöden herumgetrieben und zum Theil die Kanonen in den Sümpfen hatten ſtecken laſſen, hieß es dann, wir hätten uns verirrt. Da finde ſich mal einer zurecht! — Nach 12 Tagen langten wir endlich am Ufer der Desna an, wo uns der Troſt Mazeppas erſcheinen ſollte. Aber ſieh da! ſtatt deſſen ſtand eine Armee Ruſſen da. Was war zu thun? zurück konnten wir nicht, alſo: Vogel friß oder ſtirb! wir mußten die Ruſſen ſchlagen und ſchlugen ſie auch mit Kummer und Noth. Peter hatte die Treuloſigkeit und Ränke des Mazeppa erfahren und ihm das Handwerk, durch eine Armee, die ſein Land heimſuchte, ſo ziemlich verleidet. Nachdem wir die Ruſſen zerſtreut hätten, erſchien der alte Krauter Mazeppa freylich wohl, aber ſtatt 30,000 Koſacken hatte er deren mit Kummer und Noth fünf tauſend zuſammengebracht, ſo hungrig und zerlumpt wie wir, denn die rußiſche Armee hatte die für uns beſtimmten Magazine ſich ſelbſt zu Gemüthe gezogen; ſeinen Anhang zerſtreut, gerädert und gehangen und einen andern Koſackenhettman eingeſetzt, Mazeppa ſelbſt war von dem Biſchoff zu Kiow in den Bann gethan, ſein Bildniß an den Galgen geſchlagen und ſeine Reſidenz und alle ſeine Herrlichkeiten eingeäſchert worden. Der arme Sünder konnte uns alſo wenig Troſt geben. Er hatte freylich wohl alles gethan, die Koſacken zu empören, aber die Ruſſen waren im Lande.

Unſre letzte Hoffnung war nun auf den General Löwenhaupt, der aus Liefland unſerm großem

Kum-

Kummer abhelfen ſollte, geſetzt. Er kam endlich freylich wohl an, aber wie? — Er war mit 15,000 Mann und mehrern tauſend Proviantwagen abmarſchirt, aber Peter lauerte ihm an der rußiſchen Gränze mit 40,000 Mann auf. Der Czaar greift an, Löwenhaupt macht Halt und ſchlägt die Ruſſen zurück. Peter folgt ihm unabläßig auf dem Marſch durch eine Gegend, die mit Verhacken und Moräſten durchſchnitten war. Dahin wollte ihn der Czaar haben. Er fällt den Zug von neuem an. Die Schweden kämpfen wie immer, und die Ruſſen ſind auf dem Punkt zu weichen. Peter ſprengt vor und befiehlt jeden niederzuſchießen, der Reißaus nehmen würde. Schont mich ſelbſt nicht, rief er, wenn ich ſo feig bin, zu fliehen. Das würkte. Wie ein Bienenſchwarm ſummen die Ruſſen um die Proviantwagen her. Wer ſich mit Plündern aufhält, gebot Peter, wird auf der Stelle erſchoſſen. Das Gemetzel wird blutiger; beyde Theile ſind erſchöpft. Um 4 Uhr Nachmittags bringt der General Bauer ein rußiſches Hülfscorps herbey. Man wagt den dritten Kampf bis in die ſinkende Nacht. Löwenhaupt bezieht unter ihrem Schutz einen vortheilhaften Poſten und gebraucht die Bagage als Wagenburg. Der Morgen graut und das Treffen geht wieder los. Der ſchwediſche General begreift die Unmöglichkeit Carln die Bagage zuzuführen und ſteckt ſie ſelber in Brand. Die Ruſſen retten ſie und erhaſchen ſie größtentheils. Sie böten dem ſchwediſchen General eine ehrenvolle Capitulation an, er ſchlug ſie ab. So kam Löwenhaupt nach ſechs blutigen Angriffen, worin er die ganze Zufuhr, unſre einzige Hülfe und Hofnung, 6000 Mann, 17 Kanonen und 44 Fahnen verlohren hatte, obwohl mit vielem Ruhm bekleidet bey uns im Hungerlande an. Mit dem erhaltnen

nen Succurs und Mazeppas Koſackengeſindel beſtand nun die ganze ſchwediſche Armee aus 28,000 Mann. Für den Feind viel zu wenig, und für unſre Magazine viel zu viel. Da saßen wir, wie die Maus in der Falle. Noch nie hatten die Schweden gemurrt, aber jetzt fieng doch die Unzufriedenheit an laut zu werden. Sich mit den Ruſſen zu ſchlagen, gieng wohl noch hin, aber nun hatten wir auch mit Hunger und Kälte zu kämpfen. Ein Offizier klagte, daß man gar keine Nachrichten mehr aus Schweden bekäme. Carl hörte es und ſagte: „ey was! thuts euch bange, ſo weit von eurer Frau zu ſeyn? Seyd ihr ein braver Soldat, ſo will ich euch ſo weit führen, daß ihr kaum in drey Jahren Nachricht aus Schweden haben könnt.“ Einer meiner Kameraden, der von Jugend auf einen guten Tiſch gehabt hatte, wagte es dem Könige mit Murren ein Stück ſchwarzes, verſchimmeltes, aus Haber und Gerſte gebacknes Brod, das überdem ſehr knapp abgemeſſen wurde, mit der Frage hinzuhalten: ob man das wohl eſſen könnte? der König nahms, aß es ruhig ganz auf und antwortete: „ey nun! gut ſchmeckt es freylich nicht, aber es läßt ſich doch eſſen.“ Und alſo aßen wirs auch und machten es, wie jener pommerſche Junge mit dem Schweinefleiſch, das nach ſeiner Verſicherung ſo fett war, daß es kein Menſch nicht eſſen könnte. Nu? und was macht ihr denn damit? fragte man ihn. „J nu! wi fretens doch.“ Auch unſre Pferde behalfen ſich mit eben dieſer Philoſophie und nahmen in dieſer Faſtenzeit mit Futter vorlieb, das ſonſt kein Pferd nicht freſſen mag. Freylich konnte man ihnen auch die Rippen im Leibe ſchon von weitem zählen und viele verlernten dabey das Gras freſſen auf immer.

Die

Die Ausſichten wurden immer trüber und die Generals drangen in Carln nach Pohlen zurückzugehen und die Armee dort in die Winterquartiere zu führen, weil ſie hier doch ihren Untergang vor Augen ſähe. Schade um den großen Held, daß er den Fehler hatte, keinen guten Rath anzunehmen; denn folgen hatte er nie gelernt. „Ich mich nach Pohlen zurückzuziehen? erwiederte er. Das ſäh ja gerade aus, als ob ich vor den Ruſſen geflohen wäre. Der Winter wird ſich ſchon machen. Ich darf keine Zeit verlieren um mir den Weg nach Moskau zu bahnen.“

Aber er bahnte ſich den Weg nach Moskau nicht, und unterwarf ſich die Ukraine nicht, und der Winter machte ſich auch nicht. Die

entſetzliche Kälte 1709

wird wohl keinem, der ſie erfahren hat, aus dem Gedächtniß kommen. Bald nach Neujahr fror es bis Mitte Februars ſo heftig, daß viele Menſchen ihr Leben einbüßten und eine Menge Horn- Federvieh und Wildprett umkam, und die Fiſche in den Teichen abſtanden. Noch am 15ten März war es ſo kalt, daß der Speichel zu Eiß ward, eh er auf den Boden fiel. Anfangs Mays fuhr man noch mit Schlitten auf der Oſtſee und in den kälteſten Tagen gerann der Weinſpiritus ſogar. Die Oſtſee war zehn Meilen breit von der Küſte mit Eiß belegt und in Deutſchland, Engelland, Frankreich und Ungarn waren viele Menſchen und noch mehr Vieh erfroren und Bäume und Gewächſe abgeſtorben. Die Erde blieb noch im May erſtarrt und die Winterſaat mußte umgepflügt und mit Sommergetraide beſät werden.

Nun denke Er ſich eine halbnackende und ausgehungerte Armee in jenem Lande. Das Holz war noch unſer einziger Troſt. Und doch war einerſeits der

Win-

Winter eine traurige Wohlthat für uns, denn die Kälte war ſo grimmig, daß beyde Theile ſich zu einem Waffenſtillſtand bequemen mußten, wenn nicht die Schildwachten ſammt und ſonders auf den Poſten erfrieren ſollten; und doch waren mehrere Tauſend für Kälte umgekommen. Und hätten wir nicht den Mazeppa auf die Seite gehabt, ſo hätten wir auch für Hunger ſterben müſſen. Mit Anfang Februars gieng aber das Scharmützeln ſchon wieder los.

Im Frühling dieſes Jahrs war die Armee bis auf 16000 Mann herabgekommen und damit wollte Carl immer noch nach Moskau marſchieren und den Kayſer entthronen. Unſer mächtigſter Feind blieb vor wie nach der Hunger. Noth macht grauſam. Alle bisherige Kriegszucht hörte auf und jeder raubte und ſtahl, wo er was fand. Sonſt war das ſtark verboten, aber Noth hat kein Gebot. Wer nicht geben wollte und ſich widerſetzte, ward ohne Umſtände niedergehauen. Die Landleute hatten einen Schweden, der in ihrem Hauſe aufräumte, gefangen genommen und weggeführt. Es kam heraus; ein Kommando Schweden überfällt die Bauern und bringt ſie ein. Carl ſchrieb an den Befehlshaber des Kommandos: „Es iſt mir lieb, daß die Bauern gefangen genommen, die den ſchwediſchen Soldaten ergriffen haben. Sobald ſie ihres Verbrechens überwieſen ſind, müſſen ſie, da es die Noth erfordert, mit dem Tode beſtraft werden.“ Es geſchah auch, und Carls Feldprediger Norberg prieß dieſe ſtrenge Gerechtigkeitsliebe ſeines Herrn hoch.

Eh wir nach Moskau konnten, mußten wir erſt Pultawa, was Peter ziemlich befeſtigt und mit großen Magazinen verſehen hatte, weg haben. Es lag uns alſo noch viel im Wege, was aber der alte Mazeppa treulich aufräumen half. Der Czaar ſah den

Schaden ein, den er ihm und den Nutzen, den er uns ſtiftete; er bot alſo dem alten Kumpan ſeine Gnade und Wiedereinſetzung in ſeine Hettmanſchaft an, wenn er uns verließe; doch hielt er getreulich bey uns aus, Gott weiß! ob aus Furcht oder aus Hofnung. Er hätte aber in Gottes Namen gehen mögen, unſre Sachen konnten immer nicht ſchlimmer ablauffen, als es nachher wirklich geſchah. Unſer Weg gieng durch die Gegend der zaporoviſchen Koſacken. Das ſind Kerls! die ſollte er ſehen, er würde Maul und Ohren aufreißen. Wahre Eracks Kinder! Ein Miſchmaſch von allerley Volk, das unter dem Himmel iſt. Sie wählen ſich ein Oberhaupt und drehen ihm geſchwind einmal den Hals um. Mit Weibern haben ſie nichts zu ſchaffen, aber an Kindern fehlts ihnen drum nicht, und rath er mal, wie? — Sieht er, wie mans ihm gemacht hat, ſo treibts das Zetervolk auch. Zwanzig, dreyßig Meilen und mehr flankiren ſie in der Runde umher und holen ſich Kinder, wie Vögel aus dem Neſt. Die armen Wichte werden denn von ihnen auf ihre Manier erzogen; und vergeſſen, wo ſie ausgekrochen ſind. Im Sommer liegen ſie, wie ander liebes Vieh unter freyem Himmel und den Winter in Ställen, die vier= bis fünfhundert Mann faſſen können. Sie fürchten weder Tod noch Teufel, und ſetzen für einen blanken Knopf ihr Leben aufs Spiel.

Dieſe Koſackenhorde kam uns wie gerufen in den Wurf. Carl hätte ſie gern als Jagdhunde gebraucht und der Czaar auch. Dieſer gab ihnen ſechszig tauſend Gulden, um ſie beſſer anzukirren, denn für Geld iſt ihnen alles feil. Sie nahmen das Geld und — erklärten ſich dennoch für Carln. Das hatten wir wieder dem alten Mazeppa zu verdanken, der ſich in dieſe Leute am beſten verſtand. Aber ſie nutzten uns

blut=

blutwenig, denn ſie begriffen nicht, wie man ſich um etwas anders ſchlagen könnte, als für Geld. Indeſſen wars ſchon genug, daß ſie uns nur nicht ſchadeten. Zwey Tauſend von ihnen ſtießen zu uns. Zehn ihrer Anführer wurden eines Morgens dem Könige vorgeſtellt und mit Kummer und Mühe brachte mans dahin, daß man ſie nur ſo lange nüchtern erhielt. Denn ſie ſind die ordentlichſten Leute von der Welt, weil ſie ſich regelmäßig ſchon beym Frühſtück beſauffen. Hernach bleiben ſie den ganzen Tag über in ihrer Ordnung; und mit ihren gläſernen Augen ſchieſſen und treffen ſie dennoch auf ein Haar. Was die Uebung nicht thut! Carl handelte nun noch zwey tauſend Walachen von dem Tartarchan ein und marſchirte mit dieſer buntſcheckigten Armee auf Pultawa los. Das reiche Magazin, was hier von den Ruſſen angelegt war, zog uns als eine Lockſpeiſe hin, und wie hätte ſo ausgehungerten Wölfen, als wir waren, nicht darnach azeln ſollen! Mazeppa gab gute Hofnung, daß, wegen ſeines Einverſtändniſſes mit den Einwohnern, die Feſtung ſich nicht lange halten würde. Wir ſelbſt betrachteten die Eroberung derſelben als die Erlöſung von allen Uebeln, die uns bisher betroffen hatten, ſo daß uns Hunger und Blöße brav gemacht hätten, wären wirs nicht ſchon geweſen.

Carl ſchritt nun zur Belagerung. Aber der Ort war regelmäßig befeſtigt und hatte 8000 Mann Beſazzung. Zum Stürmen, wie ſonſt ſchwediſche Mode war, hatten wir nicht Leute genug zu verlieren und zum Bombardiren zu wenig Artillerie. Achtzehn Kanonen und Mörſer machten unſer ganzes Geſchütz aus, und an Kugeln waren wir ſo arm, daß wir erſt warten mußten, bis ſie uns deren aus der Feſtung zuſchoſſen. Dieſe laſen wir dann mühſam zuſammen und ſchickten ſie den Bela-

ger-

gerten zum Gegengruß zurück. Der König mußte ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben zum — Warten entſchließen. Wir hofften, den eingeſchloßnen Ort durch Hunger zu bezwingen, ob wir wohl den unſrigen ſelbſt in ihm ſtillen wollten. Im Jun. langte ein rußiſcher Succurs an, den der ſchwediſche General Stakelberg laut ſeines Auftrags ſchlagen ſollte; aber leider! fiel die Sache umgekehrt aus und Stakelberg ward ſelbſt geſchlagen.

Wenn Unglück iſt, ſo kömmts mit Hauffen. Carl hatte, ſeines unerhörten Glücks in ſo vielen Schlachten und Scharmützeln wegen, ſich ſteif und feſt eingebildet, ſein Körper müſſe wirklich kugelfeſt und unverletzlich ſeyn. Er verlohr bey Pultawa zuerſt dieſen Glauben und dann gieng das Verlieren weiter an und hörte nicht mehr auf. Er bekam einen Schuß in den linken Fuß. Man ſah ihm aber nichts an, er blieb noch mehrere Stunden zu Pferde und commandirte fort. Ein Bedienter, der endlich den ganzen Stiefel beblutet ſah, holte einen Feldſcheer herbey und der Schmerz ward auch ſo brennend, daß der König abſitzen mußte. Man unterſuchte die Wunde, und kündigte dem König an, daß wohl das Bein dran glauben und abgenommen werden müßte. Doch ein deutſcher Regimentsfeldſcheer Neumann verſicherte, daß die Heilung wohl ohnedem zu bewerkſtelligen ſeyn würde, wenn man nur viele tiefe Einſchnitte machte. Carl ergriff alsbald das Bein mit beyden Händen, biß die Zähne zuſammen und rief: „ſo ſchneidet friſch drauf los und fürchtet euch nicht! Das geſchah und ohne eine Miene zu verziehen, ſah er dem Einſchneiden zu. Während dem brachte man ihm die Nachricht, daß der Czaar mit ſeiner ganzen Armee im Anzuge ſey. So muß ſich alles auf Morgen zur Bataille anſchicken, war ſeine Antwort.

„Abgelöſt!“ rief mein Grenadier. Ich muß alſo mit meinen Leſern warten, bis er wieder auf die Wache zieht und Poſten ſteht.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

27ſte Woche.

Valentin Jamerai Dûval.

Bey der Schilderung, die die ehrliche Haut von Grenadier von dem ſchrecklichen Winter 1709 machte, kommen mir die damaligen Leiden eines der ehrwürdigſten Gelehrten des 18ten Jahrhunderts in den Sinn, die ich meinen Leſern auch darum nicht vorenthalten will, damit ſie ſich eine anſchauliche Vorſtellung von den entſetzlichen Würkungen jener Kälte machen können. Bis mein getreuer Grenadier wieder auf die Wache kömmt, will ich indeſſen das Leben Dûvals erzählen.

Dieſer merkwürdige Mann wurde zu Artonay, einem kleinen Dorfe in Champagne 1695 gebohren. Mit zehn Jahren verlohr er ſeinen Vater, einen armen Bauern, und blieb ſeiner verwittibten Mutter mit mehrern Geſchwiſtern in der größten Dürftigkeit auf dem Halſe. Es ſah damals in Frankreich gar ſchlimm aus, denn Krieg und Hungersnoth gehörten dort zu Hauſe. Das arme Weib, die Mutter, betete oft in der Angſt ihres Herzens um den baldigen Todt ihrer Kinder, weil ſie kein Mittel ſah, weder ihren Hunger zu ſtillen, noch ihre Blöße zu bedecken.

Dûval lernte alſo frühzeitig, was jeder lernen möchte, darben und entbehren. Er ward bald ein Meiſter in der Kunſt zu faſten. Doch ließ er ſich

das nicht niederſchlagen, ſondern ſeinen Muth um deſto mehr anflammen. Als er mit dem zwölften Jahre nothdürftig leſen konnte, trat er bey einem Bauer als Putenjunge in Dienſten und hütete ſeine Auerhüner.

Aber zum Putenjungen und Hühnerhüten war er nicht gemacht. Das Ding war ihm alles zu einförmig für ſeinen lebhaften Geiſt. Er dachte auf allerley Zeitvertreib und brachte allerley Spiele, zum Theil von eigner Erfindung aufs Tapet, wodurch er ſich bey ſeinen Kameraden liebes Kind machte. Mitunter brütete er auch dumme Streiche aus. Er wußte, daß die Weiber in den Winterabenden beym Dorfrichter oder Schulzen zuſammenkamen und ſich da mit allerley Hexen- und Geſpenſtergeſchichten unterhielten, wovon ſie beym Nachhauſegehn den Kopf voll hatten. Darauf baute er einen Plan, den er als leichtfertiger Bube folgendermaßen ausführte. Nachts gegen 11 Uhr ſchlich er auf den Kirchhof, gegenüber des Schulzens Haus. Aus dem Beinhauſe ſucht er die vollſtändigſten und wohlconditionirteſten Todtenköpfe aus, die er in einer Linie auf der Kirchhofsmauer ſtellte und unter jedem ein brennendes Licht. Die Köpfe ſchienen lichterloh zu brennen und zu glühen. Darauf verſteckt er ſich, um die Würkung des Spaßes mit anzuſehn. Die Weiber kommen, ſehen, erſchrecken, und ſchreyen Zeter und Mord. Einige fielen gar in Ohnmacht und andre retten ſich durch die Flucht und langen todtblaß zu Hauſe an.

Ein andermal trieb ers auf andre Manier. Die Auerhüner könnten, wie er irgendwo aufgeſchnappt hatte, mit dem Anblick von rother Farbe toll gemacht werden. Und da er von Mutterleibe an einen wahren Probirgeiſt hatte, ſo wollte er das auch probiren. Er

hieng

hieng alſo einem Auerhahn aus ſeiner Heerde ein Bäffchen oder einen Koller von rothem Tuch um. Hilf Himmel! wie kam der Kerl in Wuth. Er machte Sätze und Sprünge, flatterte und kollerte und gaukderte ſo lange, bis er entkräftet und ermattet zur Erde fiel und todt liegen blieb. Der Spaß bekam aber Düvaln gar ſchlecht, denn der Bauer jagte ihn aus dem Dienſt, und da er ſeiner Mutter nicht zur Laſt fallen wollte, mußte er ſein Glück weiter ſuchen. Er erzählt ſein Schickſal weiter mit folgenden ſelbſteigenen Worten:

„Als ich den Bauer verließ, bey dem ich über die Handlungen der Menſchen nachzudenken angefangen hatte; gieng ich dem ſchrecklichen Winter vom Jahre 1709, der mir mit ſeiner Hungersnoth und ihrem ganzen Gefolge von Unglücksfällen entgegen kam, in die Hand. Die Strenge der damaligen Kälte war ſo groß, daß die Gerichtshöfe verwayst ſtanden und ſelbſt der Kirchliche Gottesdienſt ausgeſetzt werden mußte, weil es unmöglich war, Wein und Waſſer zur Feyer der heiligen Sacramente in Flüßigkeit zu erhalten. Indeß daß ſie überall Verwüſtungen anrichtete, und ihren Angriffen Reiſende mit der beſten Leibesbeſchaffenheit unterlagen, durchlief ich vergebens Dörfer und Flecken, um meine Dienſte anzubieten und wider Froſt und Hunger eine Freyſtatt aufzufinden. Auf meinem Wege von Provins nach Brie, 5 Meilen von Paris, wurde ich bey einem von der Stadt ohngefähr 1½ Stunden entlegenem Pachtgut mit ſo heftigen Kopfſchmerzen überfallen, daß ich alle Augenblicke glaubte, mein Kopf würde zerſpringen und meine Augen aus ihren Höhlungen herausſchießen. Ich kam an die Thür der Pachterey und flehte den Menſchen, der ſie öffnete, demüthig um einen Winkel an, wo ich

mich niederlegen und wieder erwärmen könnte, um den unerträglichen Schmerz, der mich zu Boden drückte, deſto leichter zu ertragen. Man führte mich auf der Stelle in den Schaafſtall. Der Odem dieſer friedlichen Thiere löſte in kurzem meine Erſtarrung wieder auf; mein Kopfweh aber nahm ſo ſehr überhand, daß ich beynahe den Verſtand verlohr. Des andern Tages früh beſuchte mich der Pachter, um zu ſehen, was ich machte. Der Anblick meiner funkelnden und entzündeten Augen, meines aufgeſchwollnen Geſichts, meines ſcharlachrothen und mit Blattern überdeckten Körpers beſtürzte ihn. Er erklärte mir ohne Umſtände, ich hätte die Kinderpocken, und müßte ſterben, weil er, der ſelbſt nichts zu leben hätte, mich eine ſo lange dauernde Krankheit hindurch unmöglich erhalten; ich aber wegen der harten Witterung und meines ſchwächlichen Zuſtandes eben ſo unmöglich an einen andern Ort zur nöthigen Wartung und Pflege gebracht werden könnte. Als er ſah, daß ich nicht Kräfte genug hatte, ihm auf ſeine Klagelieder zu antworten, rührte ihn mein Zuſtand. Er verließ mich, kam aber gleich wieder mit einem Bündel alten Leinenzeugs zurück, zog mir meine Kleidung ab und wickelte mich in jenes, gleich einer Mumie ein. Da der Miſt im Schaafſtalle ſchichtenweis lag; ſo nahm er einige davon weg, that Spreu von Hafer an ihrer Stelle, legte mich hinein, beſtreute mich mit der nemlichen Spreu ſtatt Flaumfedern, und rollte die verſchiedenen Miſtſchichten, die er, um mir Platz zu machen, weggenommen hatte, wieder als Dekke über mich her. Nachdem er mich alſo eingegraben hatte, machte er das Zeichen des Kreutzes über mich, empfahl mich Gott und ſeinen Heiligen, und verſicherte beym Weggehen, es würde ein Wunderwerk ſeyn, wenn ich mit dem Leben davon käme. Wie ein zweyter

ter Hiob blieb ich nun, nicht auf dem Miſte, ſondern bis an den Hals darinnen verſcharret, liegen und erwartete den Todt, daß er kommen und mich meine Grabesſtäte verändern laſſen würde. Meine Kraftloſigkeit war ſo groß, daß ich bereits an den Pforten des Todes zu ſeyn glaubte. Dieſer Gedanke war mir aber damals nicht ſo fürchterlich, als er mir zu andern Zeiten geweſen iſt; denn ich ſah voraus, mein Leben würde auf eine faſt unmerkliche Art und ohne heftige Schmerzen verlöſchen. Inzwiſchen war ich weit glücklicher, als ich hofte. Die Wärme des Miſts und der Odem meiner Schaafgeſellſchaft brachten mich zum Schweiß, der dem Gifte, wovon ich voll war, Luft zur Ausdünſtung machte. Der Ausbruch der Pocken erfolgte und ſetzte ſich auf die äußern Theile, ohne mir einen andern Unfall als eine gute Anzahl von Maſern zuzuziehn. Meine gräsliche Ungeſtaltheit, die mich beynah aller menſchlichen Figur beraubt hatte, hielt jedoch die Schaafe nicht ab, mich häuffig zu beſuchen. Da ich nun nicht Kräfte genug hatte, ſie von mir wegzujagen; ſo nahmen ſie ſich öfters die Freyheit, mein Geſicht abzulecken, wobey mich die Härte ihrer Zungen unbeſchreibliche Quaalen ausſtehen ließ. Weniger um meiner ſelbſt, als vielmehr um der armen Schaafe willen, that ich mein Möglichſtes, ihren grauſamen Schmeicheleyen auszuweichen; denn ich befürchtete, da ich nicht wußte, daß das Gift, wovon ich strotzte, nur Menſchen eigen ſey, ſie damit anzuſtecken.

Indeß ich nun ſo in meinem Elende, gleich dem armen Lazarus, voller Geſchwüre, vergraben lag; fuhr der Winter fort, das Land umher auf das ſchrecklichſte zu verwüſten. Hinter dem Stalle, in welchem ich ſeiner Strenge trotzte, ſtanden einige Gebüſche von Nuß-

bäumen und ſehr hohe Eichen, die ihre Aeſte über mein Obdach ausbreiteten. Da vergiengen nun wenig Nächte, daß ich nicht von einem plötzlichen und gewaltſamen Getös, gleich des Donners oder der Artillerie, aufgeweckt wurde; und wenn ich mich des Morgens um die Urſache deſſelben erkundigte, erfuhr ich, daß die Schärfe des Froſts ſo heftig geweſen, daß davon Steine von ungeheurer Größe in Stücken zerſprungen, und mehrere Eichen- Nuß- und andere Bäume bis an die Wurzel geborſten wären.

Dem mitleidigen Pachter, der auf der einen Seite von der Heftigkeit des Winters und daraus entſproßnen Mangel an Nahrungsmitteln, auf der andern Seite aber von Steuern und Auflagen ſo zu Grunde gerichtet war, daß ſich die Einnehmer bereits ſeines Hausraths bemächtiget, und ihm ſein Vieh, bis auf das zum Anbau der Länder erforderliche, verkauft hatten; dieſem armen Manne erlaubte ſeine Dürftigkeit nicht, mir diejenige Pflege zu verſchaffen, die meinen ſchwachkranken Umſtänden zur Erquickung und Stärkung angemeſſen hätte ſeyn können. Doch that er, was in ſeinem Vermögen ſtand. Statt der fehlenden nahrhaften Fleiſchbrühen, verſorgte er mich mit einer Art von Waſſerbrey, der gerade nur mit ſo viel Salz gewürzt war, als er nöthig hatte, um weniger unſchmackhaft zu ſeyn. Davon ſchickte er mir zweymal des Tags ein Gefäß voll, das die Form einer dicken langhalſichten mit einem Stöpſel verſehnen Flaſche hatte, damit es zur Bewahrung vor dem Gefrieren in den Miſt vergraben werden könnte. Mit dieſem einzigen Nahrungsmittel lebte ich länger als 14 Tage; und was mein Getränk betraf, ſo mußt ich mich mit lauterem Waſſer, das man mir häuffig halb gefroren brachte, begnügen. Nachher, da mein Hunger kräfti-

gere

ſigere Speiſen zu fordern ſchien, konnte man mir nichts geben, als ein Bischen Waſſerſuppe und einige Stükke ſchwarzes Brod, das aber die Kälte dermaßen verhärtet hatte, daß man es mit einem Beil in Stücke zerhauen, und ich dieſelben, ungeachtet meines dringenden Hungers entweder weich kauen, oder warten mußte, bis ſie aufgethaut waren. Obgleich dieſe Koſt ſehr ſchlecht und ſtreng war; ſo konnte doch der arme Pachter den Aufwand für dieſelbe nicht länger beſtreiten, und er mußte ſelbſt Sorge tragen, ſich meiner zu entledigen. Er ſprach darüber mit dem Dorfpfarrer, der $\frac{3}{4}$ Stunden von dem Pachtgut entfernt wohnte. Dieſer gab ſeine Einwilligung, daß man mich in ein Haus brachte, welches an das ſeinige ſtieß. Ich wurde, ſo gut man konnte, aus meinem Grabe hervorgezogen und in alte Lumpen und 2 oder 3 Bündel Heu gegen den Froſt, eingewickelt und auf einen Eſel gebunden, wobey mir eine Perſon zur Seite gieng, um mich vor dem Herabfallen zu ſichern. Nachdem ich auf dieſe Art im Dorfe angelangt war, fand man mich von der erlittnen Kälte halbtodt, und glaubte, daß ich wenigſtens an einigen Gliedern lahm bleiben würde, wofern ich auch mit dem Leben davon käme. Unſtreitig wäre jenes Unglück mein Loos geweſen, wenn man mich gleich ans Feuer gebracht hätte. Allein man rieb mir aus weiſer Vorſicht Geſicht, Arme und Beine ſo lange mit Schnee, bis ſie wieder Empfindung zeigten, und legte mich, um die übrigen Theile meines Leibes gleichfalls von neuem zu beleben, in eben ein ſolches Lager, als das war, woraus man mich gezogen hatte, in Miſt. Erſt nach 8 Tagen, da die Kälte nachgelaſſen, wurde mir ein Bett und Zimmer eingeräumt, wo ich durch die Freygebigkeit und gute Sorgfalt des Pfarrers bald wieder zu meinen vorigen Kräften und Geſundheit ge-

lang-

langte. Unglücklicher Weiſe erhielt ich aber mit meiner Wiederherſtellung die Nachricht, daß ich dieſelbe ſogleich anwenden müßte, um Dienſte zu ſuchen. Was konnt ich anders thun, als mich hiezu entſchließen?" —

Der arme Duval! er irrte nun umher und ſuchte einen Herrn. In der Hofnung, daß die Länder gegen Morgen und Mittag weniger von der Kälte und der daraus entſtandenen Hungersnoth gelitten haben würden, wendete er ſich mit bellendem Magen gegen Morgen und gerieth in die lauſichte Champagne. Hatte er das Elend noch nirgends groß geſehen, ſo erblickte ers hier. Die Einwohner giengen in Lumpen, wie lebendige Skelette einher. Ein wenig Brod von Hanfſaamen war alles, was er zuſammenſchnurren konnte. Er zog alſo immer mehr gegen Morgen zu, um, nach ſeiner Meinung, den Sonnenländern näher zu kommen. Von der Spitze eines Hügels erblickte er einen Marktflecken, der in lauter Dampf eingehüllet war. Hier muß wohl ein Brand geweſen ſeyn, dachte er. Aber es war das Warmbad von Bourbonnes les Bains, welches ſo dampfte. Er ſteckte ſeine Hände in die warmen Quellen, und glaubte treuherzig in der Nachbarſchaft der Hölle zu ſeyn. Endlich erreichte er die Gränze von Lothringen, wo er Geſundheit und Wohlſtand einheimiſch fand, und nun glaubte er, in der Nachbarſchaft des verlohrnen Paradieſes zu ſeyn. Wie hätte er nicht wünſchen ſollen, nach ſo vielen ſchweren Leiden, hier unterzukommen! Es glückte ihm auch bey einem Schäfer in dem Dorfe Clezantaine in Dienſt zu treten.

Zwey Jahre hielt er hier treu und ehrlich aus. Länger gefiel es ihm dann nicht, und er ſetzte ſeinen Weg auf gut Glück weiter fort, ohne zu wiſſen, wohin? Der Himmel führt ſeine Heiligen wunderlich und er gerieth am Fuß der Vogeſiſchen Gebürge einem Einſiedler, dem

Bruder Palemon in die Hände. Der Einſiedler arbeitete und betete mit ihm in ſeiner Klauſe. Dûval war damals 16 Jahre alt und das Einſiedler-Leben behagte ihm. Beſonders zogen ihn die Bücher des Waldbruders an, über welche er heißhungrig herfiel. Er laß, und fieng an nachzudenken.

Aber der Eremit konnte Dûvalen gewiſſer Umſtände wegen nicht lange behalten und entließ ihn mit einem Empfehlungs-Schreiben an die vier Einſiedler zu St. Anne. Sie nahmen ihn willig auf und machten ihn zum Befehlshaber ihrer ſechs Kühe; und als Kuhhirt fieng er nun zu ſtudiren an. Er war 16 Jahre und konnte weder ſchreiben noch rechnen; aber ſein Trieb dazu war gränzenlos. Ein alter Einſiedler malte ihm mit zitternder Hand die Buchſtaben vor. Um den alten Mann nicht mit Vorſchreiben zu quälen, nahm er eine Fenſterſcheibe aus, legte ſie auf die durchſcheinende Vorſchrift und kritzelte ſo lange auf der Oberfläche, bis er die Kunſt weg hatte. Auch trieb er ein altes Rechenbuch auf, worüber er ſich den Kopf ſo lange zerbrach, bis ers verſtand. Alles beym Kühhüten. Nachher gerieth ihm ein Kalender in die Hände, wo er von den 12 Himmelszeichen auf den Einfall kam, die Sternkunde auszuſtudiren. Er ſuchte ſich recht einſame Winkel in den Wäldern auf, wo ihn nichts ſtörte, und fieng an darüber nachzudenken. Ohne alle Anweiſung und Unterricht war das für einen Küh-Jungen ein ſchwer Stück Arbeit. Wenn er ſeine Kühe eingetrieben und ſeinen Magen zufrieden geſtellt hatte, giengs wieder in den Wald, um die Nacht über den Sternen ihren Gang abzupaſſen. Auf der höchſten Eiche des Waldes, die auf einem Berggipfel ſtand, baute er ſich von Waldreben und Weidenruthen eine Art von Storchneſt, das er als Obſervatorium ge-

gebrauchte. Er hofte immer, daß er einen Stier oder Widder von Sternen zuſammengeſetzt, wie der Kalender beſagte, am Himmel auskundſchaften würde, ſuchte aber vergebens. Der Zufall führte ihn auf den Jahrmarkt nach Lüneville, wo er bey einem Bildermann eine Himmelskarte ſah, worauf die Sterne namentlich und nach ihrer Größe verzeichnet waren. Er leerte ſeine ganze Baarſchaft aus und kaufte ſich die Himmelskarte und noch eine Erdkarte von den vier Welttheilen. Nun muß ichs finden, dachte er, und zerbrach ſich den Kopf ſo lange, bis ers wirklich fand. Er hatte vom Polarſtern ſagen hören; der einzige am Himmel, der ſich nicht bewegt. Aber die Kunſt war, ihn auszufinden. Er fand ihn nach langen Verſuchen auf folgende Manier. Nimm, ſagte er zu ſich ſelbſt, einen Hollunderzweig und höhle ihn aus; binde ihn feſt und kuke nach dem Stern. Iſt der Stern beweglich, ſo wirſt du ihn bald nicht mehr durch das Loch ſehen, denn er marſchirt weiter. Iſt er unbeweglich, ſo muß er immer über dem Loche ſtehen. Er ließ alſo ſämmtliche Sterne durch ſein Loch die Revüe paſſiren, welche richtig immer vorüber marſchirten. Endlich traf er doch einen, der ſich nicht von der Stelle rückte. Das mußte er ſeyn, und er war es auch. Da er nun erſt einen feſten Standpunkt am Himmel ausſpionirt hatte, ſo fand er ſich mit Hülfe ſeiner Karte leicht zurecht. Nach gewaltigem Kopfzerbrechen kam dieſer Küh-Junge auch mit der Eintheilung des Erdballs ins Reine.

Poßirlich war es anzuſehen, wenn er täglich mit ſeinen 6 Kühen und fünf Landkarten in den Wald zog. Hatte ſeine Heerde Poſto gefaſſet, ſo breitete er ſeine Karten auf die Erde aus und ſtellte im Geiſt Reiſen durch alle 4 Welttheile an. In Kurzem war er auf dem ganzen Erdball ſo gut zu Hauſe, wie im Walde

von

von St. Anna. Seine Wißbegierde war ſo unbeſchreiblich, daß er auch im Schlaf von nichts anderm als von Landkarten und Büchern träumte. Aber ein Küh-Junge und eine Bibliothek — wie reimt ſich das zuſammen! Doch dem Menſchen iſt nichts unmöglich; er kann ja gleich, was er will. Sein Lohn reichte nicht weit hin; aber er wußte ſich dennoch zu helfen. Auf alle Vögel, Füchſe, Haſen, Marder, Iltiße und Katzen machte er Jagd, zog ihnen das Fell ab und verkaufte es den Kürſchnern zu Lüneville. Vom Kampf mit denſelben kam er einſt blutig zu Hauſe. Die frommen Väter erſchraken, aber ſagte er: „Ehrwürdige Väter, es hat nichts zu bedeuten. Waſchen Sie mich nur mit warmen Wein und es wird wieder heilen. Die wilde, todte Katze hier hat mich ſo zerfetzt.“

Einſt fand er ein goldnes Pettſchaft im Walde. Als eine ehrliche Haut zeigte ers dem Pfarrer in Lüneville an, mit Bitte, es von der Kanzel bekannt zu machen, damit es dem Eigenthümer gegen ein kleines Trinkgeld wieder zugeſtellt würde. Ein Engelländer Nahmens Forſter meldete ſich dazu und legitimirte ſich durch Beſchreibung des darauf geſtochnen Wapens. Er erſtaunte über die Kenntniſſe des gelehrten Küh-Jungens, ſchenkte ihm 2 Louisd'ors und lud ihn für immer alle Sonn- und Feſttage zum Frühſtück bey ſich ein, wo er ihn jedesmal mit Geſchenk eines Laubthalers entließ. Nun war reiche Zeit bey Düvaln und der Küh-Junge vermehrte dadurch ſeine Bibliothek bis auf 400 Bände und vielen Karten. Uebrigens blieb er, wer er war. Ein Kittel von grober Leinwand und Holzſchuh waren ſeine ganze Parade. Er hatte, wie es einem rechtſchafnen Gelehrten zuſteht, die Bücherſucht und darbte wie ein — Gelehrter.

Es

Es geht mit dem Durſt nach Gelehrſamkeit, wie manchem ehrlichen Mann mit dem Trunk. Er wird nicht ſatt und wenn er auch ſchon ganze Oxhöfte ausgeleert hat. So giengs dem Küh-Jungen auch. Die frommen Einſiedler ſchüttelten auch den Kopf über die vielen Zirkel und Triangel und allerley Haken, die er machte und wähnten gar, ob er ſich vielleicht auf die Hexen- und Schwarzkunſt legte. Um deſto mehr fühlte Düval, daß ſein Durſt hier nicht zu löſchen ſey und auf die Länge ſeines Bleibens hier nicht mehr lange ſeyn könnte. Er machte alſo Kalender für die Zukunft. Aber wo ſollte er mit ſeinen 400 Büchern als Kühhirt hin? —

In ſeine Landkarten vertieft, lag er eines Tages im Walde unter einem Baum und grübelte, als ihn plötzlich ein Mann von vornehmen Anſehen aus ſeinem Nachſinnen aufſchreckte. „Was Geyer macht ihr da?" fragte der Herr. — Ich ſtudire die Länderkunde. „Ihr? Die Länderkunde? verſteht ihr denn was davon?" — Ich beſchäftige mich nie mit Sachen, die ich nicht verſtehe. — „Wo ſeyd ihr denn eben?" — Ich ſuche den geradeſten Weg nach Quebeck, (in Amerika.) — „Und warum das?" — Weil ich hingehen und auf daſiger Univerſität mein Studiren fortſetzen will. — „Was habt ihr denn das nöthig? Deswegen braucht man nicht bis ans Ende der Welt zu gehen. Es giebt ja Univerſitäten genug in der Nähe, und wenn euch damit einen Gefallen geſchieht, ſo könnt' ich euch wohl eine vorſchlagen."

Dieſer Mann war der Graf von Vidampiere, Oberhofmeiſter bey den jungen lothringiſchen Prinzen, Leopold und Franz, die im Walde jagten. Der Oberhofmeiſter hatte ſich von ihnen verirrt und ſtieß auf unſern Kuhhirten, mit dem er noch redete, als die Prinzen mit ihrem Gefolge dazu kamen.

Man

Man that Fragen über Fragen an ihn in die Kreutz und in die Queer, welche der Kuhhirt mit Gegenwart des Geiſtes trotz dem beſten Profeſſor beantwortete. Am Ende ſchlugen ihm die beyden prinzlichen Oberhofmeiſter Graf von Vidampiere und Baron von Pfutſchner vor, ſeine Studien im Jeſuitercollegio zu Pont a Mouſſon fortzuſetzen. Wer war froher, als Dúval! nur bedang er ſich ſeine Freyheit aus, wenns ihm nicht gefiel. So trennten ſie ſich, und der Baron von Pfutſchner verſprach, ihn nächſtens wieder zu beſuchen.

Der Baron hielt Wort. Er kam mit der fröhlichen Nachricht, daß der Herzog von Lothringen Dúvaln in Schutz nehmen und ihn mit den Mitteln zum fernern Studiren verſorgen wolle. Er ſolle ſich ſogleich mit ihm nach Lüneville begeben, wo ihn der Herzog ſprechen wolle. Dúval ſah ſeine Zelle an und — weinte; ſah die Einſiedler an und — weinte. Ehrwürdige Väter! rief er, wie glücklich bin ich hier geweſen! aber es iſt Gottes Schickung. Lebt wohl! ſo lange ich athme, will ich euch nicht vergeſſen und dankbar ſeyn. Nun ſetzte ſich der Küh-Junge mit grobem Kittel und Holzſchuhen in den Wagen und langte mit ſechs Pferden am Hofe zu Lüneville an. Jüngling! der du den Muſen huldigſt, werde nicht müde. Endlich ziehen ſie dich doch aus dem Staube hervor. Denk an Dúvaln! —

Die Pracht und Herrlichkeit des Hofes war dem Kuhhirten eine neue Welt. Er aber lebte und webte nur in Büchern und hatte alſo weder Augen noch Ohren dafür. Was der Viehhirt für ſchöne, weiße Zähne hat! war die erſte Bemerkung, welche die Hofdamen machten, und das merkwürdigſte, was ſie an ihm zu bewundern fanden. Der unabgeſchliffne Kuhhirt fiel

mit

mit der Thüre ins Haus und ſagte: „aber Mesdames! was iſt denn daran zu bewundern? hat ſie denn jeder Hund nicht auch?“ — Doch dafür kam er auch aus dem Walde. Seine Einfalt und Treuherzigkeit gewannen ihm ganz des Herzogs Herz. Er ſchickte ihn nach Pont a Moußon zu den Jeſuiten, ſetzte ihm einen anſehnlichen Jahrgehalt zum Studiren aus, wovon er ſich ſo viel Bücher kaufen konnte, daß er ſich jetzt darin, wie einſt im — Miſt begraben konnte. Das geſchah 1717, wo Düval 22 Jahr alt war. Wie ſich andre Menſchen zu Tode sauffen, ſo hätte ſich Düval nun bald zu Tode ſtudirt aus Wiſſensdurſt. Er ſaß ſo viele Nächte, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel, die ihm beynah das Leben gekoſtet hätte.

Herzog Leopöld ernannte ihn ſpäterhin zu ſeinem Bibliothekar und Lehrer der Geſchichte auf der hohen Schule zu Lüneville, nebſt freyer Wohnung und Tafel bey Hofe; doch mit gänzlicher Befreyung von allen Aufwartungen und Hofpflichten, was nie ſeine Sache wurde. Dann und wann ließ ihn der kränkliche Herzog bey ſich zur Unterhaltung einladen und entließ ihn ſtets mit einem Geſchenk. Ein Mann, wie Düval, ſagte Leopold, der ſeine Zeit ſo herrlich braucht, muß für das Opfer, was er davon bringt, entſchädigt werden.

Dūvals Vorleſungen über Geſchichte und Alterthümer fanden unendlichen Beyfall; und beſonders ſtrömten ihm viel Engelländer zu. Die Milords bezahlten gut und die Louid'ors regneten auf den Profeſſor herab. Er ſelbſt blieb in Nahrung und Kleidung ſeiner alten Mäßigkeit des Kuhhirten getreu. Aus Dankbarkeit und zum Andenken ließ er ſeinen alten Wohlthätern, den Einſiedlern zu St. Anna, für 20,000 Livres ein artiges ſteinernes Haus und eine

Ka-

Kapelle bauen; legte ihnen einen Küchengarten und Baumſchule an, woraus ſie ihren gemächlichen Unterhalt ziehen und nicht mehr den Bettelſack tragen durften. Was mußten die frommen Väter nun von ihrem ehmaligen Küh-Jungen denken! Was mußten ſie von dem Auftritt denken, als ſie ihm ehedem, ſeine ſelbſtverfertigten Erd- und Himmelskugeln, nebſt andern Maſchinen und Figuren, die ſie für Zauberwerke hielten, aus ſeiner Zelle werfen und zum Scheiterhauffen verdammen wollten, wobey ſich aber Dúval ſo tapfer wehrte, daß er mit ihnen handgemein ward, ſie herausjagte und ſie nicht eher wieder einließ, als bis er für ſeinen gelehrten Apparat eine vortheilhafte Kapitulation geſchloſſen hatte! In ſeinem Geburtsort, Artonay, kaufte er ſein väterliches Haus wieder an ſich und baute es von Grund aus neu für ſeine Schweſter auf; auch dem alten Klausner, der ihn Schreiben gelernt hatte, baute er ein bequemeres Häuschen.

Nach Leopolds Tode gieng er mit ſeinem Sohn dem Herzoge Franz nach Florenz als ſein Bibliothekar; und als dieſer ſich hernach mit Maria Thereſia vermählte, nach Wien; wo er die Aufſicht über das kayſerl. Münzkabinet übernahm. Er hatte immer freyen Zutritt bey Hofe und war da willkommen; konnte ſich aber in das Hofleben nie recht finden. Die Kayſerin wettete einſt mit ihrem Gemahl, der ſich anheiſchig machte, auf dem Carneval alle Masken zu kennen, daß ſie ihm eine vorführen wolle, die er gewiß nicht errathen ſollte. Dúval, der in ſeinem Leben auf keinem Ball geweſen war, wurde zur Kayſerin gebethen, und mußte ſich trotz alles Sträubens und Wehrens in einen türkiſchen Mönch verkleiden laſſen. Thereſia gab ihm den Arm, führte ihn ein und ſagte: „wie iſts, Dúval, ich hoffe doch, daß

Sie

Sie mit mir wenigſtens eine Menuet tanzen werden?“ Ich, Ihro Majeſtät? — Ich habe in meinen Wäldern nie etwas anders, als Purzelböcke ſchießen gelernt. — Die Kayſerin lachte über die launigte Antwort; ihr Gemahl kannte ihn nicht, und verlohr die Wette.

So ſehr ihn die Kayſerl. Familie auch liebte, ſo hielt er ſich doch aus Beſcheidenheit ſo ſehr von ihr entfernt, daß er die zahlreichen Glieder derſelben nicht einmal alle kannte. Als einſt die ältern Erzherzoginnen bey ihm vorübergiengen, ohne daß er ſie zu bemerken ſchien, errieth der römiſche König Joſeph gleich, daß Dûval ſie verkannt haben müßte. Wer waren denn die Damen, Dûval? — fragte er ihn. „Ich kenne Sie nicht, Ihr Majeſtät.“ Ach! erwiederte der witzige Joſeph, das wundert mich gar nicht; denn meine Schweſtern ſind keine Antiken.

Das Hofleben konnte ihn nicht verführen. Eine runde Perûque mit nachläßigen Locken, ein Kleid von dunkelbraunem Tuch, ein Hemd von grober Hausleinwand, ſchwarzwollne Strümpfe, Schuhe mit ſtarken Sohlen und eiſernen Schnallen, war Jahr aus und ein am Hofe ſein Staat. Sein Hausrath war ein Bett von einer elenden Matratze, geflochtne Strohſtühle und einige alte Schränke mit Büchern. Mit ſeinem mit ihm altgewordenen Bedienten lebte er als Freund. Des Abends bereitete er ſich in ſeinem Zimmer bey einem Feuer von Weingeiſt, worüber er Dreyfüße mit kupfernen Pfannen ſtellte, ſein kärgliches Abendbrod ſelbſt. Ich weiß nicht, ob man ihn in ſeiner Jugend oder in ſeinem Alter auf dieſe Weiſe mehr bewundern ſoll. So beſchloß er in einem Alter von 81 Jahren 1775 zu Wien ſein merkwürdiges rühmliches Leben.

Das war ein Kuhhirt!

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

28ſte Woche.

Schickſale Carls des Zwölften.

Der Grenadier hatte die Wache, zu meinem großen Troſt für die Langeweile, wieder bezogen und ſattelte, ohne ſich viel darum bitten zu laſſen, ſein Steckenpferd, die Geſchichte Carls XII, von ſelbſt wieder auf. Er ſah ſie zugleich als ſeine eigne an, und da iſts wohl kein Wunder, daß ſie ſein ewiges Lied war.

Wir blieben vor Pultawa ſtehen, als ich abgelöſt ward, hub er an. Der Feldſcheer ſchnitt in das königliche Bein und der König überlegte dabey mit zuſammengebißnen Zähnen die Schlachtordnung. Er gab noch Abends die nöthigen Befehle und legte ſich dann ruhig ſchlafen. Mit Tagesanbruch marſchirten wir auf und ſtießen auf Petern, der eine Armee von 65,000 Mann und 132 Kanonen uns gegenüber ſtellte. Dagegen beſtand unſre ganze Artillerie in 4 eiſernen Kanonen. Ueberdies mußte Carl noch ein ſtarkes Corps vor der Feſtung Pultawa und 4000 Mann zur Deckung der Bagage zurücklaſſen. So weit das Auge reichte, war das Feld mit Rußen bedeckt. Die Generals giengen die Glieder auf und nieder, ſprachen uns Muth ein und erinnerten uns an Narva, wo zehn tauſend Schweden achtzig tauſend Rußen ſchlugen. Die Piſtole in der Hand, ließ ſich Carl in einer Sänfte tragen, weil er mit dem verwundeten

Bein unmöglich reiten konnte. Der ſchwediſche General Schlippenbach ſtürzte mit ſeiner Cavallerie ſo gewaltig auf die rußiſche ein, daß er ſie auseinander ſprengte. Nun riefen wir ſchon Vicktoria, denn der General Kreutz ſollte die Flüchtlinge mit 5000 Reutern in die Flanke nehmen; aber Kreutz hatte ſich verirrt und verfehlte das rechte Tempo. Unterdeß ſammelte der Czaar ſeine zerſprengte Cavallerie und drang damit auf die ſchwediſche ein. Sie wich und Schlippenbach ſelbſt wurde gefangen. Unſere Infanterie marſchirte gegen die rußiſchen Feuerſchlünde auf und mußte weichen. Menzikow rückte mit einem ſtarken Corps zwiſchen die Feſtung und uns, wodurch wir von unſerer Belagerungs-Armee und der Bagage abgeſchnitten wurden. Sie fielen den Rußen in die Hände. Die Pferde vor des Königsſänfte wurden erſchoßen und bald darauf auch die Sänfte zerſchmettert. Er ſetzte ſich in eine andere und eilte wieder ins Treffen. Doch gegen Uebermacht half keine Tapferkeit; die ganze ſchwediſche Armee ergriff die Flucht. Der König wollte durchaus nicht flüchten und konnte ſich doch auch nicht wehren. Man ſetzte ihn trotz ſeiner Schmerzen faſt mit Gewalt aufs Pferd; 500 Reuter ſammelten ſich um ihn, ſchlugen ſich durch mehrere rußiſche Regimenter und eilten mit ihm davon. Noch auf der Flucht ward das Pferd unter ihm erſchoßen. Man gab ihm ein anderes und riß ihn mit fort. Endlich begegnete man der Kutſche des Grafen Meyerfeldt, worin man den König warf und ihn ſo aus dem Treffen führte. Laßt uns zu den Türken fliehn, ſagte er.

Der General Löwenhaupt hatte die Trümmer der flüchtigen Armee geſammelt, ward aber bis auf den letzten Mann vom Fürſt Menzikow gefangen.

So

So ward die ganze ſchwediſche Macht den 8ten Julius 1709 vernichtet. Ich blieb um den König, der von einem gewaltigen Wundfieber litt. Das war eine klägliche, erbärmliche Flucht. In der drückenſten Sonnenhitze eilten wir durch menſchenleere Sandwüſten, wo es uns an Nahrungsmitteln und oft an Waſſer gebrach. Nach fünf elenden Tagen erreichten wir das Ufer des Bogs und die Rußen waren immer hinter uns her. Aber nun entſtand neue Noth. Die Türken wollten ohne Erlaubniß des Paſcha von Oczakow ſo viele Menſchen nicht überſetzen und dieſer verſicherte, daß er deßhalb erſt bey dem Seraskier von Bender anfragen müßte. Darüber erhaſchten die Rußen noch 500 Mann und der kleine Reſt ward endlich nach vielen Umſtänden mit dem Könige in türkiſchen Schutz genommen.

So weit war es nun mit dem großen, furchtbaren Carl gekommen! Er, der einen König abſetzte und dem Czaar ein ähnliches gebettet hatte; der dem römiſchen Kaiſer Geſetze vorſchrieb und alle Regenten zittern machte, — aß jetzt das Gnadenbrodt bey den Mahomedanern. Was man auch ſagen mag, die Türken ſind großmüthige Leute und beſchämen nur allzuoft die Chriſten, das muß man ihnen laſſen. Sobald der Seraskier von Bender die Ankunft Carls erfahren hatte, ließ er ihn durch einen Aga bewillkommen und Glück zur Ankunft wünſchen; mit der Verſicherung, daß alles zu ſeinem Befehl ſtände, was er nur irgend brauchte. Das war gewiß recht artig! — Carl wurde aufgenommen wie ein König; die türkiſche Beſatzung zu Bender marſchirte auf und die Kanonen wurden ihm zu Ehren gelöſt; auch wurde ihm die beſte Wohnung in der ganzen Stadt angewieſen. Aber das war ſeine Sache nicht, ſondern er bat ſich

für ſich und ſein 1800 Mann ſtarkes Gefolge Zelte aus, welche er in der Nähe der Feſtung aufſchlagen ließ. Darunter kampirten wir und lebten wie die Tatern. Noth hatten wir übrigens nicht, denn außer den freyen Lebensmitteln ſchenkte der Sultan jeden Tag dem Könige einen Beutel das ſind 500 Gulden. Er war und blieb alſo immer ein theurer Gaſt, denn ohne den übrigen Aufwand machte das jährlich 182,500 Gulden.

Das war aber Carln bey weitem nicht genug; er verlangte eine türkiſche Armee um mit ihr auf den Czaar loß zu gehen. Er ſchickte den Graf Poniatowsky als ſeinen Geſandten nach Conſtantinopel, der alle mögliche Künſte anwandte um die Türken gegen Petern in Harniſch zu bringen. Dieſer hatte die Mutter des Sultans durch eine Jüdin, welche ihr Wunderdinge von Carls Heldenthaten vorerzählte, ſo weit auf Carls Seite gebracht, daß ſie zu ihrem Sohn ſagte: wenn werdet ihr denn meinem Löwen (womit ſie Carln meinte) helfen, den rußiſchen Wolf, zu verſchlingen? —

Indeſſen gieng eine Woche und ein Monat nach dem andern hin. Carl hätte recht gut mit franzöſiſchen Schiffen, die ihm der franzöſiche Geſandte anbot, in ſein Königreich zurückſegeln können; aber er hatte ſich noch immer in den Kopf geſetzt Petern mit einer türkiſchen Armee vom Thron zu ſtoßen und ſchämte ſich auch vielleicht, ſo herabgekommen, wie er war, in Schweden anzulangen. Aus unſerm Lager entſtand nach und nach eine kleine Stadt, denn Offiziers und Soldaten fiengen an ſich Häuſer zu bauen zur Bequemlichkeit und aus langer Weile. Sobald der König nur wieder zu Pferde ſitzen konnte, nahm das alte Soldatenleben auch wieder ſeinen Anfang.

Vor Sonnenaufgang ſtand er auf, ritt des Tags drey Pferde müde und ließ uns exerzieren, was das Zeug hielt. An Geld fehlte es ihm nicht, wenn er ſonſt beßer Haus damit gehalten hätte; denn die hohe Pforte zahlte gut, der franzöſiſche Geſandte auch und die Kaufleute zu Conſtantinopel gaben Credit. Er brauchte aber auch was ehrliches, um die türkiſchen Miniſter, beſonders den Großvezier zu beſtechen, die ihm zu ſeinem Plan behüflich ſein ſollten. Deswegen warf er das Geld mit vollen Händen weg und es hieß immer; wie du kömmſt, ſo gehſt du auch. Ein gewiſſer Baron von Grotthuſen war ſein Schatzmeiſter und dachte und handelte in Anſehung des Geldes, wie ſein Herr. Eine Berechnung über die Ausgabe von ſechszigtauſend Thaler legte ihm jener einſt mit den kurzen Worten vor: „18,000 rtl. unter die Schweden und Janitſcharen vertheilt und der Reſt iſt auf weitere Bedürfniſſe verwendet.“ — So hab ichs gern, ſagte Carl; wenn mir aber der Müllern mal eine Rechnung bringt, ſo muß ich ganze Seiten lang über wenige tauſend Thaler leſen. Grotthuſens Rechnungsart gefällt mir beſſer. — Als ein Offizier gegen den König ſeine Mißbilligung äußerte, daß er den Baron von Grotthuſen ſo mit dem Gelde ſchalten und walten ließe, gab er zur Antwort: ich gebe nur denen Geld, die es anzuwenden wiſſen. — Aber dafür hatte der König ſelbſt auch gar oft nichts in der Taſche.

Der Wunder trieb viele Fremde von Conſtantinopel zu uns um den König und unſre Einrichtung zu ſehen. Alle erſtaunten; und da er vor den Todt keinen Wein getrunken hätte und täglich zweimal öffentlichen Gottesdienſt hielt, ſo ſagten ſie: er iſt ein leibhaftiger Muſelmann!

Wir

Wir warteten von Zeit zu Zeit, aber die Türken waren nicht zum Aufſitzen zu bringen. Nah dran hatte es Poniatowsky wohl ſchon einmal gebracht, ſo daß ihm der Großvezier einen Beutel mit tauſend Ducaten ſchenkte und zu ihm ſagte: „an der einen Hand werd ich ihren König und in der andern den Degen nehmen und ſo will ich ihn an der Spitze von 200,000 Mann nach Moskau führen.“ Der goldne Großvezier! aber das war eben unſer Unglück, daß er ſo goldigt war. Der Czaar Peter wußte auch, wie man Leute kirrt, und ſchenkte durch ſeinen Geſandten Tolſtoy in Conſtantinopel dem Großvezier die erbeutete ſchwediſche Kriegscaſſe von mehrern Millionen und wies dann ſo geht! da war nun nicht nur an keinem Zuge nach Moskau zu denken, ſondern der rußiſche Geſandte war auch in Conſtantinopel oben drauf, daß er ſogar die gefangenen Schweden ungeahndet als Sclaven dort verkaufte und ſich von ihnen bedienen lies. Er forderte ſogar den gefangenen Mazeppa von den Türken heraus, um ihm zu thun, wie Carl dem Patkul gethan hatte, und hätte ihn gewiß erhalten, wenn der alte 80 jährige Mann nicht juſt zu rechter Zeit geſtorben wäre. Auch ſagte der rußiſche Geſandte laut, daß Carl in der Türkey im Grunde nur ein Staatsgefangner wäre und die Muſelmänner mehr ſeine Wächter als Ehrenwachen wären. Wie das dem Könige und uns allen wurmte, kann er wohl denken. Aber was wollten wir machen? und beym Licht beſehen, war es die Wahrheit. Hätte der König nur nach Conſtantinopel und mit dem Großherrn ſebſt ſprechen gedurft; aber da lag eben der Knoten, er durfte nicht.

Der mächtige Carl ſank nun wie ein gedrückter Unterthan ſo weit herab, daß er Suppliken übergeben

muß-

mußte. In der Meinung, daß der Sultan von der Beſtechung ſeines Großveziers Chourluli Ali nichts wüßte, mußte Poniatowsky es wagen, ihn davon zu unterrichten. Das gieng aber nicht ſo, wie bey unſern Königen an, wo man nur ſo frank und frey hingehen und ſeine Noth klagen darf, ſondern in der Türkey muß alles durch den Großvezier gehen. Poniatowsky machte im Namen ſeines Herrn einen Aufſatz, worin er ſich bitterlich über den Großvezier beſchwerte. Als der Sultan in die Moſchee gieng, hatte ein Grieche für gute Bezahlung das Herz, ſich durch die Wache zu drängen und die Supplike in des Sultans eigne Hände zu geben. Was halfs? ſtatt aller Antwort ſchickte der Kaiſer Carln 25 arabiſche Pferde, eins davon mit prächtigem Sattel und Zeug und einen höflichen Brief, der im Grunde aber nichts ſagte. Chourluli that, als wüſte er von nichts, daß Carl ihn verklagt hätte, und ſchickte für ſeine Perſon dem Könige auch 5 herrliche Pferde. Die erſtern behielt der König, aber die letztern ſchickte er mit den Worten zurück: geht und ſagt eurem Herrn, daß ich von meinen Feinden keine Geſchenke nehme.

Guter Rath ward nun immer theurer, denn es hatte ganz das Anſehen, als würden wir alt und grau werden in der Türkey, weil Carl ſichs einmal in den Kopf geſetzt hatte, ohne eine türkiſche Armee durchaus nicht wegzugehen; und ein Paar Jahre hatten wir nun ſchon mit Hoffen und Harren zugebracht. Die 500 Gulden und erforderlichen Lebensmittel wurden indeſſen täglich geliefert und ausgezahlt. Carl nahm das nicht, wie ein Allmoſen, was es doch im Grunde war,

ſon-

ſondern wie eine Schuld. Um Schweden bekümmerte er ſich nicht und ließ den lieben Gott walten. Er war nun einmal ſo. Ich muß eine türkiſche Armee haben eher weich ich nicht von dannen, dabey blieb er.

Daran war aber unter dem jetzigen Großvezier, auf keinen Fall zu denken, um deſtoweniger, weil der Czaar den Frieden mit der Pforte auf 30 Jahre verlängert hatte. Es mußten alſo andere Saiten aufgeſpannt werden und es blieb nichts übrig, als die Sache ſo zu drehen, daß Churluli abgeſetzt wurde. Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. Churluli hatte viele Feinde, worunter beſonders des Sultans Mutter Valideh, Carls warme Freundin, gehörte. Carl wuſte durch den Grafen Poniatowsky, ſeinen Geſandten in Conſtantinopel, das Ding ſo gut zu unterbauen, daß der Großvezier glücklich geſtürzt wurde. Ein Stein des Anſtoßes war nun wohl aus dem Wege geräumt, aber wir waren drum nun kein Haar beſſer dran. Der neue Großvezier Kiuperli hatte eben ſo wenig Ohren als ſein Vorgänger für einen Zug gegen die Rußen. Und dabey war er ein frommer, rechtſchaffner und eben ein ganz unbeſtechlicher Mann, den Berge von Ducaten nicht anders Sinnes machen konnten. Und ſein Sinn war gar nicht nach des Königs, aber zum Glück auch nicht nach des Czaars Sinn. Er ſoll zu ſeinem Herrn, dem Sultan, geſagt haben: „der Coran, (das iſt die türkiſche Bibel) verbietet den Czaar zu bekriegen, weil er uns nichts zu Leide gethan hat; aber er befiehlt auch dem unglücklichen Carl zu helfen, weil er ſeine Zuflucht zu uns genommen hat.“ Und was ihm ſein Coran ſagte, darauf hielt er ſteif und feſt. Um der überläſtigen

gen Gäſte loß zu werden ſchenkte der Großvezier dem Könize 800 Beutel, das ſind 400,000 Gulden und rieth ihm ſich mit dieſem Reiſegelde auf den Weg nach Hauſe entweder mit franzöſiſchen Schiffen oder durch die Staaten des deutſchen Kaiſers zu machen, welches freylich wohl angegangen wäre, aber der König blieb bey ſeinem eiſernen Sinn. Auch der rußiſche Geſandte Tolſtoy konnte den Kiuperli eben ſo wenig beſtechen, und war deswegen alle Mühe und alles Geld vergebens. Des Großveziers unbeſtechliche Rechtſchaffenheit ſtürzte ihn ſelbſt. Sein Vorgänger hatte die Janitſcharen durch allerley Erpreſſungen bezahlt und Kiuperli bezahlte ſie aus des Großherrn Schatulle. Der Sultan war damit unzufrieden, und machte ihm deswegen Vorſtellungen. Aber Kiuperli, der ſich immer an den Coran hielt, antwortete mit edlem Stolz: wenn Churluli Eure Hoheit durch Erpreſſungen und Räubereyen bereicherte, ſo thut mirs leid, daß ich dieſe Kunſt nicht verſtehe und niemals lernen werde. Darauf wurde auch Kiuperli abgeſetzt. Doch enthauptet wurde er nicht, wie ſein Vorgänger Churluli; denn ein Türk, der ſich nach dem Coran und ein Chriſt, der ſich nach der Bibel richtet, kommen immer mit heller Haut davon. Merke er ſich das, er iſt noch jung.

Nun kam Baltatgi Mehemet aus Brett, und wurde Großvezier. Der wußte den Mantel ſchon anders nach dem Winde zu hängen und da er witterte, daß Carls Parthey am türkiſchen Hofe das Uebergewicht hatte, ſo ward er auch bald ſchwediſch mit Leib und Seel. Es kam endlich ſo weit, daß die Türken würklich den Ruſſen den Krieg erklärten, und die Veranlaſ-

ſung

ſung dazu durfte man eben nicht vom Zaun brechen. Die Ruſſen hatten die Gränzen nicht gehörig reſpectirt, kleine Einfälle gethan und was dergleichen mehr war. Genug, eh man ſichs verſah, wurde der rußiſche Geſandte, Graf Tolſtoy, mit allen ſeinen Leuten in die ſieben Thürme, nach türkiſcher Manier, geſetzt, und die Fahne Mahomets ausgeſteckt. Der Sultan ſchenkte dem Großvezier einen prächtigen Degen. Er nahm ihn und ſagte: „Deine Hoheit weiß, daß ich in meiner Jugend nur gelernt habe, mit dem Beil Holz zu hacken; aber den Degen führen und Armeen zu commandiren, verſteh ich eigentlich nicht. Ich werde indeſſen mein Beſtes thun; ſollte mirs aber ja nicht glücken, ſo erinnere Dich, daß ich nicht Schuld am Kriege bin.“ Der ſchlaue Fuchs wollte ſich alſo die Hinterthür nicht verſperren; was ihm wohl auch kein Menſch verdenken kann.

Nun war Freude über Freude im ſchwediſchen Häuflein und wir wären am liebſten mitmarſchirt, wenn wir nur gedurft hätten. Mit 200,000 Mann zogen die Türken dem Czaar entgegen, der ihnen nur 50,000 Mann gegenüber ſtellen konnte. Mit dieſer Uebermacht umzingelten ſie den Czaar mit ſeiner ganzen Armee, daß ſie wie die Katze im Sack gefangen war. Und was das ſchlimmſte war, die Ruſſen hatten nur auf wenig Tage Proviant. Poniatowsky, der mit bey der türkiſchen Armee war, gab dem Großvezier den klugen Rath, bey Leibe nicht zu ſchlagen, ſondern die Maus in der Falle auszuhungern. Zugleich ſchickte er an Carln einen Kurier, und ließ ihm von der verzweifelten Lage der Ruſſen Nachricht geben. Und Carl machte ſich in voller Hofnung auf, ſeinem Widerſacher den Garaus zu machen.

Aber dort oben ſtands anders geſchrieben. Czaar Peter verzweifelte und verlohr den Muth. „In welch einer ſchlimmern Lage bin ich jetzt, ſoll er geſagt haben, als mein Bruder Carl bey Pultawa! Er ſchloß ſich vor Kummer in ſein Zelt und gab Befehl, daß keine lebendige Seele zu ihm gelaſſen würde. Alles ſtand aufs Spiel und alles war hin, was der große Mann mit ſo vieler Mühe aufgebaut hatte.

Wenn guter Rath ſehr theuer iſt,
So rettet uns oft Weiberliſt
Aus Aengſten und aus Nöthen.

Gott ehr mir die Weiber, Herr! obgleich meine Käthe keinen Schuß Pulver werth war. Aber hier fand ſich eine, das war ein Kernweib, wie ich ihm auch mal eine wünſche. Der Czaar hatte eine Geliebte, ſie hieß Katharina, und iſt heut ſeine Gemahlin, verdient es aber auch zu ſeyn. Da die Generals und die Räthe, der Czaar und alle miteinander nun nicht wußten, wo aus noch ein, da trat ſie vor den Riß. Des Verbots, keinen Menſchen zu ihm zu laſſen, gieng ſie doch in ſein Zelt, und bat ihn, einen Verſuch zum Frieden zu wagen. Sie hatte einen Brief in ſeinem Namen an den Großvezier aufſetzen laſſen und begehrte weiter nichts, als daß er ihn nur unterſchreiben möchte, weil doch die Sachen unmöglich ſchlimmer werden könnten, als ſie ſchon ſtänden. Mit Thränen und Flehen erhielt ſie endlich von ihm, daß er ſeinen Namen drunter ſetzte, und ſagte dann; er ſollte ſie jetzt nur weiter machen laſſen. Nun nahm ſie alles Geld, alle Juwelen, Perlen und Diamanten, was ſie theils ſelbſt hatte, theils

von

von andern auftreiben konnte, und ſchickte es mit dem Briefe des Czaars an den Generaladjudanten des Groß⸗veʒirs, von dem ſie wußte, daß er die rechte Hand deſ⸗ſelben ſey. Gewiß, die Weiber kennen die Männer am beſten. Zwey Stunden vergiengen, der Bote kam nicht zurück und die Angſt ward immer größer. Mit Tages Anbruch wollte man ſich nun durchſchlagen und Peter befahl die ganze Bagage zu verbrennen, damit ſie wenigſtens nicht den Türken in die Hände fiele. Die Weiber im rußiſchen Lager fiengen erbärmlich zu wim⸗mern an, weil ſie mit dem Morgen nur Todt oder Scla⸗verey vor Augen ſahn. Die Offiziers munterten die Soldaten auf, ihr Leben theuer zu verkauffen, ob ſie zwar ſelbſt an der Rettung verzweifelten. Alles war voller Angſt und Erwartung, von Petern an bis auf den letzten Mann.

Endlich kam der Offizier aus dem türkiſchen Lager zurück. Katharinas Präſent hatte gewürkt, und der Großvezier gab die tröſtliche Antwort: er wolle auf 6 Stunden einen Waffenſtillſtand ſchließen und Peter ſolle ihm ſeinen erſten Miniſter ſchicken, um mit ihm über die Friedensbedingungen zu unterhandeln. Das war ein Donnerſchlag für Carls Geſandten, Poniatowsky, und er bot alles auf, das Geſchäft zu hintertreiben. Aber der Generaladjutant Oßman, arbeitete ihm aus allen Kräften entgegen. Der Krieg war ohnedem des Großveziers Sache nicht, wie er ſelbſt dem Sultan ge⸗ſagt hatte. Er glaubte alſo genug gethan zu haben, wenn er dem Großherrn nur alles wiederſchafte, was im letzten Ruſſenkriege verlohren gegangen war. An⸗fangs beſtand er darauf, daß ſich der Czaar mit

ſei⸗

ſeiner ganzen Armee auf Gnade und Ungnade ergeben ſollte und was wohl auch hätte geſchehen müſſen, wenn das Durchſchlagen, wie es vorher zu ſehen war, unglücklich ablauffen ſollte. Aber er ließ mit ſich handeln, weil im Coran ſteht: du ſollſt eine feindliche Armee, wenn ſie in der Enge iſt, nicht ſo ſehr ins Gedränge bringen, daß ſie zu dem Muth der Verzweiflung ihre Zuflucht nimmt. Ein ſolches Verfahren hat ſchon öfters nachtheilige Folgen hervorgebracht.

Der Großvezier folgte alſo lieber dem Rath des Coran, als den Eingebungen Poniatowskys, und ſchloß Frieden mit dem Czaar. Freylich war es für Petern ein demüthigender Friede, aber immer noch wohlfeil genug erkauft. „Nachdem es Gott gefallen hat, hieß es in dem türkiſchen Manifeſt, daß die ſiegreiche Armee der Gläubigen den Czaar von Moskau und alle ſeine Völker an dem Fluß Pruth eingeſchloſſen und dergeſtalt geſchlagen hat, daß Sr. Czaariſche Majeſtät in die Noth gebracht worden, den Frieden zu ſuchen und darum öffentlich zu bitten, ſo iſt man über folgende Punkte eins geworden: die Feſtung Aſow ſoll den Türken zurückgegeben, einige andere unerbaute Feſtungen müſſen geſchleift, die Koſacken in der Ukraine in Ruhe gelaſſen; die rußiſchen Truppen aus Pohlen zurückgezogen; der König von Schweden auf ſeiner Rückreiſe in ſein Land nicht gehindert; und der Großherr ſoll demüthig gebeten werden, die unordentliche Aufführung des Czaars zu vergeſſen.

So bitter das auch war, ſo mußte es Peter doch unterſchreiben, und that es willig und gern. War das nicht ein Meiſterſtreich von Katharina? Die Rettung der Armee und des ganzen rußiſchen Reichs war einzig und allein ihr Werk. Sobald nun dieſer Friede den 23ſten Julius 1711 in der Ebne Hoesjaſti zu teutſch, wo man den Verſtand verlohren hat, bey dem Dorfe Falczye unterzeichnet war, ließ man die Ruſſen aus der Falle heraus und mit klingendem Spiel abziehen. Die Türken verſahen ſie bey ihrem Mangel

an

an Lebensmitteln mit allem nöthigen und zwey Stunden nach der Unterzeichnung zog der Ueberfluß ſtatt des Hungers ins rußiſche Lager ein.

Unterdeſſen dies alles zwiſchen beyde Armeen vorgieng, war der Kurier, den Poniatowsky an Carln abſchickte und der Nachricht von Einſchließung der rußiſchen Armee brachte, bey uns angelangt. Die Ungeduld ſeinen Feind, den Czaar, gedemüthigt und gefangen zu ſehn, ließ Carln nicht raſten, ſondern trieb ihn bald zu Pferd. Er ritt in einem weg und anſtatt eine halbe Meile umzureiten, um die Brücke über den Pruth zu paßiren, ſtürzte er ſich mit ſeinem Pferde in den Fluß und ſchwamm mit Lebensgefahr hindurch. Eben zogen ſich die Ruſſen zurück und ohne ſich um etwas zu bekümmern, ſprengte er mitten durch ihr Lager hin. So langt er ins türkiſche Lager an, wo ihm Poniatowsky, bey dem er abſtieg, den ſchmählichen Frieden erzählt. In voller Wuth geht er zum Großvezier und überhäuft ihn mit den bitterſten Vorwürfen. Er will ihn bereden, den Frieden wieder aufzuheben und den Ruſſen nachzuſetzen, aber vergebens! Hilf Himmel! rief er aus, wie haſt du einen ſolchen Frieden ſchließen können! — Das iſt meine Sache, antwortete der Großvezier ganz trocken. Aber hatteſt du nicht die ganze ruſſiſche Armee in deiner Gewalt? — ſagte der König. Und der Großvezier mit ernſtem Geſicht: der Coran ſagt, gieb deinem Feinde Frieden, wenn er um Barmherzigkeit bittet. Der König: aber befiehlt er auch, einen ſchlechten Frieden zu ſchließen, wenn du Geſetze vorſchreiben kannſt? — Konnteſt du nicht den Czaar gefangen nach Konſtantinopel führen? — Der Großvezier: Wohl! wer hätte aber in ſeiner Abweſenheit ſein Reich regieren ſollen? — es taugt nichts, wenn ſich die Regenten außer ihrem Lande befinden. Carl lachte bitter, warf ſich auf den Sopha, ſah den Großvezier zornig und verächtlich an, ſtreckte die Beine aus und fuhr mit den Sporen vorſetzlich ihm in den Rock, daß er ſich darin verwickelte und ihn zerriß. Auf der Stelle ſetzte er ſich wieder zu Pferde, ſprengte davon; und fand bey

uns

uns alles überſchwemmt. Wir zogen nach Warnitza.

Der Großvezier Baltadgi Mehemeth hatte wegen des Friedensſchluſſes doch nicht das beſte Gewiſſen, und wurde auch ſpäterhin deswegen abgeſetzt, und ſein Adjutant Osman ſtrangulirt; er fürchtete, daß ihn Carl in Conſtantinopel ziemlich ſchwarz möchte abmahlen laſſen, und ſuchte alſo nichts mehr, als ihn aus der Türkey zu entfernen. Er ließ den Wiener Hof um freye Paſſage für den König erſuchen und wollte ihm 8000 Türken zur ſichern Begleitung geben, wenn er lieber durch Pohlen nach Hauſe gehen wollte. Carl ließ ihm antworten: ohne hunderttauſend Mann nicht von der Stelle. Der Seraskier von Bender erhielt nun Aufträge vom Großvezier, den König zur Abreiſe zu bewegen, aber Carl antwortete ihm: er würde den erſten beſten, der ihm mit Anträgen käme, die ſeiner Ehre und Majeſtät zuwider wären, auf der Stelle aufhängen laſſen.

Unterdeß richteten wir uns eine halbe Meile von Warnitza ein, als ob wir Zeitlebens hier bleiben wollten. Der König ſelbſt baute ſich ein geräumiges, maſſives Haus, und ob er wohl kein Freund von Staat und Pracht war, ſo ließ er es den Türken zum Hohn und zum Trotz auf das herrlichſte ausmöbliren. Es war, als obs ihm ahndete, daß er dies Haus noch einmal nothwendig brauchen würde. Auch ließ er eine beſondre Kanzley und ein anſehnliches Haus für ſeinen Liebling, Baron von Grotthuſen, bauen. Der Großvezier ſah wohl ein, daß er dieſer beſchwerlichen Gäſte, nach allem Anſchein, ſobald noch nicht los werden würde. Er ſuchte dem Könige alſo ſeinen Aufenthalt ſo viel als möglich zu verleiden und zu erſchweren. Der neue Seraskier von Bender mußte ihn mit der höchſten Unzufriedenheit des Großherrn bedrohen, wenn er ſich nicht bald zur Abreiſe entſchlöſſe. Der Seraskier war ein ſanfter und gutmüthiger Mann und ſuchte dem Könige die Pille ſo viel als möglich zu verſilbern. Aber Carl lachte nur dazu und gab zur Antwort:

ja!

ja! ja! ich will ſchon abreiſen, nur muß mir der Kayſer Achmet zuvor zweyerley verſprechen. Und das iſt? fragte der Seraskier fröhlich. — Einmal muß er den Großvezier beſtrafen, und dann muß er mir hundert tauſend Mann mit nach Pohlen geben. — Es wird ihm freylich unbegreiflich ſcheinen, wie ein türkiſcher Kayſer ſo viel Federleſens mit einem ungebetnen läſtigem Gaſt machen konnte; aber es iſt alles die pure helle Wahrheit. Das iſt türkiſche Manier.

Ich will dich ſchon kriegen! mochte der Großvezier denken. Er ließ alſo alle Briefe Carls, die er nach Conſtantinopel ſchickte, auffangen, damit er dort theils nicht Geld aufnehmen und ihn auch nicht bey Hofe verſchwärzen könnte. Das war eins. Aber noch ſchlimmer wars, daß er Carls ausgeſetzte Tafelgelder, täglich einen Beutel, das ſind 500 Gulden, und die Lieferungen an Proviant und Victualien, größtentheils zurückbehielt. Auch das irrte den König nicht. Haushofmeiſter: ſagte er; bisher iſt nur an 2 Tafeln geſpeiſet worden, aber von Morgen an werden ihrer viere beſetzt. Und ſo geſchah es auch. Um das durchzuſetzen wurde Geld über Geld zu unerhörten Prozenten von Juden, Chriſten, Türken, Offiziers, und ſogar von den Janitſcharen geborgt, welche durch Carls Freygebigkeit ſich ſämtlich ihre Beutel geſpickt hatten.

Auch den Großvezier ſtürzte Carl endlich glücklich. Sein Geſandter Poniatowsky ſetzte einen Bericht von der Lage der rußiſchen Armee am Pruth auf und ſpielte ihn dem Sultan in die Hände; woraus ſich denn zeigte, daß der Friede ganz ehrenvoller für die Türken hätte ausfallen können. Beym Generaladjutanten Oßman fand man den Ring Katharinens und 20,000 Goldſtücke, theils mit ſächſiſchem, theils mit rußiſchem Stempel. Beyde erhielten nun ihren verdienten Lohn. Daß wir aber mit ſammt dem Könige um nichts gebeſſert waren, ſoll er künftig hören, denn eben werde ich abgelöſt.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

29ſte Woche.

Schickſale Carls XII.

„Aber wie lange wird er denn hier noch ſitzen müſſen?“ fragte mich der Schnurrbart, als er wieder auf den Poſten kam. Das weiß der liebe Himmel! gab ich zur Antwort. Bevor er nicht Carln XII. zu Hauſe bringt, wird wohl an keine Erlöſung zu gedenken ſeyn. Ja! ja! ſagte der Grenadier, hier iſt alles umgekehrt. Carl konnte weg und wollte nicht; er wollte wohl gern, wenn er nur könnte, nicht wahr? Ich nickte mit dem Kopf. Laß ers nur gut ſeyn, fuhr der Kriegsknecht fort. Mußte der König von Schweden Geduld lernen, ſo kann ers wohl auch. Nehm er ſich ein Beyſpiel daran.

Dem Großvezier Baltadpi Mehemet war alſo glücklich heimgeholfen und es kam ein anderer, Namens Juſsuph oder Joſeph an ſeiner Stelle. Der zahlte wieder richtig aus und ließ uns liefern, was wir nur brauchten. Wir träumten nun ſchon von goldnen Bergen, denn ein neuer Krieg mit den Rußen war auf dem Punct auszubrechen. Aber die Sache ward wieder vermittelt und von dem türkiſchen Kaiſer Achmed langte folgendes Schreiben an König Carln an.

„Dem Mächtigſten unter den Monarchen, die Jeſum anbeten, dem Rächer des Unrechts und

der Beleidigungen, dem Beſchützer der Gerechtigkeit in den Königreichen und Republicken des Südens und Nordens, dem Glänzenden in Majeſtät, dem Freunde der Ehre und des Ruhms und Unſrer erhabenen Pforte, Carln Könige von Schweden, deſſen Unternehmungen der Allmächtige mit Segen kröne."

„Sobald der durchlauchtigſte Achmet die Ehre haben wird, Euch dieſes mit unſerm Kaiſerlichen Siegel verſehenes Schreiben zu übergeben, ſo könnet ihr von der Wahrheit und Aufrichtigkeit Unſrer darinn enthaltenen Abſichten verſichert ſeyn. Obgleich Wir nehmlich Willens geweſen, Unſre ſtets ſiegreiche Armee zum andernmal wider den Czaar zu ſenden, ſo hat jedoch dieſer Fürſt, um Unſre gerechte Ahndung, wegen der von ihm verſchobnen Vollziehung des an den Ufern des Pruth geſchloßnen und von Unſrer hohen Pforte beſtätigten Tracktats, zu vermeiden, die Stadt und Feſtung Aſow wieder Unſerm Reiche übergeben und ſich durch Vermittlung der Geſandten von England und Holland, Unſrer alten Alliirten, bemüht, einen dauerhaften Frieden mit uns zu ſchließen; Wir auch ſein Geſuch gewähret, und ſeinen Bevollmächtigten, die ſich bey Uns als Geißeln befinden, Unſre Kaiſerliche Ratifikation übergeben haben, nachdem wir die ſeinige von ihm erhalten. Wir haben dem rühmlichen und tapfern Delvet Gherai, Chan der budgiatſchen, krimſchen, nogaiſchen und cirkaßiſchen Tartern, und Unſerm weiſen Rathe und Seraskier von Bender, Jsmael (die Gott erhalte und ihre Pracht und Weisheit vermehret) Unſre unverletzlichen und heilſamen Befehle gegeben, daß Ihr zufolge Eurer erſten Abſicht, die ihr auch wiederholt zu erkennen gegeben habt, durch Pohlen zurükkehrt.

kehrt. Ihr müſſet daher gegen den bevorſtehenden Winter, unter Leitung der Vorſehung und mit einer anſtändigen Begleitung, Euch zur Abreiſe fertig machen, um durch Pohlen, und zwar auf eine friedliche und freundſchaftliche Weiſe, in Eure Staaten zurückzukehren. Alles, was zu Eurer Reiſe an Gelde, Mannſchaft, Pferden und Wagen erforderlich iſt, ſoll Euch von der hohen Pforte gegeben werden. Wir rathen Euch aber und erwarten, daß Ihr den Schweden und andern Leuten, die ſich in Eurem Gefolge befinden, ausdrücklichen und beſtimmten Befehl geben werdet, daß ſie keine Unordnungen begehen oder ſonſt etwas thun, wodurch dieſer Friede und dieſe Allianz unmittelbar oder mittelbar gebrochen werden könnte. Hierdurch werdet Ihr unſere Gewogenheit erhalten, von welcher wir Euch ſo ſtarke und häufige Beweiſe geben werden, als wir dazu Gelegenheit erhalten. Die Truppen, die zu Eurer Begleitung beſtimmt ſind, ſollen Befehle erhalten, die Unſern Kaiſerlichen Abſichten in dieſem Stücke gemäß ſind.

Gegeben an Unſrer hohen Pforte zu Conſtantinopel, den 14ten des Monats Rebgul, Eures (Rabi el Aker oder April) 1124 — 1712."

Da ſaßen wir nun! eine förmliche Landesverweiſung! ſchöner hätte man die Pille auch nicht vergolden können. Aber der König kehrte ſich nicht daran. Er antwortete dem Sultan, daß er zeitlebens für alle erzeigte Gefälligkeiten dankbar ſeyn würde, ſich aber auch ſchmeichle, Seine Hoheit werde ihn nicht mit einem fliegenden Corps durch ein Land ſchicken, was noch ganz von Feinden wimmle. Der Czaar nehmlich eilte eben nicht, ſeine Truppen aus Pohlen zu ziehen. Carl machte alſo noch keine Anſtalten zur Abreiſe, obgleich der vom Großherrn beſtimmte Win-

ter allmählich herbeyrückte. Es gieng die Rede, als wollten die Rußen und Pohlen den König unterwegs dennoch auffangen, weswegen ſich die rußiſchen und pohlniſchen Geſandten bey dem Großherrn verbürgen muſten, daß das keineswegs geſchehen ſollte. Der Seraskier von Bender drang immer ſtärker in den König, daß er ſich doch endlich auf den Weg machen möchte, wenn ſein Auffenthalt nicht zuletzt ein ſchlimmes Ende nehmen ſollte. Ich will nur zuvor erſt meine Schulden bezahlen, antwortete Carl. Und wieviel brauchen Ew. Majeſtät dazu? fragte der Seraskier. Tauſend Beutel, das macht eine halbe Million Gulden, ſagte der König. Der Seraskier ſchreibt deswegen an den Großſultan und denk er um Gottes willen! ſtatt tauſend Beutel ſchickt ihm der Großherr 1200, doch mit der Bedingung, ſie dem Könige nicht eher auszuzahlen, als bis er ſich wirklich auf den Weg machen und wieder in ſein Land ziehen würde. Du himmliſche Geduld! pflegt man ſonſt zu ſagen, wenn man eine unzuermüdende Langmuth beſchreiben will. Ich aber ſage ſeitdem immer, o du türkiſche Geduld! Der Seraskier von Bender ließ ſich durch den Baron Grothuſen beſchwatzen, die 1200 Beutel noch vor der Abreiſe des Königs auszuzahlen und da waren ſie in kurzem wieder verthan. Nun konnten wir wieder nicht abreiſen und Carl forderte noch einmal tauſend Beutel oder eine halbe Million Gulden. Aber nun riß auch ſelbſt die — türkiſche Geduld. Der Sultan ließ den Divan verſammeln und es ward beſchloſſen, wenn Carl nun nicht in der Güte abreiſen wollte, ſo ſollte man Ihn mit Gewalt dazu zwingen.

Es wird mir den Kopf koſten, ſagte der Seraskier zum Könige, daß ich Ew. Majeſtät das Geld wider

aus-

ausdrücklichen Befehl vor der Abreiſe gegeben habe, und trat ans Fenſter und weinte. Laß es gut ſeyn, tröſtete ihn Carl, ich werde dich bey deinem Herrn entſchuldigen. Ach! ſeufzte jener mein Herr entſchuldigt keine Fehltritte; er beſtraft ſie nur.

„Ich habe den König von Schweden, ſagte der Sultan im Divan, nur durch ſeine Niederlage bey Pultawa und durch die Bitte kennen gelernt, daß ich ihm eine Zuflucht in meinem Reich gewähren möchte. Ich denke ihn gar nicht brauchen und ihn weder fürchten noch lieben zu dürfen. Doch habe ich ihn, um der Gaſtfreundſchaft und meiner Großmuth willen, die ſich über Kleine und Große, über Einheimiſche und Fremdlinge erſtreckt, aufgenommen und ihn, ſeine Miniſter, Offiziere, Soldaten vier Jahre lang mit Wohlthaten überhäuft. Ich habe ihm eine anſtändige Begleitung bewilligt, die ihn unverletzt in ſeine Staaten zurückbringen ſoll. Statt tauſend Beutel, die er zum Abſchiede verlangte, hab ich ihm 1200 ausgeſetzt. Nachdem er ſie dem Seraskier von Bender abgeſchwatzt hat, verlangt er wieder tauſend Beutel und will ſchlechterdings nicht abreiſen, unter dem Vorwande, daß die Begleitung zu ſchwach ſey, da ſie doch viel zu ſtark iſt, um durch ein freundſchaftliches Land zu gehen. Ich frage demnach an, ob das wohl die Rechte der Gaſtfreundſchaft beleidigen heißt, wenn ich dieſen Fürſten zurückſchicke und ob die fremden Mächte mich wohl der Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit beſchuldigen können, im Fall ich Ihn mit Gewalt zur Abreiſe zwingen müſte?“

Der Divan ſtimmte einmüthig dahin, daß der König mit Fug und Recht zur Abreiſe gezwungen werden könnte. Darauf kam der Seraskier von Bender nach Varnitza zum Könige und zeigte ihm höflichſt

flichſt und unterthänigſt den Beſchluß des Divan an, mit Bitte, ſich in Güte zur Abreiſe zu entſchließen, wi-drigenfalls er ihm wider Willen dazu zwingen müſte. „Gehorche deinem Herrn, wenn du das Herz haſt! aber hebe dich ſogleich aus meinen Augen," antwortete ihm der König. Von Stund an wurden keine Lebensmittel mehr ge-liefert und die türkiſche Ehrenwache wurde weggenom-men. Den 4000 Pohlen und 3000 Koſacken, die ſich nach und nach zum Könige gefunden hatten, ließ der Seraskier andeuten; ſie ſollten das königliche La-ger ſogleich verlaſſen und ſich nach Bender in türkiſchen Schutz begeben, wenn ſie nicht Hungers ſterben woll-ten. Sie verließen uns und zogen ſich zurück. 13000 Schweden hielten aber treulich bey dem Könige aus, gegen welche 14,000 Türken aufmarſchierten.

Da die Pferde kein Futter mehr hatten, ſo befahl der König, daß man mit Flintenſchüſſen zwanzig der ſchönſten Pferde, die ihm der Sultan geſchenkt hatte, todt ſchießen ſollte, und ſagte: „ich mag weder Pferde, noch Furage mehr von ihnen haben." Das geſchah auch und die Tartern ver-ſchmauſten ſie mit großem Appetit. Nun verſchanz-ten wir uns und befeſtigten das ſteinerne Haus, wo-rinn der König wohnte. Er half ſelbſt, und ſein Kanzler, Schatzmeiſter, ſeine Secretaire und Bedien-ten, alle legten Hand ans Werk. Einige verram-melten die Fenſter, andere die Thüren. Nachdem das geſchehen war, ſo ſetzte ſich der König ruhig hin und ſpielte mit dem Baron Grothuſen — Schach. Uns übrigen war aber nicht wohl zu Muthe, denn 14 Kanonen und 2 Mörſer ſtanden uns gegenüber. Der Baron von Fabrice fiel dem Könige zu Füſ-ſen und beſchwor ihn ſein Leben nicht unnützerweiſe auf-

zu

zuopfern. Sein Cabinets Prediger nahm die Schrift zu Hülfe und flehte, ſeine geheiligte Perſon in Sicherheit zu ſetzen. Der König antwortete: „eure Sache iſts, für mich zu beten, aber nicht, mir zu rathen.“ Die Generale Härd und Dalдorf zeigten ihm die Wunden, die ſie an ſeiner Seite erhalten hätten und jammerten. „Nun es iſt gut, antwortete der König, daß wir zuſammen tapfer gefochten haben, laßt es uns jetzt auch thun.“ So blieb er unerbittlich und machte ſich zum Kampf bereit.

Die Türken marſchirten auf und jeder von uns eilte auf den ihm angewieſenen Poſten. Der Kanzler Müller und Secretair Ehrenpreiß mit einigen Leuten ſollten die Kanzley vertheidigen. Stallknechte und Köche kamen auf einen andern Poſten. Demirbaſh! eiſerner Kopf! ergieb dich! ſchrien die Türken uns zu. Da ſie, nach ihrer ſonſtigen Gewohnheit, nur weiter nicht ſchimpften, ſo gieng der Baron Grothuſen einzig und allein ihnen entgegen.“ Wie, meine Freunde, redete er die Janiſcharen an, wollet ihr eine Hand voll wehrloſer Schweden ermorden? Brave Janitſcharen! habt ihr die Wohlthaten vergeſſen, die ihr von uns empfangen habt? wollt ihr den König von Schweden, den ihr ſo ſehr liebt, und der euch ſo viel Gutes gethan hat, ums Leben bringen? Meine Freunde! er verlangt nur drey Tage Aufſchub und die Befehle des Großherrn ſind nicht ſo ſtrenge, als man euch weiß macht.“

Nichts! nichts! kein Aufſchub! rief der Seraskier und der Tarterchan. Lauft Sturm! commandirten ſie. Aber die Janitſcharen gehorchten nicht und drohten über ihre Offiziere herzufallen, wenn man dem Könige nicht 3 Tage Aufſchub bewilligen würde.

Der

Der Baßa verſammelte die Janitſcharenoffiziers und älteſte Soldaten und las ihnen den ausdrücklichen Befehl des Sultans vor, den König, wenn er nicht gütlich wollte, mit Gewalt zu vertreiben. Sechszig alte Grauköpfe, die viele Geſchenke vom Könige erhalten, ſchlugen ſich ins Mittel und erſuchten den Baßa ihnen zu erlauben zum Könige zu gehen, damit ſie ihn bäten, ſich ihnen anzuvertrauen; ſie wollten ihm zur Wache dienen.

Der Baßa erlaubte es mit Freuden und that gern alles, um Gewalt zu verhüten. Die ſechzig Grauköpfe kamen alſo den andern Tag zu uns nach Varnitza und hatten nur weiße Stäbe, zum Zeichen ihrer friedlichen Geſinnungen in der Hand. Sie wandten ſich an den Baron Grothuſen und Kanzler Müller und ſagten, daß ſie als Schutzwache des Königs kämen. Sie wollten ihn ſicher nach Adrianopel bringen, wo er mit dem Großherrn ſelbſt ſprechen könnte. Während ſie mit dem Baron Grothuſen redeten, las der König Briefe, die er von ſeinem Geſandten, Graf Poniatowsky, zu Conſtantinopel erhalten hatte. Er fand darinn die Beſtätigung, daß die Befehle des Sultans in Anſehung Carls äußerſt ſtrenge wären und daß ſich der König denſelben nicht unnützerweiſe widerſetzen möchte.

Aber weder dieſe Briefe, noch die flehentlichen Bitten der Janitſcharen konnten den König zur Abreiſe bewegen. Er wollte lieber umkommen, als nachgeben. Die Janitſcharen, welche er gar nicht erſt ſehen mochte, ſchickte er mit der Bedeutung zurück: ſie möchten ſich packen, wenn er ihnen nicht die Bärte abſchneiden ſollte, welches der größte Schimpf iſt, der einem Türken begegnen kann. Die alten Graubärte giengen im Zorn davon und riefen: ah! der eiſer-

ſerne Kopf! wenn er dann umkommen will, ſo mag er! — Sie eilten in ihr Lager zurück und erzählten, wie ſchimpflich Carl ihnen die Wege gewieſen hätte, worauf alle ſchworen, die Beleidigung fürchterlich zu rächen.

Nach einer dreywöchentlichen Blockade begannen ſie den Sturm. Es war gerade Gottesdienſt, und auf den erſten Schuß eilte jeder auf ſeinen Poſten. Das Häuflein in dem verſchanzten ſchwediſchen Lager mußte gar bald das Gewehr ſtrecken und ſich gefangen geben. Der König eilte mit den Generalen Hord, Daldorf und Sparre ſeinem Hauſe zu und rief mit lächelndem Munde: „jetzt wollen wir pro aris et ſocis, für Altar und Heerd, fechten.“ Die Generals erſtaunten über dieſe Gleichgültigkeit und—folgten ihm.

Ich war mit im Gefolge. Als wir an die Thür kamen, fanden wir ſie von Türken belagert und hieben uns durch. Erſt vor ſeiner Stubenthüre ſtieg der König vom Pferde. Ein gewiſſer Soldat, Namens Roos, umfaßte ihn und bat ihn dringend, hineinzugehen. „Nein! ſagte der König, ich will hier bleiben und ſehen, was die Türken zu unternehmen Luſt haben.“ Dieſe ſchoſſen indeſſen tapfer fort, und Roos konnte den König nicht bewegen, in das Zimmer zu treten. Er wollte durchaus durchs Fenſter auf den Hof, wo mehrere hundert Türken ein entſetzliches Feuer gegen das Haus machten; andere waren ſchon durch die Fenſter gebrochen und ſchlugen ſich mit den Schweden im Saale und in den Zimmern herum. Als der König dies bemerkte, konnte ihn nichts zurückhalten. Roos hielt ihn noch, da er ſich losriß, an dem Degengürtel. Der König machte die Schnalle auf und that einige Sprünge; aber Roos holte ihn ein, umfaßte ihn und ſagte zornig: „jetzt ſollen mir Ew. Majeſtät nicht wegkommen.“ Zwey Schweden und ich

ka-

kamen herbey, dem Roos zu helfen. Wir zogen den König in die Thür, welche andre ſogleich verrammelten. Der König ſtürzte nun in den Saal, in welchem man handgemein war. Die Janitſcharen fielen wie Fliegen. Der Baſſa hatte jedem 8 Ducaten verſprochen, der auch nur den Rock des Königs berühren würde, um ihn lebendig zu fangen. Aber alles, was ihm nahe kam, hieb er nieder. Ein Janitſchar, welchen er verwundet hatte, legte ihm die Flinte ans Geſicht; aber durch das Gewimmel hatte er keinen feſten Schuß; die Kugel ſtreifte die Naſe und nahm ihm nur ein Ohrläppchen weg. Dem General Hord zerſchmetterte ſie den Arm. Der König rennte dem Janitſchar dafür den Degen durch den Leib.

Es gelang uns die Türken hier herauszujagen. Verſchiedene blieben auf der Stelle; andere flüchteten durch Fenſter und Thüren. Der König ſtellte hierauf fünf bis ſechs Mann vor jedes Fenſter und auf dieſe Art hielt er mit einer Handvoll Menſchen eine Armee von Türken und Tartern acht Stunden lang auf. Er gieng von einem Zimmer ins andre und munterte uns zur tapfern Gegenwehr auf. Pulver und Bley trug er uns eigenhändig im Hute zu. Die Todten viſitirte er, nahm ihnen die Munition ab und theilte ſie an die Lebendigen aus.

Während dem wir hier waren, ſchwärmten die Türken durch die übrigen Zimmer und plünderten. „Wir müſſen die Burſche ganz aus dem Hauſe jagen," rief der König, öffnete den Saal ſelbſt und ſtürzte heraus. Die Türken erſchracken über ſeine Erſcheinung, warfen die Beute weg und rennten davon. Theils ſprangen ſie zu den Fenſtern heraus, theils verkrochen ſie ſich in die Keller. Der König benutzte ihren Schreck, verfolgt ſie von Zimmer zu Zimmer,

mer, tödtet und verwundet und in einer Viertelſtunde war das ganze Haus rein. Zwey Janitſcharen verkrochen ſich unter ſein Bett. Den einen hieb der König nieder und dem andern ſchenkte er das Leben auf ſeine Bitte mit den Worten: „unter der Bedingung, daß du dem Baſſa alles ſagſt, was du geſehen haſt, mag es dir geſchenkt ſeyn.“ Und ſo war der Türk mit einem Satz zum Fenſter hinaus, wozu wir ihm die Hülfe gaben.

Darauf gieng der König in ein Vorzimmer und verſchloß die Thüre hinter ſich. An dieſes Vorzimmer ſtieß das Zimmer des Hofmarchalls von Duben, welches, weil es an Mannſchaft fehlte, unbeſetzt geblieben war. Da Roos den König vermißte, ſo ſuchte er ihn auf. Kaum hatte er die Thür des Herrn von Duben geöffnet, ſo fand er hier den König mit drey Türken im Gefecht. Er ſchoß ſogleich einen, der eben den Rücken nach der Thür hatte, nieder. Der König bemerkte dieſe Unterſtützung erſt, da der Schuß fiel und konnte kaum vor Rauch ſeinen treuen Diener erkennen. Er ſah ihn an, ohne ein Wort zu ſagen, und ſpaltete gleich darauf dem nächſten Türken den Kopf. Der dritte wurde mit der zweyten Piſtole erſchoſſen. „Seyd ihr es, ſagte jetzt der König zu Roos, der mir beyſteht? Ich ſehe, ihr habt an mich gedacht.“ Indem er dies ſagte, wiſchte er das Blut ab, das aus den Wunden lief, welche er von den Türken erhalten hatte. Wo ſind denn meine übrigen Leute? haben ſie mich verlaſſen? fragte der König. Größtentheils gefangen und todt, antwortete Roos. „So laßt uns den Saal allein beſetzen,“ ſagte Carl.

Die Türken verſuchten immer von neuem in die Fenſter zu ſteigen, aber wir wieſen ſie mit blutigen Köpfen zurück. Da kamen ſie auf den Einfall, ſich be-

weg-

wegliche Bruſtwehren von Miſthauffen zu machen, welche ſie auf einem Geſtelle vor ſich hin ſchoben. Auf dieſem Geſtelle hatten ſie große Thüren ſo angebracht, daß ſie hinter denſelben bedeckt ſtehen und feuern konnten. Auf die Manier kamen ſie uns ziemlich nah, ohne viel zu verlieren, aber unſer Feuer zwang ſie drum, das Ding bleiben zu laſſen. Die Kanonen ſpielten indeſſen auch friſch fort, ſchadeten uns aber auch nicht viel, weil das Gebäude maſſiv war.

Der Baſſa und der Tartarchan hätten den König gern lebendig gehabt und ſchämten ſich, gegen ſechzig Mann, denn ſtärker waren wir nicht, eine ganze Armee aufzuopfern. Sie beſchloſſen alſo das Haus in Brand zu ſtecken. Gegen Abend fiengen ſie an mit Pechkränzen und glühenden Kugeln zu werfen; auch ſchoſſen ſie mit Pfeilen, welche mit brennenden Lunten umwikkelt waren. Doch das alles ſchadete uns nicht viel. Endlich hatten ſie an der unbeſetzten Seite, wo das Zimmer des Herrn von Duben war, einen Hauffen Heu getragen, daſſelbe angezündet und damit das Haus in Feuer geſetzt. Der König nahm ſogleich einige Leute, mit welchen er verſuchte das Feuer zu löſchen. Er ſelbſt warf ein Gefäß, was er voll Waſſer glaubte, ins Feuer; aber ſieh da! es war Brandtwein, und die Flamme loderte nun um deſto heller. Als man die Thür des Vorzimmers öffnete, um die Treppe hinaufzugehen, befanden wir uns mitten in den Flammen und verbrannten uns Geſicht und Kleider. Wir kamen gleichwohl bis über den Saal. Der König befahl, das Dach abzuwerfen; da wir aber dazu keine Inſtrumente hatten, ſo gieng es damit nicht von der Stelle. Wir mußten ganz davon ablaſſen, weil die Türken mit ihren Kanonen und kleinem Gewehr uns von der Arbeit vertrieben. Das Feuer griff mit Gewalt um ſich.

Wir

ſprangen mit dem Könige mitten durch die Flammen, und um uns das Geſicht nicht zu verbrennen, mußten wir es mit den Kleidern bedecken. Auch der Saal, der Hauptvertheidigungsort, ſtand ſchon im Feuer. „Marſch! nach meiner Schlafkammer! kommandirte der König, da können wir uns ſchon noch eine Weile halten.“ Kaum hatte er dies ausgeſprochen, ſo ſprangen vier Türken auf ihn zu. Indem er mit der einen Hand den Degen führte, riß er Loosen mit der andern den Karabiner weg und ſchoß den erſten Türken auf der Stelle todt. Wir baten den König um Gottes willen, ſich nicht Preiß zu geben und Roos ſprang zwiſchen den König und das Fenſter, auf welches die Türken zukamen. In eben dem Augenblick ſchoſſen ſie ihre Piſtolen ab. Eine Kugel traf Loosen an den Kopf, daß er dem Könige in die Arme fiel. Doch erholte er ſich bald wieder und rafte ſich auf, indem wir den übrigen drey Türken das Lebenslicht ausblieſen. Die Türken wagten mitten im Feuer noch einen Sturm, und wir ſchlugen ihn ab.

„Wir müſſen uns endlich doch ergeben!“ rief ein gewiſſer Walberg. „Iſt das nicht ein curioſer Kerl, ſagte der König ganz ruhig, der ſich einbildet, es ſey beſſer, ſich gefangen zu geben, als zu verbrennen?“ Courage! rief Carl weiter, wir wollen uns vertheidigen, ſo lange wir können; mags dann übrigens werden, wie Gott will.

Ihr Majeſtät, ſchrie Roos; die Kanzley hat ein ſteinern Dach und iſt nur funfzig Schritt von hier. Wir müſſen von hier einen Ausfall thun und dort Poſto faſſen. — „Ey! das iſt doch ein ächter Schwede!“ rief der König, umarmte ihn, wie einen

nen Bruder und ernannte ihn auf der Stelle zum Oberſten. Dann wendete er ſich zu uns und ſagte: „Friſch, meine Freunde! nehmt Pulver und Bley, ſo viel ihr ſchleppen könnt; und den Degen in der Rechten, bahnt euch mit mir einen Weg in die Kanzley.“ Wir bepackten uns mit Pulver und Bley und mit dem Degen in der Hand ſtürzten wir aus dem lichterloh brennenden Hauſe hervor.

Hatten ſich die Türken bisher gewundert, daß wir aus den Flammen nicht herauszubringen waren, ſo wunderten ſie ſich nun noch weit mehr, als wir in voller Schlachtordnung daraus hervortraten. Den König an der Spitze riſſen wir die Thüren auf und fielen wie Verzweifelte über ſie her. Carl und ſeine Generale hatten Degen und Piſtolen in der Hand. So wie die Thür geöffnet wurde, that jeder mit einemmal zwey Schüſſe. In demſelben Augenblick warfen wir die Piſtolen ab und giengen mit dem Degen auf die Türken los. Sie wichen über funfzig Schritt zurück. Aber du lieber Himmel! es konnte alles nichts helfen. Das kleine Häuflein ward bald umzingelt. Der König, der gewöhnlich in Stiefeln war, verwikkelte ſich in ſeine Sporen und fiel. Zwanzig Janitſcharen fielen ſogleich über ihn her. Um nicht den Schmerz zu erleben ſeinen Degen abzugeben, warf er ihn von ſich. Die Türken trugen ihn ins Zelt des Baſſa; ein Theil hatte ihn an den Füßen, der andre an den Armen gefaßt. Sobald der König einmal gefangen war, ſchien ihn, wie den Simſon, auch alle Stärke zu verlaſſen und er ließ ſich fortſchleppen, wie ein geduldiges Kind. Es war 1713 den 12ten Februar, Abends um 8 Uhr.

Der

Der Baſſa von Bender, wie man mir hernach erzählt hat; denn von jetzt an bin ich nicht mehr dabey geweſen, empfieng den König ſehr ehrfurchtsvoll in ſeinem Zelt und bat Ihn demüthigſt, auf dem Sopha Platz zu nehmen. Der König antwortete auf alle Höflichkeiten nichts und blieb im Zelte ſtehen. „Der Allmächtige ſey gelobt, hub der Baſſa an, daß Deine Majeſtät noch am Leben iſt. Es thut mir in der Seele leid, daß Deine Majeſtät mich gezwungen hat, die Befehle des Großherrn zu vollziehen.“ Und mich thuts nur leid, erwiederte der König, daß meine dreyhundert Schweden ſich in ihrer Verſchanzung ergeben haben. Hätten ſie ſich nur ihrer Pflicht gemäß, beſſer vertheidigt; unter zehn Tagen hättet ihr uns gewiß nicht überwältigt. — Wie Schade iſts um die unzeitige Tapferkeit! ſagte der Baſſa. Der König wurde auf einem prächtig geſchirrtem Pferde nach Bender gebracht, wo ich ihn unterwegs zum letztenmal geſehen habe. Es war ein gewaltiger Abſtich zwiſchen ihn und uns. Offiziers und Soldaten, wurden wir, zwey und zwey an einander gekettet, als Gefangne davon geſchleppt. Selbſt der Kanzler und die Generale hatten kein beſſeres Schickſal. In weſſen Hände wir gefallen waren, deſſen Sclaven waren wir. Da aber bald Rath geſchafft wurde, daß wir wieder losgekauft wurden, ſo habe ich mich wieder in mein Vaterland gefunden.

Carl wurde nach Bender gebracht und nicht wie ein Gefangner, ſondern wie ein König behandelt. Man bereitete ihm ein köſtliches Bett. Da das aber ſeine Sache nie war, ſo legte er ſich in Stiefeln und Sporen auf den Sopha und ſchlief tief und feſt. Ein türkiſcher Offizier, der bey ihm wachte, deckte ihm den Kopf mit einer Mütze zu, die der König, da er

aus

aus ſeinem erſten Schlaf erwachte, von ſich warf. Der Türk konnte nicht begreiffen, wie ein gekröntes Haupt mit bloßem Kopf und in Stiefeln ſchlafen könnte. Den andern Morgen führte der Baſſa den Baron Fabrice, der in der Schanze gefangen genommen war, zum Könige. Er fand ſeinen Herrn in zerrißnen Kleidern und ganz mit Blut und Staub bedeckt, und die Augenbraunen verbrannt. Er knieete gerührt vor ihn nieder, ohne ein Wort aufbringen zu können. Da er ſah, daß der König dennoch bey guter Laune war, ſagte er: „Euer Majeſtät ſollen zwanzig Janitſcharen mit eigner Hand erlegt haben. Die Hälfte ſetzt man immer zu, antwortete Carl.“

Von Bender ward der König nach Adrianopel geführt. Er hatte ſeinen Schatzmeiſter Grothuſen und Kanzler Müller bey ſich, welche ſchon ausgelöſt waren. Mehrere Offiziers folgten ihm zu Pferde, und wenn ſie ihren Herrn anſahen, traten ihnen die Thränen in die Augen. Die braven Schweden! — Man ſtellte dem Baſſa vor, daß es doch anſtändiger wäre, wenn man dem Könige den Degen zurückgäbe. „Bewahre mich Gott, antwortete er, er könnte uns wohl die Bärte damit abſchneiden.“ — Doch ſtellte er Ihm nach einigen Stunden denſelben wieder zu.

Mich führte das Schickſal nach Pohlen und von dannen hieher auf meinen Poſten, den ich aber jetzt eben wieder verlaſſen muß. Leb er indeſſen geſund, und laß er ſich die Zeit nicht lange währen.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

30ſte Woche.

Mancherley.

Was ich ihm jetzt noch erzählen werde, hub der Grenadier auf ſeinem Poſten wieder an —

„Er ſoll ſogleich mit mir zum Kommendanten kommen," ſagte der Gefangenwärter, der eben die Thür aufſchloß. „Mach er ſich nur gefaßt, er wird, denk ich, ein ſcharfes Verhör auszuhalten haben, und Gott ſey ihm gnädig, wo er nicht die reine Wahrheit redet." Ich folgte ihm und trat ein.

„O Gott! er iſts! mein Sohn! mein Sohn!" Es war mein Vater, der mich in ſeine Arme ſchloß. Mir vergieng Hören und Sehen. Um Gottes willen! die Frau! das arme Weib! ſchrie der Kommendant. Meine Mutter lag ohnmächtig in der Stube. Sie hatte mir auch in die Arme eilen wollen, aber die Kniee brachen ihr und ſie war eingeſunken. Ich und der Vater wurden nichts davon gewahr, und das Jammern Kyaus brachte uns erſt aus dem Taumel zurück. Man brachte Waſſer und ermunterte ſie. Sie ſchlug die Augen auf und ſeufzte: „mein Sohn! mein lieber, einziger Sohn! nun will ich gerne ſterben!" —

„An dem Unglück bin ich Schuld, ſtammelte Kyau, und wiſchte ſich die Augen. Ich dachte mir eine recht große Freude zu machen, und nun wird ſie mir ſo verſalzen."

Sie wird ſich erholen, gnädigſter Herr! ſagte mein Vater.

Gott gebe es! antwortete der Kommendant. Ich laß euch allein, fuhr er fort, denn hier iſt der vierte Mann das fünfte Rad am Wagen. Und ſo gieng er zur Thür hinaus.

Wir ſahen uns an und ſprachen kein Wort, als: „mein Vater! meine Mutter! mein Sohn!“ — Und wie viel hätten wir nicht zu reden und zu ſagen gehabt! Aber erſt mußten wir uns an einander ſatt ſehen, bevor wir uns ausplaudern konnten. Meine Mutter wurde faſt ſo ſchnell wieder friſch, als ſie ſchwach geworden war. Liebes Kind! ſagte ſie, indem ich ihr Tropfen reichen wollte, die der Kommendant geſchickt hatte, dein Anblick iſt mehr als alle Herzſtärkung.

Wie iſt es dir ergangen? hub endlich mein Vater nach einer guten Stunde an. O mein Gott! wie haſt du dich verlohren? fiel nun auch die Mutter ein.

Indem ich den Inhalt vom erſten Stück des Schattenſpiels wiederholen wollte, ſah ich meine Mutter an, der noch ab und zu die Glieder zitterten, und das Wort erſtarb mir auf der Zunge. Es ahndete mir, daß die Beſchreibung meiner Entführung und meiner Lehrzeit einen Rückfall verurſachen möchte, und die Erinnerung daran wurde beym erſten Anblick meiner Eltern für mich ſelbſt ſo erſchütternd, daß ich nicht Muth hatte, davon anzufangen. Ich verbat alſo, um beyderſeitiger Verſchonung willen, die Erzählung für ein ander mal und nahm mir vor, nach und nach beſonders gegen meine Mutter, damit herauszurücken.

Wie viel Thränen, wie viel ſchlafloſe Nächte haſt du mir gekoſtet! ſeufzte meine Mutter. Alle Graben,

alle

alle Teiche habe ich ausfiſchen laſſen. Ich konnte mich nicht drin finden, daß du nicht mehr am Leben ſeyn ſollteſt. Bey allen Zigeunern und alten Weibern hab ich ohne Vorwiſſen deines Vaters die Karte legen und wahrſagen laſſen. Alle Büſche wurden durchſucht und Anton iſt mit ſeinem Stelzfuß durch die halbe Chriſtenheit gehuckt, um dich aufzufinden.

Lebt Anton auch noch? fragte ich. Und mein Path, der Herr Stadtſchreiber auch? —

Gott ſey Dank! antwortete mein Vater, aber Herr Franz, weiland wohlberittner Kayſerl. Sattelknecht, iſt des Todes verfahren; hat aber ein chriſtliches und erbauliches Ende genommen.

Und wie kömmts denn, fragte ich weiter, daß meine liebe Eltern mich hier auf dem Königſtein ſuchen? — Ich war eben auf der Heimreiſe, als ich hier feſt gehalten ward.

Kannſt du dir das nicht erklären? fuhr mein Vater fort. Der gnädigſte Kommendant hatte auf deine Ausſage ein Schreiben an den Magiſtrat deiner Vaterſtadt ergehen laſſen, ob das alles ſo richtig ſey, wie du von deinem Verſchwinden ausgeſagt hätteſt, denn das gehört zu einer guten Polizey, und ſo machten wir beyde uns ſelbſt auf den Weg.

Indem trat Herr von Kyau wieder ein und wünſchte uns Glück. Dieſer mein Sohn war todt, und iſt wieder lebendig worden. Gnädigſter Herr! das dank ich Ihnen, rief ihm mein frommer Vater entgegen. Ihr mahnt mich an den verlohrnen Sohn, erwiederte jener, und da ihr hier nicht zu Hauſe ſeyd, ſo iſts billig, daß ich das Feſt der Wiederkehr in eurem Namen feyre. Ihr ſeyd heut alle meine Gäſte und ſo lange ihr wollt. Und wenn Ihr euch auch einen Haarbeutel trinkt, Alter! ſo wird er euch an die-

ſem Feſt nicht übel kleiden. Ueberdies habe ich die Leute gern, die einen Haarbeutel mit vom Königſtein nehmen; denn dafür haben wir ja das — große Faß.

Eh ich weiter gehe, will ich gelegentlich von dieſem großen Faße, als einer Hauptmerkwürdigkeit der Feſtung Königſtein, weitere Meldung thun. Es hält 3709 Dresdniſche Eimer, iſt 17 Ellen lang, die Spundtiefe beträgt 12 Ellen, die Bodentiefe 11 Ellen. Dreyßig eiſerne Reifen, wovon jeder 7 Centner wieget und 2 Felgenreifen von Holz halten es zuſammen, mit welchen es auf 8 ſteinernen Trägern ruht. An den Seiten iſt es mit Bildhauerarbeit und ſinnreichen Inſchriften verſehen, die ich aber vergeſſen habe, weil ich damals den Kopf von andern Dingen voll hatte. König Auguſt ließ es auf Anrathen Kyaus, der immer etwas durſtig war, verfertigen.

Wir giengen dann zu Tiſche, wo, nach Kyaus Sitte, zunächſt auf die Geſundheit König Auguſts tapfer getrunken wurde und das Geſpräch ſich dann auf die gegenwärtigen Zeitläufte lenkte. Dem Himmel ſey Dank! rief Kyau aus, daß ich meines gnädigſten Herrn und Königs Geſundheit nun wieder mit frohem Muthe trinken kann. Als aber der König von Schweden im Lande hauste und meinem Herrn Scepter und Krone genommen und ſie dem Stanislaus Leszinsky gegeben hatte, da Burgermeiſter! vergieng mir das Lachen und aller Wein ſchmeckte ſauer. Aber ſo wie ihm heut zu Muthe iſt, da er ſeinen Sohn wiedergefunden hat, ſo war mir auch, da ich die Niederlage Carls bey Pultawa erfuhr. Von Stund an war ich wieder der luſtige Kyau, denn nun hob ich mit meinem Herrn wieder das Haupt empor.

Chriſtian! rief er dem Bedienten zu, lang mal das Manifeſt her. Les Er, Burgermeiſter! und

ſag

ſag er, ob das nicht alles reine, pure Wahrheit iſt. Mein Vater las, wie folget:

„Manifeſt des Königs Auguſt.

„Wir ſeynd zwar ſchon mehr als zu gewiß verſichert, daß der ſogenannte Friede von Altranſtadt von der ganzen Welt allbereits vorlängſt bey dem erſten Anblick einmüthig deteſtirt und unter diejenigen Dinge gerechnet ſey, bey welchen zu beharren, man von keinem Menſchen fordern könne. Es lauffen die darin angebrachten und Uns aufgewälzten Bedingungen ſchnurſtracks nicht nur wider alle Königliche Ehre und Reputation — welche doch allezeit dem Leben gleich und höher geachtet werden — ſondern auch wider alles Völkerrecht und Gebräuche, ja wider die Möglichkeit ſelbſt, und alſo ſeynd ſie auch an und vor ſich null und nichtig. Iſt wohl jemals ein rechtmäßiger König genöthigt worden, ſeinen rebelliſchen Unterthan für einen wahren und rechtmäßigen König zu erklären, welcher keinen andern Grund vor ſich hat, als daß er mit Hintanſetzung der auf ſich gehabten Pflicht, ſeinem rechten Herrn allzu widerſpenſtig, und deſſen Feinde allzu gehorſam geweſen? Iſt es wohl erhört, Krone und Scepter ſich ſelbſt abzunehmen und einem dergleichen Unterthan zu übergeben? Hat denn ein König von Pohlen Macht, die auf allgemeinen Reichstagen und auf andern Verſammlungen abgefaßten Schlüſſe für ſich allein aufzuheben und umzuſtoßen? Kann er denn die Krone einem andern cediren und conferiren?" —

Konnte alſo mein Herr das wohl? ſag er aufrichtig, Burgermeiſter! fragte Kyau. Das konnte er nicht, antwortete mein Vater. Na! erwiederte jener, ſo ſtoß er mal an und trink er darauf: das konnte er nicht! —

Das

Das geſchah. Nun leſ Er weiter, ſagte der jovialiſche Kyau. Nehm er in der Linken das Manifeſt und in der Rechten das Glas und thu er beyden ſein Recht. Mein Vater las weiter:

„Alles dieſes iſt aber noch nicht genug. Einer Beherrſchung über das Gewiſſen ſich anzumaßen, heißt, Gott ſelbſt einen Eingriff thun. Wir wollen nicht ſagen, was mit Unſern, ſonſt treu geweſenen Unterthanen in Pohlen und deren Ableitung von Uns vorgegangen; daß Wir ſelbſt aber Unſre hierüber ſo oft gethane und wiederholte eidliche Verſicherung und Verbindung brechen ſollten, kann kein Menſch begehren. Haben Wir nicht bey dem Wahlvertrage vermittelſt Eides ausdrücklich verſprochen, das Reich beſtändig zu regieren und ohne der Stände Willen keinesweges zu verlaſſen? Es iſt ſogar nach des Königs Caſimir Niederlegung der Regierung, eine beſondre Reichsconſtitution deswegen gefertigt worden, daß kein König in Pohlen ohne Conſens der ſämmtlich hiezu ausdrücklich zuſammen zu berufenden Republik dergleichen etwas vorzunehmen, noch die Krone abzulegen, befugt ſeyn ſolle.

„Wir wollen demnach bey dieſen Bewandniſſen alle Welt judiciren laſſen, ob wir mit Fug und ſonder Verletzung Unſers Gewiſſens demjenigen anhangen können, was in Sachſen bey der größten Noth Unſern Commiſſarien mit lauter Gewalt und Befehl vorgeſchrieben worden. Zu bewundern iſt vielmehr, daß der König in Schweden Uns dergleichen Dinge zumuthen mögen, und fällt daher alle Imputation auf Ihn ſelbſt hinaus.

„Und da nach aller Moral gegründet, daß zu Unmöglichkeiten kein Menſch verbunden, für unmögliche Sachen aber diejenigen zu achten ſeyn, ſo wider Gott,

Pflicht

Pflicht und Gewiſſen; auch Ehre, Ehrbarkeit und gute Sitten ſtreiten: ſo wird jedermann ſofort, dem nur der wenigſte Schein von dem Lichte der Natur aufgehet, Uns von aller Verbindung befreyt zu ſeyn, erkennen müſſen.

„Wir müſſen daneben beſonders die Beſtändigkeit Unſers wertheſten Freundes und Bruders, des Czaars von Moskau, rühmen. Es kann auch diejenige Treue, ſo die tapfern Stände des Königreichs Pohlen, nach der rechtmäßigen zu Sendomir aufgerichteten Conföderation, noch immer beybehalten, nimmermehr genug geprieſen werden. Dieſer Unſer Bundesgenoſſe, dieſe Unſere getreuen Stände und Unterthanen begehren, rufen und bitten. Der innerliche Trieb Unſers Gewiſſens heißt Uns ſelbſt keine Stunde verabſäumen. Und alſo iſt auch nichts mehr übrig, als daß Wir dasjenige, was Uns Gott und das Recht gegeben, hinwieder ergreiffen; wie Wir dann zu ſolchem Ende die Freundſchaft und Allianz mit Sr. Czaariſchen Majeſtät anderweit erneuert haben.

„Wir faſſen daneben zu allen Mächten und gekrönten Häuptern, auch Churfürſten und andern Staaten das zuverſichtliche gute Zutrauen, ſie werden die Liebe zur Gerechtigkeit hierunter prävaliren laſſen, die That der Entthronung ſelbſt mißbilligen, und Uns dahero in Unſerm wohlgegründeten Vorſatz eher hülfliche Beförderung leiſten, als die geringſte Hinderniß in den Weg legen. Uebrigens ſind Wir in keine Wege geſonnen, die auf deutſch m Reichsboden liegende ſchwediſche Provinzen im geringſten zu beunruhigen.

Ihr aber, werthe Senatoren, Magnaten und Woiwodſchaften des Königreichs Pohlen und Groß-

her-

herzogthums Lithauen, die ihr nach der Sendomirſchen Vereinigung bis anhero die Ehre und Freyheit der Republik ſo rühmlich und ſtandhaft erhalten, laſſet nicht ab, ferner darin fortzufahren! Ihr wiſſet, wie Wir unſre Regierung nach den Grundſätzen des Reichs geführt, und ſehet hingegen nunmehr, wie zum Schimpf der ganzen Nation, die ſonſt aller Orten in der Welt bekannt geweſene pohlniſche Freyheit in fremde Feſſeln gelegt, und der Herrſchaft eines Mannes unterworfen worden, welchen die allermeiſten unter Euch ganz außer Gleichheit übertreffen, und deſſen Regierung wieder an ein fremdes Regiment gebunden iſt. Zuletzt ermahnen Wir väterlich alle diejenigen, ſo der widrigen Parthey bisher angehangen, und ſich ſowohl an Gott, als der von demſelben Uns mitgetheilten Majeſtät unverantwortlich vergriffen haben, das begangne Unrecht zu erkennen, und ſich zu ihrem rechtmäßigen Könige zu wenden. Inmaßen denn hiezu eine Zeit von 3 Monaten, vom Tage dieſer Bekanntmachung an, eingeräumet wird, und dieſelben, wenn ſie redliche Proben ihres Gehorſams durch eine aufrichtige Beytretung in der That bezeugen werden, ſich aller Gnade und Vergeſſung des vorhin Begangenen zu erfreuen haben ſollen; bey deren Verabſäumung mögen ſie ſich aber von ſelbſt zurechnen, wenn ſie als Feinde und Verräther des Vaterlandes mit Verluſt Leibes und Lebens, auch Konfiskation ihrer Güter und Vermögens zu wohlverdienter Strafe gezogen werden."

Punctum, Burgermeiſter! es iſt genug, rief Kyau. Aber nicht wahr? das iſt ein Manifeſt, was Hand und Fuß hat? — Sieht Er, unterdeſſen daß König Carl in der Türkey ſein Unrecht immer noch büßt, rückte mein gnädigſter Herr und König mit

12000

12000 Mann von neuem in Pohlen ein, um ſich die Krone von Gott und Rechtswegen wieder aufzuſetzen. Die Pohlen waren auch durch Schaden klug geworden und nahmen uns mit offnen Armen auf. Der Vater Pabſt that auch das Seine und entband das ganze Land von dem Huldigungseide, welchen es dem Stanislaus Lesczinsky geleiſtet hatte.

„Was iſt denn nun aus dem Könige Stanislaus geworden? man hört ja gar nichts mehr von Ihm? fragte mein Vater.“

Was iſt aus ihm geworden! erwiederte Kyau. Ein türkiſcher Gefangner, ſo gut wie ſein großer Gönner Carl! — Dort können ſie nun beyde hoffen und harren.

Vater. Ey zum Tauſend! gnädigſter Herr! wie iſt denn der dahin gerathen? das iſt mir ja noch neu Ding. Zwey chriſtliche Könige in türkiſcher Gefangenſchaft! Das iſt was unerhörtes!

Kyau. Ja wohl unerhört; geht aber ganz natürlich zu. Ich will ihm aus dem Traum helfen. Schau er! Daß Stanislaus, da wir in Pohlen einrückten, halb freywillig und halb nothgedrungen abdankte und die Krone niederlegte, um die Ruhe in Pohlen wieder herzuſtellen, das wird er wohl wiſſen. Vielleicht hat er auch davon gehört, daß König Carl, als er in der Türkey dieſen Schritt erfahren, ihm ſolches ſehr übel genommen und geſagt hat; „wenn mein Bruder Stanislaus nicht mehr König ſeyn will, ſo werde ich an ſeiner Statt ſchon einen andern machen.“ Aber damit hat es nunmehr wohl gute Wege und ich denke, Carl ſoll die Kunſt in der Türkey wohl ziemlich verlernet haben. Um aber auf Stanislaum zu kommen, ſo retirirte er ſich bey unſerm Einmarſch in Pohlen und

gieng

gieng mit der ſchwediſchen Armee nach Pommerland, um hier für Carls Beſtes zu thun, was etwann in ſeinen Kräften ſtand. Das war aber freylich blutwenig. Gewiſſermaßen war er hier übrig und kam auf den Einfall ſeinen Freund und Wohlthäter Carln in der Türkey perſönlich zu beſuchen, ihm ſeinen Kummer zu klagen, und wo möglich ihn zu bewegen, wieder nach Schweden zu kommen, um den Staatswagen wieder ins Gleiß zu bringen. Stanislaus verlohr ſich von der ſchwediſchen Armee in Pommern, ohne daß ein Menſch wußte, wo er hingerathen war, und kam unter fremden Namen auf der türkiſchen Gränze an. Das traf eben zu der Zeit, als Carl von Varnitza auf dem Wege nach Adrianopel war, weil die türkiſche Geduld ein Ende hatte. Stanislaus kam in Jaßy, in der Moldau an und gab ſich für einen ſchwediſchen Major aus. Der Hospodar witterte Unrath und kam dem rechten Mann, weiß der Himmel, wie? auf die Spur. Er behandelte ihn mit aller möglichen Ehrfurcht, fand aber doch für gut, ihn ſo lange feſt zu halten, bis er ſeinetwegen beſtimmtere Befehle vom Sultan erhielt. Carl erfuhr unterwegs auf ſeinem Transport das Schickſal ſeines Freundes, der einige Meilen von ihm auch als türkiſcher Gefangner aufbewahrt wurde, und ohne weiter viel darüber zu fragen oder ſich zu verwundern, rief er den Herrn von Fabrice zu ſich und befahl ihm: mein lieber Fabrice, reiten Sie ſogleich zu meinem Freund Stanislaus und ſagen Sie zu ihm, daß er ſchlechterdings keinen Frieden mit König Auguſt eingehen ſoll; verſichern Sie ihn, daß unſre Sachen nächſtens eine beſſere Wendung nehmen werden. Fabrice galloppirte mit Erlaubniß des Baſſa in Begleitung eines Janitſcharen davon, beſtellte ſeinen Auftrag und damit gut. Stanislaus ward nach

Bender gebracht, wo ihm zu Ehren alle Kanonen abgefeuert wurden. Uebrigens blieb er aber ein Gefangner, ſo königlich er auch behandelt wurde. Was nun aus den beyden chriſtlichen Königen in der Türkey noch werden wird, muß die Zeit lehren. Ich denke, Carl wird des Hoffens und Harrens doch endlich wohl ſatt kriegen und nächſtens in ſeinem Lande zum rechten ſehen.

Vater. Wie wird er da erſtaunen, daß ſich das Blatt ſo gewaltig gewendet hat! Beſonders, daß es der ſchwediſchen Armee unter General Steenbock bey Tönningen eben ſo ergangen iſt, wie Carln mit ſeinem Heer bey Pultawa. Alles, alles gefangen! —

Kyau. Das iſt auch gerechte Strafe von Gott, Bürgermeiſter! Sieht er, wir führen auch Krieg, aber ſo wies Steenbock mit Altona gemacht hat, das ſchändet einen rechtſchaffnen General. Und hätte nicht unſer Feldmarſchall Flemming ſich mit dem Könige Friedrich von Dännemark ins Mittel gelegt, ſo wäre der Czaar mit den ſchwediſchpommerſchen Städten zur Vergeltung eben ſo verfahren und ſo wäre zuletzt aus dem Kriege lauter Mordbrennerey geworden. Man muß leben und leben laſſen, das gilt auch im Kriege.

Vater. Da denken Euer Gnaden ſehr menſchlich.

Kyau. Eine Stadt in Brand zu ſtecken und im Grunde nur, um einen Miniſter zu rächen, das iſt gewiß nicht rühmlich. Als Steenbock in Altona einritt, fielen ihm die Einwohner zu Füßen und baten um Gnade. Man hatte ſchon 24,000 und zuletzt 36,000 Thlr. Brandſchatzung geboten. Er ſchien es ſelbſt zu fühlen, daß es unmenſchlich ſeyn würde, die Drohung der Einäſcherung zu vollziehen. Vielleicht begab er ſich deshalb auch hauptſächlich zu dem ſchwediſchen Miniſter Wellingk nach Hamburg; aber

die-

ſer beſtand darauf, daß Altona eingeäſchert werden müſſe. Nun kam Steenbock wieder nach Altona zurück. In ſeiner Abweſenheit hatten die Einwohner mit dem Oberſt Baſſewitz um die Erlegung einer Brandſchatzung von 50,000 Thalern accordirt. Schweres Geld, Burgermeiſter, nicht wahr? Nun aber verlangte Steenbock hunderttauſend Thaler, und wenn dieſe nicht geliefert würden, ehe das vor ihm ſtehende Licht abgeputzt würde, ſo ſollte die Stadt an allen Ecken angezündet werden. Das mag ein Jammern geweſen ſeyn! Die Bürger flehten nur um längere Zeit; ſie wollten alles, alles geben. Auch der Oberſt Baſſewitz, (laß Er uns auf des braven Mannes Geſundheit trinken, wenn er gleich ein Schwede iſt) ja! auch der Oberſt Baſſewitz machte die nachdrücklichſten Vorſtellungen, aber alles umſonſt und vergebens. Steenbock machte eine Erklärung bekannt, die er ſchon am frühen Morgen zu Pinneberg unterzeichnet hatte, ließ die Deputirten arretiren und gab Order zum anzünden.

Gegen Mitternacht vertheilten ſich die commandirten Soldaten durch die Stadt und ſteckten mit Fakkeln und Pechkränze alle Häuſer in Brand. Dieſer griff bald überall um ſich. Blos zwey Kirchen und einige Häuſer blieben verſchont. Die unglücklichen Einwohner hatten allein die Freyheit erhalten ihre Perſonen zu retten. Von ihrer Haabe konnten ſie nichts mitnehmen. Es war den 8ten Januar 1713. Wo nun hin in der grimmigſten Kälte? In die Dörfer? — die waren rings um von Schweden beſetzt. Ueber die Elbe konnte man auch nicht, in der Nacht und in Hamburg waren die Thore geſchloſſen. Kein Menſch wurde hereingelaſſen, denn die Hamburger glaubten, dadurch die Schweden ſelbſt auf den Hals zu kriegen. Es muß erbärmlich zu ſehen und zu hören geweſen ſeyn. Die Woh-

nun-

nungen außerhalb Hamburg an der Gränze von Altona, die Schiffe auf der Elbe und Landhäuſer waren die Hauptzuflucht der Unglücklichen. Der ärmere Theil blieb ohne Obdach und ſuchte ſich in Sandgruben auf dem Hamburger Berge gegen die Kälte zu ſchützen. Die armen Menſchen! vor dem Feuer lieffen ſie, und vor Froſt wußten ſie nicht, wohin? was konnte kläglicher ſeyn! —

War das unmenſchlich, ſo war es noch viel unmenſchlicher, was Wellingk that. Er gab denſelben Abend zu Hamburg ein großes Feſt. Indem Altona in vollen Flammen ſtand, ließ er ſeine Gäſte auf das Wohl von Hamburg trinken, und führte ſie dann mit Wohlgefallen auf den Wall, um dem Freudenfeuer zuzuſehen. „Das iſt ein Tag, ein Anblick, ſagte er, den die Hamburger längſt gewünſcht haben, wo für ſie mir danken werden: So muß es allen Däniſchen Oertern ergehen, wenn wir bald Friede haben ſollen."

Alle Chriſtenmenſchen verwünſchten den Wellingk deswegen und der Czaar wurde ſo ergrimmt, daß er zur Wiedervergeltung ſogleich die Städte Garz und Wolgaſt in ſchwediſch Pommern auch in Rauch aufgehen ließ. Und ſo hätte ers mit allen ſchwediſchen Städten im gerechten Zorn gemacht, und halb Anclam war ſchon mit Stroh und Theer erfüllt, wenn ſich mein Herr, und König Friedrich von Dännemark nicht ins Mittel gelegt hätten. Aber dafür wurde auch Steenbock mit ſeiner ganzen Armee bey Tönningen gefangen.

Vater. Ja! ja! der gute Carl wird ſein Reich nicht ſo wiederfinden, als ers verlaſſen hat.

Kyau. Er wird ſich bey ſeiner Zurückkunft eine Vorſtellung machen können, wie meinem gnädigſten

Herrn

Herrn und Könige zu Muthe war, da er ihm ſein ganzes Königreich abnahm. Liefland hat der Czaar, und wird es auch behalten, und der König von Preußen wird den beſetzten Theil von Pommern wohl auch ſchwerlich wieder herausgeben.

Vater. Wirklich? ſollte er nicht? —

Kyau. Ich zweifle ſehr; denn Carl hat ja ſchon aus der Türkey ſagen laſſen, daß er Ihm keinen Dank für ſeine Freundſchaft wiſſe und ſich zu der Rückbezahlung der 400,000 Reichsthaler nie verſtehen, ſondern Pommern unentgeldlich wieder einnehmen werde.

Vater. Und Friedrich Wilhelm hatte es doch gewiß gut damit gemeynt.

Kyau. Allerdings! Daß er die Ruſſen und Pohlen nicht ſo nah in ſeiner Nachbarſchaft, wegen ihres Krieges mit Schweden haben mochte, iſt ihm nicht zu verdenken; denn es iſt doch immer ſo eine Sache, den Krieg an der Gränze zu haben. Es war alſo löblich, daß er ſich mit dem Herzoge von Hollſtein ins Mittel ſchlug und daß beyde ſchwediſch Pommern, als neutrale Mächte ſo lange beſetzten, bis endlich der Friede einmal geſchloſſen würde. Daß aber die Feinde Carls eine gute Caution forderten, daß von hier aus nichts gegen ſie unternommen werden ſollte, iſt ihnen eben auch nicht zu verdenken. Nun hat der König von Preußen eine Caution von 400,000 Rthlr. mit der Verſicherung ausgezahlt, Pommern nicht eher an Carln nach erfolgtem Frieden wiederzugeben, als bis er ihm Zahlung geleiſtet hätte; wogegen Carls Feinde das Land als neutral anſehen wollen. Carl hat aber ſchon erklärt, daß er die geleiſtete Caution nicht bezahlen wolle; und ich denke, er wird wohl auch nicht können. Vielmehr droht er ſchon, Pommerland mit Gewalt wieder an ſich zu reißen. Will der

König die gemachte Caution alſo nicht verlieren, ſo muß er ſich zu decken ſuchen. Und das hat er ſchon recht meiſterlich gethan.

Nachdem die Ruſſen die Feſtung Stettin erobert hatten, ſo traten ſie dieſelbe gegen gedachtes Unterpfand, als einen neutralen Ort für Carln bis zum Frieden ab, und ſollte die Beſatzung halb aus hollſteinſchen, halb aus preußiſchen Truppen beſtehen. Aber den Holſteinern war nicht weit zu trauen, denn ſie waren mit Leib und Seele ſchwediſch; und Preußen hatte auch nur das ſchwere Geld allein bezahlt. Carl hätte alſo nur kommen dürfen, wie er drohte, ſo wären die Hollſteiner entweder davon gegangen, oder hätten ihm wohl gar die Feſtung ſelbſt überliefert, und Friedrich Wilhelm hätte zuſehen mögen, wie er zu ſeinem Gelde gekommen wäre.

Das ahndete dem Könige. Und viermal hundert tauſend Thaler verliert auch kein König gern, wenn ſie ihm obenein abgetrotzt werden; und ein ſolcher Kernwirth, wie Friedrich Wilhelm von Preußen am allerwenigſten. Er ſuchte alſo dem Dinge bei Zeiten einen Riegel vorzuſchieben, um das Spiel in Händen zu behalten.

Es kam alles darauf an, die Hollſteiner mit Manier aus der Stadt zu bringen, ohne Gewalt zu brauchen und ohne viel Lärmens zu machen. Der Generallieutenant von Bork, der die preußiſche Garniſon in Stettin commandirte, fieng das pfiffig an. Die Preußen exerziren gern und die Borks auch von Hauſe aus. Alle Morgen rückt Bork mit einem Theil ſeiner Garniſon aus der Feſtung und manövrirt; und alle Nächte fanden ſich neue Preußen auf dem Exerzierplatz ein, die Bork mit in die Feſtung nahm, als ob ſie mit ausmarſchirt wären. So marſchirt er alle Tage um einige Korporalſchaften ſtärker ein, als er ausgerückt war, ohne daß mans merkte. Nach und nach praktizirt und manövrirt er einen ziemlichen Ueberſchuß auf dieſe Weiſe hinein ſo daß er doppelt ſo viel Mannſchaft, als der Hollſteiniſche Commendant hatte. Bork kam gewöhnlich erſt zurück, wenn die Hollſteinſchen Offiziers ſchon zu Mittag ſpeiſten und ſich bey

den

den Weinſchenken luſtig machten. Sie mockirten ſich da nicht wenig über das ewige und unnütze Exerziren der Preußen. Als nun Borks Stunde gekommen und er bey ſeinem letzten Einmarſch weit über die Hälfte ſtärker war; die Hollſteiniſchen Offiziere ſich auch ſchon wieder in den Gaſthöfen gütlich thaten, ließ er beym Einrücken alle Wirthshäuſer, wo die Herrn waren, ſtark beſetzen, und bemächtigte ſich der Hauptwache, Wälle und Poſten, ſo daß es unmöglich war, daß ſich die Hollſteiner vereinigen konnten. Der Bürgerſchaft wurde zu gleicher Zeit bey Lebensſtrafe verboten, daß ſich keiner rühren und jeder ſein Schießgewehr und ſeinen Sarras ausliefern ſollte. Nun ließ er die Hollſteiner aus der Stadt gehen, dankte für bisher gehabte Bemühung und nahm freundlichen Abſchied, unter Verſicherung, daß er die Stadt und Feſtung ſchon ſelbſt bewachen würde mit Anwünſchung einer glücklichen Reiſe. Vor dem Thore ſtellte er ihnen ihre Waffen wieder zu und gab ihnen auch Wagen und Lebensmittel, damit ſie ſämmtlich wohlbehalten wieder zu Hauſe eintreffen könnten. — Sieht er, nun mag Carl kommen, ſo wird der König von Preußen und das mit Recht immer ſagen: erſt bitt ich mir meine 400,000 Thaler aus; dann werd ich die Feſtung Stettin und das übrige Pommern räumen. Dazu verſteht ſich aber Carl in Ewigkeit nicht, und wenn es nur vier Thaler wären. Keinen Pfenning, keinen Heller wird er ſagen, das weiß ich ſchon. Darüber wird es zum Streit kommen, und da alle Welt dem Könige von Schweden auf dem Dache und ſein Königreich ohnmächtig und entkräftet iſt, ſo wird Pommern ſicher preußiſch bleiben; denk Er an mich. Meynt er das nicht auch?

Vater. Halten zu Gnaden, ich verſteh das nicht.

Frau. Ey! braucht man denn eine Sache zu verſtehn, um davon zu reden? Dann müßte in der Welt blutwenig geſprochen und gekanngießert gar nicht werden. Je weniger man von etwas verſteht, deſto größern Lärm muß man davon machen, damit die Leute glauben, daß mans verſtehe. Doch jetzt hab ich Dienſtgeſchäfte. Auf Morgen Mittag iſt er wenigſtens noch mein Gaſt, denn die Frau muß erſt zu Kräften kommen.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

31ſte Woche.

Carl XII. kömmt aus der Türkey zurück.

Was wird Er nun mit ſeinem Sohn anfangen? fragte Kyau meinen Vater. Die Räuberbande wird ihm wohl ſein Conzept mit ihm ziemlich verdorben haben; ſetzte er hinzu. Da haben Ew. Gnaden ſehr recht, antwortete mein Alter. Jetzt giebt es neue Sorgen, denn als Pupup wird er ganz verwildert ſeyn. Die Jahre kommen, wo er ſein eignes Brod eſſen ſollte. Er muß das verſäumte einzubringen ſuchen.

Kyau. Er iſt ein ſchmucker Burſche, Musjeh! Wenn er nur was gelernt hätte, ſo könnte ich ihn brauchen, und er ſollte mit der Zeit durch die Gnade meines Königs gewiß gut verſorgt werden. A propos! er kann ja zeichnen, wie ich geſehen habe. Wie iſt er denn dazu gekommen?

Ich erzählte dem Commendanten, wie Noth und Hoffnung der Erlöſung mich dazu angeſpornt hätten.

Kyau. Da kann er doch auch wohl ſchreiben? Laß er doch mal ſehen, was er für eine Klaue malt.

Er gab mir ein Blatt Papier, das halb beſchrieben und halb leer war. Ich nahm die Feder in die Hand, und ſchrieb das obenſtehende genau ſo nach, daß zwiſchen beyden Händen kein Unterſchied zu erkennen war.

Kyau. Ey der Donner! ſollte man doch ſchwören, daß er die erſte Hälfte auch geſchrieben hätte.

Ich. Gnädigſter Herr! ich male alle Hände nach. Erlauben Sie mir einmal die Ihrige.

Kyau. Zum Henker! das iſt ſie eben, die er da nachgeſchrieben hat. Wie iſt er denn zu der Spitzbuben Kunſt gekommen?

Ich. Eben bey dem Handwerk, wo ich gelernt habe. Die Bande brauchte oft falſche Unterſchriften und Briefe, und da ich Anlage zu ſo was hatte, ſo mußte ich mich fleißig üben.

Kyau. Hat er an der Gränze nicht auch ein wenig franzöſiſch aufgeſchnappt? —

Ich. Si je n'ai happé que quelques mots? je parle comme un Parisien, Monsieur! le diable s'y méprendroit. Et pour le polonois, je ne l'ai pas ublié non plus.

Kyau. Nun Bürgermeiſter! was will er mehr? Der Burſche redet ja drey Sprachen. Lernt doch mancher auf Univerſitäten kaum die Hälfte, und verthut des Vaters Geld dafür. Verzeyh er den Räubern in Gottes Namen die Sünde, denn ſieht er, ſein Sohn hat was gelernt, ohne daß es ihm einen Heller gekoſtet hat. Tauſend Element! ſolche Leute ſind zu brauchen. Wißt ihr was? laßt mir den jungen Menſchen hier; ich brauche einen geheimen Secretair.

Wir ſahen uns alle an und keiner wußte, was er antworten ſollte. Das kömmt auf dich an, mein Sohn! unterbrach mein Vater die Pauſe; und wenn du willſt —

Mutter. So will ich nicht, halten Ew. Gnaden zu Gnaden. Es iſt mein einziger Sohn, ich bin ſeiner noch nicht froh geworden und ſoll ihn ſchon wieder verlieren. Ich bin Mutter, das geht unmöglich an.

Kyau. Nein! nein! liebe Frau! auf der Stelle verlange ich ihn auch nicht. Mag er doch erſt mit

Ihr

Ihr heimreiſen und bleiben, ſo lange er will. Aber alsdenn —

Mutter. Ja! das iſt etwas anders. Alsdenn mit Freuden —

Mit Freuden! fiel ich und der Vater ein.

Wir beurlaubten uns dann und ich ſchied als beſtimmter geheimer Secretair des Commendanten von der Feſtung Königſtein von dannen. Kaum ſaßen wir in den Wagen, ſo hub meine Mutter an; was iſt denn das eigentlich für ein Poſten, ein geheimer Sickeltär? Ich mochte den gnädigen Commendanten nicht fragen, aus Furcht ausgelacht zu werden. Daß du etwas geheimes werden ſollſt, mein Sohn! ſeh ich zwar recht gern, denn ſo darf doch nicht jeder Narr ſeine Naſe dahin ſtecken, wo du die deine haſt; aber daß du nicht deutſch, ſondern franzöſiſch geheim ſeyn ſollſt, und das Sickeltär riecht mir ganz franzöſiſch; das ſeh ich nicht gern. Bitte doch den gnädigen Herrn, daß er dir lieber einen deutſchen Poſten gebe.

Vater. Secretair heißt auf deutſch ein Secretarius und bedeutet einen Geheimſchreiber; der Poſten iſt alſo ganz deutſch, und nur der Name franzöſiſch.

Mutter. Wozu aber ein deutſch Ding mit franzöſiſchem Namen nennen?

Vater. Das iſt heut ſo der Weltlauf, und pflegt ſolches darum zu geſchehen, damit Etwas vornehmer klinge, und das Anſehen habe, als bedeutete es mehr, als wirklich dahinter ſteckt.

Mutter. Ja ſo! alſo wird mein Sohn eigentlich Schreiber des Herrn Commendanten?

Vater. Eigentlich ja! aber ſo mußt du ihn bey Leibe nicht nennen; denn der deutſche Schreiber ſteht hinter ſeines Herrn Stuhl und wartet auf; aber

der franzöſiche ſitzt mit am Tiſch und läßt ſich bedienen. Du ſiehſt alſo, daß zwiſchen Schreiber und Schreiber, je nachdem ſie ſich deutſch oder franzöſiſch nennen, ein himmelweiter Unterſchied iſt. Einen Schreiber nennt man Er und einen Secretair — Sie; der erſte gehört auf den Bock; der andre rücklings in den Wagen.

Mutter. So muß es ſchon bey dem geheimen Sickeltär bleiben; denn wenns regnet, ſo ſitzt er wenigſtens im Trocknen, da der Schreiber jeden Huſch aushalten und dann einer gebadeten Katze nicht unähnlich ſehen muß.

Nach wenigen Tagen erblickte ich meine Heymath von fern. Welch ein ſüßes, unausſprechliches Gefühl, als ich zum erſtenmal wieder die Thürme meiner Vaterſtadt ſah. Man muß als Kind mit Gewalt weggeſchleppt und in ſo vieles Elend, wie ich, geſtürzt worden ſeyn, um ſich einen Begriff von meinen damaligen Empfindungen machen zu können. Man muß jahrelang ſo verſtohlen, ſo ſehnlich nach dieſem Ziel aller ſeiner Wünſche vergeblich geſchmachtet und ſo viele Hinderniſſe bekämpft haben, als ich. Nur ein Mohrenſclave in den Zuckerplantagen oder ein deutſches Mutterkind, das durch Seelenverkäufer an die Küſten von Africa hingeſchleppt iſt und endlich zurückkömmt, kann mir nach empfinden. Ueberwältigt von den Bildern einer glücklichen Kindheit, die meinem Geiſt vorüberſchwebten, und welche durch die Schatten einer langen Trennung und überſtandnen Drangſale gehoben wurden, ward ich ſtill und ſtumm. Wie verſteinert fuhr ich durchs Stadtthor und wie vom Himmel gefallen, ſtieg ich aus dem Wagen. Ich fiel meinen Eltern um den Hals und weinte. Hier erſt feyerten wir das Feſt des Wiederſehns mit ganzer Seele.

Kaum

Kaum war ich zum Beſinnen gekommen, ſo trat auch ſchon mein unvergeßlicher Pathe, der Herr Stadtſchreiber ins Haus. Da iſt mein Sohn, rief meine Mutter ihm entgegen; nicht wahr, Herr Gevatter! er hätte ihn nicht mehr gekannt? Die alte kreuzbrave Haut fiel mir mit Thränen um den Hals und ſtammelte: Hochzuverehrender Herr Pathe! ich habe eine Seelenfreude, daß Wir uns wiederſehn. Mein Himmel! wie groß wir doch geworden ſind! und kommen da eben zurück, wie Carl der Zwölfte, aus der Türkey, wie in den heutigen Zeitungen ſteht.

Ich dachte an meinen Grenadier auf dem Königſtein. Iſt der König von Schweden auch wieder auf dem Platz? fragte ich.

Stadtſchr. Ja! ja! er iſt glücklich zu Stralſund den 12ten November 1714 angelangt, nachdem er über fünf Jahre unter den Muhamedanern zugebracht hat, und wir werden nun bald wieder Wunderdinge von ihm hören.

Mutter. Ach! was kümmert mich das, da ich nur meinen Sohn wieder habe.

Stadtſchr. Wohlgeſprochen! wohlgeſprochen, Frau Gevatter! So ſagen die Schweden auch. Die braven Leute! Was kümmert uns alles, ſagen ſie, da wir nur unſern König wieder haben. Und meine Freude iſt deſto größer, da ich in einer Stunde die Wiederkunft von zween mir ſo lieben Leuten erfahre. Erzählen Wir nur erſt, Herr Pathe, wie es uns ergangen iſt, dann will ich auch ſogleich mein Herz lüften und euch berichten, wie Carl der Zwölfte zurückgekommen iſt. Denn das iſt noch ganz was Neues.

Nachdem ich ihm nun von meinen bisherigen Schickſalen Rechenſchaft abgelegt hatte, ſo zäumte er ſein altes Steckenpferd, die Kanngießerey wieder auf, und

und hub von Carln dem Zwölften an. — Wie es ihm unter den Sarazenen ergangen iſt, das weiß weit und breit wohl jedes Mutterkind und die Frau Gevatter auch. Aber was er nun für einen Ritt gemacht hat, 286 deutſche Meilen in 14 Tagen, alle 24 Stunden 20 Meilen, das iſt ein Ritt, wie ihn Mahometh nur machte, als er einſt bey lebendigem Leibe in den Himmel ſetzte! Und das Tag und Nacht, 14 Tage in einem weg, das muß ein ander Menſchenkind wohl bleiben laſſen. Bey Gott! der Herr muß von Stahl und Eiſen ſeyn.

Ich. Seitdem er von Varnitza nach Adrianopel geführt wurde, habe ich nichts von ihm gehört.

Stadtſchr. Ich auch nicht; um deſto weniger hab ich Ruh, bis ich das vom Herzen habe. Er wurde nach Demotica, einem Schloß bey Adrianopel gebracht, wo man ſeitdem nichts mehr von ihm hörte, ſo daß ſowohl ich, als auch ganz Europa glaubte, daß er nun Todes verfahren wäre. Und in Schweden glaubte man das auch. Gram und Kummer hatten ihm wirklich eine ſchwere Krankheit zugezogen, und da alles bund über Eck in Schweden gieng, ſo trug der Reichsrath, der ſich aller Hoffnung ihn je wiederzuſehn, begeben hatte, ſeiner Schweſter Ulrike die Rechenſchaft an. Die langen Kriege haben das Reich erſchöpft und das Waffenglück wendet ihm bey der Uebermacht ſeiner Feinde je länger je mehr den Rükken. Darum verlangten die Stände, daß die Prinzeßin im Namen ihres Bruders mit dem Czaar Peter Friede ſchließen möchte. Ulrike kannte ihren Herrn Bruder aber genau und wußte wohl, daß er das nimmermehr gut heißen würde; deswegen ſchickte ſie einen beſondern Abgeſandten den General Liewen zu ihm nach Demotica, der ihm die Lage der Sachen umſtänd-

ſtändlich ſchildern und Verhaltungsbefehle einholen ſollte. Carl hörte das alles an und wurde äußerſt erbittert, daß ſich ſein Senat dergleichen Dinge anmaßen wollte. Einige ſagen, er hätte dem Reichsrath antworten laſſen, daß, wenn die Herrn regieren wollten, ſo würde er ihnen einen ſeiner Stiefel ſchicken, der im Senat präſidiren ſollte. Andere ſagen, nein! ſo nicht; ſondern er hätte geſagt: „komm ich nur erſt nach Schweden, ſo werde ich mit meinem Stocke allein ſchon alles wieder zu Paaren treiben.“ Welches von beyden nun auchdie eigentliche Wahrheit ſeyn mag, ſo läuft es doch ziemlich auf eins hinaus; nur daß das letztere wahrſcheinlicher iſt. Liewen ſchilderte ihm den Zuſtand des Reichs mit lebendigen Farben und legte ihm das Ausſchreiben des Senats zum Reichstage vor, worin es unter andern hieß: „Krieg, Hunger, Peſtilenz und andre Unglücksfälle haben das Reich in die bedürftigſte unglücklichſte Lage verſetzt und letztre den Einbruch der Feinde an der Oſtſee und in die deutſchen Provinzen erleichtert. Eben dieſe haben auch die Schwediſche Kriegsmacht verhindert, den Feind zu verjagen, in Pohlen einzudringen und den König nach Hauſe zu begleiten, wie man anfangs Willens war. Der Schatz iſt gänzlich erſchöpft und die Unterthanen ſind in Armuth gerathen. Es ſind keine Mittel vorhanden, die Flotte zu unterhalten, die Armee zu recrutiren und die nöthigſten Ausgaben zu beſtreiten. In dieſer Lage iſt es die Pflicht und Neigung jedes Schweden, alle Kräfte, den letzten Heller, den letzten Blutstropfen anzuwenden, um das Vaterland vom Rande des Verderbens zu retten.“

Am allerkränkendſten mochte wohl für Carln die Bemerkung Liewens ſeyn, daß das herrſchende Elend und die allgemeine Unzufriedenheit bey fortdaurender

Ab-

Abweſenheit des Königs leicht Veranlaſſung werden könnte, auf ſeine förmliche Entthronung anzutragen. Dazu kam noch Einſamkeit und Langeweile in der Türkey. Die Freygebigkeit der hohen Pforte, der ihr fünfjähriger königlicher Gaſt täglich mehr zur Ueberlaſt wurde, gieng auf die Neige und alle Hoffnung ſie dem Czaar von neuem auf den Hals zu hetzen, war zu Waſſer geworden. Carl lag alſo zu Demotica wie auf Dornen. Auch hatte es der türkiſche Hof gefliſſentlich drauf angelegt, ihm ſeinen Auffenthalt zu verleiden. Als er von Varnitza nach Adrianopel geführt wurde, ließ Carl um die Erlaubniß bitten, ſich in Demotica aufhalten zu dürfen, worauf der Großvezier die Antwort von Cumurgi, einem Günſtling des türkiſchen Kayſers erhielt: „berichte dem Könige von Schweden, daß er zeitlebens zu Demotica bleiben kann. Ich ſtehe dafür, daß ers unter Jahr und Tag ſelbſt ſatt haben wird; nur laß Ihm vor allen Dingen kein Geld auszahlen.“ Das geſchah denn auch und der Türke hatte gut geweiſſagt, und Carl beſchloß endlich ſich auf den Weg zu machen. Der franzöſiſche Geſandte mußte ſeinen Entſchluß der Pforte bekannt machen. „Habe ichs nicht geſagt, antwortete der nunmehrige Großvezier Cumurgi, daß der König von Schweden unter Jahr und Tag von ſelbſt weg verlangen würde? Sagen Sie ihm, daß es bey Ihm ſteht, zu bleiben oder abzureiſen; aber er muß beym Worte bleiben und den Tag ſeiner Abreiſe beſtimmen, damit er uns nicht zum zweytenmal in eine ähnliche Verlegenheit wie bey Bender ſetze.“

Der franzöſiſche Geſandte war zu artig, um dem Könige von Schweden den erhaltnen Beſcheid ſo trokken weg zu hinterbringen; er verſilberte vielmehr die Pille aufs ſchönſte. Der Tag der Abreiſe wurde nun

auf

auf den 14ten October 1714 feſtgeſetzt. Carl wollte aber nicht als Flüchtling, ſondern als ein König von dannen ziehn. Er ſchickte deshalb den Baron von Grothuſen mit einem Gefolge von 14 Perſonen, als außerordentlichen Ambaſſadeur nach Conſtantinopel, um feyerlich Abſchied zu nehmen und für den erhaltenen Schutz zu danken. Dieſe Ambaſſade ſetzte ihn aber in die größte Verlegenheit, denn es fehlte ihm an Geld. Grothuſen ſollte eine Million von der Pforte borgen. Aber der Großvezier antwortete ihm ganz trocken: Geld verleihen iſt unter der Würde meines Herrn, aber ſchenken wird der Sultan dem Könige ſchon ſo viel, daß er mit Ehren weggehen kann. Der Sultan ließ ihm hierauf 300 Beutel oder 150,000 Thaler zur Abreiſe als Geſchenk anbieten. Der König war aber viel zu ſtolz, es anzunehmen, und ſchlug es aus. Das erforderliche Geld mußte alſo mit vieler Mühe und ſchweren Zinſen aufgeborgt werden.

Der König trat nun ſeine Reiſe an. Der Sultan überſchickte Ihm zum Andenken ein prächtiges ſcharlachrothes Zelt mit Gold geſtickt, einen Degen mit einem Griff von Diamanten und acht arabiſche Pferde mit köſtlichen Sätteln und ſilbernen Steigbügeln. Die Pferde waren ſämmtlich von Adel und wurde deswegen auch von jedem der Stammbaum mitgeſchickt.

Pferde von Adel, die ihren Stammbaum haben? fragte meine Mutter. Was er da einem wieder vor Ding aufheften will!

Ländlich, ſittlich, fuhr der Stadtſchreiber fort. In Arabien und in der Türkey giebt es nun aber ein,

mal

mal keinen Menſchen= ſondern nur Pferdeadel. Und in ſofern der Adel nur im Blute liegt, ſeh ich nicht ein, warum ihn nicht auch Thiere haben könnten.

Mutter. Gevatter! er iſt nicht geſcheut.

Stadtſchr. Doch! hör Sie nur, wie das Ding zugeht und ſtoß Sie ſich an den Namen nicht. Die Sache ſelbſt hat ihre ausgemachte Richtigkeit. Sieht Sie, wenn ein Türk oder Araber, der eine Stute von edler Herkunft hat, dieſelbe belegen laſſen will, ſo meldet er ſolches bey einem gerichtlichen Notarius. Dieſer ſieht die Urkunden und Geburtsbriefe des Pferdes durch und unterſucht, ob ſie auch alle ächt und gerichtlich ſind. Auf viele hundert Jahre ſtehen darin die Eltern und Voreltern namentlich aufgeführt. Der Hengſt, welcher zugelaſſen werden ſoll, muß ſein gerichtliches Geſchlechtsregiſter eben auch darthun können, welches beym Verkauf eines Pferdes allemal gewiſſenhaft mitgegeben wird. Bey der Zulaſſung ſelbſt muß allemal eine geſchworne Gerichtsperſon gegenwärtig ſeyn, welche darüber ein Protocoll aufnimmt, worin Zeit und Stunde der Zulaſſung beſtimmt iſt und worüber dem Eigenthümer der Stute ein gerichtliches Atteſt gegeben wird. Wirft dann die Stute, nachdem ſie laut Atteſt vom benannten Dato trächtig geworden iſt, ſo wird alsbald wieder eine geſchworne Gerichtsperſon herbeygerufen, welche auf dem Grunde der vorigen Atteſte, den Geburtsbrief des Füllen ausfertigt und ſolchen in Form Rechtens beglaubigt. In demſelben werden ſeine Eltern und Voreltern, was man bey Menſchen Ahnen nennt, ſo weit ſie reichen, ausgefertigt. Wer einen großen Marſtall von ſolchen Pferden hat, muß alſo auch eine ganze Kanzeley von Geburtsbriefen und Geſchlechtsregiſtern darüber haben. Und ſo wunderlich ihr das Ding auch immer vorkommen mag, ſo iſt es doch in der Wahrheit gegründet und ſie wird es nun wohl nicht mehr lächerlich finden, wenn ich ſage, daß der türkiſche Kayſer ſämmtliche Stammbäume der Pferde dem Könige mitgeſchickt habe, denn darin beſtand ja eben der hohe Werth des Präſents.

Ba=

Vater. Der Gevatter hat Recht. Die arabiſchen Pferde ſind auch deswegen in der ganzen Welt berühmt.

Stadtſchr. Bey den Türken iſt vieles anders, als bey den Chriſten, und es könnte nicht ſchaden —

Mutter. Gevatter! verſündige er ſich nicht, und ſchäm er ſich, ſolche Reden zu führen.

Stadtſchr. So hör Sie nur, wie ihr das gefällt. Der Baſſa, welcher den König bis auf die Gränze begleiten ſollte, hatte erfahren, daß viele Türken Carls Bedienten zu ungeheuren Prozenten Geld geliehen hätten. Er gieng alſo zum Könige und ſagte ihm: Ew. Majeſtät, ich höre, daß man Ihren Leuten Geld mit ungeheurem Wucher vorgeſchoſſen hat. Da das aber ganz wider unſer Geſetz iſt, ſo melde ich Ihnen, daß Ihre Bedienten nur das Capital, aber nicht die entſetzlichen Zinſen wieder zu bezahlen ſchuldig ſind. War das nicht ſchön? —

Mutter. Sollte unter Chriſten auch nicht ſtatt finden, und iſt ja auch wider die Landesgeſetze.

Stadtſchr. Aber wie werden ſie denn gehalten? Doch der König mochte davon nichts hören und ſagte: wenn meine Leute auch nur Zehn für Hundert erhalten haben, ſo ſollen ſie doch den ausgeſtellten Wechſel ganz bezahlen. Er hieß ſogar die Gläubiger mit nach Schweden kommen, welches auch Verſchiedene thaten und ſie wurden dort richtig ganz bezahlt. So wetteiferte die chriſtliche Großmuth mit des türkiſchen.

Sechszig mit allen möglichen Lebensmitteln beladene Wagen und dreyhundert Pferde begleiteten den König auf ſeiner Reiſe und er zog alſo recht ehrenvoll ab. Die Türken machten aus Achtung vor den König und um ihn nicht zu ermüden nur ſehr kleine Tagereiſen. Aber das diente ihm gar nicht in ſeinen Kram und ſeine Ungeduld von der Stelle zu kommen, war viel zu groß. Wie gewöhnlich ſtand er unterwegs ſchon um drey Uhr des Morgens auf. So wie er angekleidet war, weckte er die Türken und ordnete noch in der Dunkelheit den Marſch ſchon weiter an. Die Türken

rie-

rieben ſich die Augen und konnten nicht begreifen, wie ein König ſo reiſen könnte.

Als Carl an der Gränze von Siebenbürgen angekommen war, beurlaubte er ſeine türkiſche Begleitung und ließ den öſterreichiſchen Statthalter zu Herrmanſtadt um Päſſe und freyen Durchzug durch die Staaten des Kayſers erſuchen. Ehedem hatte er das mit einer ganzen Armee ohne anzufragen gethan, aber die Zeiten hatten ſich jetzt geändert. Der Statthalter antwortete, daß auf hohem Befehl ſchon alle Anſtalten dazu getroffen wären und daß der König aller Orten mit der Ihm ſchuldigen Ehrfurcht würde in Empfang genommen werden. Der Kayſer hatte auch würklich alles ſo anordnen laſſen, als ob er ſelbſt die Reiſe machen wollte. Die ganze Reiſeroute, wo er Mittagsmahl und Nachtlager halten ſollte, war genau beſtimmt und die Magiſträte hatten Befehl zum Empfang des Königlichen Gaſtes alles aufzubieten, was nur in ihren Kräften ſtand. Auf Kayſerliche Unkoſten war mithin für alle mögliche Bequemlichkeit geſorgt. In Dörfern und Städten liefen die Menſchen zuſammen; aus abgelegnen Orten ſtrömte man Schaarenweiſe herbey, um den weltberühmten König von Schweden, der alles in Furcht und Schrecken geſetzt hatte, zu ſehen. Das alles erfuhr Carl ſchon an der Gränze, hatte aber keine Luſt, ſich von jedem Maulaffen in ſeinem Unglück beantlitzen zu laſſen. So wie er aber dazu gebohren zu ſeyn ſchien, aller Welt einen Strich durch die Rechnung zu machen, ſo machte ers auch hier und ließ die Leute paſſen.

Er verſammelte ſein Gefolge, das aus 1168 Perſonen, gröſtentheils Offizieren beſtand, in einer Scheune, und ſagte ihnen, ſie möchten jetzt in Gottes Namen die Reiſe weiter fortſetzen. Um ſeine Perſon möchten ſie ſich nicht bekümmern und erſt in Stralſund würden ſie ihn wiederſehn. Sein Hofſtaat zog alſo mit aller möglichen Bequemlichkeit durch die Kayſerlichen Staaten und ließ ſich wohl ſeyn bey den Veranſtaltungen, welche dem Könige, Ihrem Herrn, zu Ehren getroffen worden waren. Die müßigen Zuſchauer unter-

wegs

wegs guckten ſich die Augen aus, um den groſsen Carl auszufinden; aber ſie ſahen ihn nicht —

Vater. Wo war er denn?

Stadtſchr. Ueber alle Berge. Er trennte ſich von ſeinen Begleitern, die er voll Staunen und Kummer über das Abentheuer, das er nun unternehmen würde, zurückließ. Auch nicht einen einzigen Bedienten nahm er mit, ſondern nur zwey Generaladjutanten, den Baron Roſen und den Obriſtlieutenant Düring. Da er ſonſt immer eignes Haar trug, ſo ſetzte er, um ſich unkenntlich zu machen, eine ſchwarze Perüque auf und trat in einem Treſſenhut, grauen Rock und blauem Mantel, unter dem Namen Carl Friſch, ſchwediſcher Capitain, die Reiſe mit ſeinen beyden Begleitern zu Pferde an. Aber wer hätte wohl mit Carln in die Wette reiten können! Um ſeinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, mußte er Pohlen und Sachſen vermeiden und entſetzliche Umwege machen. Er ſprengte im Gallop durch Ungarn, Mähren, Oeſterreich, Bayern, Würtenberg, die Pfalz, Weſtphalen und Mecklenburg. Wie geſagt, das muß ein Ritt geweſen ſeyn! Und wie gemächlich hätte ers nicht haben können! So machte er die Runde faſt um ganz Deutſchland und verlängerte ſeinen Weg wenigſtens um die Hälfte. Der Baron Roſen hielt es nicht lange aus und blieb ſchon in Ungarn zurück. Nun war der König noch mit Düring ganz allein. Aber auch der trieb das Kurierreiten nicht lange, ſondern fiel in Ohnmacht, als er vom Pferde ſtieg, um es unterwegs zu wechſeln. Kaum hatte er ſich etwas erholt, ſo fragte ihn der König, den die Stelle brennte, wie viel er noch Geld bey ſich hätte? Etwann tauſend Thaler in Gold, war die Antwort. „So gieb mir die Hälfte, antwortete der König, denn ich ſehe wohl, daß du nicht weiter kannſt. Ich will ſchon allein zu Hauſe finden.“ Allein? fragte Düring und erſchrack. Er bat den König um Gottes willen, wenigſtens nur drey Stunden zu warten, wo er gewiß wieder ſtark genug ſeyn würde, aufzuſitzen. Nichts! nichts! ſagte der König; gieb mir 500 Thaler, damit ich weiter komme. Was war

zu

zu thun? er kannte ſeinen Herrn, mit dem nicht viel capituliren war, und zahlte aus. Aber ein treuer Schwede verläßt drum ſeinen König nicht! Wenns denn nicht anders iſt, ſo reiten Sie in Gottes Namen! vielleicht hole ich Sie ein, ſagte Düring. Nun wandte ſich dieſer an den Poſtmeiſter hinter Carls Rücken und machte ihm weiß: „Dieſer Mann iſt mein Vetter und wir reiſen in einer und eben derſelben Angelegenheit. Er ſieht, daß ich krank bin und will mir zu Liebe nicht einmal drey Stunden warten. Thun Sie mir den Gefallen und geben Sie Ihm das elendeſte Pferd aus Ihrem Stalle und beſorgen Sie mir indeſſen eine Kaleſche.“ Zugleich drückte Düring dem Poſtmeiſter zwey Ducaten in die Hand. Dafür thut man ſchon jemanden einen Gefallen. Der Poſtmeiſter gab nun dem Könige ein ſtetiſches und hinkendes Pferd, was nicht von der Stelle gieng, ſo ſehr ihm Carl auch mit den Spornen Beine machte. Darmit ſetzte er Abends um 10 Uhr in einer dunklen Nacht bey Wind und Schneegeſtöber ſeinen Marſch mutterſelig allein an. Düring ſchlief indeſſen aus, ſetzte ſich in die Kaleſche und holte mit Tagesanbruch den König ein, der zu Fuß der nächſten Poſtſtation zueilte, weil er den Gaul nicht hatte von der Stelle bringen können. Düring nahm ihn in den Wagen, und nun gieng es im Fluge weiter. Am Tage ritten ſie und des Nachts nahmen ſie einen Wagen, um doch ein wenig zu ſchlummern. Der Landgraf von Heſſen-Caſſel hatte ſchon Nachricht, daß Carl ſein Gefolge verlaſſen hätte und vermuthete, daß Ihn ſein Umweg leicht durch ſeine Reſidenz führen dürfte. Er gab alſo ſeinem Brigadier Kagg, der auch ein Schwede war, Befehl, genau aufzupaſſen und ihm ſogleich zu melden, wenn der König incognito durchpaſſirte. Eben war Kagg im Gaſthofe, wo Carl abſtieg, um Mittagsbrod zu eſſen. Sie ſpeiſten zuſammen und Kagg ſchöpfte aus manchen Aeußerungen Verdacht, ob Kapitain Frisch nicht etwann gar der König ſelbſt ſeyn könnte. Noch mehr wurde er darin beſtärkt, da Carl, wie jedermann weiß, bey Tiſche keinen Wein trank. „Haben Sie es etwan von Ihrem Könige gelernt, nichts als Waſſer zu trinken?“

ken?" fragte Kagg. Zur Geſundheit! ſagte Carl, um ihn von der Spur zu bringen, und trank es ihm zu. Bald darauf ſtieg er zu Pferde und nahm mit den Worten Abſchied: „Nun mein lieber Kagg, leb wohl, und grüße den Landgrafen von mir." Und ſo galloppirte er davon.

Nach Mitternacht langte der König den 12ten November an den Thoren von Stralſund mit Düring an und rief der Schildwacht zu, aufzumachen. Die Schlüſſel ſind beym Commendanten, war die Antwort; gedulde er ſich, morgen früh ſoll er der erſte ſeyn. — So geh und hole die Schlüſſel und wecke den Commendanten. — Ich werde mich wohl hüten; das möchte mir nicht gut bekommen, war wieder die Antwort. — Wenn du nicht gehſt, ſo wird Dirs noch ſchlimmer bekommen, das ſag ich Dir; hieß es dann.

Die Schildwacht holte endlich den Unteroffizier, deſſen erſte Frage natürlich war: wer iſt denn der Herr? Antwort: ein Curier aus der Türkey. Was bringt er? — Depeſchen vom Könige. Wenn ich nicht gleich eingelaſſen werde, ſo wird Morgen die ganze Wache gehängt.

Der Sergeant hielt es denn doch fürs Klügſte, die Schlüſſel beym Commendanten holen und Ihn ſelbſt aufwecken zu laſſen. Der König wurde eingelaſſen und zum General Dükert, der ſich den Schlaf noch aus den Augen rieb und deshalb nicht genau ſehen konnte, geführt. In der Meynung, daß er würklich mit einem Curier rede, fragte er den König: „Nun, was bringen Sie denn Neues vom Könige? — Ey, erwiederte Carl, bin ich denn meinen Unterthanen ſo ganz unkenntlich geworden?" — Nun giengen dem General die Augen auf. Um Gottes willen Euer Majeſtät! rief er beſtürzt, warf ſich ihm zu Füßen und weinte Freudenthränen. Noch mitten in der Nacht ward ganz Stralſund von der frohen Nachricht erfüllt. Der König iſt da! ſchallte es durch alle Straßen, als ob Feuerlärm wäre. Alles machte ſich aus den Federn und rennte unter einander. Die Soldaten ſtanden auf und umzingelten das Haus. Iſt es wahr? iſt es gewiß wahr? rief freudetrunken einer dem andern zu.

Noch

Noch in derſelben Nacht werden alle Glocken geläutet, alle Kanonen gelöſt, alle Fenſter illuminirt und — alle Weinfäſſer angezapft.

Unter dem Lärm brachte man den König zu Bette, der ſich ſeit 16 Tagen nicht gelegt hatte. Die Füße waren ihm von der Strapatze ſo geſchwollen, daß man die Stiefeln herunter ſchneiden mußte; denn ſeit der türkiſchen Gränze hatte er ſie nicht ausgezogen. Wäſche und Kleidung waren auch im miſerablen Zuſtande. Nach wenig Stunden Ruhe ſtand er ſchon wieder auf, muſterte die Guarniſon, beſah die Feſtungswerke und gab alsdenn ſogleich Befehl, nun den Krieg von neuem mit friſchen Kräften anzufangen. Ob er nun alles Verlohrne wiedererobern wird, das weiß Gott! ich wills ihm gerne gönnen.

Nachdem der Stadtſchreiber ſeine Erzählung geendigt hatte und den Mund zum Fragen öffnete, trat nun auch Anton der Stelzfuß ein. Er war noch der Alte, wie ich ihn verlaſſen hatte. Meine Mutter berichtete beyden, daß ich als geheimer Secretär des Generals von Kyau in meiner Vaterſtadt wieder erſchiene. Des weltberühmten Kyau? fragte der eine; o! das iſt ein braver und luſtiger Mann, ein Erzſpasmacher, ſagte der andre. Nun mußte ich dann ausführlich erzählen, auf was Art und Weiſe ich weggekapert worden, wie ich Seil tanzen, und dergleichen mehr gelernt hätte. Als ich damit zu Rande war, rief der Stadtſchreiber aus: Juchheh! ſo laßt uns denn nun luſtig ſeyn, als die treuen Pommern zu Stralſund, da ſie ihren König wieder hatten. Und wenn wir auch kein ſchwer Geſchütz zum Willkommen losbrennen können, und keine Glocken läuten laſſen, ſo ſollen doch heut und Morgen die Gläſer klingen; und ſtatt einem, wollen wir den Tiſch heut und Morgen mit drey Lichtern illuminiren.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

32ſte Woche.

Herrmann Auguſt Franke, Stifter des Halliſchen Wayſenhauſes.

Wenn in einem Hauſe Freude iſt, ſo iſt im andern Leid; des Bürgermeiſters Sohn kömmt wieder und der meinige geht Morgen ab; wir feyren alſo heut einen Bewillkommungs- und einen Abſchiedsſchmaus zu gleicher Zeit, ſagte der Stadtſchreiber.

Und wo geht denn ſein Wilhelm hin? fragte ich.

Auf das Wayſenhaus zu Halle, antwortete er.

Und warum ſo weit? fragte ich weiter. Weil er da am beſten aufgehoben iſt, war die Antwort. Da mir in dem Cirkel, in welchem ich mich bisher herumgetrieben hatte, weder von Franken, noch von ſeinen wohlthätigen Stiftungen etwas zu Ohren gekommen war, ſo war ich natürlich ſehr neugierig, darüber nähere Auskunft und Belehrung zu haben, und werde ſie meinen Leſern ſo mittheilen, als ich ſie ſowohl damals aus dem Munde des Stadtſchreibers, als auch ſpäterhin aus andern Quellen erfuhr.

Von welcher Seite man dieſe Stiftung auch betrachten mag, ſo bleibt ſie eine der ehrwürdigſten Denkmahle des achtzehnten Jahrhunderts. Indem viele

Regenten und Helden unter Lärm und Geräuſch Tauſende auf die Schlachtbank führten, erhebt ſich hier im Stillen ein unbedeutender Mann und gründet im Vertrauen auf dem Schutz des Allmächtigen eine Anſtalt, deren Segen, wie ein gepflanzter Baum, den ſpäten Urenkeln noch Schatten und Früchte giebt. Mit leeren Händen beginnt er ein Werk, was mit den wohlthätigſten Anſtalten der mächtigſten Könige wetteifert und ſie gröſtentheils weit hinter ſich läßt. Ein redender Beweiß, was auch der Unvermögende kann, wenn er ernſtlich will und mit feſtem Entſchluß und Hinblick auf Gott ſich für das Wohl ſeiner Mitmenſchen hinzugeben und aufzuopfern entſchloſſen iſt! — Schwerlich hat ein Deutſcher dieſes Jahrhunderts ſo viel Verdienſt um ſein Vaterland, wie Auguſt Herrmann Franke. Die Spuren, welche die gröſten Helden und Staatsmänner für ihre Nachkommen von ihrem Daſeyn hinterließen, ſind großentheils mit Thränen, Blut und Flüchen und Seufzern bezeichnet, aber Frankens reiner, fleckenloſer Nachruhm bleibt in Ewigkeit.

Dieſer merkwürdige Mann wurde 1663 zu Lübeck gebohren, wo ſein Vater Sindicus des Domcapitels war, und nachher zu Gotha als Hof- und Juſtizrath angeſtellt wurde. Von früher Jugend an zeichnete ſich der junge Franke durch Gedächtniß, Verſtand und beſonders durch eine lebhafte Einbildungskraft aus, womit er einen außerordentlichen Fleiß verband. Schon als Kind äußerte er ſtarkes Gefühl für Menſchennoth und ein herzliches Wohlwollen und Theilnehmung gegen alle, die hülfsbedürftig waren. Ohnerachtet damals die Jünglinge ſehr weislich die Univerſität mit reifern

Jahren bezogen, als heut, ſo erkannten ihn ſeine Leh-
rer doch ſchon mit vierzehn Jahren für würdig und
geſchickt, dahin abzugehen. Aus Furcht vor Verfüh-
rung hielten ihn ſeine Verwandte dennoch zwey Jahre
im väterlichen Hauſe zurück, wo er mit unermüdetem
Eifer im Stillen fortſtudirte.

Die erſten Eindrücke der frühſten Jugend verlaſ-
ſen den Menſchen in ſpätern Jahren ſelten ganz und
geben ſeinem Leben gewöhnlich die Richtung, in wel-
cher er ſeinen Lauf fortſetzt. Wie der Stein dahin
fliegt, wohin man ihn wirft, ſo wandelt der Menſch die
Bahn, auf welche man ihn ſtellt. Frömmigkeit und
Gottesfurcht war das Vorbild, was Franke an ſeinen
Eltern ſah, und Beten, Singen, Bibelleſen und Kir-
chengehn neben ihrer Berufsarbeit ihr Hauptgeſchäft
So wurde er in dies Gleiß mit hineingezogen, fand Ge-
ſchmack daran, und bald wurde es ihm zur andern Na-
tur und Bedürfniß. Es iſt eine gewöhnliche Erſchei-
nung, daß Menſchen, deren Dichten und Trachten nur
immer auf das gerichtet iſt, was droben iſt, mit ihren
Fortſchritten auf der Bahn der Frömmigkeit und Got-
tesfurcht ſelten zufrieden ſind, denn ihre Phantaſie fliegt
zu raſch vorwärts, als daß die träge Sinnlichkeit ihr
nachhinken könnte. Sie zürnen auf ſich ſelbſt, daß ſie
das Vorbild in der Würklichkeit nicht erreichen, was
ſich in ihrer Einbildungskraft feſtgeſetzt hat, und ſo
klagte auch Franke ſich oft ſelbſt über Kälte und Man-
gel frommer Gefühle an. Aber eben dieſe Klage iſt
auch gewöhnlich ein Beweiß, daß der Menſch dazu auf
gutem Wege ſey.

So zufrieden er einerſeits mit ſeinem Fleiß und ſeinem Studiren war, ſo unzufrieden war er ſpäterhin mit der Quelle und dem Bewegungsgrunde, woraus ſolches gefloſſen ſey. Es iſt kein gutes Zeichen der heutigen Welt, daß man es abgeſchmackt findet, um Gottes willen und aus Liebe zu ihm etwas zu thun. Wer würde ſich heut wohl mit Franken einen Vorwurf darüber machen, daß er gearbeitet habe, um Ehre vor der Welt zu erlangen und empor zu glänzen? Aber ihm machte das Kummer. Und wer mehr für andre, als für ſich ſelbſt leben und wirken und für fremdes Beſte ſich aufopfern will, muß doch Muth und Antrieb nothwendig, wie Er, aus dieſer Quelle ſchöpfen.

Frühzeitig machte er auch die Erfahrung, daß unſre Mitmenſchen jeden Vorzug mit ſcheelen Augen bemerken. Seine Kenntniſſe und Geſchicklichkeit, worinnen er alle ſeine Mitſchüler übertraf, zogen ihm manche kleine Demüthigung ſeiner Eigenliebe zu. Um deſto mehr, weil er jünger und kleiner, als jene war und ſeine Weisheit doch wohl zuweilen geltend machen wollte. Darin mochte auch wohl hauptſächlich der Grund liegen, daß er zwey Jahre vor ſeinem Abgange auf die Univerſität die Schule nicht mehr beſuchte.

Da ſein Vater in einem anſehnlichen Range zu Gotha ſtand, ſo erhielt er auch eine häusliche Erziehung für die große Welt, weswegen er in der vornehmſten Geſellſchaft mit Ehren erſcheinen konnte. Geſchmeidigkeit, feine Sitten und Gefälligkeit waren ihm ganz ungezwungen. Er liebte in frühern Jahren beſonders das Tanzen, worüber er ſich in ſpätern Jahren manchen frommen Vorwurf machte. Auf dieſe Weiſe lernte er

alſo nicht nur Menſchen für den Himmel, ſondern auch für die Erde; nicht nur den Bürger, ſondern auch den Adel zu erziehen.

So ausgerüſtet bezog er 1679 in einem Alter von 16 Jahren zuerſt die Univerſität zu Erfurth und gieng dann nach Kiel. Ob er ſich zwar eigentlich der Theologie gewiedmet hatte, ſo trieb er ſie doch faſt nur als Nebenſache, und legte ſich auf andere Gegenſtände des menſchlichen Wiſſens. Nach ſeiner Zurückkunft von der Academie lebte er unter ununterbrochenem Studiren anderthalb Jahre im Hauſe ſeiner Mutter, ohne ein Amt zu ſuchen. Beſonders wiedmete er ſich den neuern Sprachen und vervollkommnete ſich im Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen.

Still, zurückgezogen und abgeſchieden von der Welt nahm hier ſein Gemüth jene kindlich fromme Stimmung an, welche von jeher mit einem ſchwärmeriſchen Eifer die Männer auszeichnete, die ſich durch fromme Stiftungen unſterblich machten. Er geſteht in einer rührenden Selbſtanklage, daß er bis dahin noch nichts Unrechts darin geſehen habe, durch alles Wiſſen nur nach Ehre, nach Reichthum und guten Tagen zu trachten. Daß die Welt mit ihrer Luſt vergehe, daß es bleibendere Güter gebe, habe ich ehedem noch nie recht lebendig werden können."

Er gieng nach Leipzig, nahm die philoſophiſche Doctorwürde an und fieng an, theologiſche Collegia zu leſen. Sie zielten aber mehr auf praktiſche Erbauung, als auf gelehrte Auslegung ab und fanden ſolchen Beyfall, daß nicht nur Studenten, ſondern auch Profeſſoren und andere Perſonen aus gebildeten Ständen ſeine Zuhörer wurden. Es war, wie er ſelbſt geſteht, „von jeher

her ſein ſehnlicher Wunſch geweſen, Freunde zu finden, mit denen er ſich im Chriſtenthum erbauen könnte, und er habe Gott oft auf ſeinen Knieen darum gebeten, ihm einen ſolchen Freund zu ſenden. Schon als er in Kiel ſtudirte, ſey er oft einſam und in ſich ſelbſt vertieft am Geſtade des Meers umhergegangen und habe darüber nachgeſonnen, wie er es anzufangen habe, um zur wahren Gottſeligkeit zu gelangen. Die Schwierigkeiten, welche er dabey wahrnahm, hätten ihn zwar nicht abgeſchreckt, aber doch ſehr bekümmert und er habe es weit leichter gefunden, gelehrt zu werden, als die Gottſeligkeit zu erlangen, nach welcher er ſich geſehnt hätte, ohne ſie zu kennen.“ — Wenn mancher in dieſen Aeußerungen einen Schwärmer erkennt, ſo wird er doch geſtehen müſſen, daß er ein ſehr ehrwürdiger Schwärmer geweſen, und daß es zum Segen der Menſchheit zu wünſchen ſey, daß ihrer Legion wären.

Durch ſeinen Aufenthalt zu Hauſe wurde dieſe Gemüthsſtimmung ihm immer eigenthümlicher und ſeine Vorleſungen in Leipzig, die er Sonntags Nachmittags als aſcetiſche Erbauungen hielt, gaben ihr doppelte Nahrung. Je mehr er ſich bemühte, andern nützlich zu werden durch Aufmunterung zur Frömmigkeit; deſto mehr glaubte er zu erkennen, wie viel ihm ſelbſt noch daran fehle wenn er ſeinen Vortrag auf ſich ſelbſt anwendete. Indem er ſehnlich die Ruhe ſuchte, floh die Ruhe ſein Gemüth täglich mehr. Er glaubte ſeinen Seelenzuſtand in ſeiner wahren Beſchaffenheit zu erkennen und fühlte ſich nun in einem gränzenloſen Elende verſunken. Giebt es wohl einen ehrwürdigern Menſchen, als den, der ſeine moraliſche Ausbildung

auf

auf einem ſolchen Wege verfolgt? Der fromme Mann! —

Hofnung und Vertrauen hoben ihn nach und nach wieder etwas empor. Er vermehrte ſeine Anſtrengung, ſich ſelbſt zu erretten. Indeſſen koſtete es ihm doch mehrere Jahre vielen Kampf und ſaure Anſtrengung, um zu dem Ziele zu gelangen, was er in der Ferne nur noch ahndete. Wer kann wohl folgendes Selbſtbekenntniß von Ihm ohne Rührung leſen. Er ſagt:

„Sollte ich ſagen, was mir zuerſt Gelegenheit gegeben hätte, meinen elenden Zuſtand tiefer kennen zu lernen; ſo wüßte ich, außer der mir allezeit zuvorkommenden Gnade Gottes, von äußerlichen nichts gewiſſer anzuführen, als mein theologiſches Studium, welches ich ſo ganz nur ins Wiſſen und in die bloße Vernunft gefaßt hatte. Ich ſah ein, ich könne die Leute unmöglich betrügen, noch mich in ein öffentliches Amt begeben und andern das vorſagen, wovon ich ſelbſt in meinem Herzen nicht überzeugt wäre. Ich lebte noch mitten unter weltlicher Geſellſchaft, war mit Anlockungen der Sünde um und um umgeben; dazu kam die lange Gewohnheit. Aber dem allem ohnerachtet ward mein Herz von Gott gerührt, mich vor ihm zu demüthigen, ihn um Gnade zu bitten und oftmals auf meinen Knieen anzuflehn, daß er mich in eine andre Lebensbeſchaffenheit verſetzen und zu einem rechtſchaffnen Kinde Gottes machen wolle. Es hieß nun bey mir: die ihr längſt wolltet Meiſter ſeyn, bedürft wiederum, daß man euch die erſten Buchſtaben der göttlichen Worte lehre. (Ebr. 5, 12.) Denn ich hatte ohngefähr ſieben Jahre Theologie ſtudirt, wußte ja wohl, was unſre

The-

Theſis war, wie ſie zu behaupten ſey, was die Gegner dawider einwendeten, hatte die Schrift durchgeleſen und wieder durchgeleſen, auch viel von andern praktiſchen Büchern. Aber weil alles dieſes nur in dem Verſtande und in das Gedächtniß gefaßt und das Wort Gottes bey mir nicht ins Leben gebracht, ſondern todt und unfruchtbar war, ſo mußte ich nun gleichſam aufs Neue den Anfang machen, ein Chriſt zu werden. Ich fand aber dabey meinen Zuſtand ſo verderbt und war durch ſo manche Hinderungen und Abhaltungen ſo verſtrickt, welches keine groben Laſter waren, ſondern die Verſtrickung in den Studien und der Weltgefälligkeit, daß es mir war, wie einem, der in tiefem Schlummer ſteckt und die Arme hervorſtreckt, aber die Kräfte nicht hat, ſich los zu reißen; oder wie einem, der mit Banden an Händen und Füßen und am ganzen Leibe gefeſſelt iſt und zwar einen Strick zerreißt, aber ſich nur deſto mehr ſehnt, auch von den andern frey zu werden. Gott aber, der Treue und Wahrhaftige kam mir mit ſeiner Gnade allezeit zuvor. Durch ſeine ſtarke Hand hub er bald die äußeren Hinderungen hinweg, daß ich deren auch entledigt wurde, und ich ergriff nun, weil er zugleich mein Herz änderte, mit Begierde jede Gelegenheit, ihm eifriger zu dienen. In ſolchem Zuſtande war ich gleichſam, wie in einer Dämmerung. Einen Fuß hatte ich ſchon auf die Schwelle des Tempels geſetzt, und dennoch ward ich, von der ſo tief eingewurzelten Weltliebe zurückgehalten, vollends hineinzugehen. Die Ueberzeugung war ſehr groß in meinem Herzen; aber die alte Gewohnheit brachte ſo vielfältige Uebereilungen in Worten und Werken hervor, daß ich dadurch recht geängſtet ward. Hiebey war dennoch ein ſolcher

cher Grund in meinem Herzen, daß ich die Gottſeligkeit liebte, davon mit allem Ernſte redete und guten Freunden meinen Vorſatz, hinführo gottſelig zu leben, nachdrücklich bezeugte; ſo daß ich auch wohl von einigen für einen eifrigen Chriſten gehalten wurde. Ich aber weiß wohl und iſt Gott dem Herrn nicht unbekannt, daß der Sinn dieſer Welt noch damals die Oberhand bey mir gehabt hat und das Böſe ſo ſtark bey mir war, als ein Rieſe, gegen den ſich etwann ein Kind auflehnt. Wer wäre elender geweſen, als ich, wenn ich in einem ſolchen Zuſtande geblieben wär! Da ich mit einer Hand den Himmel und mit der andern die Erde ergriff, Gottes und der Welt Freundſchaft zugleich genießen wollte und doch bald dem einen, bald dem andern widerſtrebte und es alſo mit keinem recht hielt. O! wie groß iſt die Liebe Gottes, die er in Chriſto Jeſu dem menſchlichen Geſchlecht erwieſen hat! Gott warf mich nicht weg um meines tiefen Verderbens willen, darin ich verſunken war, ſondern hatte Geduld mit mir, und half meiner Schwachheit auf, daß ich den Muth dennoch nicht ſinken ließ; ſondern immer hoffte, ich würde beſſer durchdringen zu einem wahrhaftigen Leben, das aus Gott iſt. Er nahm mich bey der Hand und leitete mich, wie die Mutter ihr ſchwaches Kind leitet; und ſo groß und überſchwenglich war ſeine Liebe, daß er mich auch wieder ergriff, wenn ich mich von ſeiner Hand losgeriſſen hatte. Er erhörte auch endlich mein Gebet darin, daß er mich in einen freyen und ungebundnen Zuſtand ſetzte, da ich mit der Welt nichts, oder doch nur ſo wenig zu ſchaffen hatte, daß ich mit gröſtem Unrecht über Abhaltung von meinem Chriſtenthum geklagt haben würde.“

Dieſen freyen und ungebundnen Zuſtand fand er gegen das Ende des Jahrs 1687 in Lüneburg, wohin er ſich auf gewiſſe Veranlaſſungen begab. Er lebte hier einſam und in ſteter Selbſtbeſchauung. Er dachte, er arbeitete faſt nichts, als die ſo ſehnlich erwünſchte gänzliche Umänderung ſeines inwendigen Menſchen. Aber er mußte erſt, nach ſeinem Ausdruck, durch die Schule des allerbitterſten Seelenleidens und durch den Abgrund der Troſt-

loſigkeit gehen, eh er die Höhen Zions erklimmen und in dem himmliſchen Jeruſalem Troſt, Erquickung und Ruhe finden konnte.

Es wurde ihm zu Lüneburg eine Predigt aufgetragen; worin er von dem wahren und lebendigen Glauben zu reden, ſich vorgenommen hatte. Indem er über ſeinen Gegenſtand nachdachte, fiel es ihm auf einmal mit Centnerſchwere auf die Seele, daß er ſelbſt noch keinen ſolchen Glauben habe, als er ihn in dieſer Predigt von ſeinen Zuhörern fordern wollte. Bey dieſem Gedanken erſchrickt er über ſich ſelbſt, die ſchmerzlichſte Bekümmerniß ergreift ihn und ein Strom von Zweifeln und Empfindungen reißt ihn, wie einen Strohhalm, mit ſich fort. Er war nicht fähig, weiter zu denken und ſich vorzubereiten; erkannte nichts mehr, glaubte nichts mehr, hoffte auch nichts mehr. So ſtand er da, wie ein Mann, der ſich reich geträumt hatte, und der auf einmal die Schreckenspoſt vernimmt, daß er in die bitterſte Armuth verſunken ſey. Mit dem Glauben, der nur ſchwach oder gar nicht in ſeinem Herzen gegründet war, löſte ſich auch alles ſein vermeyntes bisheriges Wiſſen, wie ein Nebel auf. Iſt die Bibel Gottes Wort? iſt Jeſus der Erlöſer? iſt Gott der Vater der Menſchen? Giebt es überhaupt einen Gott? — Er wußte es nicht; er glaubte es nicht. Alles ſchwankte, alles ſtürzte in ſeinem Gemüth zuſammen; das ganze Luftſchloß war hin und auch nicht Eins blieb, woran Er ſich halten konnte. Und doch hatte er ſchon Jahre lang darauf getraut und gebaut und es andern mit ſo vieler Rührung zu Gemüth geführt.

Für einen rechtſchaffnen, redlichen Mann war das unter ſeinen Umſtänden gewiß eine entſetzliche Lage. Er ſuchte Beruhigung und Troſt in der Bibel und in andern Schriften; allein in ſeiner jetzigen Gemüthsſtimmung konnte er ſich weder an Gottes- noch an Menſchenwort halten und fand weder in dem einen, noch in dem andern Troſt und Beruhigung. „Mein ganzes bisheriges Leben, erzählt er, kam mir vor Augen. Es war mir, wie einem, der auf einem hohen Thurme die ganze Stadt überſieht. Anfangs ſchien es mir, als könne ich mei-

meine Sünden noch zählen; bald aber erkannte ich die Hauptquelle in dem Unglauben, oder bloßem Wahnglauben, wodurch ich bis dahin ſo lange getäuſcht worden war.“

Nun ergriff ihn eine fürchterliche qualvolle Angſt. Er ließ ſich aber davon nichts merken und verſchloß ſie mit aller Gewalt bey ſich ſelbſt. Vergebens bemühte er ſich ſie zu vertilgen und vermochte es nicht. Er vermied alle Zuſammenkunft mit Menſchen und wich ihnen aus, wie jeder, dem ein großer Gram am Herzen nagt. Von der ſchrecklichſten Unruhe gefoltert begrub er ſich in die Einſamkeit und ſein innrer Schmerz wurde nur um deſto größer, je mehr er ihn verbarg. „Bald weinte ich, bald gieng ich heftig auf und nieder, bald fiel ich auf die Kniee und rief den an, den ich nicht kannte. Wenn ein Gott iſt, ſo erbarme er ſich doch mein! rief ich verzweiflungsvoll aus. Und da ich keine Rettung empfand, ſo ſtürzte ich mich wieder in einen Abgründ von Zweifeln und Elend.“

In dieſem Zuſtande vergiengen einige Wochen. Der Tag, wo er ſeine Predigt halten ſollte, nahte heran. Angſt und Gewiſſenspein ſtieg wie ein Ungewitter fürchterlicher empor. Er ſchildert dieſen jammervollen Zuſtand ſelbſt alſo weiter:

„Eines Sonntags war ich darauf bedacht, wenn keine Aenderung ſich ereignete, meine Predigt wieder abzuſagen weil ich wider mein Gewiſſen nicht predigen und die Leute alſo betrügen könnte. Denn ich fühlte es gar zu hart, was das ſey, keinen Gott zu haben, an den ſich das Herz halten könnte; ſeine Sünden zu beweinen und nicht zu wiſſen, warum? oder wer der ſey, der ſolche Thränen auspreſſe? und ob wahrhaftig ein Gott ſey, den man damit erzürnet habe? ſein Elend und ſeinen Jammer täglich ſehen und doch keinen Heiland und keine Zuflucht wiſſen und kennen. In ſolcher großen Angſt knieete ich an gedachtem Sonntage nochmals nieder und rief an, den Gott und Heiland, den ich nicht kannte noch glaubte, um Rettung aus dieſem elenden Zuſtande, wenn anders wahrhaftig ein Gott und Heiland wäre. Da erhörte mich der Herr. So groß war ſeine Vaterliebe, daß er nicht nach

und

und nach mir meine Zweifel und Unruhe des Herzens benehmen wollte, daran mir wohl hätte genügen können, ſondern damit ich deſto mehr überzeugt würde, und meine Vernunft gegen ſeine Kraft und Treue nichts einzuwenden hätte, erhörte er mich plötzlich. Alle Zweifel waren verſchwunden: ich ward verſichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Chriſto Jeſu; ich konnte ihn nicht allein Gott, ich konnte ihn auch meinen Vater nennen. Alle Traurigkeit, alle Unruhe des Herzens war hinweggenommen; ich war, wie mit einem Strome der Freude überſchüttet, daß ich aus vollem Herzen und Munde Gott lobte und preißte, der mir ſo große Gnade erzeigt hatte. Mit großem Kummer und Zweifel hatte ich meine Knie gebeugt und mit unausſprechlicher Freude und Gewißheit ſtand ich wieder auf. Es war mir nun, als hätte ich in meinem ganzen Leben in einem tiefen Schlaf gelegen und als wenn ich alles nur wie im Traume gethan hätte und wäre davon nun erſt aufgewacht. In dieſer glücklichen, mit unzählichen Thränen erkämpften Stunde, hätte ich Himmel, Erde, Engel und Menſchen mögen in meine Freude einſtimmen hören. Ich war ganz überzeugt, daß alle Welt mit aller ihrer Seligkeit und Luſt, ſolche ſüße Freude in menſchlichen Herzen nicht erwecken könne, als dieſe war; und ſahe wohl im Glauben, daß nach ſolchem Vorſchmack der Gnade und Güte Gottes, die Welt mit ihren Reizungen zur weltlichen Luſt, wenig bey mir ausrichten werde."

Die Seelenkrankheit war nun alſo gebrochen und Franke trat wie aus einem hitzigen Fieber, als ein neugebohrner Menſch hervor. Man könnte dies ſeine Wiedergeburt nennen, wofür ers auch wohl halten mochte; denn er begann buchſtäblich ein neues Leben. Sein Geiſt ſchwang ſich auf den Flügeln der Phantaſie empor, ſtreifte, gleich einem Schmetterling ſeine Raupenhülle, die Erdenbande ab und hob ihn über alle menſchliche Sinnlichkeit und über die Erde ſelbſt hinweg. Das merkwürdigſte war, daß die nun erfolgte Gemüthsſtimmung, wie es bey überſtimmten Gemüthern der Fall zu ſeyn pflegt, nicht wie ein Blitz vorüberſchoß, ſondern von

Stund

Stund an bis an ſein Ende bleibend und unerſchütterlich war. Für immer war er über die Welt und ihre Reize hinweggerückt. Sein Sinn ſtand von nun an allein nach dem Himmliſchen.

Unablässig arbeitete er an der Befeſtigung und Vollendung ſeiner Frömmigkeit und ſeines Glaubens. Bey der ſteten Selbſtbeobachtung fand er freylich noch manches in ſeinem Herzen, was auszurotten, zu verbeſſern und zu befeſtigen war. Doch beſtimmt er ſelbſt jenen Zeitpunkt, als den ſeiner Bekehrung. Er begab ſich nun auf einige Zeit nach Hamburg. Hier errichtete er unter ſeinen neuen Bekanntſchaften eine innige Freundſchaft mit einem gewiſſen Lange, deſſen Umgang einen ſehr wichtigen und entſcheidenden Einfluß auf Frankens künftiges Leben erhielt. Gedachter Lange beſchäftigte ſich mit dem Jugendunterricht und mit der Erbauung der Erwachſenen, welche er durch Privatverſammlungen zu befördern ſuchte. Das gab zwiſchen beyden Freunden Veranlaſſung zu mancherley Unterredungen über jene Gegenſtände und erweckte in Frankens Herzen den Wunſch, der Welt auf eine ähnliche Art nützlich zu werden. In ſeiner Seele entſtand jetzt die lebendige Vorſtellung von der hohen Wichtigkeit eines ſorgfältigen Unterrichts der Jugend. Er erkannte, daß es unmöglich ſey, die Gottſeligkeit ſo allgemein und in dem Grade, als es ihm am Herzen lag, zu befördern und auszubreiten, wenn nicht Erziehung und Unterricht den Grund dazu gelegt habe. Das war alſo gewiſſermaßen der entfernte Grundſtein zu jener Anſtalt des Halliſchen Wayſenhauſes, das heut noch Tauſende ſegnen.

Begeiſtert that er nun den erſten Schritt, ſich durch fromme Erziehung der Jugend um die Welt und den Himmel verdient zu machen und eröffnete in Hamburg eine Privatſchule, welche in kurzem ſehr viele Theilnehmer fand. Durch dieſen erſten Verſuch eines zweckmäßigen Unterrichts nach ſeinen Gedanken, wurde er auf die mannigfältigen Mängel des Schul- und Erziehungsweſens beſonders aufmerkſam gemacht, und es erhob ſich, wie er ſelbſt erzählt, in ſeiner Seele der Wunſch,

daß

daß er von Gott gewürdigt werden möchte, zur Verbeſſerung deſſelben mitwirken zu können. Er verſichert ſelbſt zu wiederholtenmalen, daß ſeine damaligen Erfahrungen und Betrachtungen über dieſen Gegenſtand als die eigentliche Grundlage alles deſſen anzuſehen ſey, was Gott in der Folge durch ihn verrichtet habe.

Beſondere Umſtände führten ihn wieder nach Leipzig zurück, wo er ſeine erbaulichen Vorleſungen über das Neue Teſtament wieder anfieng. Sein Beyfall war groß, ſeine Nutzbarkeit entſchieden und ſein Ruf ausgebreitet. Aber eben darin fand Neid und Partheyſucht eine reichhaltige Quelle zum Verläumden, Verunglimpfen und Verfolgen. Gewiß hätte er hier mit ſeinen Gegnern einen harten Kampf zu beſtehn gehabt, wäre er ihnen nicht durch eine Vocation als Diaconus an die Auguſtiner-Kirche zu Erfurth aus den Augen gerückt worden.

Anſtatt, daß dieſe Verſetzung ihm ſeine Ruhe ſichern ſollte, veränderte ſie indeß nur ſeinen Kampfplatz. Sein raſtloſes Beſtreben, eine reinere und wirkſamere Gottesfurcht zu verbreiten, erweckte ihm auch hier nicht wenig Feinde. Mit lebhaftem Beyfall und großem Zulauf hielt er hier beſondere Erbauungsſtunden und ſah ſich dafür in Kurzem heimtückiſch angegriffen und verfolgt. Eh er in ſeinem argloſen Gemüth dies nur ahnete, wurde er ohne Unterſuchung, ohne Urtheil und Recht, durch ein Curfürſtliches Mainziſches Cabinetsſchreiben, ſeiner Stelle entſetzt und aus der Stadt verwieſen. Alle Vorſtellungen dagegen, alle Forderungen eines rechtlichen Verfahrens, alle Vorſprache wichtiger Freunde, alle Geſuche ſeiner Zuhörer und Pfarrkinder waren vergebens. Die Bürger, die für ihn Bittſchriften eingereicht hatten, wurden gefänglich eingeſetzt. Der Ausſpruch war unwiderruflich. Er mußte Predigtamt und Stadt verlaſſen. Dergleichen Behandlungen proteſtantiſcher Geiſtlichen von einer katholiſchen Obrigkeit gehörten zum Geiſt der damaligen Zeit.

Mit Heiterkeit und Seelenruhe folgte er dem Verbannungsbefehl und begab ſich (1691) nach Gotha. Sein rührender Abſchied von Erfurth war ein redender Beweiß,

weiß, daß er auch hier nicht ohne Nutzen gearbeitet hätte. Die Zöglinge der Auguſtiner-Schule verſammelten ſich vor der Wohnung des Curfürſtlichen Stadthalters, thaten einen Fußfall und überreichten ein wehmüthiges Bittſchreiben um ſeine Beybehaltung. Aber! —

Die heftigſte Erbitterung und Wuth unſerer Feinde erweckt uns gewöhnlich an allen Orten Freunde. Wohin die unwürdige Behandlung Frankens in Erfurth nur erſcholl, trat alles mit warmen Eifer für ihn auf und die ehrenvollſten Anträge allenthalben her waren die Folgen davon. Er nahm (1692) die Profeſſur der Griechiſchen und Morgenländiſchen Sprachen und das Paſtorat zu Glaucha, einer Vorſtadt bey Halle an.

Jetzt hatte ihn die Vorſehung auf den Standpunct geführt, wo er für das Beſte der Menſchheit wirken ſollte. Gleich Anfangs nahm er ſich ſeines neuen Predigtamts mit weit größerm Eifer, als ſeiner academiſchen Vorleſungen an. Wofür er ein Märtirer in Erfurth geworden und was ihm dort genommen worden war, gab ihm Gott hier wieder. Wie hätte dieſer Gedanke nicht bey einem Manne von ſeinen Geſinnungen mächtig wirken ſollen! Und eben das, was für jeden andern in ſeiner Lage am niederſchlagendſten geweſen wäre, eben das rief alle ſeine Kräfte auf und ſpornte ſeine ganze Thätigkeit an. Er fand nemlich in ſeiner neuen Gemeinde die größeſte Sittenverderbniß, die größeſte Gleichgültigkeit gegen Religion und Gottſeligkeit. Unwiſſenheit und Armuth waren die Quellen der Lüderlichkeit, aus welchen dieſe Gottſeligkeit hervorgieng.

Franke nahm das mit Kummer wahr. Der Armuth abzuhelfen, war ihm unmöglich; und die Unwiſſenheit und jenes Sittenverderbniß auszurotten, ſchien auch ein unüberſteiglicher Berg zu ſeyn. Indeſſen legte er muthig die Hand ans Werk und wollte wenigſtens einen Verſuch wagen, wie weit ſeine Kräfte reichen würden.

Als ſich einſt die Bettler, wie gewöhnlich, an dem dazu feſtgeſetzten Tage in großer Anzahl vor ſeiner Thür verſammleten, um die gewöhnliche Gabe zu empfangen, ließ er ſie in das Haus eintreten und fieng an, ſich mit ihnen über Religionswahrheiten zu unterreden. Er hielt die

Aus-

Austheilung der Allmoſen für den günſtigſten Augenblick, wo man den Herzen und Gemüthern näher treten könnte. Er erſtaunte über die Bemerkung, wie weit die Unwiſſenheit und Verwahrloſung des großen Haufens gieng! er überzeugte ſich, wie dringend das Bedürfniß einer Anſtalt zum Unterricht und zur Erziehung deſſelben ſey!

Dieſem Bedürfniß abzuhelfen, war nun ſein täglicher Gedanke. Aber mit Kummer ſah er ſich dazu ganz außer Stand, denn es überſtieg ſeine Kräfte unendlich. Was er hatte und entübrigen konnte, theilte er redlich; allein ſeine Einkünfte waren kärglich und wurden es durch die große und allgemeine Armuth in Glaucha und ſeine Mildthätigkeit noch immer mehr. Er gab nicht blos von dem, was er hatte, ſondern arbeitete auch noch für andre. Zum Beſten eines auswärtigen Freundes, der ihm ſeine Noth geklagt hatte, arbeitete er ſeine bibliſchen Anmerkungen aus und verwandte das aus dem Verkauf dieſes Werks gelöſte Geld zur Abhelfung derſelben.

Wenn der Menſch unabläßig nur mit Einem Gedanken beſchäftigt iſt und ihn mit ſich umher trägt, wo er geht und ſteht; wenn er feſt entſchloſſen iſt, allen Hinderniſſen zum Troß ihn auszuführen, ſo erzeugen ſich in ihm Rieſenkräfte und Berge müſſen weichen. Indem auch Franke die Vorſtellung; wie hilft man der Noth der Armuth ab? mit Bekümmerniß lange bey ſich umher trug, erweckte ein Zufall plötzlich jenes feſte Vertrauen auf die Vatergüte Gottes, wodurch in der Folge jenes große Werk, das Waynſenhaus geſchaffen wurde, was noch itzt ein erſtaunenswürdiges Zeugniß für die Kraft und Unerſchütterlichkeit jenes Felſenglaubens ablegt.

Die merkwürdige Entſtehung und den ausgebreiteten Wirkungskreiß deſſelben wollen wir künftig näher beleuchten.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

33ſte Woche.

Halliſches Waiſenhaus.

Man ſieht es dem kleinen rieſelnden Bächlein nicht an, daß es hundert Meilen von der Quelle, wo es entſprang, zum ſchiffbaren Strom werden ſollte. Eben ſo haben auch die wichtigſten und größten Begebenheiten in der Welt oft eine Veranlaſſung, die kaum ins Auge fällt. Wenn man immer die entfernteſte Spur der auffallendſten Erſcheinungen auf Erden verfolgen könnte, man würde erſtaunen, was kleine Dinge für große Wirkungen hervorbringen. Man hat davon mancherley Exempel, wovon ich, um bey der Sache zu bleiben, nur das hieher gehörige anführen will.

Brennend für Menſchenwohl und gerührt von der Noth ſeiner Brüder, unabläßig beſchäftigt mit dem Gedanken, der Unwiſſenheit und der Armuth abzuhelfen; hatte Franke an ſeinem Fenſter eine Armenbüchſe aufgehängt. In einer bibliſchen Ueberſchrift forderte er die Vorübergehenden zu Beiträgen auf. Bisher hatte er immer nur Kleinigkeiten darin gefunden. Einſt aber, da er ſie öffnete, fand er die Summe von ſechs Gulden oder vier Thalern, ſechszehn Groſchen darin; die eine wohlthätige Nachbarin eingelegt hatte. Wenn mancher das große Looß in der Lotterie gewönne, ſo könnte er darüber keine innigere Freude haben, als Franke bey Erblickung dieſes Scha-

tzes. Der längſt ſchon gehegte Gedanke, für einen beſſern Unterricht der armen Kinder zu ſorgen, ward nun zu einem lebendigen und unerſchütterlich feſtem Entſchluß. „Das iſt ein ehrlich Kapital! davon muß man etwas Rechts ſtiften!“ rief er begeiſtert aus. Und von Stund an legte er mit Feuereifer Hand ans Werk und ſtiftete

Etwas Rechts von vier Thalern und ſechszehn Groſchen!

Für zwey Thaler kauft er nun Bücher und räumt in ſeinem Hauſe ein Zimmer für die Armenſchule ein. Einem armen Studenten überträgt er den Unterricht, wofür er ihm einen wöchentlichen Gehalt von — ſechs Groſchen verſpricht; denn er mußte ſparſam haushalten.

Mit ſechs Gulden war das ſchon ein kühnes und gewagtes Unternehmen. Aber vertrauen auf Gottes Güte und auf die Mildthätigkeit der Menſchen war das Capital, worauf er für die Zukunft rechnete. So klein war alſo der Anfang der herrlichen Stiftung, welche noch bis auf die heutige Stunde zum Seegen der Menſchheit blüht.

Die Schule wurde eröffnet, fand Beifall und erhielt bald eine unbeſtimmte Ausdehnung. Der Werth dieſer Stiftung, die beſondere Veranlaſſung und der ſeltne Muth des Stifters wurden bekannter, erregten Aufmerkſamkeit und veranlaßten nach und nach beträchtlichere Unterſtützungen durch milde Beiträge. Die Gründung dieſer Anſtalt trug urſprünglich den Anſtrich des Wanderbaren und legitimirte ſich in den Augen der Menſchen als ein Werk des Fingers Gottes und Frankens Enthuſiasmus electriſirte auch manchen Fühlloſen.

Unter mehrern geringen Beiträgen erhielt er im Sommer dieſes Jahrs (1695) auch ein Geſchenk von

— fünf-

— fünfhundert Thalern. Die dabey angemerkte Beſtimmung lautete: zur Unterſtützung der Armen, beſonders armer Studirender. Dieſe Schenkung erregte bey ihm den Gedanken, mit dem beſſern Unterrichte der Kinder auch eine zweckmäßige Vorbereitung und Unterſtützung armer Studenten zu verbinden. Der Plan des großen Werks ſchwebte von nun an ihm ſchon ziemlich hell und klar vor Augen; aber wie viel gehörte noch dazu, um das hervorzubringen, was er im Sinne hatte und was es heut noch iſt!

Schon am Ende dieſes Jahres wurde eine Erweiterung der kleinen Schulanſtalt nöthig und die fortdauernden milden Beiträge ſetzten den Stifter hinlänglich dazu in den Stand. Er kam durch Beobachtung des Unterrichts auf den Gedanken: daß doch noch weit mehr gutes gewirkt werden könnte, wenn er mit dem Unterricht auch eine beßere Erziehung zu verbinden im Stande wäre. Und ſo trat das Bild des Waiſenhauſes ihm vor Augen. Ein Waiſenhaus! war jetzt ſein heißer Wunſch und ſein feſter Entſchluß. Gerade um dieſe Zeit lief wieder ein Beitrag von fünfhundert Thalern ein und er ſah das als einen höhern Wink der Vorſehung an. Dieſer Wink ſchien ihm um deſto deutlicher und auffordernder zu ſeyn, da ihm zu eben dieſer Zeit vier Vater- und Mutterloſe Waiſen zugeführt wurden. „Ich wagte es auf Gott; ſagt er, nahm ſie alle viere, that ſie bey chriſtlichen Leuten in Verpflegung und gab für jedes wöchentlich einen halben Thaler. Da ich es einmal angefangen hatte, Waiſen in Gottes Namen aufzunehmen, ſo ließ ich es auch getroſt darauf ankommen, deren noch mehrere hinzu zu thun. Gleich den andern Tag darauf fanden ſich noch zwey Kinder; des nächſten Tags wieder eins, zwey Tage darnach abermal eins, und nach acht

Tagen noch eins, ſo daß den 16ten November 1695 ſchon ihrer Neun beiſammen waren."

So hatte er es im Vertrauen auf Gott gewägt und ſo fuhr er im Vertrauen auf Gott fort. Es waren bisher in einem benachbarten Hauſe einige Zimmer gemiethet; jetzt wurde es für einige hundert Thaler gekauft. Das Inſtitut hatte nun ſchon einen feſtern Grund und größere Ausdehnung erhalten. Der Fond blieb aber noch immer nur die durch Gottes Güte gelenkte Mildthätigkeit der Menſchen.

In eben dieſem Jahre gab wiederum der Zufall der frommen Thätigkeit Frankens noch eine andere Richtung. Es wurde von ihm ein Hauslehrer für eine adeliche Familie verlangt. Da er nicht gleich Jemanden fand, den er mit Zuverſicht empfehlen zu können glaubte; ſo erbot er ſich die Kinder unter ſeiner Aufſicht erziehen zu laſſen. Dies war der Anfang einer Erziehungsanſtalt für Kinder aus den höhern und reichern Ständen, die von jetzt an jener für die Kinder der hüfloſeſten Armuth an die Seite trat. Sie wurde unter dem Namen des Pädagogiums feſter gegründet und hat durch das ganze Jahrhundert fort geblüht, ſteht auch heute noch im Flor.

Mit dem folgenden Jahre (1696) erweiterte ſich die Unterrichts- und Verpflegungsanſtalt, ſowohl für die Kinder der Reichen als der Armen immer mehr und mehr. Die reichen Kinder wurden in Privatwohnungen vertheilt, für die armen aber wurde das dazu erkaufte Gebäude völlig eingerichtet und noch ein zweites Haus dazu gekauft. Der Unterricht wurde fortwährend durch arme Studenten beſorgt, um dieſen dadurch zugleich eine Uebung für ihren künftigen Stand und eine Unterſtützung zu verſchaffen.

Um

Um die Unterſtützung armer Studenten noch ſicherer und ausgedehnter zu befördern, ließ er einen Freytiſch für ſie errichten, an welchem bereits in der Mitte dieſes Jahrs zweyund vierzig Studenten geſpeiſt wurden. die Zahl der Waiſenkinder war um eben dieſe Zeit zwey und funfzig und vermehrte ſich von Monat zu Monat.

Jemehr ſich dieſe Anſtalt ausbildete, je größer wurde die Nothwendigkeit eines geräumigen und zu dieſer Beſtimmung zweckmäßig eingerichteten Gebäudes. Noch in eben dieſem Jahre faßte er den Entſchluß ein ſolches Gebäude aufzuführen. Im folgenden wurde der Bau angefangen und in zwey Jahren das große, durchaus von Steinen aufgeführte Gebäude vollendet.

Die Geſchäfte des frommen Franke häuften ſich dadurch ſo ſehr, daß er unter der Laſt derſelben hätte erliegen mögen. Als academiſcher Lehrer begnügte er ſich nicht damit, die Collegia zu leſen, auf welche er angewieſen war. Er wandte auch mannigfaltige Mittel an, um in ſeinen Zuhörern den Geiſt der Wiſſenſchaft, noch mehr aber den Geiſt der Frömmigkeit und Sittlichkeit zu erwecken.

Als Prediger hielt er fortwährend in ſeinem Hauſe Privat-Erbauungsſtunden; und ließ ſich durch die Anfechtungen, welche er deshalb von ſeinen Mitbrüdern im Predigtamt erleiden mußte, ſelbſt durch die unangenehmſten Verdrüßlichkeiten nicht ermüden.

Seine Sorge für die Armen beſchränkte ſich nicht auf die Kinder ſeiner Anſtalt allein. Er entwarf noch eine Almoſenordnung für Glaucha, welche in der Folge auch von der Stadt Halle angenommen wurde und heut noch im weſentlichen beſteht. Auch auswärtigen Armen entzog er ſeine Unterſtützung, ſeinen Rath und Troſt nicht. Täglich waren zwey Stunden

den beſtimmt, wo er ſie ſprach, ihre Briefe beantwortete, ſie mit Rath und Troſt unterſtützte, wenn er weiter nichts für ſie zu thun vermochte.

Seine Stiftung erforderte immer mehr Thätigkeit, denn ſie erweiterte ſich immer mehr. Aus dem Verkauf einer Predigt Frankens entſtand eine anſehnliche Buchhandlung zum Beſten des Waiſenhauſes, die ſich unter dem Namen Buchhandlung des Waiſenhauſes zu den bedeutendſten in Deutſchland in kurzer Zeit erhob. Bald wurde damit auch eine Buchdruckerey verbunden. Eben ſo wurde aus ſeinem Medizinſchrank die beträchtlichſte Apotheke, welche nur irgend eine Stadt aufweiſen kann und deren Producte, unter dem Namen der halliſchen Medizin noch heut aller Orten zu haben ſind. Mit einem Wort, alles was durch den Kopf und die Hände dieſes Manns gieng, ſchien von einem ſichtbaren Seegen begleitet zu ſeyn. Im Jahre 1698 wurden im Waiſenhauſe ſchon hundert Kinder verpflegt und zwey und ſiebzig arme Studenten geſpeißt. Die Zahl derer, welche hier Unterricht erhielten, belief ſich damals ſchon auf fünfhundert.

Bey allen dieſen Unternehmungen hatte der Stifter mit unſäglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihre Einrichtung, Erhaltung und Vervollkommung verurſachten unendliche Sorgen und Arbeit; ein ſtetes Ringen mit Mangel, Argwohn, Vorurtheilen und Verläumdung. Seine Feinde säten allenthalben Unkraut unter den Waizen. Dennoch wurde durch alles dies ſein Muth nur mehr gehoben, ſein Vertrauen und Glaube geſtärkt und ſeine Thätigkeit mehr belebt.

Von der andern Seite fand er freilich in dem Wachsthum, in den Blüthen und Früchten ſeiner Stiftung Lohn genug für ſein frommes Herz und für ſeine un=

unbeſchreibliche Mühe. Er glaubte ſo manche offenbare und untrügliche Zeugniſſe ſeines Vertrauens auf Gott zu haben, daß er durchaus keinen andern Fond, als die waltende Vorſehung, für ſeine Anſtalt verlangte. Die mannigfaltigen Verlegenheiten, worin er ſich von Anfang derſelben befunden, aus welchen er aber auch immer zur rechten Zeit und oft auf die auffallendſte Art und Weiſe herausgeriſſen worden war, hatten ſein Vertrauen auf Gott zu einem eigentlichen Wunderglauben ausgebildet. Er äußert daher mehrmals, daß er ſich darüber gefreut habe, wenn ein Zeitpunct des Mangels eingetreten ſey, weil er dann gewiß wieder die Erfahrung machen würde, daß, wenn die Noth am gröſten wäre, würde auch Gott am nächſten ſeyn.

„Schon vor Oſtern 1696, erzählt er, kam es dahin, daß faſt alles erſchöpft war, und man nicht mehr wußte, wo in der folgenden Woche etwas herzunehmen wäre; dergleichen ſtarke Prüfungen ich denn bey dem Werke zu der Zeit noch nicht gewohnt war. Da kam Gott zur rechten Stunde und ließ mir unverhofte Hülfe geſchehen. Denn er erweckte eine Perſon, die mir zur Fortſetzung meiner Armenpflegung tauſend Thaler durch die dritte und vierte Hand auszahlen ließ, und dieſelbe empfieng ich zu einer ſolchen Zeit, da kein Vorrath mehr da war.“

„Auf eine andere Zeit war faſt gar nichts mehr übrig und doch groſſes und dringendes Bedürfniß da. Die Noth ward dem Herrn, der ein rechter Vater der Wayſen iſt, im Gebet vorgetragen. Es zeigte ſich zwar eine Gelegenheit, daß einer damals gegenwärtigen Perſon der Mangel nur hätte bekannt gemacht werden dürfen, ſo würde ſie ohne Zweifel nach allem Vermögen beygeſprungen ſeyn. Aber man wollte lieber

der Gott die Ehre geben, trug auch ein billiges Bedenken, derſelben Perſon durch Borgen beſchwerlich zu fallen, da ſie ſonſt ſchon ihre Liebe gegen die Armen bewieſen hatte. Darauf gab Gott aufs neue viel Freudigkeit zu ihm zu beten, der auch das Geſchrey der jungen Raben hört. Ich hatte mich kaum an den Arbeitstiſch geſetzt, brachte mir jemand einen Brief und eine Rolle Geld. Es waren 50 Thaler.“

„Im Jahre 1698 ſandte ich einer frommen, durch Leiden bewährten Chriſtin einen Ducaten. Sie antwortete: Sie habe Gott gebeten, daß er meinen armen Wayſen einen ganzen Haufen Ducaten wieder beſcheren möge. Bald darauf wurden mir vier Ducaten und zwölf Doppelducaten gebracht; ferner an eben dem Tage noch zwey Ducaten. Nicht lange nachher empfieng ich fünf und zwanzig Ducaten. Dann wieder um eben die Zeit zwanzig Ducaten. Da um dieſe Zeit Prinz Ludwig von Wirtenberg zu Eiſenach ſtarb, ward mir berichtet, daß er eine Summe Geldes dem Wayſenhauſe vermacht habe. Es waren fünfhundert Ducaten Species. Sie wurden mir zu einer Zeit geſendet, wo ich ſie zum Bau des Wayſenhauſes höchſt nöthig hatte. Da ich nun dieſen Haufen Ducaten auf dem Tiſche vor mir ſah, dachte ich an das Gebet der frommen Frau.“

„Bald darauf fehlte es wieder an allen Ecken und kam auch der Oeconomus, brachte ſeine Rechnung und forderte aufs neue Geld zu ſeiner wöchentlichen Ausgabe. Da mußte ſich mein Herz am Glauben an Gott halten; denn die Ausgaben waren nothwendig und war doch kein Vorrath vorhanden. So wußte ich auch nicht, durch welches Mittel ich ihm Rath ſchaffen könnte. Ich beſchloß demnach gleich Gott um neuen Segen anzurufen; wollte nur erſt die Arbeit, welche ich

un=

unter Händen hatte (weil ich eben im Diktiren begriffen war) vollenden. Aber als ich mit dieſer Arbeit fertig war und nun hingehen wollte, zu beten, da kam ein Brief von einem Kaufmann, welcher berichtete, daß er beordert ſey, ein tauſend Thaler an mich, zum Behuf des Wayſenhauſes zu zahlen. Da gedachte ich an den Spruch: eh ſie rufen, will ich antworten, wenn ſie noch reden, will ich hören.''

„Um Michaelis war ich im äußerſten Mangel; und da ich bey ſchönem Wetter ausgegangen war und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz ſehr im Glauben geſtärkt, alſo daß ich bey mir dachte: wie herrlich iſt es doch, wenn man Nichts hat und ſich auf Nichts verlaſſen kann, kennt aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde erſchaffen hat, und ſetzt auf ihn allein ſein Vertrauen, dabey man auch im Mangel ſo ruhig ſeyn kann. Ob ich nun wohl wußte, daß ich noch deſſelbigen Tages etwas von Nöthen haben würde, ſo war doch mein Herz ſo geſtärkt, daß ich fröhlich und getroſt war und kam darauf nach Hauſe. Da denn gleich derjenige zu mir kam, welcher an ſelbigem Tage, als an einem Sonnabende, die Arbeitsleute beym Bau des Wayſenhauſes bezahlen ſollte, hatte ſich ſchon darauf fertig gemacht, daß er nur von mir Geld holen, hingehn und auszahlen wollte, fragte mich demnach, ob ich was bekommen hätte? Iſt was kommen? fragte er. Ich antwortete: Nein! aber ich habe Glauben an Gott! Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, ſo ließ ſich ein Studioſus bey mir melden, welcher dreyßig Thaler von Jemand, den er nicht nennen wollte, brachte. Da gieng ich wieder in die Stube und fragte den Andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Arbeitsleute brauche? Er antwortete: dreyßig Thaler. Ich ſagte: hier ſind ſie. Fragte dabey: ob er mehr brauche? Er ſagte:

Nein!

Nein! welches denn uns beyde gar ſehr ſtärkte; indem wir ſogar augenſcheinlich die Hand Gottes erkenneten, der es im Augenblick gab, da es von Nöthen war.“

„Zu einer andern Zeit fehlte es allenthalben und ich ward von dem einen hier, vom andern da des Mangels erinnert. Daher ich im einfältigen Glauben und Vertrauen auf Gott ſagte: Ihr ſucht nur alle von mir; aber ich weiß einen andern Mann, (Gott meynend). Da ich ſolches kaum ausgeredet, ſteckte mir ein gegenwärtiger, aus der Fremde angelangter guter Freund vierzehn Ducaten Species in die Hand, mir zum abermaligen Zeugniß der herzenslenkenden Kraft Gottes.“

„Es geſchah gleichfalls, daß ich zu einer Zeit einer großen Summe benöthigt war, ſo daß ich mit hundert Thalern nicht auszukommen wußte, gleichwohl nicht ſahe, woher ich zehn, geſchweige denn hundert bekommen ſollte. Es kam der Oeconomus und zeigte die Nothdurft. Ich beſchied ihn, er ſollte nach der Mittagsmahlzeit wiederkommen, und gab mich inzwiſchen aufs Gebet. Als er aber nach der Mittagsmahlzeit wiederkam, war noch nichts vorhanden, daher ich ihn auf den Abend wiederkommen hieß. Ich ward inzwiſchen von einem vertrauten chriſtlichen Freunde beſucht, mit welchem ich mich denn im Gebet vor Gottes Angeſicht vereinigte und ward ſehr bewegt, Gott zu loben und zu preiſen für alle ſeine Werke und Wunder, die er von Anbeginn an den Menſchenkindern erwieſen hat, alſo, daß mir die vornehmſten Exempel der ganzen heiligen Schrift in meinem Gebete zu Gemüthe kamen. Daher ich auch in ſolchem Lobe Gottes ſo geſtärkt ward, daß ich dabey allein blieb und nicht nöthig fand, Gott

ängſt-

ängſtlich zu bitten, daß er mich aus gegenwärtiger Noth erretten möchte. Da nun dieſer gute Freund von mir weggieng und ich ihn durchs Haus bis an die Thüre begleitete, ſtand an der einen Seite der Oeconomus und wartete, daß ich ihm das verlangte Geld auszahlen möchte. An der andern Seite ſtand eine andere Perſon, welche hundert und funfzig Thaler überbrachte, in einem verſiegelten Beutel zum Behuf des Wayſenhauſes."

„Gleichfalls wurden nach der Zeit zur Abzahlung der Arbeiter dreyßig Thaler von mir verlangt. Da ich aber von allen entblößt war, mußte ich meinen Bauinſpector mit dem Troſt dimittiren: der getreue Gott würde diesmal auch für uns ſorgen. Er gieng hinweg und fand die Arbeitsleute vor dem Wayſenhauſe auf die Zahlung wartend. Da kömmt unvermuthet ein bekannter Freund zu ihm, dem er ſeine gegenwärtige Nothdurft ſagt. Dieſer leihet ihm vierzehn Thaler. Indem er davon den Anfang machet auszuzahlen und eh er ſie noch völlig ausgegeben, empfieng ich von einem andern Orte etwas mehr denn dreyßig Thaler; wovon ich ihm das nöthige augenblicklich zuſandte."

„Zu einer andern Zeit, da alles erſchöpft war, ward von meinen Gehülfen in der Abendconferenz von dem gegenwärtigen Mangel geſprochen; und zwar mit unſerer nicht geringen Freude und Erquickung, indem wir uns durch die Verheißungen Gottes unter einander ſtärkten, der ſo vielfältig uns wiederfahrnen göttlichen Hülfe erinnerten und uns freuten, daß uns Gott in ſeinem Wort das Privilegium gegeben, daß wir nicht ſorgen, noch unſer Gemüth in einige Bekümmerniß einlaſ-

laſſen, ſondern auf ſeine Fürſorge unſer gänzliches Vertrauen ſetzen dürften. Der Schluß war endlich dieſer, daß wir nun eben den Vortheil davon hätten, da wir uns bey dem gegenwärtigen Mangel erfreut, den andre haben möchten, die den Kopf dabey hängen ließen und ihr Gemüth mit Sorgen beſchwerten. Damit wir denn auch friſch zum Gebet ſchritten. — In derſelben Stunde hat Gott das Herz eines vornehmen Gönners erweckt, darauf zu denken, daß uns auf den morgenden Tag etwas geſchickt würde, auch anzubefehlen, daß er deſſen ja erinnert werden möchte, wie mir denn des andern Tages von demſelben drey hundert Thaler geſendet wurden. Dabey noch einige Umſtände mir die väterliche Fürſorge und ſo innerlich, als äußerlich wirkende Hand Gottes ſonderlich empfindlich machten.“

„Da man zur wenigen Zahl der Waysenkinder Anfangs nur ein kleines Haus nöthig gehabt, hat man in gutem Vertrauen auf Gott beſchloſſen, eins dazu zu kaufen und Gott hat zur rechten Stunde ſo viel dazu beſchert, als nöthig geweſen. Damit hat man ſich beholfen und es, ſo gut man gekonnt, aptiren laſſen, ſo lange nicht die höchſte Nothdurft ein größeres erfordert. Da es aber Noth geweſen, hat man ein größeres Haus gekauft und der Herr im Himmel hats dargereicht, daß es bezahlt worden. Als das auch zu klein worden, und man mit gemietheten und hie und da zerſtreuten Häuſern nicht auszukommen, noch das Werk in der Ordnung zu erhalten wußte, hat man den Grund gelegt, im Namen des lebendigen Gottes, zu einem größern Gebäude und hats ſo groß angelegt, als mans fürs erſte nöthig zu haben vermeynt.“

„Da war kein Vorrath, das weiß der Herr, ja nicht eine Hütte zu bauen, geſchweige ein Waysenhaus für ein Paar hundert Menſchen. So fehlte es auch nicht an ſolchen, welche die ſchweren Unkoſten vorſtellten, die dazu würden erfordert werden; auch fragten: ob man viel dazu hätte? Andere riethen, zur Erſparung der Koſten, es nur von Holz zu bauen; und wie es dann hieß: wozu dieſer Unrath? vermogten ſie leicht

ſo

ſo viel bey mir, daß ich anfieng, ihnen zu gehorchen. Aber der Herr ſtärkte mich im Glauben, als hätte er zu mir geſagt: „baue du es von Steinen, ich will dirs bezahlen.“ So hat ers auch mit der That bewieſen und von Woche zu Woche, von Monat zu Monat gleichſam zugebröckelt, was die Nothdurft erfordert, daß die Waysenkinder nicht Hunger gelitten und auch die Bauleute wohl, und bis auf dieſe Stunde zu ihrem herzlichen Vergnügen bezahlt worden.“

„Es wird nichts öfters gehört, als das; es könne das Werk nicht beſtehen, weil es kein Fixum oder keinen gewiſſen Fundum habe. Iſt denn Gott nicht gewiß genug? Oder will man Gott und den Mammon mit einander rechten laſſen, wer am gewiſſeſten ſey? Iſt der Himmel nicht fixer als der Menſchen ihr Kapital, darauf ſie ſich ſo gewiß fundiren? Und ſiehe! Gott hat ja auch den Himmel und die Erde erſchaffen und iſt der rechte Monarch, der alle Welt kann ſchätzen laſſen, wenn es ihm wohlgefällt. Ich habe aber aus dergleichen ungläubigen Reden allemal einen großen Troſt; denn ich ſtärke mich damit, daß Gott ſeine Ehre gegen ein ſolch ungläubig Volk gewiß retten wird.“

„Ich thue nur dieſes hinzu. Mit Gott hat mir es noch niemals gefehlt; aber mit Menſchen und gewiſſen Vertröſtungen der Menſchen vielmals, auch oft ohne ihre Schuld. Wenns aber mit dem einen gefehlt, hat Gott den andern erweckt; wenn ſich eine Quelle verſtopfet, hat ſich eine andre geöffnet. Darum bleibts dabey: Gott iſt allein mächtig und allein gewiß. Wer ſich auf Ihn verläßt und dann das Seine thut, wird nie zu Schande!“

Dieſer Wunderglaube Frankens erzeugte in ſeiner Seele eine unerſchütterliche Zuverſicht in Anſehung der Fortdauer ſeiner Anſtalt und in ſeinem Herzen eine Ruhe, die ihn über alle Beſorgniſſe hinweghob. Seine Meynung von der Kraft des Gebets, die allerdings durch ſo beſondere Erfahrungen beſtärkt worden war; die lebendige Ueberzeugung, ſein Werk ſey buchſtäblich Gottes Werk, ſeine Waysen wären buchſtäblich Gottes Kinder;

der; und Er ſelbſt das auserwählte Rüſtzeug, der Stellvertreter des himmliſchen Vaters, machte ihn über das künftige Schickſal ſeiner Wayſenanſtalt unbekümmert.

Menſchen, die dieſen Glauben nicht hatten, mußten ſeine Unternehmung freylich von einer andern Seite betrachten. Daher darf es wohl nicht befremden, daß der Feuereifer, womit er ſein Werk betrieb und unternahm, ſehr verſchiedener, oft liebloſer Beurtheilung unterworfen war. Indeſſen hat doch der Glaube, der jene Anſtalt gründete, ſie bis auf den gegenwärtigen Tag erhalten. Aber mit dem Verkalten und Hinwelken dieſes Glaubens ſcheinen allerdings auch die Hülfsquellen derſelben auszutrocknen. Ohne die königlichen Privilegien, die zur Aufrechthaltung des Wayſenhauſes ertheilt wurden, wären ſie wohl gröſtentheils bey dem todten Glauben der heutigen Welt ſchon verſiegt.

Eine der Hauptſtützen dieſer Stiftung, die es auch noch heute iſt, war auch damals ſchon die damit verbundene und privilegirte Apotheke. Franke hatte von verſchiedenen Perſonen einige Recepte zu vermeinten ungemein vorzüglichen und wirkſamen geheimen Heilmitteln oder Arcanen, als Beytrag zu ſeinen frommen Unternehmungen erhalten. Welcher fromme Kranke, der wußte, daß ſie aus Frankens frommer Hand kamen, hätte darauf nicht doppeltes Vertrauen geſetzt! Da ſie überdies nicht unwirkſam waren, ſo kamen ſie durch ganz Deutſchland in einen auffallenden Ruf. Beſonders warf die weltbekannte Halliſche Goldtinktur, welche aus Gold verfertigt werden ſoll und in der Wayſenhausapotheke als Geheimniß zubereitet wird, durch einen beträchtlichen Handel damit, jährlich eine ergiebige Einnahme von mehrern tauſend Thalern Profit ab. Auch der anſehnliche und ausgebreitete Buchhandel des Wayſenhauſes eröffnete demſelben ſehr erſprießliche Unterhaltungsquellen. Zwar wurden von dieſem Ertrage einige größere und kleinere Grundſtücke angekauft, da aber Franke eigentlich auf kein ander Capital, als auf die ſorgende Vatergüte Gottes Anweiſung haben und geben wollte, ſo wurde die beträchtliche Ein-

nah-

nahme, die noch immer von milden Beyträgen unterſtützt wurde, mehrentheils auf die größere Ausdehnung ſeiner Stiftung verwendet. Wenn andre über die Zukunft zagten und kleinmüthig wurden, ſo warf er ſeinerſeits keck und kühn die Frage auf: „hat es meinen Zöglingen und Pflegebefohlnen je an etwas gemangelt?“ — Und die Erfahrung antwortete: Nein!

Nach und nach wurde nun die Schule des Wayſenhauſes, wie alle übrige Anſtalten deſſelben immer mehr erweitert. Für die Wayſenkinder, die aus den fernſten Gegenden hiehergebracht wurden, legte man eine Art von Induſtrie-Schule an. Man fieng an eine Bibliothek und ein Naturaliencabinet zu ſammlen. Es wurden noch mehrere Freytiſche für ſolche arme Studirende errichtet, die nicht als Lehrer angeſtellt waren. Mehrere in der Nähe des Wayſenhauſes befindliche Gärten und Häuſer wurden gekauft und gebaut und auf dieſe Weiſe fortwährend für die innere Verbeſſerung und ſorgfältige Vereinigung der einzelnen Theile zu einem Ganzen geſorgt; ohne der Ausdehnung deſſelben jedoch beſtimmte Schranken zu ſetzen. Dadurch gieng der beträchtliche jährliche Zufluß gröſtentheils auf und es traten immer noch Zeitpuncte ein, wo kein Thaler in der Caſſe war. Auch würde es Franke bey ſeinem Wunderglauben an Gott für eine Art von Verſündigung gehalten haben, wenn ſein Kleinmuth für die Zukunft hätte Schätze ſammeln wollen; welches ſeiner Stiftung doch heut ſehr wohl thun würde.

Bey einer ſo weitläuftigen, koſtſpieligen und verwickelten Unternehmung, als ſeine Erziehungs- und Unterrichts-Anſtalt und die dazu erforderlichen ungeheuren Gebäude waren, worinnen noch an tauſend Menſchen wohnen konnten, mußte es nothwendig noch immer etwas nachzuhelfen und zu verbeſſern geben. Unter andern fehlte es an gutes Trinkwaſſer. Mit ungeheuren Koſten wurden Waſſerleitungen angelegt und das Waſſer aus einer beträchtlichen Entfernung herbeygeführt, weil es für die weitläuftige Oeconomie der Anſtalt ein unentbehrliches Bedürfniß war. Auch Gärten und

Spiel-

Spielplätze wurden angelegt und eh man in Halle noch an eine Straßenerleuchtung dachte, war der innre Hoff des Wayſenhauſes damit ſchon verſehen. Um das Werk von Frankens Schöpfung genauer zu überſehen und leichter bey der Hand zu ſeyn, wurde ein an das Hauptgebäude des Wayſenhauſes ſtoßender Gaſthof gekauft und zu einer beſtändigen Wohnung für den Direktor deſſelben eingerichtet.

So weit war das große Werk nach zehn Jahren gediehen, und aus den Vier Thalern und Sechzehn Groſchen hatte nun Franke etwas Rechts geſtiftet. Man hätte es ſeiner ehemaligen Armen-Büchſe an ſeinem Fenſter nicht zugetraut, daß ſie wie eine königliche Schatzkammer einem mehr als fürſtlichen Pallaſt das Daſeyn geben würde. So viel aber auch wirklich ſchon geſchehen war, ſo ergab ſich doch täglich mehr, wie viel noch zu thun übrig ſey. Gleichwohl empfand Franke um dieſe Zeit eine Erſchöpfung ſeiner Kräfte, welche ihn nöthigte, auf einige Monate eine Erholung zu ſuchen.

Seine Anſtrengungen und gehäuften Arbeiten; ſo viele Unannehmlichkeiten, welche ihm beſonders von Seiten einiger ſeiner Mitbrüder im Predigtamte erregt wurden und ihm das Leben ſauer machten; dazu noch der Verluſt ſeines Seelenfreundes, des Doktors Speners, alles das mochte die Abſpannung bewirken; welche er gegen den Frühling des Jahrs 1705 empfand.

Auf den dringenden Rath ſeiner Freunde entſchloß er ſich eine Reiſe zu machen, um ſich zu zerſtreuen und zu erheitern. Er gieng nach Holland, wohin ihn aber die zärtlichſte Sorgfalt für ſein großes, wohlthätiges Werk begleitete. Auch von hier warf er ſeine Vaterblicke auf daſſelbe. Sein Ruf gieng vor ihm her und wohin er kam, wurde er nicht nur mit der größten und gewiß verdienten Hochachtung aufgenommen, ſondern die Bekanntſchaften, die er machte, waren für ſeine Stiftung auch von dem ſegenreichſten Erfolge und eine neue Hülfsquelle.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

34ſte Woche.

Franke, Stifter des Halliſchen Wayſenhauſes.

Frankens Reiſe nach Holland hatte auf die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit einen ſehr wohlthätigen Einfluß gehabt. Mit geſtärkten Kräften griff er nach ſeiner Zurückkunft, das Werk wieder an, um ihm die möglichſte Vervollkommung und Ausdehnung zu geben. Dies geſchah unter andern auch dadurch, daß die Wayſenhaus-Anſtalt nun die ſchicklichſte Pflanzſchule für Lehrer und Erzieher ward. Durch den Unterricht, den die jungen Theologen hier nach Anweiſung und unter Aufſicht gaben, bereiteten ſie ſich auf ihre künftige Laufbahn und Beſtimmung am ſchicklichſten vor.

Dadurch breitete ſich der Ruf von Frankens Stiftung weit über die Gränzen Deutſchlands aus. Aus Dännemark verlangte man von ihm Mißionare zur Bekehrung der Heiden nach Tranquebar; auch aus Holland und England wurden ihm Zöglinge zugeſandt. Schon im Jahr 1707 wurden täglich tauſend und einige hundert Kinder und Zöglinge von mehr als hundert Lehrern unterrichtet. Und da die letztern doch nur immer wenige Jahre an dieſer Anſtalt blieben und dann wieder in ihr Vaterland zurückgiengen, ſo iſt begreiflich, wie das ganze proteſtantiſche Deutſchland von dieſer Pflanzſchule Nutzen zog.

Und noch war dieſe Anſtalt immer im Wachſen. Die Zahl der Wayſenkinder von nah und fern wurde täglich vergrößert und die Zahl der Schüler um mehrere Hunderte vermehrt. Durch eine Stiftung der Königin Anna von England wurde auch der Freytiſch erweitert. Es wurden noch mehr neue Gebäude, ein Wohnhaus für die Wayſenmädchen, der große Speiſeſaal mit dem über ihn befindlichen großen Betſale gebaut und eingerichtet. Auch für die Erziehung der Jünglinge aus höhern Ständen wurde durch die Erbauung des Pädagogiums beſſer geſorgt.

So redende und ſichtbare Beweiſe ſeiner Thätigkeit und Nutzbarkeit ſchützten den frommen und mühſamen Stifter doch nicht für böſen Leumund und Neid. Es war ſeinen Feinden unbegreiflich, wie ein Mann ohne Ruhmſucht und Eigennutz zu bezielen, allein aus Liebe zu Gott ſo raſtlos und unermüdet für das Wohl der Menſchen würken konnte. Sie ſchoben ihm alſo nach dem Lauf der Welt Abſichten unter, die ihm ſicher nicht in den Sinn gekommen waren. Es gelang dem Neide oder der Bosheit ſogar, dem damaligen Könige von Preußen, Friedrich dem Erſten, Mißtrauen gegen Franken einzuflößen. Doch ſprach ſein Werk zu laut für ihn, als daß ihm der rechtſchaffne Friedrich Hinderniſſe hätte in den Weg legen ſollen. Aber er nahm keinen Theil daran und bekümmerte ſich nicht darum. Was würde Frankens Stiftung erſt unter der Vormundſchaft eines Königs geworden ſeyn! Doch ſie ſtand als ein Werk der Mildthätigkeit und der Gottesfurcht feſt genug durch ſich ſelbſt. Der damalige Kronprinz und nachherige König Friedrich Wilhelm der Erſte ſah ſie ſchon mit günſtigern Augen an. Er nahm als König das Wayſenhaus mit

gro=

großer Zufriedenheit ſelbſt in Augenſchein, und wahrſcheinlich hätte ſeine königliche Hand ihre Mildthätigkeit daran auch wirklich bewieſen, wenn er nicht, vielleicht durch Frankens Werk dazu veranlaßt? — ſelbſt ein Wayſenhaus zu Potsdam für 3000 Soldatenkinder geſtiftet hätte. Wenigſtens war es für Franken ein hoher Ruhm, in ſeinem Monarchen einen Nachahmer ſeines Werks zu ſehen. Im Jahr 1722 kam zu Potsdam dies königliche Wayſenhaus würklich zu Stande.

Ob alſo gleich die königliche Hülfe und Unterſtützung fehlte, ſo erhob ſich dennoch Frankens Werk noch immer mehr. Es giengen fortdauernd beträchtliche Beyträge ein, die mit den nun ſchon beſtehenden gewiſſen Einkünften den unermüdeten Stifter in Stand ſetzten, in den Jahren 1714 und 1715 noch mehr anſehnliche Gebäude aufzuführen. Man zählte in den gedachten Jahren über tauſend und ſiebenhundert Kinder, welche von hundert und acht Lehrern unterrichtet wurden. Es wurde nun auch ein beſonderer großer Saal für die Bibliothek des Wayſenhauſes gebaut, welche 1726 theils durch Schenkungen, theils durch Ankauf ſchon auf 18000 Bände angewachſen war.

Nun nahmen aber auch die Kräfte des frommen Stifters merklich ab. Seine vier Thaler und ſechszehn Groſchen, die er in der Armenbüchſe fand, hatten königlich gewuchert. Was für Empfindungen mußte nicht der Anblick ſeines Werks in ſeinem Herzen erregen! Wie mußte nicht der Gedanke: Vater ſo vieler tauſend Wayſen zu ſeyn, die hier ihre Zuflucht ſchon gefunden hatten, noch fanden und ferner finden würden, ſeine Seele erheben! Wie viele tauſend Lehrer hatte er nicht nebenbey durch die Gelegenheit zum

praktiſchen Unterricht für ganz Deutſchland gebildet! Seine Saat wucherte weiter als ſterbliche Augen ſahen.

Er fühlte nun ſein Ende herannahen und erwartete den Tod, wie ſo ein Mann das Recht dazu hat, mit Ruhe und Freudigkeit. Er war kein unnützer Knecht im Lande der Lebendigen geweſen und die feſte Ueberzeugung von einer künftigen Vergeltung überſtrömte ihn mit himmliſchem Entzücken. Wer muß ihm nach ſo einem vollendeten Tagewerk nicht ſeine Empfindungen im Angeſicht des Todes beneiden? Das that ein armer, unvermögender Prediger!

Den 29ſten May 1727 beſuchte er, es war ein heitrer Sommertag, zum letztenmal die Gärten des Wayſenhauſes. Mehrere ſeiner Gehülfen und Freunde hatten ſich hier um den ſchwachen Kranken verſammelt. Es waren heilige Stunden der Erhebung und Rührung, welche ſie hier mit dem ſchon halb Verklärten verlebten. Sein Geiſt erhob ſich noch einmal, mit der ganzen Kraft ſeiner Anſchauung über die Hinfälligkeit ſeines Körpers. Es ſchien, als ergriff ihn ein Vorgefühl der nahen Entfeſſelung, das ihn ſchon jetzt in höhere Regionen erhub.

Von dieſem erhabenen Standpunct herab, überſchaute er mit dankbarem Blick ſein thätiges, rühmliches Leben. Sein Gefühl des Danks und der Rührung löſte ſich in Worte auf. Er zählte ſeinen Freunden die Wohlthaten, die er ſeit ſeiner frühen Kindheit von Gott erhalten habe, auf; und verweilte ſich beſonders bey den Freuden, die er aus der Gottſeligkeit geſchöpft hatte. Durch ſie habe er den Genuß der reinſten Wolluſt des Geiſtes empfunden.

„Oft habe ich geſtrauchelt, rief er aus, bin aber bald wieder aufgeſtanden. Oft war die Empfindung der göttlichen Liebe ſo ſtark in meinem Herzen, daß

ich

ich vor Freude hätte zerſpringen mögen. Unter freyem Himmel habe ich oft mit Gott den Bund gemacht: So du willſt mein Gott ſeyn, ſo will ich dein Knecht ſeyn. Oft habe ich vor inniger Sehnſucht, recht viele zu den reinen Geiſtesfreuden zu verhelfen, bey welchen mir ſo wohl geweſen, ausgerufen: Gott! meine Kinder, zahllos wie der Morgenthau, wie die Sterne am Himmel!"

Die Vorſtellung, daß dies Gebet erfüllet ſey, verwandelte ſeine Erzählung in das feurigſte Dankgebet und dies löſte ſich wieder in die rührendſte Fürbitte auf, für alle die, ſo ihm Gott gegeben habe. Er ſchloß mit den Worten: einſt müſſe ich ſie alle wiederſehn und ſagen können: hier bin ich, Herr! und die Kinder, die du mir gegeben haſt.

Man brachte ihn mit traurigen Ahndungen in ſeine Wohnung zurück. Vierzehn Tage litt er mit Faſſung und Ruhe noch heftige Schmerzen, und verloſch dann wie ein Licht den 9ten Jul Abends um 10 Uhr.

Er hat Gutes gethan und iſt nicht müde geworden!
Er erndtet ohne Aufhören!

Carls XII. letzte Thaten.

Mit dem Frühjahr 1715 trat ich meinen Dienſt, als Secretair des Generals von Kyau an; als eben der Krieg von neuem zwiſchen Carl den XII. auf der einen, und Preußen, Sachſen, Dännemark, England und Rußland auf der andern Seite ausbrach.

Carl war kaum in Stralſund angelangt, als er ein eigenhändiges Schreiben an den König von Preußen, Friedrich Wilhelm I. erließ, worin er Ihm ſeine glückliche Ankunft meldete und ſich die beſetzte Veſtung Stettin mit dem dazu gehörigen Diſtrikt wieder zurück erbat. Der König ließ Ihm durch einen

nen beſondern Geſandten, den Graf von Schlippenpach dazu Glück wünſchen, und verſichern, daß Er nichts aufrichtigers wünſche, als mit Sr. ſchwediſchen Majeſtät in Friede und Freundſchaft zu leben. Was aber die Zurückgabe Stettins nebſt Zubehör betreffe, ſo müſſe die geleiſtete Caution von 400,000 Reichsthalern vorher nothwendig bezahlt werden, und überdies habe der König den kriegführenden Mächten ſein Ehrenwort gegeben, nicht eher als nach abgeſchloßnem Frieden die benannte Veſtung wieder abzutreten. Davon mochte aber Carl nichts hören und nachdem darüber ein weites und ein breites vergebens unterhandelt worden war, ſo griff er die Preußen an und vertrieb ſie aus Wolgaſt und Uſedom, welche doch namentlich mit in der Sequeſtration begriffen waren. Nun ward Friedrich Wilhelm im Ernſt böſe, zog eine beträchtliche Armee bey Stettin zuſammen, vereinigte ſich mit Sachſen und Dännemark und gieng damit auf Carln los. Die Inſel Uſedom wurde nach einem verzweifelten Widerſtande den Schweden abgenommen, welche ſich ſo tapfer wehrten, daß der Commendant Duslep, mit dem größten Theil der Beſatzung darüber das Leben verlohr. Man fand in der Taſche des letztern folgendes Billet von Carln:

„Feuert nicht eher, als bis die Feinde am Rande „des Grabes ſind und vertheidigt euch bis auf den „letzten Blutstropfen. Ich empfehle euch übrigens „eurem gutem Glücke.“

Der brave Schwede hatte pünctlich gehorcht und ward mit der geſammten Beſatzung das Opfer ſeines Gehorſams. Nun giengen 36000 Mann Preußen, Sachſen und Dänen auf Stralſund los, welches eine Beſatzung von 9000 Mann hatte, welche Carl ſelbſt commandirte. Und ſeine Perſon galt wohl für

eben

eben ſo viel. Die Stadt iſt eine der feſteſten in Deutſchland, denn ſie liegt zwiſchen dem Baltiſchen Meere und dem Frankenſee, und zu Lande kann man nur vermittelſt eines ſchmalen Dammes, der durch ein Fort und durch unüberſteigliche Verſchanzungen führt, hineinkommen. Deswegen hatte ſich ſchon im dreyßigjährigen Kriege der berühmte Graf Wallenſtein daſelbſt eine lange Naſe geholt, und ob er wohl ſonſt das unmögliche möglich machte und auch hier geſagt hatte: er müßte Stralſund haben und wenn es mit Ketten am Himmel hienge, ſo mußte er doch unverrichteter Sache von dannen ziehn. Anfangs ſchien den Preußen, Sachſen und Dänen auch kein beſſeres Schickſal bevor zu ſtehn, denn es fehlte ihnen an hinlänglicher Artillerie, die Veſtung zu beſchießen. Als deswegen der König von Pohlen ſeinen getreuen Kyau fragte: wie ihm dieſer Krieg gefalle? gab er die witzige Antwort: Ew. Majeſtät, das iſt ein ganzer Krieg, er hat gar keine Stücke. Doch endlich wurden mehrere Stücke aus Dännemark und Stettin herbeygebracht und die vierteljährige Bloquade wurde nun in die heftigſte Belagerung verwandelt

Aber nun gieng es leider! ſchon gegen den Winter und die Schwierigkeiten häuften ſich. Indeſſen was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. Nachdem ſich der ſächſiſche General Wackerbarth und der däniſche General von Scholten, welche die Belagerung commandirten, lange die Köpfe zerbrochen hatten, wie ſie der Veſtung näher kommen könnten, ſo ſteckte ihnen der Flügeladjutant des Königs von Preußen, Obriſtlieutenant von Köppen plötzlich ein Licht auf. Dieſer Offizier hatte ſeine Jugendjahre in Stralſund zugebracht und ſich daſelbſt oft im Baltiſchen Meer gebadet. Er wußte daher, daß gerade da, wo die ſchwediſchen Verſchanzungen zu Ende liefen, das Meer nur drey bis vier Fuß tief war. Er that alſo dem Könige, welcher mit dem Könige von Dännemark perſönlich zugegen war, den Vorſchlag, ihm die Sache zu überlaſſen, er wolle den Schweden gewiß in den Rücken kommen. Ein König in der Veſtung und zwey vor derſelben, das iſt gewiß ein ſeltner Fall. Auf Köppens

Ver-

Verſicherung, daß man die See gewiß durchwaten könne, leuchtete ihnen der Vorſchlag ein und fand völligen Beyfall. Es wurden alſo, ſo geheim wie möglich, unter dem Befehl des Grafen von Seckendorf 6000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie zu dieſem Wagſtück beordert, die wie die Seehunde durchs Meer paßiren ſollten. Auch war es nicht mehr als billig, als daß Köppen, der dieſen unerhörten Einfall gehabt hatte, ſich auch an der Spitze der Unternehmung ſtellte, damit im Fall des Erſauffens oder des Gelingens er auch der erſte wäre. Köppen commandirte alſo die Avantgarde und gieng mit dem Degen in der Hand getroſt als Wegweiſer voran. Eine Stunde nach Mitternacht begaben ſie ſich ins Meer, giengen bis an den Gürtel im Waſſer und marſchirten eine halbe Meile in der See fort. Um die Schweden von aller Beſorgniß hinterwärts, wo die Seehelden herkommen ſollten, abzulenken, beſchäftigte man ſie baß von vorne, und ließ 2000 Mann auf den Damm, welcher nach den Verſchanzungen führte, aufmarſchiren. Zu gleicher Zeit feuerten die Belägerer von allen Seiten und ſchlugen Lärm, als ob ſie von vorne Sturm lauffen wollten. Indem die Schweden ſie hier entſchloſſen erwarteten und nichts weniger ahndeten, was hinter ihrem Rükken vorgehen könnte, war Köppen, nach vielen Schwierigkeiten mit der ganzen Schaar bis an die Verſchanzung gekommen. Sie ſtiegen ganz ſtill aus den Fluthen herauf, und eh ſichs die Schweden verſehen, ſind die Preußen mitten unter ſie, und kein Menſch kann begreiffen, wie das möglich geweſen und zugegangen ſey? Der Schreck war groß und die Verwirrung allgemein. Die Schweden fliehn und ſtürzen ſich in Stralſund. Bey einem Haar wäre Köppen mit hineingedrungen. Fünf und zwanzig Kanonen und vierhundert Gefangne blieben in den eroberten Werken zurück.

So groß dieſer Vortheil für die Alliirten auch war, ſo war doch an die Eroberung Stralſunds mit Zuverſicht nicht eher zu denken, ſo lange ſie ſich der gegen über liegenden Inſel Rügen noch nicht bemächtigt hatten. Und das war noch ein ſchwer Stück Arbeit. Doch muß-

mußte ſie gewagt werden. Glückte ſie, ſo konnte Carl in Stralſund zu Waſſer und zu Lande belagert werden; er konnte dann nicht mehr entfliehen und es blieb ihm nichts übrig, als ſich entweder zu ergeben oder ſich unter den Trümmern der Veſtung begraben zu laſſen. Beyde Theile ſahen das wohl ein, und Rügen war daher ihr eifrigſter Wunſch.

Die Alliirten boten alles zur Eroberung und Carl zur Vertheidigung derſelben auf. Der preußiſche General, Fürſt Leopold von Anhalt Deſſau landete auf 400 Fahrzeugen mit 15000 Mann an einem neblichten Tage auf gedachter Inſel an; und Carl, der allenthalben der Gefahr voraus und entgegen eilte, kam bald hinten drein. Er konnte aber der Uebermacht nicht mehr als dreytauſend Mann entgegen ſtellen. Es war den 15ten November (1715) Nachmittags um 4 Uhr, als Fürſt Leopold bey dem Dorfe Streſow ans Land ſtieg. Eine daſelbſt befindliche ſchwediſche Wache von 25 Dragonern ergriff ſogleich die Flucht. Leopold ließ ſie lauffen, und da er wohl wußte, mit wem ers hier zu thun haben würde, ſo war ſein erſtes Geſchäft, das genannte Dorf zu verſchanzen. Er warf einen tiefen Graben auf und umpflanzte ihn mit ſpaniſchen Reutern. Kaum hatte Carl in Stralſund von der geſchehnen Landung Nachricht erhalten, ſo ſegelte er auch ab und langte eben deſſelben Tags Abends um 9 Uhr auf Rügen an. Er wollte den Feind nicht erſt einniſten laſſen und hoffte ihn noch beym Ausſchiffen zu bewillkommen. Alsbald ſtellte er ſich an der Spitze von 2800 Schweden und marſchirte in der Nacht auf Streſow los. Morgens um zwey Uhr ſtand er ſchon den Preußen gegenüber. Das gieng alles ſo ſtille zu, daß ihn die Preußen nicht gewahr worden wären, wenn eine Schildwacht nicht die Worte gehört hätte: nehmt die ſpaniſchen Reuter weg! Nun gieng der Lärm los und das Treffen wird allgemein. Die Schweden reißen die ſpaniſchen Reuter weg, aber wie ſtutzten ſie, als ſie nun noch einen breiten Graben vor ſich ſahen! „He! ſagte Carl beym Anblick deſſelben, iſts möglich? Das erwartete ich nicht. Doch es thut nichts,

Nur friſch hinan!“ Der König benutzt die Finſterniß der Nacht und nimmt auf der Stelle ſeinen Entſchluß. Er ſtürzt ſich unbekümmert in den Graben und ſeine braven Schweden folgen ihm. Die ſpaniſchen Reuter, die aufgeworfne Erde, Baumſtämme und Zweige, die getödteten Soldaten, und alles was man in der Geſchwindigkeit habhaft werden konnte, werden als Faſchinen gebraucht. Der König, die Geerale, Offiziere und die beherzteſten Soldaten, ſteigen einander auf die Schultern und ſo aus dem Graben heraus. Nun ſind ſie mitten im Lager der Alliirten. Ihr Ungeſtüm bringt die Preußen und Dänen in Verwirrung und zum Weichen. Dieſe aber ſetzen ſich bald wieder und nach einem viertelſtündigen blutigen Kampf treiben ſie die Schweden wieder zum Lager heraus durch den Graben zurück. Fürſt Leopold verfolgte ſie in der Plaine; Carln wurde auf der Flucht das Pferd unterm Leibe erſchoſſen und bey einem Haar wäre er ſelbſt gefangen worden. Ein däniſcher Offizier erkannte ihn, ergriff ihn beym Arme und rief ihm zu: „Ergeben Sie ſich, Sire, oder Sie ſind verlohren.“ Carl hatte eine Piſtole im Gürtel ſtecken, ergriff ſie und zerſchmetterte dem Offizier damit den Kopf. Nun beſtieg er das Pferd des Gedödteten und ſetzte den Kampf wieder fort. Er wurde von neuem umringt, erhielt einen Streif-Schuß unter der Bruſt und ſchlug ſich wieder durch. Fünfhundert getödtete Schweden ließ er auf dem Kampfplatz zurück und unter denen waren ſeine liebſten und bravſten Generale, Dahldorf und Grothuſen, auch der Obriſt Düring, der den Ritt aus der Türkey mit ihm gemacht hatte. In der Hitze des Treffens trat Carl mit dem Fuß auf den letztern, da er noch athmete. Der Graf Poniatowsky, dem er ſeine Rettung bey Pultawa verdankte, riß ihn auch hier wieder aus dem Getümmel und eilte mit ihm der Küſte zu, wo ein Schiff bereit lag, mit welchem er noch Vormittags bey Stralſund wieder anlangte. Der Reſt der Schweden rettete ſich in die Fährſchanze auf der Inſel, wo ſie nach zwey Tagen zu Gefangnen gemacht wurden und Rügen war erobert.

Die

Die Auſsichten wurden für Carln nun immer trüber, denn er war in Stralſund feſt eingeſchloſſen und hatte faſt alles verlohren, nur nicht ſeinen Muth. Als er eben einen Brief dictirte, fiel eine Bombe auf ſein Wohnhaus und zerplatzte im Nebenzimmer, daß das ganze Haus zuſammenzuſtürzen ſchien. Dem Secretair fiel vor Schrecken die Feder aus der Hand. Nun was giebts denn, fragte der König ganz ruhig, daß er nicht weiter ſchreibt? Ach! Ew. Majeſtät, die Bombe! antwortete er. Nun, ſagte er, was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, den ich ihm dictire? Schreib er nur weiter." Und Carl dictirte, ohne ſich ſtöhren zu laſſen, fort.

Die Noth ward indeſſen immer größer. Die Allirten liefen Sturm und bemächtigten ſich der Außenwerke. Carl brachte ſeine Nächte, um immer bey der Hand zu ſeyn, auf ſeinem Mantel unter dem Stadtthor zu, welches man in Stralſund durch eine Inſchrift über ſeiner Schlafſtelle verewigt hat. Die Eroberung der Veſtung war an den Fingern abzuzählen und Carl wollte von keinem Flüchten etwas hören, auch konnte er nicht füglich, denn zu Waſſer und zu Lande war aller Ausgang verſperrt. Endlich beſchworen ihn ſeine Generale," ſein Heil doch lieber in der Flucht zu ſuchen, als in die Hände ſeiner erbitterten Feinde zu fallen. Nothgedrnngen gab er nach, beſtieg den 21ſten December 1715 eine Chaluppe, auf welche nur 6 Ruderer und 3 Perſonen zu ſeiner Begleitung waren, und ſegelte bey Nacht und Nebel davon. Ohne ſein Wiſſen hatte man zuvor den Seebuſen aufeiſen und die Fahrzeuge in Bereitſchaft ſetzen laſſen. Zwey Jagdſchiffe begleiteten ihn noch. Der Hauptkummer war nun, wie man die Inſel Rügen, auf welcher feindliche Batterien errichtet waren, glücklich vorbey paßiren und denen umherkreuzenden rußiſchen und däniſchen Schiffen entgehen ſollte. Doch ſein guter Stern verließ ihn nicht. Aus Rügen wurde er beym Vorüberſchiffen zwar heftig canonirt und auf den beyden Jagdſchiffen wurden zehn Mann erſchoſſen; die Chaluppe, worauf

er ſich befand, kam aber glücklich durch und entgieng durch den Vortheil des Windes auch den feindlichen Schiffen, welche Jagd auf ſie machten. Er erreichte zwey ſeiner Kriegsſchiffe, welche im Baltiſchen Meer kreuzten, und ſo kam er wohlbehalten nach Schooen und dann in Carlskrona an. Stralſund gieng am folgenden Tage mit Capitulation über.

Seit 15 Jahren hatte er ſein Reich nicht mehr wiedergeſehen und fand es nun in der kläglichſten Lage mit dem Gedanken wieder, daß er es ſelbſt durch ſeinen Starrſinn ſo herabgebracht habe. Die geſammten Einkünfte deſſelben beliefen ſich nicht mehr auf 3 Millionen Thaler Silbermünze, und davon waren über zwey Drittel zur Bezahlung der gemachten Staatsſchulden angewieſen. Die Magazine waren leer und die Soldaten zum Theil ohne Montirung. Nur wenige hatten ganze Schuhe oder Strümpfe. Statt der ledernen Wehrgehenke trugen ſie die Degen an Schnüren und Bindfaden. Ihren Sold bekamen ſie in Papier und Kupfermünze. Ob letztere zwar nur die Größe eines Pfennings hatten, ſo mußte das Gepräge darauf, das Bildniß des Königs doch für den Werth eines Thalers gelten. In dieſer kläglichen Lage ſchämte ſich Carl nach Stockholm zu kommen und wollte es nicht eher wiederſehn, als bis er ſeine Feinde gedemüthigt hätte.

Kaum war er zu Karlskrona angekommen, als er ſchon wieder alles in Bewegung ſetzte, ſeine Feinde von neuem anzugreiffen. Er glaubte, ſeine Unterthanen wären nur gebohren, für Ihn zu ſtreiten, und durch die lange Gewohnheit glaubten ſie es auch. Mit 14 Jahren wurden die Knaben angeworben und auf vielen Dörfern fand man nur Greiſe, Weiber und Kinder, welche den Acker beſtellten.

Zu ſeinem Vorhaben wollte und mußte er nun auch eine Schiffs-Flotte haben und hatte doch kein Geld dazu. Die armen Schweden mußten alſo auf alle mögliche Art und Weiſe herhalten. Alle Häuſer und Kornböden wurden ausgeſucht und die Hälfte des

Vor-

Vorraths für die königlichen Magazine in Beſchlag genommen. Alles Eiſen wurde für königliche Rechnung aufgekauft und mit Papiergeld bezahlt, welches er für Silber wieder verkaufte. Wer nur halbſeidne Kleider oder Perüquen trug, mußte ſchwere Auflage bezahlen und auch auf die Schorſteine wurden große Taxen gelegt. Das Volk würde ſich empört haben, hätte es nicht gewußt, daß der König ſelbſt alles mögliche entbehrte.

Durch ſolche Anſtrengungen brachte es Carl ſo weit, daß er mit einer neuen Armee noch mitten im Winter einen Feldzug nach Dännemark zu machen beſchloß, weil die däniſche Armee noch in Pommern und der Sund zugefroren war. Um den Muth ſeiner Soldaten anzuflammen wurde den 7ten Februar (1716) in allen Kirchen auf königliche Vorſchrift über Pſalm 18, 36-44 gepredigt:

„Wenn du mich demüthigſt, machſt du mich groß. Ich will meinen Feinden nachjagen und ſie ergreiffen, und nicht umkehren, bis ich ſie umbracht habe. Ich will ſie zerſchmeißen und ſollen mir nicht widerſtehn; ſie müſſen unter meine Füße fallen. Ich will ſie zerſtoßen, wie Staub vor den Wind. Du hilfſt mir von dem zänkiſchen Volk und machſt mich ein Haupt unter den Heiden: ein Volk, das ich nicht kannte, dient mir.“

Aber der liebe Gott hatte kein Wohlgefallen an dieſem Text; denn kaum kamen die Leute aus der Kirche, ſo fiel auch Thauwetter ein, und die Brücke, worüber Carl nach Dännemark marſchiren wollte, brach.

Nun wandte ſich Carl nach Norwegen, wo er die traurige Erfahrung machte, daß ein Volk, welches mit Leib und Seele an ſeinem Könige hängt, wovon Carl ganz das Gegentheil vermuthet hatte, unüberwindlich iſt. Zehntauſend normänniſche Bauern kamen freywillig zuſammen, um den Feind von den Gränzen abzuhalten. Da es ihnen aber an Waffen, Munition

nition und Unterhalt fehlte, ſo mußten ſie wieder aus-einander gehen. Indeſſen war ein däniſcher Obriſt Kruſe ſo entſchloſſen, ſich mit 200 Dragonern der ganzen ſchwediſchen Armee entgegen zu ſtellen. Nachdem er eigenhändig ſieben Schweden getödtet, drey Wunden erhalten, und faſt ſeine ganze Mannſchaft verlohren hatte, ergab er ſich endlich. Carl fragte ihn mit Erſtaunen: wie er es hätte wagen können, ſich mit einer ſolchen Handvoll von Leuten einer ganzen Armee zu widerſetzen? Dieſe Armee war ein Glück für Ew. Majeſtät, antwortete Kruſe; hätte ich nur mehr Leute gehabt, ſo hätte es anders gehen ſollen, und ich wäre jetzt gewiß nicht in ihrer Gewalt. Das iſt ein braver Mann! rief Carl aus, und fragte, hats noch mehr ſolche in Norwegen? Ich bin nur einer der Geringſten, war Kruſens Antwort.

Carl rückte nun vor Chriſtiania und ſiehe da! die Stadt war ganz verlaſſen. Nachdem die Einwohner ihre beſte Haabe in den Kellern vermauert hatten, waren ſie nach Aggerhuus und in die Wälder entflohn. Kein glimpfliches Manifeſt, kein Verſprechen konnte ſie zur Rückkehr bewegen und ob er wohl jeden, der ſich blicken ließ, mit einem Thaler und auch wohl einem Ducaten beſchenkte; ſie kamen nicht zurück. Ein Prediger Namens Rumehr und an einem andern Ort ein Küſter täuſchten ihn dergeſtalt durch falſche erdichtete Nachrichten von Ankunft einer däniſchen Armee, daß ſich Carl wie verrathen und verkauft in Norwegen ſah. In Frederikshald ſteckten die Bürger bey ſeiner Ankunft ihre eignen Häuſer in Brand und die Dienſtmädchen vernagelten die Kanonen am Hafen, damit ſie der Schwede nicht brauchen könnte. Indem die Schweden beſchäftigt waren, den Brand zu löſchen, ſchoſſen die Dänen unaufhörlich aus dem Fort, um ihn noch mehr zu befördern. Ein Pechkranz traf ein Haus, auf deſſen Boden Bomben in Hanf und Flachs verſteckt lagen. Die Flamme wurde dadurch überall verbreitet. Carl ſelbſt gerieth in die größte Lebensgefahr. Eine Bombe traf das Haus, worin

er

er ſich aufhielt; er wurde bis an die Bruſt in Schutt begraben und eilte gegen Abend aus einer Stadt zu kommen, in der keine bleibende Stäte war, die die Bürger lieber ruiniren als von einem Feinde beſetzen laſſen wollten. Auf dem Rückzuge verlohr er faſt das Drittel ſeiner Mannſchaft, und kehrte nach 4 Monaten vergeblicher Arbeit nach Schweden zurück.

Im Jahr 1718 machte Carl ſeinen letzten Feldzug nach Norwegen mit einer Armee von 72000 Mann, zu deren Aufbringung er ſeine letzten Kräfte erſchöpft hatte Alle Handwerksgeſellen, die man über der Feyer des blauen Montags antraf, mußten mit zu Felde ziehen. Er theilte ſein Heer in zwey Theile; brach mit dem Hauptcorps ſelbſt in das ſüdliche, und General Armfeld mit zehntauſend Mann in das nördliche Norwegen ein. Im Anfange Octobers erſchien Armfeld vor Drontheim. Aber die Stadt war zu gut beſetzt, als daß er ſie angreifen konnte, und ſie zu belagern fehlte es ihm an Geſchütz. Er zog ſich alſo zurück und wurde von einem drontheimſchen Regimente und 600 Skielöbern oder ſchrittſchuhlaufenden Soldaten verfolgt. Das ganze Land wurde aufgeboten, und Armfeld lief Gefahr eingeſchloſſen zu werden oder in dem armſeligen Lande Hungers zu ſterben. Er eilte nach Schweden zurück und hatte in dem ſtrengſten Winter ein 8 Meilen langes Gebürge zu paßiren. Ummwege zu nehmen war nicht rathſam, weil die Noth ohnedem ſchon groß war und Verzögerungen noch größre Gefahren befürchten ließen.

Am 12ten Januar trat Armfeld ſeinen Rückmarſch über das Eisgebürge mit namenloſen Schwierigkeiten an. Es trat eine fürchterliche Kälte ein, die von einem dreytägigen Sturm begleitet war, der auf dem Gebürge doppelt fürchterlich tobte und raſte. Der Schnee wirbelte umher; der Weg war verſchneit; das Heer wurde getrennt. Von ſchrecklichen Strapazen ermüdet, fehlte es an Nahrung und Obdach. Sie fanden nicht einmal Holz, ſich zu erwärmen. Einige gefangne däniſche Dragoner befanden ſich beym Vorderzuge, und bey dem

ein-

einreißenden, überhandnehmenden, allgemeinen Elende gab man ihnen Freyheit, hinzugehn, wohin ſie wollten und ihre Rettung zu ſuchen. Sie giengen zurück, ſtießen auf das Hauptheer, fanden es größtentheils erfroren; nahmen verſchiedene von denen, die noch lebendig waren, mit weniger Hoffnung zur Rettung mit, und brachten die Nachricht von der kläglichen Vernichtung der feindlichen Armee nach Drontheim. Der Commendant daſelbſt, General Budde, ſandte ſogleich 300 Skielöber mit 150 Schlitten auf das Gebürge. Welch ein entſetzlicher Anblick! Man fand Regimenter in völliger Marſchſtellung, Schwadronen im Zuge begriffen, Menſchen und Pferde erſtarrt, Soldaten, die beſchäftigt geweſen waren, Feuer von Flintenſchäften anzulegen; hier ganze Haufen faſt im Schnee vergraben und dort Glieder von Unglücklichen, die von den Felſen geſtürzt wären. Die Norwegſchen Soldaten kehrten mit großer Beute zurück. Die Menge der todten Körper machte das Gebürge zu einem Sammelplatz wilder fleiſchfreſſender Thiere und auf mehrere Jahre zu dem letzten Jagdplatze in der Gegend umher. Faſt das ganze Armfeldſche Heer war dahin, und kaum ſahen fünfhundert Mann davon ihr Vaterland wieder.

Das war das Schickſal des einen Theils dieſer Armee. Wie es Carln mit dem Hauptcorps, welches durch den ſüdlichen Theil Norwegens drang, ergieng, wollen wir künftig hören.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

35ſte Woche.

Todt Carls XII.

Indem der General Armfeld mit ſeinem unter ſich habenden Corps das traurigſte Schickſal im nördlichen Norwegen hatte, erfuhr Carl für ſeine Perſon kein beſſeres im ſüdlichen Theil deſſelben. Er rückte mit ſeiner Armee vor Frederikſhold, wo er ſchon ehedem die verzweifelte Entſchloſſenheit der Einwohner hatte kennen lernen, indem ſie ſelbſt lieber ihre eigne Stadt anzündeten, als ſich den Schweden ergeben wollten. Die Dänen hatten den Ort nun ſehr befeſtiget und Carl ſchickte ſich an, denſelben zu belagern. Mitten im December, der doch in Norwegen ein ganzer December iſt, ließ er die Laufgräben eröffnen. Der Soldat ſtarrte vor Kälte und mußte ſich in die gefrorne Erde, wie in einen Felſen, hineinarbeiten. Da aber ein König an der Spitze ſtand, der alle Mühſeligkeiten theilte, ſo glichen die Schweden Menſchen von Stahl und Eiſen. Achtzehn Jahre Abhärtung hatten den König ſelbſt zu Stahl und Eiſen gemacht. In der grimmigſten Kälte ſchlief er hier im freyen Felde auf Stroh oder auf einem Brett und hatte nur ſeinen Mantel zum Deckbette. Seine Geſundheit war unerſchütterlich. Viele Soldaten erfroren auf ihren Poſten; andere, die vor Kälte ſtarrten, wagten nicht zu klagen; denn ihr König erduldete ja alles auch.

Als ihm einſt nicht wohl war, ſo brachte er fünf Tage zu, ohne auch nur einen Biſſen zu eſſen und einen Tropfen zu trinken; dann machte er einige Meilen zu Pferde und aß ſich wieder ſatt. Das war ſeine Cur. So ein Uebermenſch mußte wohl jedem fürchterlich ſeyn.

Am 11ten December, den erſten Advents-Sonntag, ruhten die Belagerungs-Arbeiten und Carl wohnte der Vor- und Nachmittags-Predigt im Lager bey. Abends begab er ſich in die Laufgraben und ſah beym Sternenſchimmer der Belagerung zu. Es war kein Menſch bey ihm, als der Ingenieur Megret und ſein Generaladjutant Sikert, beyde Franzoſen. Carl war ärgerlich, daß es ſo langſam zugienge, und Megret ſchwor bey ſeinem Leben, daß die Feſtung binnen acht Tagen gewiß übergehen ſollte. „Wir werden ſehen," antwortete Carl. Sikert und Megret entfernten ſich und der König blieb allein. Nach einer Weile kam Megret wieder, es war Abends nach zehn Uhr, und fand den König — todt. Eine Kugel war ihm von der rechten Seite der Schläfe durch den Kopf gegangen. Er lehnte dieſen auf die Bruſtwehr, und hielt die Hand aufs Degengefäß. Man vermuthete allgemein, daß er durch einen Meuchelmord geſtorben, und daß Sikert ſelbſt der Mörder geweſen ſey. Die würkliche Art ſeines Todes iſt indeſſen ſchwer auszumitteln; weil es Nacht, der König allein war und aus der Feſtung ſtark, aber nicht mit Flintenkugeln, ſondern mit Kartätſchen geſchoſſen wurde. Carl aber war an einer Flintenkugel geſtorben. Er ſelbſt ſchien ſeinen nahen Todt geahndet zu haben, denn er hatte am Morgen deſſelben Tages alle ſeine geheimen Papiere verbrannt. Man fand nichts als ein Gebetbuch und Guſtav Adolphs

Bild-

Bildniß in ſeiner Taſche. Man hüllte den Leichnam in einen grauen Mantel, brachte ihn ſtille weg und verheimlichte der Armee vor der Hand ſeinen Todt. Er wurde dann in der Ritterholmskirche zu Stockholm beygeſetzt, wo ihm der Biſchoff von Upſal die Leichenrede über 1 Moſ. 47, 9. hielt: Wenig und böſe war die Zeit meiner Wallfahrt.

So ſtarb mit 36 Jahren ein Mann, der unter allen Königen dieſes Jahrhunderts die merkwürdigſten Schickſale hatte. Er iſt, wie alle Sterbliche dem Urtheil der Nachwelt anheim gefallen, die zwar ein Wunder von Größe und Kühnheit, aber kein Muſter für Regenten in ihm erkennt. Sein Starrſinn iſt eine empfindlichere Geißel für ſein eignes Reich, als für ſeine Feinde geweſen. Er hatte ſein Gutes und ſein Böſes im reichen Maaß.

Von ſeiner guten Seite zeichnet er ſich beſonders durch Frömmigkeit und Gottesfurcht aus. Als er 1708 ſeinen Marſch an die rußiſche Gränze unternahm, erzählte ein Offizier; ein großer franzöſiſcher General, unter welchem ich ehedem gedienet habe, pflegte vor jeder Schlacht zu ſagen: wenn Gott dieſen Tag neutral bleibt, ſo ſollen die Meßieurs gewiß Schläge bekommen. Carl ärgerte ſich über dieſen leichtfertigen Witz und antwortete: ihr großer General hat damals als ein großer Narr geredet. In eben dem Jahre hatte er im Felde die Bibel viermal durchgeleſen und dabey die Tage bemerkt, wenn er angefangen und wenn er aufgehört hatte. — Nach einem großen Siege über die Ruſſen wurde berathſchlagt, was man mit den Gefangnen anfangen ſollte. Ein General war der Meynung, daß es am beſten ſey, ſie in die Pfanne zu hauen. Nun gut, das ſoll

geſchehen, ſagte Carl; ließ Pfannkuchen backen, ſpeiſte damit einen Theil der Soldaten, ſchenkte ihnen die Freyheit, ließ von ſeinem Adjutanten Bauman in Gegenwart der Generals eine Vorleſung über Math. 18 halten und ſchloß ſelbſt mit der bibliſchen Anwendung: „hat uns der Herr zehntauſend Pfund erlaſſen; ſo können wir unſerm Mitknechte auch wohl hundert Groſchen ſchenken.“

Schmeichler und Verläumder waren ihm in den Todt zuwider. Ein Offizier ſuchte einſt einen andern zu ſtürzen und ſprach viel nachtheiliges von ſeinem Nebenmann in des Königs Gegenwart. „Ich weiß ſchon, was er ſagen will, antwortete dieſer. Ich will ihm aber eine nützliche Lehre geben, nehmlich, daß er von keinem Menſchen übel ſprechen muß, wenn er mit ſeinem Könige redet.

Nach Carls Tode ſehnte ſich das erſchöpfte Schweden nach Ruh und Friede und mußte den letztern mit großen Aufopferungen erkauffen. Es trat an den König von England, als Churfürſten von Braunſchweig die Herzogthümer Bremen und Verden gegen eine Million Thaler und an Preußen die Stadt Stettin mit dem ganzen Diſtrikt zwiſchen der Oder und Peene, die Inſeln Wollin und Uſedom wie auch die Städte Damm und Gollnau gegen 2 Millionen Thaler ab. Dännemark gab ſeine gemachten Eroberungen gegen 600,000 Thaler wieder zurück und Schweden entſagte dagegen der Zollfreyheit im Sunde und in den beyden Belten. Das größte und ſchwerſte Opfer mußte Schweden dem Czaar Peter bringen und ihm Liefland, Eſthland, Ingermanland, einen Theil von Carelien, die Landſchaft Wiburg und die Inſel Oeſel überlaſſen und erhielt dafür 2

Millionen Thaler von Rußland. So glich das Reich einem Vogel, dem man die Federn ausrupft und der nun nicht mehr fliegen kann. Das waren die traurigen Folgen von Carls hochfliegenden Plänen und von dem Traum, ſeine Feinde zu demüthigen und zu zerſchmettern. Seit dieſer unglücklichen Zeit iſt Schweden nicht mehr geworden, was es geweſen iſt.

Carls Tod hatte außerdem noch für Schweden die wichtige Folge, daß nun die Souverainität daſelbſt aufhörte. Seine Schweſter Ulrike, vermählte Prinzeßin von Heſſen, folgte ihm nur mit halben Recht in der königlichen Würde. Um ſich aber darin deſto eher zu behaupten, entſagte ſie bey ihrer Thronbeſteigung der königlichen willkührlichen Macht. Sie war alſo nur eine halbe Königin und der Reichsrath trat in ſeine ehemaligen alten Rechte wieder ein.

Eine andre merkwürdige Folge dieſer Thronveränderung war die ungerechte

Hinrichtung des Miniſters von Schlitz, genannt von Görz.

Als Carl aus der Türkey zurückkam, fand er ſein Reich in dem zerrütteſten Zuſtande von der Welt wieder. Unter dieſen Umſtänden führte ihm das Schickſal in dem Oberhofmarſchall ſeines Neffen, des jungen Herzogs von Hollſtein-Gottorps, deſſen Länder von den Dänen beſetzt waren und der ſich deswegen in Schweden aufhielt, einen Mann von Kopf entgegen, dem er ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Dieſer Mann war Görz. Noch hatte Carln kein Sterblicher rathen dürfen, aber Görz durfte es. Carl verdankte ihm gleich nach ſeiner Zurückkunft die Erhaltung ſeines Lebens und Rettung ſeiner Freyheit. Als der König von Stralſund flüchten mußte, ſo war im voraus eine Fregatte beordert worden, die ihn in der Nachbarſchaft der Inſel Rügen erwarten und nach

Schweden bringen ſollte. Aus Mangel an Lebensmitteln mußte der Capitain derſelben nach dem Hafen Iſtädt an der Küſte von Schonen ſegeln, um ſich daſelbſt zu verproviantiren. Da aber die Armuth in Schweden einheimiſch geworden war, ſo hatte auch der arme Capitain kein Geld dazu. Er wollte nur für 25 Rthlr. Proviant einnehmen, und niemand wollte ſie ihm borgen oder die Bedürfniſſe creditiren. Eben war Görz in Iſtädt angelangt, dem der Capitain ſeine Noth und Verlegenheit klagte. Görz ſchoß ihm ſtatt 25, Rthlr. 50 vor. Der Capitain ſegelte nun wohl verſehen auf ſeinen angewieſnen Poſten zurück, wo er den König erwarten ſollte, traf ihn auf offnem Meere in einem elenden Kahn, nahm ihn ein und brachte ihn glücklich nach Schonen. So hatte alſo Görz durch ſeinen Vorſchuß den König gerettet.

Carl hatte dieſen Mann ſchon zu Stralſund als einen Mann von großen Talenten kennen gelernt und nun wuchs ſein Zutrauen noch mehr. So wenig beyde ſonſt zu einander paßten, ſo ſehr harmonirte ihr beyderſeitiges Genie. Auf des Königs Verlangen mußte Görz einen Finanzplan entwerfen, wie das geſunkne Reich wieder empor zu bringen ſey und die königlichen Einkünfte vermehrt werden könnten. Der Entwurf fand Carls ganzen Beyfall, er ernannte den Urheber deſſelben zu ſeinem Finanzminiſter, um ihn auch auszuführen. Görz wäre dieſer Ehre gern überhoben geweſen, weil er die damit verbundenen Schwierigkeiten und Hinderniſſe ſehr wohl ahndete. Man ſieht das aus einem Briefe, den er darüber an ſeinen Vetter nach Hannover ſchrieb.

„Ich glaubte dieſen bevorſtehenden Frühling ein ruhiges, ſtilles Leben führen zu können und mich wenigſtens vor dem Neide und der Eiferſucht in Sicher-

heit

heit zu zu ſetzen. Aber auf einmal bin ich mehr verſtrickt, als jemals. Der König hat durchaus gewollt, daß ich die Direction der Finanzen, der Handlung und der Beſorgung der Seemacht ſeines Reichs übernähme. Wir haben darüber lange mit einander in Capitulation geſtanden, indem er in mich drang, ſie anzunehmen und ich mich bemühte, ſie abzulehnen. Ich bin endlich als der Schwächſte genöthigt worden, nachzugeben; jedoch unter der Bedingung, daß ich blos als Volontair für dies Jahr allein und unabhängig vom Senat und allen Collegien die Direction führe. Sr. Majeſtät haben mir alles dies nicht nur bewilliget, ſondern auch überdem durchaus gewollt, daß alle, die unter mir arbeiten müſſen, von meiner Wahl abhangen.

Um die Sachen ſeines neuen Herrn noch beſſer in Gang zu bringen, reißte Görz nach Holland, theils um mit Czaar Petern, welcher ſich daſelbſt aufhielt, im Geheim über den Frieden zu unterhandeln, und theils um Geldanleihen für den König zu machen. Er übertrug indeſſen die Finanzdirection dem Graf von Dernath und ſchrieb ihm von Holland aus ausdrücklich:

„Wenn Sie über den Plan der Ausgaben für das nächſte Jahr mit dem Könige ſprechen, ſo unterlaſſen Sie ja nicht, Ihm zu erkennen zu geben, daß es nicht unſre Abſicht iſt, uns weiter in die Angelegenheiten Sr. Majeſtät einzulaſſen, ſondern blos die Sachen bemerklich zu machen, an die es nöthig ſeyn würde, bey guter Zeit zu denken, indem wir es Sr. Majeſtät überlaſſen, zur Ausführung derſelben zu wählen, Wen Sie für gut finden werden.“

Der Graf von Dernath ſtellte das auch dem Könige vor; aber da war an keine Entlaßung zu denken, denn Görz war ihm unentbehrlich geworden. Schon hatten durch ihn die Angelegenheiten des Königs eine günſtigere Wendung genommen. Die Land- und Seemacht war auf einen furchtbaren Fuß geſetzt und in Anſehung des Friedens mit Rußland war Görz mit dem Czaar ſchon halb in Richtigkeit. Wohl oder übel mußte ſich alſo Görz noch auf zwey Jahre verpflichten. Um

das

das Reich zu retten, ſah ſich der Miniſter freylich zu harten Maaßregeln und Auflagen genöthigt; er vermehrte Papiergeld und Kupferthaler, welche die Schweden Görzens Köchin oder auch Görzens Götter nannten, weil ſie zum Theil das Gepräge heidniſcher Götter-Bildniſſe hatten. Aber Noth hat kein Geboth.

Unterdeß Carl vor Friedrichshall ſtand und es belagerte, unterhandelte Görz zu Aland ganz im Stillen mit rußiſchen Bevollmächtigten und ein günſtiger Friedens-Schluß war ſo weit zu Stande gebracht, daß er nur der Ratification des Königs bedurfte. Es war ein Meiſterſtreich des Miniſters. Czaar Peter geſtand ſelbſt: „Ich habe meinem lieben Bruder Carl zween Frieden von meiner Seite angeboten, nemlich einmal einen Nothfrieden (als Carl auf Rußland los marſchirte) und nachmals einen genereuſen Frieden, die er mir aber beyde abgeſchlagen hat. Nun mögen die Schweden einen dritten, nemlich einen Zwang- oder Schandfrieden auf ihrer Seite mit mir eingehen.“ Görz war nemlich ſchon einmal in Aland mit den rußiſchen Bevollmächtigten in Richtigkeit geweſen, als der Ungeſtüm Carls alles wieder zerriß. Er fieng nun von neuem an zu unterhandeln, war wieder bis zum Abſchluß gekommen und reißte in Erwartung der Ratification zum Könige ins Lager.

Aber der König war ſchon in eine beſſere Welt gegangen, wovon aber, da ſein Todt gefliſſentlich verheimlicht wurde, Görz keine Silbe wußte. Carls Schwager, Ulrikens Gemahl, der Prinz von Heſſen, der der Belagerung von Friedrichshall mit beywohnte, hatte indeſſen die Armee ſeiner Gemahlin huldigen und ſie zur Königin ausrufen laſſen. Mit halben Recht, habe ich oben geſagt; denn Görzens eigentlicher Herr, mit deſſen Bewilligung er nur auf eine Zeitlang in Carls Dienſte getreten war, der junge Herzog von Holſtein hatte ein weit näheres Recht zur Krone, weil er der Sohn von Carls älteſter Schweſter war. Billig giengen alſo ihre Kinder den Rechten der jüngern

Schwe-

Schweſter vor. Und Görz war noch immer in Dienſten des jungen Herzogs. Man fürchtete ſich vor dem verſchlagnen Kopf dieſes Miniſters und da der Prinz von Heſſen von ſeiner Reiſe ins Lager zum Könige unterrichtet war, beſchloß er ihn unterwegs auffangen und feſtſetzen zu laſſen.

In der glücklichſten Unwiſſenheit des großen Trauerfalls ſetzte Görz ſeine Reiſe ins Lager fort. Unterwegs begegnet er einigen ſchwediſchen Offiziers, welche dieſelbe Landſtraße zogen. Sie kamen zu ihm und ſprachen freundlich. Görz wollte auf dem Pfarrhofe Tanum Nachtquartier machen und lud die Offiziers mit dazu ein, um mit ihm zu Abend zu ſpeiſen. Sie waren es recht gern zufrieden und die ganze Geſellſchaft betrat luſtig und guter Dinge das Pfarrhaus.

Kaum war der Miniſter abgeſtiegen, ſo ſtimmten die Offiziers einen andern Ton an, forderten ihm im Namen des Königs den Degen ab und erklärten ihn für Ihren Gefangnen. Görz ſteht wie vom Donner betäubt, faßte ſich bald wieder, ergab ſich in ſein Schickſal und ſagte: „nun! ich habe mir dergleichen längſt verſehen. Das iſt der Lohn für die großen Dienſte, die ich der Krone Schweden geleiſtet habe.“ Noch ſtand er in dem Wahn, daß Carl am Leben und er auf ſeinen Befehl gefangen ſey.

Man brachte ihn darauf nach Stockholm ins Gefängniß; behandelte ihn als Staatsverbrecher, ließ ihn aufs ſchärfſte bewachen, verweigerte ihm alle Bequemlichkeit und verbot, irgend einen Menſchen zu ihm zu laſſen. Die erſten Perſonen des Reichs haßten ihn und machten ihn auch den Geringſten verhaßt. Die Königin fürchtete ihn als die Hauptſtütze ihres Mitbewerbers zur Krone; der Senat, deſſen Anſehen unter Carln wenig oder gar nichts mehr gegolten hatte, rächte ſich an ſeinem Miniſter, als den Mann, durch deſſen Hände die letzten Jahre alles gegangen war; der Adel haßte ihn, als Ausländer, (er war ein fränkiſcher Edelmann) die Geiſtlichkeit, weil er nie in die Kirche gekommen war!, und den Bürgern und Bauern machte

man

man weiß, er hätte den König verführt und alles Unheil, der Druck und die ſchweren Abgaben rührten nur von ihm her. Es giebt wohl wenig Fälle in der Welt, daß es mit einem ausländiſchen Miniſter ein gutes Ende nimmt, wovon dieſes Jahrhundert mehrere Beiſpiele aufzuweiſen hat.

Da nun die Königin, der das Gewiſſen wegen der Thronbeſteigung vielleicht kleine Bemerkungen (denn ſie war ſehr fromm, wenigſtens hielt ſie täglich alle Nachmittage Betſtunde) machen mochte, und auch die Großen des Landes Görzens Untergang beſchloſſen hatten, ſo mußten ſie dafür ſorgen, daß er bey dem Volke recht kohlſchwarz gemacht wurde, damit es nicht über Ungerechtigkeit ſchrie. Es hätte ein Wunder ſeyn müſſen, wenn ſich dazu bey einem Ex-Finanzminiſter nicht Gelegenheit gefunden hätte; und wenn ſich alles, was man in der Welt ſucht, ſo leicht fände als das, ſo dürften ſelbſt die Blinden nicht über Mangel des Sehens klagen.

Unter andern hatte Görz bey einem Schmiede in Stockholm mehrere tauſend Schrauben zum Gebrauch bey der Artillerie und bey den Musketen beſtellt. Was in aller Welt hat er doch mit ſo vielen Schrauben machen wollen? fragte man und zerbrach ſich den Kopf. Man rieth und rieth und ſieh da! endlich glaubte mans errathen zu haben. Was werdens anders als D a u m ſch r a u b e n ſeyn, rief man aus. Aber wozu? — Ey? wozu anders, als die reichen Einwohner zum Geſtändniß und zur Ueberlieferung ihres verborgnen, vergrabnen und vermauerten Vermögens zu bringen. Der große Hauffe wurde nun ſo erbittert, daß er den vermaledeyten Miniſter, der bis in den Erdboden verflucht wurde, mit den Zähnen hätte zerreißen mögen. Und das wars, was man wollte. Da der Glaube des Volks ſo leicht zu lenken iſt, ſo ſollte man ihn freylich mehr ſchonen und bedenken, daß der Glaube zwar eine köſtliche Perle ſey, aber, wenn er gemißbraucht wird, auch eine Krankheit werde, woran die Muſchel ihren Geiſt aufgiebt.

Die

Die Königin ernannte eine Commißion über den Exminiſter, welche aus ſeinen erbittertſten Feinden beſtand. Dieſe Richter ſollen ſich ſogar untereinander zu dem ihnen übertragnen Criminal-Geſchäft von Herzen gratulirt und ohne Bedenken laut geſagt haben: verliert er diesmal den Kopf nicht, ſo iſt es um den unſrigen geſchehn. Und wenn die Richter eine ſolche Sprache führen, dann ſitzt gewiß keines Angeklagten Kopf feſt genug. Sie fiengen es auch ganz darnach an, daß der Kopf nothwendig herunter mußte. Seine Vergehungen wurden nicht einmal beſtimmt und namentlich angegeben, ſondern nur im allgemeinen angedeutet. Görz bat; die Richter möchten ſeinen Prozeß doch nicht ſo eilig betreiben und ihm erlauben, ſich ſchriftlich vertheidigen zu dürfen. Nichts davon. Er bat darauf, daß man ihm wenigſtens einen Sachwalter geſtatten möchte, dem er ſeine Verantwortung übertragen könnte. Auch davon wollte die damalige ſchwediſche Juſtiz nichts hören.

Nur ein einziges mal ward der Beklagte zum Verhör gelaſſen, wo ihm ſein ganzes Sünden-Regiſter vorgeleſen wurde. Unter andern hieß es darin auch, er habe die Unterthanen bey dem hochſeligen Könige angeſchwärzt und ſie unglücklich machen wollen. Als Beweiß davon las der Inquiſitor einen Brief vor, den Görz an den verſtorbnen König geſchrieben hatte. Görz beſchwerte ſich in demſelben über die Unthätigkeit und Nachläßigkeit eines gewiſſen Landshauptmanns, mit der Vorſtellung, an ſeiner Statt einen andern zu ernennen. Als der Ankläger den Brief zur Hälfte vorgeleſen hatte, legte er ihn aus der Hand. Belieben Sie doch zu befehlen, meine Herrn! ſagte Görz zu der Commißion, daß die andre Hälfte des Briefes auch vorgeleſen werde. Sie befahlen es. Und ſiehe da! eben dieſen Ankläger hatte Görz auf der andern Seite als einen thätigen und brauchbaren Mann geſchildert und ihn zum Landshauptmann vorgeſchlagen. Das muß doch eine beſondre Empfindung bey dem Herrn Inquiſitor erregt haben.

Schon

Schon 4 Stunden hatte Görz beym Verhör geſtanden und bat, ſich niederſetzen zu dürfen, weil ihm das Stehen beſchwerlich falle. Wir ſind nicht gemeynet, war die Antwort, einen ſolchen Schelm in unſrer Gegenwart Platz nehmen zu laſſen. Am kränkendſten bey dem ganzen Prozeß mußte ihm das Betragen ſeines eignen Herrn, des Herzogs von Hollſtein ſeyn. Anſtatt ſich ſeines Miniſters anzunehmen und ihm das Leben zu retten, entſetzte er ihn ſeiner Geheimen Raths- und Obermarſchalls-Würde. Er hoffte ſich durch dies Opfer beym Volke beliebt zu machen, wurde aber dafür auch wieder mit Undank belohnt.

Von aller Welt verlaſſen nahm ſich der Prediger bey der deutſchen Gemeinde zu Stockholm, Conradi einzig und allein ſeiner an. Als ein dem Tode geweyhtes Opfer beſuchte dieſer ihn im Gefängniß, überzeugte ſich von ſeiner Unſchuld und wandte ſich mit der Bitte an die Königin, ſie möchte den Anfang ihrer Regierung doch lieber durch Gnade als durch Blutvergießen auszeichnen. Conradi erhielt die traurige Antwort: „daß ſie dem Baron gerne alles und noch mehrers vergäbe; allein ſie ſey dazu nicht im Stande. Da ſie die Krone nächſt Gott von den Ständen erhalten habe, ſo könne, noch wolle ſie, ohne Beyſtimmung derſelben über die Sachen entſcheiden, die dem Baron, als gegen den Staat begangen, zur Laſt gelegt würden.“ Man kennt die Sprache wohl.

Man eilte nun mit dem Miniſter auf das Blutgerüſt, damit nicht etwann Fürbitten von auswärtigen Mächten einlauffen, oder ſeine wenigen Freunde ihn aus dem Gefängniß befreyen möchten. Auch fürchtete man, das Volk könnte bey zu langer Zögerung umgeſtimmt werden, wenn ihm die Decke etwann von den Augen fiele. Iſt die Beſtie todt, hieß es, ſo iſt auch ihr Gift nicht mehr. In wenig Wochen war man mit dem ganzen Prozeß zu Ende und der Präſident faßte ſein Urtheil in dem Machtſpruch zuſammen: Als ein Schelm hat er gelebt, als ein Schelm ſoll

er ſterben. Das Todes-Urtheil, welches dem Unglücklichen vorgeleſen wurde, lautete alſo:

„Die Königl. Commiſſion hat alle von dem Herrn Fehmann, Oberrichter und Fiscal, formirte Puncte der Beſchuldigung wohl verſtanden und unterſucht, wie auch die Einwürfe des Baron von Görz, mit allem, was anhängig, überlegt. Und da alle Anſpinnungen und Erfindungen des Barons von Görz, ſeit der Zeit er ins Königreich gekommen, auf nichts anders abgezielt haben, als alle Einwohner und Unterthanen des Königreichs in großen Miscredit und übel Verſtändniß bey dem Könige zu bringen, und das auf eine ſehr ſchlechte Weiſe, wie man aus einigen ſeiner Briefe und Vorſtellungen, die er an den König geſchickt, und von denen er nicht läugnen kann, daß er ſie verfaßt habe, beweiſen kann; er hat diejenigen Unterthanen, die zu dem allgemeinen Beſten nicht haben contribuiren wollen, für übelgeſinnte und unthätige Perſonen ausgegeben und ſich ſchlechter Ausdrücke über ſie bedient; hat dem Könige das Vertrauen auf den Senat und auf andre Räthe und getreue Diener zu benehmen geſucht; hat ſie von den allerwichtigſten Sachen, die das Königreich betrafen, entfernt, damit nur alles durch ſeine Hände gehen möchte, welches wider die Rechte und Statuten des Landes iſt, damit er dadurch am beſten zu ſeinem Zweck gelangen möchte, welches ihm auch gelungen iſt; hat überdem ſolche Entwürfe an den Tag gebracht, die zu nichts anders dienen, als die Unterthanen ihres baaren Geldes, ihrer Bancobillets, ihrer Unterpfänder, ihres Goldes und Silbers und alles ihres ſchätzbaren und von Werth ſeyenden Gutes zu berauben, wobey er, wie aus ſeinen Briefen zu erſehen iſt, nicht unterlaſſen hat, ſich zu bemühen, daß der Krieg fortgeſetzt und der König und das Reich in ſehr verwirrte und ſchädliche Umſtände gebracht werden möchte."

„Da nun dieſes Angeführte, ohne ſich weiter in das üble Betragen, welches der Baron Görz noch in andern Stücken beobachtet, einzulaſſen, als worüber einige Urſachen nicht erlauben, eine völlige Ausführung

zu

zu geben, klar bezeugt, daß er ein ehrloſer Urheber alles Unglücks und Elends iſt, welches das Reich erlitten hat; er auch durch die Uebernahme ſo wichtiger, das Reich betreffender Angelegenheiten in die Stelle eines Unterthanen getreten und dadurch veranlaßt iſt, daß man ihn, den Reichsgeſetzen gemäß, ſeiner übleu Thaten wegen hat verfolgen können:“

„So hat die Königl. Commiſſion dieſer und andrer Verbrechen halber, den Rechten nach für gut gefunden daß dem Georg Heinrich von Görz zur Strafe ſeiner Uebelthaten und zum Exempel andrer falſchen Räthe und Stöhrer der Ruhe des Reichs der Kopf unter dem Gerichte abgeſchlagen und er hernach an ſelbigem Orte begraben werden ſoll.“

Ein curioſes Todes-Urtheil, weil man aus demſelben immer noch nicht ſieht, was denn der Mann eigentlich Todes würdiges verbrochen hat; vielmehr rechtfertigt es ſeine Amts-Pflicht zum Theil. Görz hörte das Urtheil mit Ruhe und Heiterkeit an, erſtaunte aber billig, daß man die Hauptſache, die Verwaltung der Reichseinkünfte, gar nicht berührt hatte. Er kam alſo mit folgender Bitte vor ſeinem Tode ſchriftlich ein. —

„Da es den Herrn Reichsſtänden gefallen hat, über mein Leben zu beſchließen und die Stunde zu beſtimmen, worin ich es endigen ſoll, ſo unterwerfe ich mich hierin gern dem Willen Gottes und ihrer Gewalt. Ehe man mich hinrichten ließe; dachte ich indeß, daß man von den Reichs-Einkünften, die ich bisher verwaltet habe, Rechenſchaft von mir fordern würde; man hat mir aber nichts davon geſagt. Ich kann daher nicht umhin, den Herrn Reichsſtänden den Wunſch zu erkennen zu geben, daß Sie mir die Zeit vergönnen möchten, erwähnte Rechnungen aufzuſetzen, um Ihnen zu beweiſen und der ganzen Welt zu zeigen, daß ich die Finanzen treu und als ein rechtſchaffner Mann verwaltet habe. Im Fall dieſe Bitte, wie ſo viele andre mir abgeſchlagen werden ſollte, ſo hoffe ich wenigſtens von der Großmuth der Stände, daß Sie von meinen Erben nie Rechenſchaft über eine Sache fordern werden

von

von der ſie nichts wiſſen und daß Sie auch die Güte haben werden, ihnen zu erlauben, meinen Leichnam aus dem Lande bringen zu können. Uebrigens wünſche ich von Grunde meines Herzens dem ganzen Reiche alle Art von Segen, Ruhm und Wohlergehn."

Auch dieſe Bitte ward ihm abgeſchlagen, weil der Reichsrath ſeine Schande nicht noch mehr aufdecken wollte. Görz bereitete ſich nun zum Tode und bat noch zuletzt, ihn um ſeiner Kinder und Anverwandten willen, im Gefängniß hinrichten zu laſſen. Auch die Bitte war umſonſt Tags vor ſeiner Hinrichtung ſetzte er ſich ſelbſt in lateiniſcher Sprache die Grabſchrift: „der Tod des Königs und die Treue gegen ihn und dem Herzog ſind mein Tod." — Er hinterließ eine ſchriftliche Rechtfertigung, worin er ſagt: „Ich ſterbe und bezeuge vor Gott, daß man mir das größte Unrecht von der Welt thut, indem man mich beſchuldigt, daß ich üble Abſichten für das Reich Schweden gehabt, oder Uneinigkeiten zwiſchen Herrn und Unterthanen habe ſtiften wollen. Morgen iſt mein Tag. Die Zeit iſt zu kurz, es umſtändlich zu beweiſen; die bey der Commiſſion vorgekommnen Nullitäten zeigen genug, daß man es zu keiner Deduction hat wollen kommen laſſen. Das Urtheil iſt vorher ſchon von Haß und Erbitterung, und um an einem Fremden den Muth zu kühlen, entworfen geweſen."

Er ward den 12ten März 1719 bey Stockholm unter Gedränge von Tauſenden zum Richtplatz geführt und verlohr den Kopf unter den Worten: Herr! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Seine Bedienten begruben ihn mit Thränen auf dem Richtplatz und als neun Tage nachher das feyerliche Leichenbegängniß des Königs gehalten wurde, ſtohlen ſie des Nachts den Leichnam ihres Herrn aus dem Grabe, brachten ihn in ein ſichres Haus zu Stockholm, balſamirten ihn ein und ſchickten ihn in einem Reiſe-Koffer nach Hamburg.

Als Guſtav der Dritte zur Regierung gekommen war, wandte ſich die noch lebende Tochter des Enthaupteten, Baroneſſe von Eiben an denſelben und bat um Reviſion

viſion des Prozeſſes Ihres Vaters, worauf ſie folgends eigenhändig geſchriebne Antwort vom Könige erhielt.

„Frau Baroneſſe von Eiben!"

„Ich ſchätze das Andenken des berühmten und unglücklichen Baron von Görz zu ſehr, als daß die Nachricht nicht ſehr rührend für mich geweſen ſeyn ſollte, daß noch eins von ſeinen Kindern übrig iſt, welche die Tyranney und ſchreckliche Ungerechtigkeit der Königin Ulrike Eleonora, und der Perſonen, die bey dem Reichstage von 1719 präſidirten, zu Wayſen machte. Sein unſchuldiges Blut hat ſchon zu lange um Rache geſchryen. Schweden hat während 50 unglücklicher, verheerender, zerrüttender Jahre den Tribut theuer bezahlt, den der Zorn des Himmels für das Verbrechen foderte, das man gegen einen großen, unſchuldigen Mann begangen hat. Ich wünſche daher, als erſter Mitbürger meines Vaterlandes, eifrigſt, im Namen eben dieſes Vaterlandes die Ungerechtigkeit wieder gut zu machen, die unſre Vorfahren begangen haben. Zu dieſem Titel, den ich als den ſchönſten unter denen anſehe, welche die Vorſehung mir hat ertheilen wollen, füge ich noch den meines Hauſes hinzu, für welches er ein Opfer geworden iſt. Sie können alſo leicht urtheilen, Madame, wie ſehr ich geneigt bin, Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, um die Sie als Tochter und Erbin des verſtorbenen Baron von Görz erſuchen. Ich habe deswegen die gerichtlichen Anfoderungen, die von Seiten der Erbinnen des Herrn von Boltenſtern über eben dieſe Sache angefangen worden, ſuspendirt. Das Memoire, welches Sie anführen, muß die Beweiſe deſſen enthalten, was Sie behaupten, und wenn Sie es werden übergeben haben, will ich es mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit unterſuchen laſſen."

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinem heiligen gnädigen Schutz nehme und bin

Frau Baroneſſe von Eiben

Ihr

Gegeben auf dem
Schloſſe Gripsholm
den 28. Oct. 1773.

ſehr ergebner
Guſtav."

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

36ſte Woche.

Peter der Große, ein unglücklicher und harter Vater.

Man thut den Leuten oft großes Unrecht, wenn man ihre Handlungen nicht aus dem rechten Geſichtspunct beurtheilt. So könnte es bey der folgenden Geſchichte auch gar leicht dem Czaar Peter wiederfahren, weswegen ich zunächſt eine Bemerkung vorausſchicken will.

Ein jeder hat ſein Steckenpferd; und dahin rechne ich im edlerm Sinne alles, woran ein Menſch mit Leib und Seele hängt. Mancher hängt ſein Herz an Schnurrpfeifferenen, indem es zu gleicher Zeit andre giebt, die mit allem ihrem Tichten und Trachten einen großen und erhabnen Gegenſtand umfaſſen. Das war der Fall bey Peter dem Großen. Er hieng mit ganzer Seele an der Aufrechterhaltung und Vervollkommung ſeines Reichs. Es war eigentlich ſein Werk und er Schöpfer deſſelben. Weib und Kind hiengen, in Vergleichung mit dem Staat, nur mit gar ſchwachen Fäden an ſeinem Herzen und Gott weiß! ob er nicht lieber den Freuden des Himmels, als dem Gedanken, ſein Reich blühend und glücklich zu wiſſen, entſagt hätte. An irgend etwas muß der Menſch hangen, und je mehr Zeit und Mühe wir auf einen Gegenſtand verwendet haben, je mehr verwächſt er mit

unſerm Herzen. Je ſaurer uns der Beſitz deſſelben ward, je ſchmerzlicher iſt die Trennung davon.

Wie einer Mutter am Krankenbette ihres einzigen Sohns bey der Wahrſcheinlichkeit ſeines nahen Endes zu Muthe iſt, ſo bange ward Petern, wenn er daran gedachte, daß alles, was er mit ſo vieler Mühe aufgebaut hatte, nach ſeinem Tode wieder einſtürzen könnte. Man ſieht das recht deutlich aus einem Briefe, welchen er, da er am Pruth von den Türken eingeſchloſſen war, an ſeinen Senat zu Petersburg erließ. Es iſt oben ſchon erzählt worden, in welcher verzweifelten Lage ſich Peter in der Ebene Hoes jeſti, wo man den Verſtand verlohren hat, befand; wie er ſich vor Gram und Kummer in ſein Zelt verſchloß, und mit keiner Seele mehr reden wollte. In dieſer betrübten Zeit ſetzte er ſich hin, ſchrieb einen Brief, ſiegelte ihn eigenhändig ein und ließ ſich dann einen ſeiner allervertrauteſten Offiziers rufen. Als dieſer kam, fragte er ihn: getrauſt du dir wohl, dich glücklich durch die Türkiſche Armee zu ſchleichen und dieſen Brief nach Petersburg zu bringen? Der Offizier, der alle Wege und Schliche der daſigen Gegend kannte, verſicherte, daß er mit Gottes Hülfe gewiß wohlbehalten durchkommen wolle. Auf dieſe Verſicherung übergab ihm der Czaar ſeinen Brief, küßte ihn gerührt auf die Stirne und ſagte, als wäre ſein Herz zu voll, weiter nichts, als nur: Nun ſo gehe mit Gott!

Nach neun Tagen kam der Offizier glücklich in Petersburg an und gab in dem verſammelten Senat ſein Schreiben ab. Man vermuthete einen wichtigen Inhalt und verlas es darum bey verſchloßnen Thüren. Wie erſtaunte der Senat über folgenden Inhalt!

„Ich

„Ich berichte euch hiemit, daß ich mich mit meiner ganzen Armee, ohne unſre Schuld oder Verſehen, lediglich durch erhaltne falſche Nachrichten, von einer viermal ſo ſtarken türkiſchen Macht dergeſtalt eingeſchloſſen und von allem Proviant abgeſchnitten befinde, daß ich ohne beſondere göttliche Hülfe nichts als unſre gänzliche Niederlage, oder, daß ich in türkiſche Gefangenſchaft gerathe, vorausſehen kann. Sollte der letztre Fall geſchehen; ſo ſollt ihr mich nicht für den Czaar, euren Herrn halten, und nichts erfüllen, was etwann von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an euch gelangen möchte, bis ich ſelbſt in Perſon wieder bey euch ſeyn werde. Sollte ich aber umkommen, und ihr die gewiſſe Nachricht von meinem Tode beſtätigt erhalten haben: ſo ſollt ihr unter euch den Würdigſten zu meinem Nachfolger erwählen.“

Und doch hatte er einen Sohn! Aber das kümmerte ihn nicht; der Würdigſte im Reich ſchien Ihm der Thronfähigſte zu ſeyn. Dieſe unausſprechliche Liebe, dieſe wahrhaft väterliche Zärtlichkeit gegen ſein Reich, muß man feſt im Auge behalten, um ihn im Verfolge dieſer Geſchichte nicht im falſchen Licht zu ſehen.

Es iſt ein großer Troſt für den gemeinen Mann, wenn er ſieht, daß auch die, welche Cron und Zepter tragen, nebenher ſo gut wie er, ihr Hauskreutz haben. Und Peter der Große war auch ein Hauskreutzträger der erſten Größe, der ein klägliches Lied von Kinderkummer zu ſingen wußte.

Er hatte einen Sohn, der hieß Alexis, deſſen Mutter, ſeine Gemahlin, er ſchon frühzeitig aus Verdacht der Verrätherey, er in ein Kloſter einſperren ließ. Der Czaar hatte mit Regierungsangelegenheiten zu viel zu thun, um ſich ganz genau um die Erzie-

hung ſeines kleinen Alexis zu bekümmern und ſo hatten ſich wider ſeinen Willen die Popen oder Geiſtlichen mit darin gemiſcht. Peter und die Popen waren aber wie Feuer und Waſſer einander entgegen. Die Popen wollten ſich für die Zukunft einen Mann nach Ihrem Sinn in dem jungen Alexis erziehen, und ſo brachten ſie ihm unvermerkt Grundſätze und Meinungen bey, die Peters Plänen und Abſichten ganz entgegen ſtanden. Sie nannten Peters Kirchenverbeſſerungen Ketzereyen und ſchimpften auf ihn, daß er ſeine Gemahlin, des Alexis Mutter, ins Kloſter verbannt hätte. Die Herzen des Vaters und des Sohns geriethen daher frühzeitig aus einander.

Als Alexis eilf Jahr alt war, glaubte der Vater nun an ſeine Erziehung recht ernſtlich denken zu müſſen. Er ließ dazu eine beſondre Vorſchrift aufſetzen, nach welcher der Unterricht des Prinzen jeden Morgen mit Leſung zweyer Kapitel aus der Bibel angefangen und jeden Abend eben ſo beſchloſſen werden ſollte. Auch die übrigen Sprachen und Wiſſenſchaften hatte Peter genau beſtimmt und vorgeſchrieben, wie es Stück vor Stück gehalten werden ſollte. Der Prinz hatte von den Geiſtlichen eine beſondere Vorliebe zur Theologie eingeſogen und in ſeinem 15ten Jahre die Bibel ſchon 5mal in rußiſcher und einmal in deutſcher Sprache nach der lutherſchen Ueberſetzung durchgeleſen. Bey allem dem gerieth er unter den Hofleuten in böſe Geſellſchaft und wurde zum Trunk und allen möglichen Ausſchweifungen verführt; mit einem Wort, er ward ein Taugenichts.

Peter erfuhrs und kränkte ſich. Die wilden Ruſſen hatte er gebändigt und bey ſeinem eigenen Sohn war Hopfen und Malz verlohren. Er wollte mit Strenge durchgreifen und machte nur das Uebel ärger, denn

nun

nun wurzelte Haß gegen ſeinen Vater im Herzen des Sohnes ein. Dieſer ſollte einſt in Gegenwart ſeines Vaters zeichnen; das wollte er durchaus nicht, ſondern nahm lieber die Piſtole und ſchoß ſie gegen die Finger ſeiner rechten Hand ab.

Beyde wurden allmählig immer mehr geſpannt. Als Peter den König Auguſt in Pohlen unterſtützte, beſah er daſelbſt mit Menczikow die Merkwürdigkeiten eines grichiſchen Kloſters. Beſonders fiel ihm das Bild des heiligen Joſaphat auf. Der Czaar hatte von dieſem Mann Gottes nie etwas gehört und fragte alſo: was iſt das für ein Heiliger? — Die Mönche brummten über dieſe Unwiſſenheit in den Bart, und ſchimpften auf den Kayſer und ſeinen Unglauben. Der Kayſer machte nicht viel Federleſens, ließ auf der Stelle zwey derſelben im Kloſter aufhängen und ihre Gebeine zu Pulver brennen, damit keine Reliquien daraus gemacht würden. Die übrigen ließ er nach Moskau ins Gefängniß bringen, um ſie von da nach Sibirien zu ſchicken. Bey ſeiner Zurückkunft legte Alexis eine ſchriftliche Fürbitte für die Unglücklichen ein, mit der Vorſtellung, daß ein ſolches Verfahren böſes Blut bey der Geiſtlichkeit machen würde. Darüber ward der Kayſer ſo erbittert, daß er dem Menczikow befahl, ſogleich ein Gerüſt zu errichten, und ſeinem Sohn in ſeiner Gegenwart auf der Stelle den Kopf abzuſchlagen. Menczikow wußte, daß der Kayſer zu gewiſſen Zeiten keinen Wiederſpruch leiden konnte, beredete einen jungen Dragoner, der die Kleidung des Prinzen anzog und ſich freywillig für ihn enthaupten ließ. Es war Abends in der Dämmerung, wo Peter noch aus einer andern Urſache nicht gut ſah und den Betrug nicht merkte. Als der Kayſer am andern Morgen ausgeſchlafen hatte, entdeckte

ihm

ihm Menczikow den geſpielten Betrug und Peter hieß ihn gut.

Die gegenſeitige Erbitterung zwiſchen Vater und Sohn wuchs indeſſen immer mehr. Peter glaubte ſeinen Sohn dadurch auf beſſere Wege zu bringen, wenn er ihm eine rechtſchaffne Gemahlin zulegte. Die Wahl fiel auf eine Braunſchweigſche Prinzeßin Caroline, Chriſtine, Sophie. Der Superintendent Nitſch zu Braunſchweig mißbilligte ihren Uebertritt zur grichiſchen Religion ſo ſehr, daß er öffentlich von der Kanzel ſagte: „Meine Lieben! die eine von unſern Prinzeßinnen hat man dem Pabſtthum, die andre dem Heidenthum (er meynte die Ruſſen) übergeben, und ich glaube, wenn der Teufel Morgen die dritte verlangte, man würde ſie ihm gewiß nicht abſchlagen.“ Dem ohngeachtet wurde ſie doch mit Alexis vermählt. Sie führte mit dem ausſchweifenden Prinzen eine äußerſt unglückliche Ehe und grämte ſich in wenig Jahren zu Tode.

Durch die unwürdige Behandlung, welche ſie von ihrem Gemahl erfuhr, ward Peter auf denſelben noch mehr erbittert, und erließ unter dem 27ſten October 1715 folgenden merkwürdigen Brief an ihn.

„Sohn!“

„Euch kann nicht unbekannt ſeyn, was die ganze Welt weiß, daß unſre Unterthanen, vor dem Anfange des jetzigen Krieges, unter der Unterdrückung der Schweden geſeufzet haben. Durch den gewaltigen Beſitz vieler von unſern Seehäfen, die unſerm Staate ſo nothwendig ſind, beraubten ſie uns aller Gemeinſchaft mit dem Reſte des menſchlichen Geſchlechts; und wir ſahen mit größtem Betrübniß, daß ſie ſelbſt Perſonen von dem größten Verſtande, welche ihre Sklaverey geduldig ertrugen, und keine Klagen gegen

uns

uns darüber führten, einen Dunſt vor die Augen gemacht hatten. Ihr wiſſet, wie viel es uns zu Anfange des Kriegs gekoſtet habe, die nöthige Erfahrung zu erlangen, und aller Vortheile ohngeachtet, welche unſere unverſöhnlichen Feinde über uns erhielten, uns gegen dieſelben zu behaupten. Der Allmächtige allein hat uns bey ſeiner Hand geleitet, und leitet uns noch immer. Wir unterwarfen uns dieſem Prüfungsſtande mit Ergebung in den göttlichen Willen, da wir nicht daran zweifelten, daß er uns in ſelbigen verſetzet habe; und eben der Feind, vor welchem wir ſonſt zu zittern gewohnt waren, zittert nunmehr vor uns. Dieſes ſind die Würkungen, welche wir unter göttlichem Beyſtande unſere und unſerer getreuen und geneigten Söhne, und rußiſchen Unterthanen Arbeiten zu danken haben. Allein wenn ich, indem ich das Glück, womit Gott unſere Waffen geſegnet hat, erwäge; meine Augen auf die Nachkommen, welche mir folgen ſollen, werfe: ſo empfindet meine Seele die größte Quaal, und ich genieße der gegenwärtigen Glückſeligkeit nicht, wenn ich mir die Zukunft vorſtelle. Meine ganze Glückſeligkeit verſchwindet wie ein Traum, da ihr, mein Sohn, alle Gelegenheit verabſäumet, euch nach mir zu regieren tüchtig zu machen. Ihr ſeyd an eurer Untüchtigkeit ſelbſt Schuld; denn ihr könnet euch nicht mit dem Mangel des Verſtandes entſchuldigen; es fehlt euch an nichts, als an der Neigung. Noch viel weniger könnet ihr einen Mangel der Leibes-Kräfte vorwenden, als wenn euch Gott in dieſer Abſicht nicht hinlänglich damit verſehen hätte. Denn, obgleich eure Leibesbeſchaffenheit nicht die ſtärkſte iſt, ſo kann man ſie doch nicht für ſchwach halten. Allein, ihr wollet von kriegeriſchen Uebungen nicht einmal das geringſte hören; ob wir uns gleich vermittelſt derſelben aus der

Dun-

Dunkelheit, in welcher wir begraben waren, empor geſchwungen, und den angränzenden Völkern, deren Hochachtung wir nunmehr genießen, bekannt gemacht haben. Ich bin weit davon entfernet, euch zur Unterhaltung meiner Neigung zu ermuntern, Krieg, blos um des Krieges willen, und ohne gerechte Urſachen zu führen; alles, was ich von euch verlange, läuft darauf hinaus, daß ihr Fleiß anwendet, die Kriegskunſt zu erlernen; weil es, ohne die Regeln des Kriegs zu verſtehen, unmöglich iſt, zur Regierung tüchtig zu ſeyn. Ich könnte euch viel Beyſpiele von demjenigen, was ich euch vorſchlage, vor Augen legen; will aber blos der G r i e ch e n erwähnen, mit welchem wir vermittelſt eines Glaubensbekenntniſſes, in Verbindung ſtehen. Woher rührte der Verfall ihres Reichs anders, als von der Vernachläßigung der Kriegskunſt? Nachläßigkeit und Unthätigkeit haben ſie Tyrannen unterwürfig gemacht, und der Sklaverey, unter welcher ſie bereits ſo lange Zeit geſeufzet haben. Ihr irret euch gar ſehr, wenn ihr euch einbildet, es ſey hinlänglich für einen Fürſten, wenn er gute Generals hat, die unter ſeinen Befehlen Krieg führen. Nein, mein Sohn, die Augen der Welt ſind auf das Haupt ſelbſt gerichtet; man ſucht deſſen Neigungen zu erforſchen, und gelanget gar leicht zur Nachahmung ſeiner Sitten. Mein Bruder liebte, während ſeiner Regierung, prächtige Kleidungen, ein glänzendes Gefolge und Pferde mit reichem Geſchirre. Der Geſchmack ſeines Landes war in dieſem Stück eben noch nicht gebildet; allein die Ergötzlichkeiten des Fürſten werden leicht den Unterthanen eigen, welche ſich leicht dahin lenken, ihm ſowohl in den Gegenſtänden ſeiner Liebe als ſeines Haſſes nachzuahmen. Wenn nun die Menſchen ſo leicht von Dingen, die blos zum Vergnügen dienen, entwöhnet werden können, werden ſie denn nicht weit geneigter ſeyn, den Gebrauch

der Waffen, welcher deſto beſchwerlicher wird, je weniger man dazu gewöhnt iſt, zu vergeſſen, und mit der Zeit gänzlich zu verabſäumen? Ihr habt keine Neigung das Kriegshandwerk zu lernen; ihr leget euch nicht darauf, und werdet folglich niemals eine Kenntniß davon erlangen. Wie werdet ihr denn im Stande ſeyn, andern zu befehlen, und die Belohnungen zu beurtheilen, welche denjenigen Unterthanen zukommen, welche Ihre Schuldigkeit beobachten, oder die Strafen, welche diejenigen verdienen, die keinen Gehorſam leiſten? Ihr müſſet nur mit Fremder Leute Augen urtheilen, und man wird euch als einen jungen Vogel anſehen, der den aufgeſperrten Schnabel hinhält, und eben ſo gerne Gift als dienliche Nahrungsmittel annimmt. Ihr ſagt: eure ſchwächliche Geſundheit ſetze euch außer Stand, die Beſchwerlichkeiten des Krieges zu ertragen; allein dies iſt eine nichtswürdige Entſchuldigung. Ich verlange nicht, daß ihr die Beſchwerlichkeiten dieſes Standes übernehmen ſollt, obgleich alle große Feldherrn damit angefangen haben; ſondern ich wünſche, daß ihr eine Neigung zur Kriegskunſt hättet; und die Vernunft kann euch dieſelbe geben, wenn ihr ſie nicht von Natur habt. Hättet ihr erſt einmal dieſe Neigung, ſo würde ſie eure Gedanken jederzeit, ſelbſt in kränklichen Umſtänden, beſchäftigen. Fraget diejenigen, welche ſich der Regierung meines Bruders erinnern: ſeine Geſundheit war in weit ſchwächlichern Umſtänden, als die eurige; er konnte kein Pferd, ſo wenig muthig es auch war, regieren, und es kaum reiten; allein er liebte die Pferde, und man wird ſchwerlich beſſer beſetzte Ställe, als die ſeinigen waren, im Lande antreffen. Hieraus könnet ihr ſehen, daß ein glücklicher Erfolg nicht allemal von perſönlicher Arbeit, ſondern von der Neigung abhänge. Wenn ihr glaubet, daß es Fürſten giebt, deren Angelegenheiten glücklich von ſtatten

ten gehen, wenn ſie gleich nicht ſelbſt mit zu Felde ziehen: ſo habt ihr in ſoferne Recht; allein wenn ſie gleich nicht mit zu Felde gehen, ſo haben ſie doch eine Neigung dar⸗zu, und ſind mit der Kriegskunſt bekannt. Der verſtorb⸗ne König von Frankreich zum Exempel, gieng nicht alle⸗mal ſelbſt mit zu Felde; allein wir wiſſen, wie ſehr er den Krieg geliebt, und wie viel rühmliche Thaten er in ſelbi⸗gem verrichtet habe; ſeine Feldzüge wurden daher ein Schauplatz und eine Schule der Welt genennet. Dieſer Fürſt war nicht blos zu Kriegsverrichtungen geneigt; er fand auch Geſchmack an den ſchönen Künſten, an Ma⸗nufacturen und andern Anſtalten, wodurch ſein Reich in einen blühendern Zuſtand, als irgend ein anderes, gera⸗then iſt. Ich wende mich, nach allen dieſen Vorſtellun⸗gen, die ich euch gemacht habe, wieder zu meinem erſten Gegenſtand, welcher euch ſelbſt unmittelbar betrifft. Ich bin ein Menſch und folglich muß ich ſterben; wem ſoll ich die Sorge überlaſſen, dasjenige zu vollenden, was ich durch Gottes Gnade angefangen, und das zu erhalten, was ich zum Theil wieder erobert habe? Einem Sohne, der, wie der faule Knecht im Evangelio, ſein Talent in die Erde vergräbt, und dasjenige, was Gott ihm anvertrauet hat, wohl anzuwenden verabſäumt? Wie oft habe ich euch wegen eures mürriſchen Weſens und eurer Ungeleh⸗rigkeit Verweiſe gegeben? Ich bin gezwungen geweſen, euch in dieſer Abſicht zu züchtigen. Seit den letzten Jah⸗ren habe ich kaum mit euch geredet, weil ich faſt daran verzweifle, euch wieder auf den rechten Weg zu bringen; da die Unnützlichkeit aller meiner Bemühungen mich ver⸗zagt und kleinmüthig gemacht hat. Ihr lebet noch immer in einer trägen Gleichgültigkeit; ihr überlaſſet euch

ſchänd⸗

ſchändlichen Lüſten, ohne auf die gefährlichen Folgen zu ſehen, die dergleichen Aufführung, ſowohl in Anſehung eurer ſelbſt, als in Betrachtung des ganzen Staats, nach ſich ziehen muß; ihr ſchränket euch auf die Regierung eures eigenen Hauſes ein, und auch in dieſer Abſicht thut ihr eurer Pflicht keinesweges ein Gnüge. Der heilige Paulus ſagt: wer ſein eignes Haus nicht regieren kann, wie wird der im Stande ſeyn, der Kirche Gottes vorzuſtehn: Eben ſo ſag ich zu euch, da ihr nicht einmal vermögend ſeyd, eure häuslichen Angelegenheiten zu beſorgen, wie werdet ihr denn im Stande ſeyn, ein Königreich zu regieren? Ich bin nunmehr gewillet, euch meine endliche Entſchlieſſung bekannt zu machen; doch bin ich bereit, die Ausführung derſelben noch auf eine kurze Zeit zu verſchieben, um zu ſehen, ob ihr euch beſſern wollet. Wo nicht, ſo wiſſet, daß ich den Entſchluß gefaßt habe, euch von der Thronfolge auszuſchließen, ſo wie man einen unnützen Zweig abhauet. Bildet euch ja nicht ein, daß ich, weil ich kein anderes Kind habe, euch hierdurch blos furchtſam machen wolle. Ich werde meine Entſchließung gewiß ins Werk richten, und Gott fordert dieſes von mir. Denn, da ich um meines Landes willen und wegen der Wohlfahrt meiner Unterthanen meines eignen Lebens nicht ſchone; warum ſollte ich denn geſtatten, daß ein weibiſcher Prinz nach mir den Thron beſtiege, der den Nutzen ſeiner Unterthanen ſeinem Vergnügen aufopfern würde, und der, wenn es die Noth erfordern ſollte, ſein Leben für ſie in Gefahr zu wagen, ſie vielmehr umkommen laſſen, als ihrer Gefahr abhelfen würde. Ich will lieber einem Fremden die Krone überlaſſen, wenn er dieſer Ehre würdig iſt, als meinem Sohn, wenn er derſelben unwürdig iſt."

Peter."

Welch ein Regent! welch ein Vater!

Zum Troſt für Petern und zum Unglück für Alexis wurde wenig Tage nach dieſem erlaßnen Briefe die gegenwärtige Kayſerin Katharina von einem Prinzen entbun-

bunden. Alexis antwortete daher mit Beziehung auf dieſen Umſtand ſeinem Vater alſo:

„Allergnädigſter Herr und Vater!“

„Ich habe den Brief geleſen, welchen Ew. Majeſtät am 27ſten October 1715 nach dem Leichenbegängniß meiner Gemahlin an mich abgelaſſen haben; und alles, was ich darauf antworten kann, iſt dieſes: daß, wenn Ew. Majeſtät entſchloſſen ſind, mich, in Betrachtung meiner Untüchtigkeit, der rußiſchen Thronfolge zu berauben, ihr Wille geſchehen möge. Ja, ich bitte ſie recht ernſtlich darum, weil ich mich ſelbſt für untüchtig zur Regierung halte. Mein Gedächtniß iſt sehr geſchwächt und ohne Gedächtniß kann man unmöglich die Staatsangelegenheiten beſorgen. Sowohl meine Leibes- als Gemüthskräfte haben durch die Krankheiten, mit welchen ich befallen geweſen, ungemein abgenommen; und ich bin daher zur Regierung eines ſo großen Volkes ungeſchickt. Dies Amt erfordert einen Mann von ſtärkern Kräften, als den meinigen. Aus dieſen Urſachen bin ich nicht ſo ehrgeizig, Ew. Majeſtät (die Gott noch lange Jahre erhalten wolle) auf dem rußiſchen Throne zu folgen, wenn ich auch gleich keinen Bruder hätte, wie ich jetzt einen habe, um deſſen Erhaltung ich Gott anflehe. Eben ſo wenig will ich ins künftige einigen Anſpruch auf die Krone machen; und ich beſchwöre dieſes feyerlich als die Wahrheit und rufe Gott zum Zeugen an; und zum Zeugniß deſſelben ſchreibe und unterſchreibe ich dieſen Brief. Meine Kinder vertraue ich ihren Händen an, und für mich ſelbſt begehre ich nichts mehr von ihnen, als blos meinen Unterhalt auf Lebenslang, und überlaſſe alles gänzlich ihrem Wohlgefallen.

Ew. Majeſtät

unterthänigſter Diener
und Sohn.
Alexis.“

Pe-

Peter war mit dieſer Antwort nichts weniger als zufrieden, und konnte es auch nicht wohl. Denn anſtatt daß ſich der ungerathne Herr Sohn, wie billig, hätte aufs Bitten legen, Beſſerung geloben, und ſeines Vaters Gnade wieder zu verdienen, trachten ſollen, enthielt ſein Schreiben beym Lichte beſehn, die trotzige Antwort: meinthalben! ſo ſeys! —

Der Vater erließ nun an ihn folgende, wie er es nannte, letzte Ermahnung.

„Meine Krankheit hat mich bisher verhindert, euren Brief zu beantworten und euch meine endliche Abſicht bekannt zu machen. Ihr redet von der Thronfolge, als wenn ich eure Einwilligung bey Vergebung derſelben nöthig hätte. Ich verwies euch den Widerwillen, welchen ihr gegen Geſchäfte äußertet, und gab euch zu verſtehen, daß ich über eure Aufführung überhaupt höchſt unzufrieden ſey; allein auf dieſe beſondern Puncte habt ihr mir keine Antwort ertheilet. Euer Stillſchweigen dienet ſtatt einer Erklärung, daß ihr nicht Willens ſeyd, Euch zu beſſern, und daß meine väterliche Ermahnungen keinen Eindruck auf euch machen; daher entſchließe ich mich, nunmehr zum letztenmal an euch zu ſchreiben. Wenn ihr den Rath, welchen ich euch gebe, verachtet, da ich noch lebe; was für Achtung werdet ihr denn nach meinem Tode dafür haben? David hat geſagt: alle Menſchen ſind Lügner; allein, wenn ihr gleich jetzt die Neigung hegtet, euer Verſprechen zu halten, ſo würde doch eine verderbte Prieſterſchaft im Stande ſeyn, euch nach ihrem Willen zu lenken und euch zur Verletzung deſſelben zu zwingen. Da ſie anjetzo derjenigen Ehrenſtellen beraubt ſind, deren ſie ſich durch ihre Leichtfertigkeit und unanſtändige Aufführung unwürdig gemacht haben, ſo ſetzen ſie ihr ganzes Vertrauen auf euch. Und die Parthеylichkeit, welche ihr bereits für ſie blikken laſſet, flößt ihnen die Hoffnung ein, daß ihr dereinſt in ihren Umſtänden eine Aenderung zu ihrem Beſten vornehmen werdet. Habt ihr jemals die Verbindlichkeiten recht erwogen, die ihr mir ſchuldig ſeyd,

als eurem Vater, der euch das Leben gegeben und nichts zu eurer Erziehung verabſäumt hat? Habt ihr die Mühe und Sorge mit ihm getheilet, die er euretwegen gehabt hat, ſeitdem ihr zu reifen Jahren gelangt ſeyd? Ihr tadelt und verdammet die löblichſten Handlungen, deren einziger Endzweck das Beſte meines Volks iſt und die ich zum größten Schaden meiner Geſundheit unternommen habe. Hieraus kann ich mit Grunde ſchließen, daß ihr, anſtatt für ihre Erhaltung zu ſorgen, ſie vielmehr vernichten werdet, wenn ihr mich überlebet. Es iſt meine Schuldigkeit, dieſem Unglück dadurch zuvorzukommen, daß ich euch zwinge, andre Geſinnungen zu hegen; weil es mir unerträglich iſt, daß ihr als ein Amphibium lebet, welches weder Fleiſch noch Fiſch iſt; denn ich kann die Lebensart, die ihr führt, nicht anders nennen. Wählet, beſtrebet euch entweder, euch des Throns würdig zu machen, oder erwählet das Mönchsleben. Meine Geſundheit wird immer ſchwächer; ich bin daher ſehr begierig, eure Entſchließung zu vernehmen. Ich erwarte eure Antwort, entweder ſchriftlich oder mündlich, und wenn ihr mir in dieſen Stücken kein Genüge thut; ſo will ich nicht die geringſte Achtung mehr für euch haben, ſondern euch als einem gemeinen Miſſethäter begegnen."

Peter."

Wen dauert der beſorgte Czaar nicht, der das Glück ſeiner Unterthanen ſo gern mit dem Glück ſeines Sohns verbunden ſehen wollte? Und was hilft alle Herrlichkeit der Welt, wenn ein ſolcher Vater einen ſolchen Sohn hat! Der Starrſinn des Alexis machte fortwährend die herzlichſten Wünſche des braven Vaters zu Schanden. Er antwortete ihm kurz und trocken weg:

„Allergnädigſter Herr und Vater!"

„Geſtern Morgen empfieng ich Dero Brief vom 19ten dieſes Monats. Meine Unpäßlichkeit hindert mich, ihnen weitläuftiger zu ſchreiben. Ich bin aber

ge-

geneigt, das Kloſterleben zu erwählen, und bitte mir hiezu Ihre gnädigſte Einwilligung aus.

Ew. Majeſtät

Diener und unwürdiger Sohn
Alexis."

Im Grunde war das Alexis Ernſt wohl nicht. Er verließ ſich auf die Popen, die nach ſeines Vaters Tode ſeine Gerechtſame ſchon geltend machen würden. Peter verſagte ihm deshalb vor der Hand die Erlaubniß ins Kloſter zu gehn und da der Krieg von Schweden den Czaar in Meklenburg beſchäftigte, ſo gab er von dortaus ſeinem Sohn Befehl, ſich zu ihm nach Kopenhagen zu verfügen, damit er die Welt ſähe und regieren lernen möchte.

Der Sohn borgt zu ſeiner Reiſe heimlich Geld und anſtatt zu ſeinem Vater nach Kopenhagen zu gehn, geht er unter falſchem Namen in die weite Welt. Er kam heimlich zu Wien an, entdeckte ſich Kayſer Carl dem Sechsten, ſeinem Schwager, und bat um Schutz und Zuflucht; und ward von dortaus in Tyrol und dann in Neapel verborgen. Aber Peter erfuhrs, beſtand auf der Auslieferung des Flüchtlings und Carl der Sechste gab nach. Der Czaar ſchickte mit Bewilligung des deutſchen Kayſers zwey Offiziers nach Neapel, mit der gemeßnen Order, den Prinzen mit Gewalt zurückzubringen, wenn ihn vernünftige und gütliche Vorſtellungen dazu nicht bewegen könnten. Zugleich verſah er ſie mit folgendem Briefe:

Lieber Sohn!

„Euer Ungehorſam und eure Verachtung meiner Befehle ſind in der ganzen Welt bekannt. Jetzt habt ihr euren Ungehorſam aufs höchſte getrieben, indem ihr entflohen ſeyd, und euch noch dazu als ein Verräther unter fremden Schutz begeben habt. Dieſes iſt etwas unerhörtes, nicht nur in Unſrer Familie, ſondern auch ſogar unter Unſern Unterthanen von einiger

ger Conſideration. Ich ſchreibe euch zum letztenmale und berichte euch, daß ihr demjenigen zu folgen habt, was euch die Herrn Tolſtoy und Romanzow von meinem Willen ſagen werden. Iſt euch vor mir bange, ſo verſichre ich und verſpreche bey Gott und dem jüngſten Gerichte, daß ich euch nicht beſtrafen, ſondern, wenn ihr euch meinem Willen durch Gehorſam und Rückkunft unterwerfet, mehr als jemals lieben werde. Thut ihr das aber nicht, ſo ertheile ich euch als Vater den ewigen Fluch, und erkläre euch als euer Oberherr für einen Verräther, mit Verſicherung, daß ich ſchon Mittel ausfinden werde, euch als einen ſolchen zu beſtrafen. Hätte ich übrigens wohl nöthig gehabt, euch freye Wahl zu laſſen, wozu ihr euch entſchließen wolltet? Wenn ich euch zwingen wollte, hätte ich nicht die Macht dazu in Händen? Ich hätte ja nur befehlen dürfen, ſo wäre es geſchehen. Spaa, den 10ten Julius 1717.

Peter.

Der deutſche Kayſer zog die Hand von dem ruſſiſchen Prinzen ab, um es mit dem Vater nicht zu verderben. Alexis mußte ſich alſo, wohl oder übel bequemen, ſich mit den beyden Offiziers Tolſtoy und Romanzow auf den Weg zu machen. Er ſchrieb vorher einen de- und wehmütigen Brief an ſeinen Vater, worinn er zu Kreutz kroch und um Verzeihung bat, und den 17ten Februar 1718 brachte man den ausgeflognen Vogel wieder nach Moskau zurück. Das gemeine Volk hieng dem Prinzen ſehr an, und die Popen beſtärkten es mächtig in ſeiner Liebe zu ihm. Um allem Unfall und einem Aufſtande vorzubeugen, hatte Peter deswegen das Schloß und die Hauptplätze ſtark mit Wachen beſetzen laſſen. Nach dieſen Vorkehrungen ward der Prinz ins Verhör geführt.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

37ſte Woche.

Czaar Peter läßt ſeinen Sohn Alexis zum Tode verurtheilen.

Peter blickte mit ſchwerem Herzen in die Zukunft, und ſah da nichts als Gewitterwolken am Himmel, die alles, was er gebaut hatte, niederzuſchlagen drohten. Er unterdrückte ſein Vatergefühl und übergab ſeinen Sohn einer beſonders dazu niedergeſetzten Commiſſion. Um ſich aber in den Augen aller Welt und beſonders ſeiner Unterthanen in Anſehung dieſes Schritts zu rechtfertigen, machte er vorher folgendes Manifeſt bekannt.

„Peter der Erſte, von Gottes Gnaden Czaar und Kayſer von Rußland u. ſ. w. allen unſern getreuen Unterthanen, aus dem geiſtlichen, militäriſchen und bürgerlichen, und allen Ständen der rußiſchen Nation. Es iſt dem größten Theil unſerer getreuen Unterthanen, und beſonders denjenigen, die in unſern Reſidenzſtädten leben und in unſern Dienſten ſtehen, ſattſam bekannt, mit wie vieler Mühe und Sorgfalt wir unſern älteſten Prinzen Alexis haben erziehen laſſen. Da wir ihm, in dieſer Abſicht, von ſeiner erſten Kindheit an Lehrer gegeben haben, welche ihn die rußiſche und fremde Sprachen lehren, und in allen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichten ſollten, damit er nicht allein in unſerm chriſtlichen unverfälſchten Glauben grie-

chiſcher Kirche aufwachſen, ſondern auch eine Kenntniß von Staats- und Kriegsangelegenheiten, wie auch von der Verfaſſung fremder Länder, von ihren Gewohnheiten und Sprachen, erlangen möchte; damit er durch Leſung der Geſchichte und anderer Bücher in allen Arten der Wiſſenſchaften ſeines hohen Standes würdig werden, und die einem Nachfolger unſers ruſſiſchen Throns anſtändigen Eigenſchaften erlangen möchte. Dem ohngeachtet haben wir mit Betrübniß geſehen, daß alle unſere Aufmerkſamkeit und Sorge für die Erziehung und der Unterricht unſers Sohns vergebens und fruchtlos geweſen, da wir ſehen müſſen, daß er den kindlichen Gehorſam beſtändig aus den Augen geſetzet, ſich gar keine Mühe gegeben, die einem würdigen Nachfolger anſtändigen Eigenſchaften zu erlangen, und den Unterricht der von uns verordneten Lehrer verachtet habe; im Gegentheil aber mit Leuten von unordentlicher Lebensart umgegangen ſey, von welchen er nichts gutes und nützliches lernen konnte. Wir haben es niemals an unſern Bemühungen fehlen laſſen, ihn auf einen beſſern Weg zu bringen, und an ſeine Schuldigkeit zu erinnern; bisweilen durch Liebkoſungen und gelinde Mittel, bisweilen durch Verweiſe, bisweilen durch väterliche Züchtigungen. Wir haben ihn mehr als einmal mit uns zur Armee und ins Feld genommen, damit er ſich in der Kriegskunſt, als einer der vornehmſten Wiſſenſchaften zur Vertheidigung ſeines Landes, vollkommen machen möchte; wobey wir zu gleicher Zeit Sorge trugen, daß er der Gefahr niemals ausgeſetzet würde, und ſeine Perſon in Betrachtung der Erbfolge ſchonten, ob wir uns gleich ſelbſt in die augenſcheinlichſte Gefahr wagten. Zu anderer Zeit ließen wir ihn in Moskau zurück, und vertrauten ihm gewiſſermaßen die Regierung des Reichs an,

da-

damit er ſich in der Regierungskunſt bilden, und lernen möchte, nach unſerm Tode zu herrſchen. Wir haben ihn gleichfalls in fremde Länder geſchickt, in der Hoffnung und Erwartung, daß ihn auf ſeinen Reiſen der Anblick ſo vieler wohl eingerichteten Staaten zu einiger Nacheiferung reizen, und eine Neigung, ſich hervorzuthun, bey ihm erregen würde. Allein alle unſre Bemühungen ſind fruchtlos geweſen; wie der Saame des Worts, der auf den Fels fiel. Denn er hat ſich nicht allein geweigert, das Gute zu thun, ſondern heget auch einen Haß dagegen; er hat nicht die geringſte Neigung zu Kriegs- oder Staatsangelegenheiten blikken laſſen, ſondern geht ſtündlich und beſtändig mit niederträchtigen und unordentlichen Leuten um, deren Sitten roh und abſcheulich ſind. Da wir entſchloſſen waren, alle nur erſinnliche Mittel anzuwenden, daß wir ihm ſeine unordentliche Lebensart abgewöhnen, und ihm eine Neigung einflößen möchten, mit tugendhaften und ehrliebenden Leuten umzugehen: ſo ermahnten wir ihn, ſich eine Gemahlin aus den vornehmſten auswärtigen Häuſern zu wählen, wie in andern Ländern gebräuchlich und gleichfalls bey unſern Vorfahren, den Czaaren von Rußland, gewöhnlich geweſen iſt, welche ſich durch Heirathen mit andern regierenden Häuſern verbunden haben; und wir ließſen ihm hierinnen die völlige Wahlfreyheit. Er machte uns ſeine Neigung gegen die Prinzeßin von Wolfenbüttel, eine Enkelin des damals regierenden Herzogs von Wolfenbüttel, eine Schwiegerin Sr. kayſerlichen Majeſtät des jetzt regierenden römiſchen Kayſers, und eine Nichte des Königs von Großbritannien, bekannt. Und da er von uns verlangte, ihm die Erlaubniß zu geben, ſich mit dieſer Prinzeßin zu vermählen, gaben wir ſogleich unſere Ein-

willigung, ohne im geringſten auf die groſsen Koſten zu ſehen, welche durch dieſe Vermählung nothwendig verurſachet wurden. Allein nach Vollziehung derſelben ſahen wir uns in der Hoffnung betrogen, daſs die Veränderung des Zuſtandes unſers Sohns gute Früchte bringen und ſeine böſen Neigungen verbeſſern würde. Denn obgleich ſeine Gemahlin, ſo viel wir bemerken konnten, eine weiſe und verſtändige Prinzeſsin von tugendhafter Aufführung war, und er ſie ſelbſt gewählet hatte; ſo lebte er dennoch mit ihr in der gröſsten Uneinigkeit, da hingegen ſeine Liebe gegen lüderliche Leute immer zunahm, wodurch er unſer Haus in den Augen fremder Potentaten, mit welchen dieſe Prinzeſsin verwandt war, verächtlich machte, und uns viel Klagen und Vorwürfe zuzog. Unſere öftere Erinnerungen und Ermahnungen, ſeine Aufführung zu ändern, waren gänzlich vergebens; und er verletzte zuletzt ſogar die eheliche Treue, und warf ſeine Liebe auf eine lüderliche Weibsperſon von niedrigen und knechtiſchen Stande, und lebte mit ſelbiger in öffentlichem Ehebruch, aus groſser Verachtung gegen ſeine rechtmäſsige Gemahlin, welche bald darauf verſtarb; und man glaubte, daſs die Betrübniſs, worzu die unordentliche Lebensart Gelegenheit gab, ihr Lebensende beſchleunigt habe. Als wir ſeinen feſten Entſchluſs, in dieſer laſterhaften Lebensart zu beharren, ſahen; ſo gaben wir ihm bey dem Leichenbegängniſſe ſeiner Gemahlin zu erkennen, daſs wir, wenn er ſich nicht in Zukunft unſerm Willem gemäs bezeigte, und ſich auf Dinge befliſſe, die einem Prinzen und vermuthlichen Erben eines ſo groſsen Reichs anſtändig ſind; ſo würden wir ihn der Thronfolge berauben, ohne im geringſten darauf zu ſehen, daſs er unſer einziger Sohn ſey, (unſer zweyter Prinz war damals noch nicht gebohren)

ven) er ſolle ſich hierauf ja nicht verlaſſen, denn wir würden vielmehr einen Fremden, der deſſen würdig, zu unſerm Nachfolger erwählen, als einen unwürdigen Sohn; wir könnten unſer Reich keinem ſolchen Nachfolger überlaſſen, der alles Gute, das wir unter göttlichem Beyſtande geſtiftet haben, wieder vernichten und aufheben, und dem Ruhm und die Ehre der ruſſiſchen Nation verdunkeln würde, für deren Erhaltung wir unſere Ruhe und Geſundheit aufgeopfert, und unſer Leben bey verſchiedenen Gelegenheiten willig in Gefahr geſetzt hätten; es erlaube uns überdem die Furcht vor Gottes Gerichte nicht, die Regierung ſo weitläuftiger Länder den Händen eines Prinzen anzuvertrauen, deſſen Untüchtigkeit und Unwürdigkeit uns bekannt wäre. Kurz, wir ermahnten ihn in den dringendſten Ausdrücken, deren wir uns nur bedienen konnten, ſich vernünftiger aufzuführen, und gaben ihm Zeit zur Reue und Erfüllung ſeiner Pflichten. Er gab auf die Vorſtellungen zur Antwort: er erkenne es, daß er in allen dieſen Stücken ſchuldig ſey; berief ſich aber auf die Schwachheit ſeines Verſtandes und ſeiner Gemüthsgaben, welche ihm nicht erlaubten, ſich den Wiſſenſchaften und andern Geſchäften, die wir ihm empfohlen, zu widmen; erkannte ſich ſelbſt für unfähig, uns nachzufolgen, und bat uns, ihn davon zu befreyen. Nichts deſtoweniger fuhren wir fort, ihn mit väterlicher Zuneigung zu ermahnen; wir verbanden Drohungen mit unſern Ermahnungen, und unterließen nichts, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Da die Kriegsangelegenheiten unſere Gegenwart in Dännemark nothwendig machten; ſo ließen wir ihn in Petersburg zurück, damit er Zeit haben möchte, wieder zu ſeiner Pflicht zurückzukehren, und ſeine Lebensart zu verbeſſern; und als wir nachgehends

wie-

wiederholte Nachrichten von der Fortdauer ſeines unordentlichen Lebens erhielten: ſo ſchickten wir ihm Befehl zu, zu uns nach Copenhagen zu kommen, und mit ins Feld zu gehn, damit er ſich dadurch deſto beſſer bilden möchte. Allein er vergaß der Furcht vor Gott und ſeiner Gebote, welcher uns ſogar den Gehorſam gegen Eltern im Privatſtande anbefiehlt, und um ſo vielmehr gegen diejenigen, welche zugleich unumſchränkte Beherrſcher ſind; und vergalt unſere väterliche Sorgfalt mit nichts, als mit einer unerhörten Undankbarkeit. Denn, anſtatt unſerm Befehle gemäß zu uns zu kommen, machte er ſich heimlich davon, mit großen Geldſummen und mit ſeiner ehrloſen Beyſchläferin, mit welcher er ſeine laſterhafte Lebensart noch immer fortſetzte, und ſich in den Schutz des Kayſers begab. Er ſtreuete zugleich gegen uns, ſeinen Vater und Herrn, unzählbare Verläumdungen und falſche Gerüchte aus, als wenn wir ihn verfolgten, und die Abſicht hegten, ihn ohne Urſache der Thronfolge zu berauben. Ja, er gab ſogar vor, daß er, wenn er länger bey uns bliebe, ſogar ſeines Lebens nicht ſicher ſey; und bat den Kayſer, ihm nicht nur eine Zuflucht in ſeinem Gebiete zu verſtatten, ſondern ihn auch gegen uns durch die Gewalt der Waffen zu beſchützen. Jedermann kann leicht erachten, welche Schande und Unehre dieſe Aufführung unſers Sohns uns und unſerm Reiche im Angeſichte der ganzen Welt zugezogen hat; und man wird in der Geſchichte ſchwerlich dergleichen Beyſpiel finden. Obgleich der Kayſer von ſeinen Ausſchweifungen Nachricht erhalten hatte, und demſelben bekannt geworden war, wie er mit ſeiner Gemahlin, ſeiner kayſerlichen Majeſtät Schwiegerin, gelebt hatte; ſo hielt er doch, auf dieſe dringende Vorſtellungen, vor rathſam, ihm einen gewiſſen Ort

zu

zu ſeinem Aufenthalt anzuweiſen; und er verlangte ferner, daß ſein Aufenthalt daſelbſt ſo geheim gehalten würde, daß wir nicht die geringſte Wiſſenſchaft davon haben möchten. Da indeſſen ſeine langwierige Abweſenheit, aus zärtlicher und väterlicher Neigung zu ihm, die Furcht bey uns erregte, daß ihm vielleicht ein Unglück begegnet ſey: ſo ſchickten wir gewiſſe Perſonen nach verſchiedenen Gegenden aus, welche ſich bemühen ſollten, Kundſchaft von ihm einzuziehen; und nach vieler Mühe erhielten wir endlich von unſerm Gardehauptmann, Alexander Romanzow, die Nachricht, daß er ſich heimlich in einer kayſerlichen Feſtung in Tyrol aufhalte. Wir ſchrieben hierauf einen eigenhändigen Brief an den Kayſer, in welchem wir ihn erſuchten, ihn zurückzuſenden. Ohngeachtet ihm aber der Kayſer unſer Verlangen bekannt machte, und ihn ermahnte, wieder zu uns zu kommen, und ſich unſerm Willen, da wir ſein Vater und Herr wären, zu unterwerfen; ſo führte er doch, nebſt vielen Verläumdungen gegen uns, an, daß er uns nicht müſſe in die Häude geliefert werden; als wenn wir uns feindſelig und tyranniſch gegen ihn bezeuget hätten, und er nichts als den Tod von uns erwarten könne. Kurz, er überredete Sr. kayſerliche Majeſtät, anſtatt ihn uns zurückzuſenden, ihn vielmehr nach einem entfernten Ort in dero Ländern, nemlich nach Neapolis in Italien, bringen, und daſelbſt unter einem erdichteten Namen heimlich in einem Schloſſe leben zu laſſen. Nichts deſtoweniger fertigten wir, als wir Nachricht von ſeinem Aufenthalt erhalten hatten, unſern geheimen Rath, Peter Tolſtoy, und den vorbemeldeten Gardehauptmann, mit einem in den dringendſten Ausdrücken verfaſten Brief an den Kayſer ab, worinnen wir demſelben vorſtellten, wie ungerecht es

ſeyn

ſeyn würde, unſern Sohn, allen göttlichen und menſchlichen Geſetzen zuwider, zurück zu behalten, da nach denſelben ſogar Privatleute, und alſo vielmehr diejenigen, welche zugleich mit der höchſten Gewalt bekleidet ſind, eine unumſchränkte Gewalt über ihre Kinder haben; und wir mahlten demſelben an einer Seite unſer beſtändiges, gerechtes und liebreiches Verhalten gegen unſern Sohn ab, und an der andern ſeinen Ungehorſam; und zuletzt ſtellten wir dem Kayſer die ſchlimmen Folgen und feindſeligen Geſinnungen vor, welche die Verweigerung, uns unſern Sohn auszuliefern, nach ſich ziehen würde, da wir die Sache unmöglich in dieſem Zuſtande laſſen könnten. Wir ertheilten zugleich denjenigen, durch welche wir dieſen Brief überſchickten, Befehl, mündliche Vorſtellungen in noch ſtärkern Ausdrücken zu thun, und bekannt zu machen, daß wir ein ſolches Vorenthalten unſers Sohns auf alle mögliche Weiſe rächen müßten. Wir ſchrieben gleichfalls mit eigner Hand einen Brief an ihn, in welchem wir ihm die Abſcheulichkeit und Gottloſigkeit ſeiner Aufführung vorſtellten, nebſt der Größe des Verbrechens, das er an uns, ſeinem Vater, begangen hatte, und wie Gott in ſeinem Geſetz drohe, ungehorſame Kinder mit dem ewigen Tode zu beſtrafen. Wir drohten ihm, als Vater, mit unſerm Fluche, und als Herr, ihn für einen Landesverräther zu erklären, woferne er nicht zurückkommen und unſern Befehlen Gehorſam leiſten würde; und gaben ihm zugleich die Verſicherung, daß wir, wenn er unſer Verlangen erfüllte und zurückkäme, ihm ſein Verbrechen vergeben wollten. Nach vielen Bitten und unſern oben erwähnten ſchriftlichen Vorſtellungen erhielten unſere Abgeſandten endlich vom Kayſer die Erlaubniß, ſich zu unſerm Sohne zu begeben, und mit ihm zu reden, um ihn zur Zurückkunft

zu bewegen. Der kayſerliche Miniſter gab ihnen zu verſtehen, unſer Sohn habe dem Kayſer Nachricht gegeben, daß wir ihn verfolgten, und daß er ſeines Lebens bey uns nicht ſicher ſey; hierdurch habe er das Mitleiden des Kayſers erreget, und ihn bewogen, ihm ſeinen Schutz zu ertheilen. Allein der Kayſer, welcher nunmehr unſere wahren und gegründeten Vorſtellungen beherziget habe, verſpreche, ſein äußerſtes anzuwenden, ihn zur Rückkehr zu bewegen; und wollte ihm überdem bekannt machen, daß er ſich nach den Grundſätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit nicht weigern könne, ihn ſeinem Vater auszuliefern, oder ſich mit uns hierüber zu veruneinigen. Da ihm unſere Geſandten, bey ihrer Ankunft zu Neapolis, den Brief, welchen wir mit eigner Hand an ihn geſchrieben hatten, übergeben wollten; ſo ertheilten ſie uns Nachricht, daß er ſich weigere, ſie vor ſich zu laſſen; allein der kayſerliche Vicekönig habe ihn zu ſich in ſein Haus eingeladen, und ſie ihm bey dieſer Gelegenheit wider ſeinen Willen vorgeſtellt. Er nahm hierauf zwar unſern Brief an, welcher unſere väterliche Vermahnung enthielt, und ihm unſern Fluch androhte, zeigte aber nicht die geringſte Neigung, zurückzukehren. Er führte noch immer viel Unwahrheiten und Verläumdungen wider uns an, als wenn er wegen verſchiedener Gefahren, die er von uns zu befürchten hätte, nicht zurückkehren wolle noch könne; und rühmte ſich, daß der Kayſer nicht allein verſprochen hätte, ihn gegen uns zu vertheidigen und zu beſchützen, ſondern ihn auch durch die Gewalt der Waffen, wider unſern Willen, auf den rußiſchen Thron zu ſetzen. Da unſere Abgeſandten dieſe böſen Geſinnungen ſahen, verſuchten ſie es auf alle mögliche Weiſe, ihn zur Rückkehr zu bewegen; ſie baten ihn, ſie beriefen ſich auf die gnädigen

Ver-

Verſicherungen, die wir ihm gegeben hatten, und auf unſere Drohungen, wenn er in ſeinem Ungehorſam beharrete, und daß wir ihn mit Gewalt zurückholen würden; ſie machten ihm bekannt, daß ſich der Kayſer ſeinetwegen mit uns in keinen Krieg einlaſſen werde, und machten ihm noch viel dergleichen Vorſtellungen. Allein er achtete dieſes alles nicht, und zeigte nicht die geringſte Neigung zurückzukehren, bis ihm der kayſerliche Vicekönig, der endlich von ſeiner Halsſtarrigkeit überzeugt ward, im Namen des Kayſers ankündigte, er müſſe ſich zurückbegeben. Denn Sr. kayſerliche Majeſtät könne ihn uns nicht länger rechtmäßiger Weiſe vorenthalten; und werde ſich nicht ſeinetwegen bey dem jetzigen Kriege mit den Türken und bey dem Kriege in Italien mit dem Könige von Spanien, mit uns veruneinigen. Als er nun die wahre Beſchaffenheit der Sache einſah, und befürchtete, daß er uns, er möchte wollen oder nicht, würde ausgeliefert werden; ſo entſchloß er ſich endlich zurückzugehen, und gab es unſern Abgeſandten und dem kayſerlichen Vicekönig zu verſtehen; er ſchrieb es uns gleichfalls, und erkannte ſich ſelbſt für tadelnswürdig und für einen Verbrecher. Ob nun gleich unſer Sohn, durch eine ſo langwierige und vieljährige Fortdauer ſeines laſterhaften Ungehorſams gegen uns, ſeinen Vater und Herrn, und beſonders durch die Schande, welche er uns im Angeſichte der ganzen Welt dadurch zugezogen, daß er ſich entfernet und allerhand Verläumdungen, als wenn wir ein unnatürlicher Vater wären, wider uns ausgeſtreuet, und ſich uns, ſeinem Regenten, widerſetzet hat, mit dem Tode beſtraft zu werden verdiente: ſo macht uns doch unſere väterliche Liebe geneigt, ihm Gnade wiederfahren zu laſſen; und wir vergeben ihm daher ſeine Verbrechen, und be-

frey-

freyen ihn von aller Strafe. Allein wir können ihn, wenn wir ſeine Unwürdigkeit und ſeine oben beſchriebene und ſo lange Zeit fortgeſetzte unordentliche Aufführung erwägen, mit gutem Gewiſſen den rußiſchen Thron nach uns nicht beſteigen laſſen, da wir zum voraus ſehen, daß er durch ſeine laſterhafte Lebensart den Ruhm unſerer Nation, und die Sicherheit unſerer Länder, welche wir unter göttlichem Beyſtande erworben, und durch unermüdeten Fleiß eingerichtet haben, gänzlich vernachläßigen und vernichten würde. Es iſt jedermann bekannt, wie viel es uns gekoſtet, und mit wie großer Mühe wir nicht allein die Provinzen, welche der Feind unſerm Reiche entriſſen hatte, wieder erobert, ſondern uns auch verſchiedener anſehnlicher Städte und Länder bemächtiget haben, und mit welcher Sorgfalt wir unſern Unterthanen in allen bürgerlichen und militäriſchen Wiſſenſchaften zum Ruhm und Vortheil der Nation und des Reichs, haben unterrichten laſſen. Da wir nun unſere Staaten und unſere getreuen Unterthanen bedauern würden, wenn wir ſie durch einen ſolchen Nachfolger in einen ärgern Zuſtand, als worinnen ſie ſich jemals befunden haben, verſetzen ſollten: ſo berauben wir, aus väterlicher Gewalt, vermöge welcher jeder unſerer Unterthanen, nach unſern Reichsgeſetzen, ſeinen Sohn enterben und die Erbfolge einem andern ſeiner Söhne ertheilen kann, und als unumſchränkter Regent, in Betrachtung der Sicherheit unſerer Länder, benannten unſern Sohn Alexis wegen ſeiner Verbrechen und ſeiner Unwürdigkeit, der Thronfolge von Rußland, wenn auch gleich kein einziger von unſerer Familie übrig bleiben ſollte. Und wir ſetzen und erklären unſern zweyten Sohn Peter zu unſerm Nachfolger auf dem Throne, ob er gleich noch ſehr jung iſt, da wir keinen andern

Nach-

Nachfolger haben. Wir ertheilen beſagtem unſern Sohn Alexis unſern våterlichen Fluch, wenn er jemals, zu welcher Zeit es auch ſeyn mag, auf die Thronfolge Anſpruch macht; und wir verlangen von unſern getreuen Unterthanen, geiſtlichen oder weltlichen Standes, und überhaupt, wes Standes oder Ehren ſie ſeyn, und der ganzen rußiſchen Nation, dieſer unſerer Verordnung und unſerm Willen gemås, beſagten unſern Sohn Peter, den wir zur Thronfolge ernannt haben, für unſern rechtmåßigen Nachfolger zu erkennen, und dieſer unſerer Verordnung gemås, alles vor dem heiligen Altar, auf das heilige Evangelium, das Kreutz küſſend, du ch einen Eid zu beſtåtigen. Und wir erklåren alle diejenigen, welche ſich zu irgend einer Zeit unſerm Willen widerſetzen, und ſich von dieſem Tage an unterſtehen werden, unſern Sohn Alexis als unſern Nachfolger anzuſehen, oder ihm in dieſer Abſicht behülflich zu ſeyn, für Verråther an uns und an ihrem Vaterlande. Und wir haben Befehl ertheilet, daß gegenwårtige Verordnung allenthalben öffentlich angeſchlagen und bekannt gemacht werde, damit ſich niemand mit der Unwiſſenheit entſchuldigen könne. Gegeben zu Moskau am 3ten Februar 1718. Von uns eigenhåndig unterſchrieben und mit unſerm Siegel beſiegelt. „Peter.“

Der Czaar ſetzte nun ein beſonderes Verhör aus weltlichen und geiſtlichen Perſonen nieder, welche die Verbrechen ſeines Sohnes, die er ihnen noch einmal umſtåndlich ſchilderte, genau unterſuchen und ſeine Strafe beſtimmen ſollten. Er redete unter andern die Richter mit folgenden Worten an: „Wir bitten euch, damit wir in keinem Stück unſern Verbindlichkeiten zu nahe treten mögen, dieſe Sache ernſtlich und aufmerkſam zu erwågen, und ohne Gunſt und Partheylich-

lich-

lichkeit gegen mich oder ihn zu berichten, welch eine Strafe er verdiene; denn ſolltet ihr meynen, daß er nur eine leichte Strafe verdiene, ſo wird es mir unangenehm ſeyn. Ich ſchwöre euch bey dem großen Gott und ſeinem Gerichte, daß ihr in Anſehung dieſer Sache nichts zu befürchten habt. Geſtattet auch dem Gedanken, daß ihr ein Urtheil über den Sohn eures Fürſten ausſprechen ſollt, keinen Einfluß bey euch, ſondern verwaltet die Gerechtigkeit ohne Anſehen der Perſon, und ſtürzet nicht eure eignen Seelen und die meinige darzu dadurch ins Verderben, daß ihr etwas thut, welches dem Vaterlande zum Schaden gereichen, und unſre Gewiſſen an dem großen und ſchrecklichen Tage des Gerichts beunruhigen kann." Zu die geiſtlichen Richter wandte er ſich mit folgenden Worten: „Obgleich dieſe Sache nicht unter die geiſtliche, ſondern weltliche Gerichtbarkeit gehöret, und wir dieſelbe heut der unpartheyiſchen Entſcheidung des weltlichen Gerichts überlaſſen haben; weil wir uns jedoch einer Stelle des göttlichen Worts erinnern, welche uns bey dergleichen Gelegenheiten die Prieſter und Aelteſten der Kirche zu Rathe zu ziehen befiehlt, damit wir den Willen des Himmels erkennen mögen, und weil wir in einer Sache von ſolcher Wichtigkeit allen möglichen Unterricht zu erlangen wünſchen: ſo verlangen wir von euch, den Erzbiſchöffen und dem ganzen geiſtlichen Staate, zwar nicht in dieſer Sache ein Urtheil zu fällen, ſondern ſie zu unterſuchen, und uns eure Meynung darüber nach den Grundſätzen der heiligen Schrift bekannt zu machen, als welche uns am beſten zeigen kann, welch eine Strafe mein Sohn verdienet; und uns eure Meynung hierüber unter eigenhändiger Unterſchrift zu geben, damit wir in dieſer Sache den erforderlichen Unterricht erhalten und unſer Gewiſſen nicht beſchweren mögen.

Wir

Wir haben daher das Vertrauen zu euch, daß ihr als Beſchützer der göttlichen Geſetze, als treue Hirten der chriſtlichen Heerde und rechtſchaffne Freunde eures Vaterlandes, eurer Würde gemäß handeln werdet; indem wir euch bey dieſer Würde und bey der Heiligkeit eures Amts beſchwören, ohne Furcht oder Verſtellung zu verfahren."

Die geiſtlichen Richter ſuchten den Prinzen zu retten. Sie ſammelten zwar die Stellen der heiligen Schrift, welche auf die Vergehungen des Prinzen einige Beziehung haben konnten, beſonders 3 Moſ. 20, 9. „wer ſeinem Vater oder ſeiner Mutter fluchet, der ſoll des Todes ſterben;" ſetzten aber dann hinzu: „Euer Großczariſche Majeſtät mögen nun thun, was in ihren Augen wohlgefällig iſt. Wollen Sie den Gefallnen nach ſeinen Thaten beſtrafen, ſo haben Sie die aus dem Alten Teſtament angeführten Exempel vor ſich; wollen Sie aber Barmherzigkeit erzeigen, ſo leuchtet ihnen das Exempel Jeſu ſelbſt vor, der den verlohrnen Sohn wieder annahm, als er auf beſſere Wege zurückkehrte." Die weltlichen Richter richteten ſich aber mehr nach dem Alten Teſtament und den Reichsgeſetzen. Sie erklärten den Alexis einſtimmig des Todes würdig und ſetzten in Ihrem Urtheil hinzu: „Es erhellet aus der ganzen Aufführung des Czarowitz, daß er nicht geneigt geweſen, ſo lange zu warten, bis er nach der Billigkeit und der von Gott geſetzten Ordnung der Natur, zur Thronfolge gelangte; ſondern die Abſicht gehabt habe, ſeinen Vater bey ſeinem Leben der Krone zu berauben und ſich dieſelbe ſelbſt aufzuſetzen, nicht allein durch innerlichen Aufruhr, ſondern auch durch den Beyſtand einer fremden Armee, um die er würklich Anſuchung gethan hatte. Er hat ſich hierdurch der Gnade und Vergebung, die ihm von dem Kayſer, ſeinem Vater, verſprochen worden, unwürdig gemacht, und da ſowohl die göttlichen und Kir-

chen-

chengeſetze, als bürgerlichen und Kriegsgeſetze, nicht allein diejenigen ohne Gnade zum Tode verdammen, deren Unternehmungen gegen Ihren Vater und Herrn durch Zeugniſſe und Schriften bewieſen ſind, ſondern auch ſelbſt diejenigen, welche nur von der Abſicht, einen Aufruhr zu erregen und von dem Anſchlage des gottloſen Vorhaben, ihren Herrn zu tödten und ſich des Throns zu bemächtigen, überführt werden; was ſollen wir denn von einem aufrühriſchen Vorhaben denken, das in der Geſchichte ſeines Gleichen nicht hat, das mit einem abſcheulichen Vatermorde verbunden und auf denjenigen zielte, welcher in gedoppelter Abſicht ſein Vater war; ein Vater von größter Gelindigkeit und Nachſicht, welcher den Czarowitz von der Wiege an mit mehr als väterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit erzog; welcher ſich ernſtlich bemühte, ihn zur Regierung geſchickt zu machen und ihn mit unglaublicher Mühe und unermüdeter Sorgfalt in der Kriegskunſt zu unterrichten und ihn zur Thronfolge in einem ſo großen Reiche tüchtig zu machen; aus wie viel wichtigern Gründen verdient eine ſolche Abſicht mit dem Tode beſtraft zn werden? Wir fällen daher mit Kummer erfüllten Herzen und mit Augen, die von Thränen überfließen, als Unterthanen und Diener, dieſes Urtheil; indem wir erwägen, eine Sache von ſolcher Wichtigkeit zu entſcheiden und beſonders über den Sohn unſers theuren Beherrſchers, des Czaars, ein Urtheil auszuſprechen. Nichts deſtoweniger, da es ſein Wille iſt, daß wir hierin erkennen ſollen; ſo geben wir durch gegenwärtiges unſre wahre Meynung zu erkennen, und ſprechen dies verdammende Urtheil mit reinem und chriſtlichen Gewiſſen aus, wie wir hoffen, daß wir es vor dem gerechten, ehrfurchtsvollen und unpartheyiſchen Richterſtuhl des allmächtigen

Got-

Gottes verantworten können. Wir unterwerfen gleichwohl dies Urtheil, welches wir jetzo fällen, der Gewalt, dem Willen und der gnädigen Reviſion Sr. Czariſchen Majeſtät, unſers allergnädigſten Herrns."

Alexis wurde nun vor das Blutgericht geführt, ihm ſein Todesurtheil vorgeleſen und dann wieder in ſein Gefängniß zurückgebracht. Des andern Tages beſuchte ihn noch ſein Vater, vergab ihm ſeine Verbrechen und ſegnete ihn auf eine rührende Weiſe ein, worauf Alexis an großen Zuckungen über den gehabten Schreck alsbald verſchied. Sein Vater, der Kayſer, ließ ihm ein prächtiges Leichenbegängniß halten und die Mitſchuldigen ſeines Sohnes theils köpfen, hängen, ſpießen, rädern, knuten, theils auf Lebenszeit nach Sibirien verbannen. Die Mutter des Prinzen, des Czaars verſtoßne Gemahlin, wurde nebſt ſeiner leiblichen Schweſter, der Prinzeßin Maria, zeitlebens eingekerkert.

Wie viel Dornen hatte alſo die Krone des großen Czaars! Wenn man auf dem Throne nicht alle menſchliche Empfindungen ausziehen und die Bande des Bluts zerreißen kann, ſo iſt jeder, der Vaterfreuden an ſeinen Kindern erlebt, unendlich glücklicher, als er es war. Wer, wenn er die Augen aufthut, möchte wohl ſeine Niedrigkeit, ſein Bischen Armuth und ſeinen wohlgerathnen Sohn gegen den Glanz manches Regenten vertauſchen? — Es trägt ein jeder ſeine Laſt, er mag hoch oder niedrig ſtehen und darum wollen wir, zufrieden mit unſerm Looſe, keinen König beneiden.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

38ſte Woche.

Menzikof.*)

Es giebt gewiß wenige Sterbliche, in deren Schickſalen ſich der Wankelſinn und die Veränderlichkeit des Erdenglücks auf eine ſo auffallende Art gezeigt hat; wenige, die von der Glücksgöttin auf der einen Seite ſo außerordentlich begünſtigt und auf der andern auf eine ſo ſchreckliche Art gedemüthigt worden ſind; kurz wenige, die durch die Begebenheiten ihres Lebens ſo merkwürdig wurden, als Menzikof. Er war in einem niedern Stande gebohren, und ſtieg bis zu den Stufen des Throns. Sein erſter Name war Alexander. Das Jahr ſeiner Geburt iſt nicht bekannt, und er ſelbſt wußte es nicht. Das ganze rußiſche Volk lebte damals in einer gleichen Unwiſſenheit. Die Großen allein hielten ſich Verzeichniſſe, worin man die Geburts- und Sterbetage, die Ehebündniſſe, und überhaupt alles, was ihre Familien intereßiren konnte, aufzeichnete. Peter der Große ſahe es ſehr wohl ein, wie viel Mißbrauch und Nachtheil aus jener Unwiſſenheit, welche unter dem gemeinen Volke in Abſicht auf Geburt, Verheirathungen und Sterbefälle herrſchte, entſtehen konnte, und gab daher im Jahre 1699

*) Anecdotes du regne de Pierre I. Hiſt. moderne.

1699 allen Pfarrern den Befehl, daß ſie öffentliche Verzeichniſſe von den Tauffen, Verheirathungen und Beerdigungen ihrer Pfarrkinder, von welcher Art ſie auch ſeyn möchten, halten ſollten.

Menzikof, welcher früher, als Peter, jene Verordnung gemacht hatte, gebohren war, konnte daher die Zeit ſeiner Geburt nicht mit Gewißheit angeben.

Sein Vater war ein Paſtetenbäcker, und hatte die Erlaubniß erhalten, eine Bude auf dem Platze vor dem Kremelin, oder kaiſerlichen Pallaſte zu Moskau erbauen zu dürfen. Sobald ſein Sohn ihm in ſeinem Gewerbe zu helfen im Stande war, ließ er ihn in den Straßen zu Moskau Paſteten zum Verkaufe herumtragen. Der junge Alexander beſaß eine ſehr angenehme Geſtalt, und eine natürliche Munterkeit. Er rief ſeine Waare auf eine ſo luſtige Art aus, und gab denen, die ihn fragten, ſo lebhafte und ſonderbare Antworten, daß er täglich eine anſehnliche Menge Paſteten verkaufte.

Weil er gemeiniglich auf dem Schloßhofe das Meiſte von ſeiner Waare abſetzte; ſo gieng er auch öfters dahin. Die Soldaten von der Garde trieben ihre Scherze mit ihm, und der junge Menſch wandte auf ſeiner Seite alle Talente, ſie zu beluſtigen, an, weil er dabey ſeinen Vortheil fand. Das Glück, welches einen Gefallen daran zu finden ſcheint, ſeine Launen zu zeigen, zog ihn bald aus dieſem niedern Stande hervor. Peter I. war damals noch in dem glücklichen Alter, worin uns das Vergnügen an Kleinigkeiten keine Scham abzwingt. Er beobachtete täglich den jungen Paſtetenbacker aus den Fenſtern des kaiſerlichen

chen Zimmers, fand ein Vergnügen daran, ihm zuzuhören, und bekam endlich ſogar unvermerkt eine Art Zuneigung gegen ihn.

Sonderbar genug war der Umſtand, wodurch er Petern zuerſt näher bekannt wurde, und der, ſo unbedeutend er auch ſcheinen mag, angeführt zu werden verdient. Ein Soldat von der Wache, gegen welchen ſich der junge Paſtetenbäcker einige bittere Scherze erlaubt hatte, zupfte ihn eines Tages bey den Ohren. Alexander that einen ſo durchdringenden Schrey, daß ihn der Czaar hörte. Der Prinz, von dem Schmerze des Knaben gerührt, gab einem Offizier den Auftrag, ihn ſogleich den Händen des Soldaten zu entziehen, und zu ihm zu führen. Der junge Menſch erſchien vor dem Czaar ohne die mindeſte Beſtürzung, antwortete mit einer entſchloſſenen Miene auf alle Fragen, die Peter an ihn that, und ließ ſogar einige nicht unwitzige Scherze mit unter laufen. Die Zuneigung des Czaars wuchs durch dieſe mündliche Unterredung ſo ſehr gegen ihn, daß er ihn als Page in ſeine Dienſte zu nehmen beſchloß, und ſogleich, ihn als einen ſolchen zu kleiden, Befehl gab. Menzikof war in ſeiner erſten Jugend von einer auffallenden Schönheit. Er wurde bald der Leibpage des Czaars, war beſtändig bey ihm im Zimmer, folgte ſeinem Herrn überall, ſelbſt in den Staatsrath nach, und fügte, wenn daſelbſt Sachen von Wichtigkeit abgehandelt wurden, nicht ſelten ſeine Meinung dem Gutachten der Miniſter bey; er that es aber auf eine ſo launige und zugleich angenehme Art, daß er dadurch niemanden verdächtig wurde, und ſeinem Herrn ſelbſt Freude darüber machte.

Das Glück, welches ſich die Erhebung dieſes Mannes aus dem Staube gleichſam zur Pflicht gemacht zu haben ſchien, verſchaffte ihm alle Gelegenheiten, ſeinen Credit bey dem Monarchen zu vermehren. Als er eines Tages in einem öffentlichen Gaſthauſe war, hörte er in einem Nebenzimmer zwey Perſonen ſo lebhaft mit einander reden, daß er das, was ſie ſagten, verſtehen konnte. Der Name, Czaar, fiel ſeinen Ohren beſonders auf; er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit, und vernahm, daß von einer Verſchwörung gegen den Monarchen die Rede war. Menzikof eilte ſogleich nach dem kayſerlichen Pallaſte, und entdeckte Petern alles, was er gehört hatte. Der Czaar ließ die beyden Verſchwornen ſogleich aufheben. Man brachte ſie ins Verhör, ſie geſtanden alles ein, gaben ihre Mitſchuldigen an, litten die verdiente Strafe ihres Verbrechens, und die Zuſammenverſchwörung wurde dadurch vereitelt.

Menzikof, der als ein geſcheidter Kopf deutlich vorher ſahe, daß er, um ſich in der Gnade ſeines Herrn, die er ſich durch ſeine Jugend und Schönheit erworben hatte, zu erhalten, Talente nöthig haben werde, legte ſich eifrig auf Staats- und Kriegswiſſenſchaften; ein Umſtand, wodurch er ſich Petern und ſeinen Nachfolgern gleichſam nothwendig machte. Sein Fleiß wurde durch vorzügliche Geiſtesfähigkeiten unterſtützt. Menzikof wurde bald ein geſchickter Staatsmann, und legte auch mehrere Proben von Muth und Kriegsgeſchick in dem Kriege des Czaars mit Carl XII. ab. Er gelangte bald darauf zu den größten Ehrenſtellen des Reichs, und wurde zum Knees oder Fürſten, zum Feldmarſchall, zum erſten Rathsherrn und Ritter der rußiſchen Orden ernannt.

Reichthum und Ehrenſtellen reizen die menſchliche Begierde immer nach mehrern, und die Vernunft weiß nur gar zu ſelten, ihr den Standpunkt anzuweiſen, über welchen ſie nicht hinausſchweifen darf. Menzikofs Sucht nach jenen Gütern hatte keine Gränzen mehr. Er häufte unermeßliche Summen zuſammen, und befand ſich im Beſitze ſo vieler Landgüter, daß man von dieſem Günſtlinge ſagte: er könne von Riga in Liefland bis nach Derbent in Perſien reiſen, und alle Nächte auf einem ihm zugehörigen Landgute ſchlafen. Bey der Berechnung ſeiner Domainen zählte man bis an 50000 Familien, die ihm zugehörten. Seine unermeßlichen Reichthümer ſättigten dennoch ſeine Begierde nach ihnen nicht; er wollte auch von fremden Fürſten Schätze haben. Alle diejenigen, welche vom Czaar etwas zu fürchten oder zu hoffen hatten, ſuchten die Protektion dieſes Günſtlings. Der deutſche Kayſer gab ihm die Würde eines Reichsfürſten, und das Herzogthum Koſel in Schleſien. Die Könige von Dännemark, Preußen und Pohlen machten ihn zum Ritter ihrer Orden, und verbanden, um ſeinen Geiz und ſeine Eitelkeit zugleich zu befriedigen, mit denſelben anſehnliche Jahrgehalte.

So oft ſie ſeiner Gunſt beym Czaar bedurften, ſchickten ſie ihm reiche Geſchenke von goldnem und ſilbernem Tiſchgeſchirr, brillantenen Schmuck, u. ſ. w. Man verſichert, er habe drey Kleiderbeſetzungen von Diamanten von größter Schönheit gehabt. Da er glaubte, daß für ſeine Forderungen nichts mehr zu groß ſey, ſo verlangte er das blaue Band vom franzöſiſchen Hofe. Man wagte es nicht, ihm geradezu eine abſchlägliche Antwort zu geben; ſondern wich ſeinem Begehren unter dem Vorwande aus, daß er zu-

vor

vor die römiſch-katholiſche Religion annehmen müſſe, wenn er Ritter vom heiligen Geiſte werden wollte. Zuweilen fand der ſtolze Mann ein lächerliches Vergnügen daran, ſich mit ſeinen Ordenszeichen auf einmal zu ſchmücken, da denn die verſchiedenen Farben der Länder, die ſich auf ſeiner Bruſt durchkreuzten, einen ſonderbaren Anblick verurſachten. Die deutſchen Fürſten gaben ihm in ihren Briefen den Titel: Hoheit, und Menzikof, von ſeiner Größe trunken, glaubte das mit Recht fordern zu können, was ihm blos die Schmeicheley zugeſtand. Er verlangte vom franzöſiſchen Hofe eben die Ehre, welche ihm die deutſchen Fürſten erwieſen; aber man gab ihm zur Antwort: daß dieſer Hof dieſen Titel keinem andern, als gebornen Prinzen gäbe.

Wenn auch Menzikof zuweilen eine Kränkung von der Art erfuhr; ſo konnte er ſich doch leicht durch das Anſehn, und die Gewalt tröſten, die er im rußiſchen Reiche täglich zu vergrößern wußte. Er gieng ſo weit, daß er über den Beſitz der Krone entſchied. Peter der Große ſtarb den 8ten Februar 1725. Der Senat kam zuſammen, um ſich über die Thronfolge zu berathſchlagen; aber Menzikof, welcher Großmarſchall des Reichs war, ließ den Pallaſt, worin ſich die Verſammlung befand, rings umher mit Soldaten beſetzen. Ein Kunſtgriff, wodurch er denen eine Furcht einzujagen ſuchte, welche ſich der Wahl Catharinens, Peters Wittwe, widerſetzen dürften. Menzikof wünſchte nichts mehr, als daß dieſer Prinzeßin die rußiſche Krone gegeben werden möchte. Er war, ehe der Czaar ſie kennen lernte, ihr Liebhaber geweſen, hatte ſich als ein ſchlauer Hofmann ſtets in ihrer Freundſchaft zu erhalten gewußt,

wußt, und hofte nicht ohne Grund, daß ſich ſein Anſehn unter der Regierung dieſer Prinzeßin nicht vermindern, ſondern vielmehr vergrößern würde. Einige Rathsherren wollten die Rechte Peters, des Sohns des unglücklichen Alexis, geltend machen. Es entſtanden Streitigkeiten darüber, und man that daher den Vorſchlag, die Fenſter des Saals zu öffnen, und das um den Pallaſt verſammelte Volk um Rath zu fragen. In dem Augenblick ließ Menzikof einige bewaffnete Offiziere, die er in das Vorzimmer geſtellt hatte, hereintreten, und ſagte mit einem herzhaften Tone: „Es iſt nicht ſo warm, daß man die Fenſter zu öffnen nöthig hätte! — Die ſicherſte Parthie, die wir nehmen können, iſt die, daß wir Catharinen die Krone geben, und ſogleich einen Geſandten, um ſie von unſrer Wahl zu benachrichtigen, an ſie abſchicken.“ Die Furcht bemächtigte ſich aller Anweſenden, ſie erwählten Catharinen zur Kayſerin aller Ruſſen, und gaben ihr alsbald Nachricht von ihrer neuen Würde.

Menzikof hatte ſich in ſeinen Hoffnungen nicht betrogen; die Kayſerin erinnerte ſich noch zu lebhaft an ihren vorigen genauen Umgang mit ihm, — — ſie ſchätzte ſeine Perſon, ſeine Talente außerordentlich, und er behauptete unter ihrer Regierung alles Anſehn, welches er unter Petern genoſſen hatte.

Als Catharine ſtarb, ſahe er wohl ein, daß er, um ſeines beſondern Vortheils willen, Petern, dem Sohne des Alexis, eher als der Prinzeßin Anne, (die damals an den Herzog von Holſtein verheirathet war) oder der Eliſabeth, Peters des Großen und Catharinens

neus Tochter, die Krone verſchaffen müſſe. Mehrere Rathsherrn verwendeten ſich für das Intereſſe dieſer beyden Prinzeßinnen; aber Menzikof declamirte in dem entſcheidentſten Tone dawider, fügte ſogar Drohungen hinzu, und vergab das zweytemal die Krone von Rußland. Er ſahe vorher, daß es ihm nicht ſchwer werden würde, ſein voriges ganzes Anſehn unter der Regierung eines jungen Herrn von zwölf Jahren zu behaupten, und er hatte wahrſcheinlich ſchon die feinſten Plane dazu gemacht. Um dieſen Endzweck zu erreichen, rühmte er dem jungen Kayſer zuvörderſt die großen Dienſte, die er ihm bey ſeiner Kayſerwahl geleiſtet hätte. Er ſagte ihm: daß die Rathsherrn ſehr ungünſtige Abſichten in Betracht ſeiner geäußert hätten, und redete von nichts, als heimlich angeſponnenen Verſchwörungen gegen ſeine Perſon. Darauf verſprach er ihm, mit größter Sorgfalt für ſeine Sicherheit zu wachen, und alles Unglück, das ihm drohe, von ihm abzuwenden. Wie leicht war ein ſolcher Knabe von einem ſo liſtigen Staatsmann zu hintergehen! Der junge Kayſer ſetzte kein Mißtrauen in die Worte des Menzikof, erſchrack über das Gemählde, welches er ihm von den über ihm ſchwebenden Gefahren machte, und bat ihn mit dem innigſten Zutrauen, welches Kinder ſo leicht an ältere Leute, die ſich ihrer gegen gewiſſe Bilder des Schreckens annehmen, anſchließt, für ſeine Erhaltung zu ſorgen. Nun hatte der ſchlaue Menzikof den Kayſer da, wo er ihn haben wollte, und nun wagte er auch gleich den erſten kühnen Schritt, ſeine Plane auszuführen. Er ſtellte dem jungen Monarchen vor, daß er, um ihn gegen ſeine Feinde ſchützen, die gefährlichſten von ihm entfernen, und noch andre in den Schranken ihrer Pflichten halten zu können,

die

die unumſchränkteſte Gewalt haben müſſe. Er verlangte zum Vikar des Reichs, und zum Generaliſſimus des ganzen Heers ernannt zu ſeyn; hatte ſchon vorher die Beſtellungsbriefe dazu ausfertigen laſſen, und der Kayſer — unterſchrieb.

Menzikof blieb dabey nicht ſtehen, er mußte für die Zukunft den Kayſer an noch engere Ketten ſchließen, wenn er immer von ihm unabhängig bleiben wollte; jetzt ſuchte er ihn ſelbſt durch die Bande des Bluts mit ſich zu verbinden, und ihn zu ſeinem Schwiegerſohn zu machen. Um die Schwierigkeiten, die ſich ſeinem kühnen Vornehmen in den Weg ſtellen konnten und mußten, zu entfernen, begieng er ein Verbrechen, welches dieſen großen Mann am meiſten geſchändet hat, und verwies alle diejenigen des Landes, die ſich der neuen Vergrößerung ſeines Anſehns widerſetzen konnten. Es wurden viele nach Siberien geſchickt, wo ſie, nachdem ihre Güter eingezogen waren, ein Opfer des ſchrecklichſten Elendes wurden. Aus Furcht vor gleichen Schickſalen legten mehrere Große ſich ein tiefes Stillſchweigen über alles, was vorgieng, auf, und überließen ſich blos einem ſtillen Nachdenken. Die Verlobung des Kayſers mit Menzikofs älteſten Tochter gieng endlich ohne alle Hinderniſſe vor ſich. Der Rath und die hohen Kronbedienten waren dabey gegenwärtig, und legten ihr Mißvergnügen nur durch ein finſtres Stillſchweigen an den Tag.

Aber ſelbſt dies, daß Menzikof ſeine Tochter auf den rußiſchen Thron ſteigen ſahe, war noch nicht genug für ſeine unbegränzte Eitelkeit; er wollte auch ſeinen Sohn zu einem Souverain machen. Er

ließ

ließ deshalb würklich Truppen gegen Curland anrük- ken, und wollte die Einwohner dieſes Herzogthums zwingen, daß ſie ſeinen Sohn als ihren einzigen recht- mäßigen Herrn erkennen ſollten; aber es fanden ſich Hinderniſſe dabey, die er aus dem Wege zu räumen nicht Zeit genug hatte.

Menzikof ſtand jetzt auf dem höchſten Gipfel ſeines Anſehns. Das ganze rußiſche Reich war ihm unterthan, und er hatte ohne große Schwierigkeiten den großen Weg ſeines Glücks bis zu den Stufen des Thrones zurückgelegt. Er fürchtete keinen ſeiner Feinde, er glaubte ſie alle unterdrückt, und ſeine Macht auf einem Felſengrunde gebaut zu haben. Der Ehrgeizige gleicht dem Trunkenen, welcher keinen Ab- grund vor ſich ſieht. Menzikof überließ ſich jetzt einer ſtolzen und unweiſen Sorgloſigkeit; — aber ein Weib fieng zuerſt an, den Koloß ſeines Glücks zu erſchüttern. Eudoxia Lapucia, die erſte Ge- mahlin Peters des Großen, Mutter des Alexis, und Großmutter des regierenden Kayſers, wagte es zu- erſt, ſich gegen Menzikof aufzulehnen. Sobald dieſe Prinzeßin erfuhr, daß ihr Enkel auf dem Throne ſäße, legte ſie den Schleier ab, und verließ das Klo- ſter, in welchem ſie ſeit dem Tode ihres Sohnes ein- geſchloſſen war. Ihr Rang als Großmutter des Kayſers verſchafte ihr viel Anhänger, und der über- müthige Menzikof mußte ſich ſelbſt vor ihr demüthi- gen. Inzwiſchen glaubte er doch, daß ſie ſich mit den Ehrenbezeigungen, die man ihr erwies, begnü- gen, und mit ihrer jetzigen viel glücklichern Lage zu- frieden, ſich in keine Staatsſachen miſchen würde. Allein Menzikof ſcheint die Größe des weiblichen Ehrgeizes nicht genug gekannt zu haben, er betrog ſich,

und Eudoxia ſahe ſich kaum in Freyheit, als ſie ſchon die Neigung, den Staat zu regieren, und ſich zur Regentin ausrufen zu laſſen, blicken ließ, in welcher Abſicht ſie die Gunſt der Rathsherren, der Offiziere und Soldaten zu gewinnen ſuchte.

Menzikof, dem es ſeiner deſpotiſchen Regierung ohnerachtet nicht an Kreaturen fehlte, wurde bald von allem benachrichtigt, was vorgieng. Er begriff es nun ſehr wohl, wie nothwendig es ſey, bey Zeiten die Anſchläge einer ſo angeſehenen nnd ehrgeizigen Frau zu vereiteln. Er gieng daher zu dem jungen Monarchen, und machte ihm eine ſo auffallende und giftige Schilderung der Denkungsart ſeiner Großmutter, und der Gefahr, welcher er ſich ausſetzte, wenn er ihr erlaubte, ſich in die Regierungsgeſchäfte zu miſchen, daß der Prinz ihr wieder ins Kloſter zurückzugehen befahl. Die einzige Gnade, die ſie noch erhielt, war die, daß ſie in ein Kloſter zu Moskau gehen durfte. Hier erhielt ſie den Namen einer Aebtiſſin, und einen viel anſehnlichern Jahrgehalt, als man ihr verſprochen hatte, — nur durfte ſie ihr Kloſter nicht verlaſſen.

Durch dieſen Sieg, den Menzikof ſelbſt über die Großmutter des Kayſers erhielt, wurde er noch dreiſter, und glaubte nun gar nichts mehr zu fürchten zu haben. Die Sorge, ſeine Familie mit der kayſerlichen zu vermählen, beſchäftigte ihn ganz allein; aber ſein Fall war näher, als er glaubte.

Der Fürſt Dolgoruki und der Graf von Oſtermann waren bisher ſeinem Mißtrauen immer ſorgfältigſt ausgewichen, daher er ſie auch in keinem

Be-

Betracht fürchtete, und zu ihnen gemeiniglich mit jener drohenden Miene ſprach, welche einem Tyrannen eigen iſt, der das Unglück, gefürchtet zu ſeyn, dem Glücke, geliebt zu werden, vorzieht. Ja er gieng ſo weit, daß er ſelbſt gegen den jungen Monarchen einen befehlshaberiſchen Ton annahm, welcher vor Schrecken zitterte, ſobald er Menzikof ſahe, oder reden hörte. — —

So ſtanden die Sachen, als Menzikof von einer äußerſt gefährlichen Krankheit befallen wurde. Man glaubte, daß er ſterben würde, und ſahe ſich daher genöthiget, die Perſon des jungen Kayſers der Aufſicht des jungen Fürſten Dolgoruki anzuvertrauen. Der neue Hofmeiſter nutzte dieſen Umſtand, der nicht vortheilhafter für Menzikofs Gegner ſeyn konnte, den Haß Peters gegen jenen zu vermehren. Er gab dem jungen Monarchen viel mehr Freyheit, als ihm ſein tyranniſcher Vorgänger verſtattet hatte, berief ſeine Tante die Prinzeßin Eliſabeth zu ihm, und erlaubte auch ſeinem Sohne, dem jungen Dolgoruki, dem Kayſer mit ihr zugleich die Zeit auf eine angenehme Art verkürzen zu helfen. Beyde waren von gleichem Alter, ihre Spiele, ihre Scherze und die Vertraulichkeit, welche ſie begleitete, gefielen dem Prinzen ſehr bald. Er verglich die ernſthaften und traurigen Beluſtigungen, die Menzikof ihm verſchaffte, mit denen, welche er jetzt genoß, und faßte natürlicher Weiſe einen hohen Grad von Freundſchaft gegen diejenigen, welche ihn, bisher noch ganz unbekannte Freuden kennen lehrten.

Inzwiſchen fieng Menzikof wieder zu geneſen an. Er erkundigte ſich ſehr bald nach dem, was am

Hofe

Hofe vorgieng, und erfuhr zu ſeinem größten Verdruſſe, daß man Petern eine vollkommene Freyheit und alle Beluſtigungen verſtatte, die ſeinem Alter angemeſſen wären. Menzikof eilte, ſobald er ſeine Stelle bey ihm wieder einnehmen konnte, ihm die alten Feſſeln wieder anzulegen. Die Prinzeßin Eliſabeth erregte bey ihm allein einigen Verdacht, und ſie war es auch allein, die er vom Kayſer unter dem Vorwande entfernte, daß ſie ihn durch ihre öftern Beſuche in ſeinem Fleiße unterbräche, und er alſo nicht länger erlauben könnte, daß ſie Petern anderswo, als bey feyerlichen Gelegenheiten ſehen dürfe. Ein Umſtand, wodurch der junge Prinz immer mehr gegen ſeinen ſtrengen Hofmeiſter aufgebracht werden mußte. Die Freundſchaft, welche der Prinz gegen den jungen Dolgoruki, welcher nach den Anweiſungen ſeines ſchlauen Vaters Petern ganz gewonnen hatte, an den Tag legte, erregte bey Menzikof kein Mißtrauen. Er hielt beyde nicht für geſcheid und kühn genug, ſein Anſehn anzugreifen, und überdem ließ ihm die Strenge, womit er den Kayſer behandelte, und die natürliche Furchtſamkeit des Prinzen hoffen, daß er ſich ſeiner Sklaverey nie entreißen würde. Allein jene beſaßen die Kunſt der Verſtellung, — dieſe Liſt der Höfe, — im höchſten Grade, und trieben die Vorſichtigkeit und Verſchwiegenheit, ſo weit ſie nur gehen konnte; außerdem waren ſie noch mit dem Grafen

von Oſtermann durch Freundſchaft verbunden, einem Manne, welcher Liſt und Kühnheit mit einander vereinigte, ein geſchworner Feind Menzikofs war, und nur auf eine Gelegenheit lauerte, ſeinen ganzen Haß auf jenen ausſchütten zu können, — und dieſe Gelegenheit wurde ihm jezt geboten.

Menzikof hatte den jungen Monarchen mit ſich nach Petershof genomm . um ſich daſelbſt einige Tage aufzuhalten, und das Vergnügen der Jagd zu genießen. Petershof iſt ein Luſtſchloß, welches Peter der Große einige Meilen von Petersberg hatte aufrichten laſſen. Es liegt unter einem angenehmen Himmelsſtriche. Seine Gärten ſind nach denen zu Verſailles angelegt, und die Gegend umher iſt voll von allerley Wild. Der Graf von Oſtermann hielt dieſe Reiſe für die günſtigſte Gelegenheit, ſeinen Plan auszuführen, den er entworfen hatte. Er gieng zu den Rathsherren, und zu den vornehmſten Offizieren der Leibgarde, um ihre Geſinnungen auszuforſchen, und er fand, daß ſie alle ſehr gut zu den ſeinigen ſtimmten. Jeder von ihnen verſicherte, daß er bereit ſey, alles aufzuopfern, um das Vaterland von einem ſolchen verhaßten Tyrannen, wie Menzikof ſey, zu befreyen. Darauf theilte er ihnen ſeinen ganzen Plan mit, und unterrichtete einen jeden, wie er ſich bey der Ausführung deſſelben verhalten ſollte. Er hatte auch

den

den Fürſten Dolgoruki im Voraus ſeine Abſichten merken laſſen, und hatte ihm, um ihn deſto leichter in ſein Intereſſe zu verwickeln, zu verſtehen gegeben, daß, wenn er und ſein Sohn es dahin bringen könnte, daß die erzwungene Vermählung des Kayſers mit Menzikofs Tochter zurückgienge, die geringſte Belohnung für ihn die ſeyn würde, daß er ſeine eigene Tochter ſelbſt auf den rußiſchen Thron ſteigen ſähe, — und fügte hinzu, daß dies um ſo viel leichter zu Stande gebracht werden könnte, da es die ganze Nation wünſche.

Die Gründe des Grafen thaten ihre erwünſchte Würkung. Der Fürſt Dolgoruki, von der Hoffnung, ſeine Tochter auf dem Throne zu ſehen, geſchmeichelt, verſprach alles zu thun, was man von ihm verlangen würde. Die größte Schwierigkeit beſtand nur noch darin, wie man den Czaar der Wachſamkeit des Menzikof, der ihn nie aus den Augen ließ, entreißen wollte. Man richtete ſeine Aufmerkſamkeit zunächſt auf den jungen Dolgoruki, und hoffte durch ihn dieſen Endzweck erreichen zu können. Er war der einzige Mitgenoſſe der Freuden des Czaars, der einzige Vertraute ſeines Kummers, und ſchlief auch alle Nächte bey ihm im Zimmer. Dieſer vertrauliche Umgang hatte es ihm leicht gemacht, die wahren Geſinnungen des Prinzen gegen Menzikof kennen zu lernen. Jetzt

ward

ward der junge Dolgoruki von der Rolle, die er ſpie-
len ſollte, unterrichtet, und er verſprach, den Prinzen
— in die Hände des Senats zu liefern. Der Graf
von Oſtermann hatte ſeine Einrichtungen ſo gut ge-
macht, daß die Geſellſchaft ſich — wie von ungefähr
— in einiger Entfernung von Petershof, und zwar
zu einer feſtgeſetzten Stunde, verſammeln ſollte. In
der Nacht, die zur Ausführung des Plans beſtimmt
war, gieng der junge Dolgoruki, wie er eine allgemeine
Stille im Schloſſe bemerkte, ans Bette des Kayſers,
und that ihm den Vorſchlag, ſich ſogleich durch eine
ſchleunige Flucht von der Sklaverey des Menzikof
zu befreyen. Peter, der ſchon vorbereitet war, klei-
dete ſich geſchwind an, und ſtieg mit ſeinem Freunde
aus einem niedrigen Fenſter. Sie liefen, von der
Finſterniß der Nacht begünſtigt, durch die Gärten.
Sobald ſie durch dieſelben entwiſcht waren, fanden
ſie eine große Anzahl von angeſehenen Männern, die
mit einem Wagen auf ſie warteten, und an den Ort
führten, wo der Senat verſammlet war. Man führ-
te den Kayſer, ohne ſich lange zu berathſchlagen, grade
nach St. Petersburg, — und nun war er auf immer
den Händen Menzikofs entriſſen.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

39ſte Woche.

Menzikof.

Als man am andern Morgen in die Kammer des Kayſers trat, und ſahe, daß er entwiſcht war, eilte man ſogleich, Menzikof Nachricht davon zu geben. Man kann leicht denken, in welchen Gemüthszuſtand er dabey fallen mußte. Die Zeitung von der Flucht des Kayſers war für ihn ein Donnerſchlag, er war wie betäubt, und ſahe zu gleicher Zeit alles Gefahrvolle der Begebenheit ein. Als er zu ſich ſelbſt gekommen war, ſtand er auf, kleidete ſich an, und reiſte ſogleich nach St. Petersburg ab. Noch glaubte er die nemliche Gewalt zu beſitzen, die er bisher ſo unumſchränkt beſeſſen hatte, und dachte ſchon auf die blutigſte Rache gegen diejenigen, die ihm den Kayſer entführt hatten; — allein dagegen waren zu gute Anſtalten gemacht, und ſein Untergang war gewiß. Als er vor den kayſerlichen Pallaſt kam und hineingehen wollte, wurde er mit Drohungen zurückgewieſen, und von dieſer Zeit fangen ſich die Leiden des unglücklichen Menzikofs an, worin wir ihn bald in einer ganz

andern Geſtalt, und mit weit edlern Geſinnungen werden auftreten ſehen.

Menzikof eilte, von ſeiner Höhe auf einmal herabgeſtürzt, in ſein Haus; — aber er traf unterwegs nicht mehr die Schaar gebückter Schmeichler an, die ihn ſonſt umgaben; das Gewitter hatte ſie alle auf einmal weggeſcheucht. Kaum war er in ſeinem Hauſe angelangt, als er ſich ſchon mit Grenadieren umringt ſah, deren Anführer ihm im Namen des Kayſers Arreſt ankündigte. Er ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß er vielleicht noch Gnade erlangen könne, wenn er nur den Kayſer perſönlich ſprechen könnte; er bat darum; allein ſtatt der Antwort erhielt er einen Befehl, ſich Morgen nach Renneburg zu begeben, welches eins ſeiner beſten Landgüter war. Nun verlohr er alle Hoffnung, und rief aus: ich habe große Verbrechen begangen; — aber kommt es dem Kayſer zu, mich dafür zu beſtrafen?

Dieſe Worte vermehrten den Verdacht, den man gegen ihn in Abſicht des Todes Catharinens gefaßt hatte. Doch bewies man ihm an dieſem Tage noch alle Achtung. Der Offizier, welcher bey ihm Wache hielt, erklärte ihm die vom Kayſer gegebene Erlaubniß, daß er ſeine koſtbarſten Sachen, und ſo viel Leute, als ihm beliebte, mit ſich nehmen könnte.

Men-

Menzikofs Eitelkeit war noch nicht genug gedemüthigt; er begieng die Thorheit noch einmal, vor den Augen des Volks einen Pomp zu zeigen, welcher ihm in ſeinen jetzigen Umſtänden hätte unerträglich ſeyn müſſen. Er brachte den Reſt des Tages recht gefliſſentlich damit zu, ſich auf eine prachtvolle Art zu ſeiner Reiſe anzuſchicken. Seine Abreiſe glich daher mehr einem Triumphe, als dem Davonſchleichen eines gefallenen Günſtlings. Er ſaß mit ſeiner Familie in einer ſeiner prächtigſten Staatskaroſſen, welcher noch eine beträchtliche Anzahl anderer folgte. Sein Gepäck, ſein Hausgeſinde und ſeine Pferde machten einen anſehnlichen Zug aus. Unter einem angenommenen Schein von Gleichgültigkeit grüßte er alle diejenigen, welche in den Fenſtern lagen, um ihn vorbey fahren zu ſehen. Wann er unter der Menge des Volks jemanden wahrnahm, den er kannte; ſo nannte er ihn bey ſeinem Namen, und ſagte ihm ein Lebewohl!

Menzikofs Feinde nutzten ſeinen prächtigen Abzug, um ihn dem Kayſer als einen übermüthigen Mann abzuſchildern, den nichts demüthigen könne, und der ſich durch ſeine unermeßlichen Reichthümer über jedes widrige Geſchick weit hinwegſetzte. Peter II. haßte ihn zu ſehr, als daß er nicht jede Beſchuldigung glauben, und jeden Rath, den man ihm wider Menzikof gab, hätte befolgen ſollen. Er ſchickte

eine Anzahl Grenadiere hinter ihm her, und gab dem commandirenden Offizier Befehl, daß er ihm die rußiſchen Orden, wie auch die, welche er von andern Mächten bekommen hatte, abnehmen ſollte. Menzikof fühlte den Schmerz ganz, welchen eine ſolche Demüthigung in ihm erregen mußte; aber weit entfernt, den geringſten Vorwurf darüber hören zu laſſen, ſagte er vielmehr zu dem Offizier: „Da nehmen ſie die Zeichen meiner thörichten Eitelkeit hin, ich habe ſie alle in eine Schachtel gelegt, weil ich wohl vermuthete, daß man ſie mir nehmen würde; — ſie würden mir auch nur zu einer größern Demüthigung gereichen, wenn ich ſie behielte!“

Der Auftrag des Offiziers war damit noch nicht geendigt. Er ſagte zu Menzikof: daß er mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern aus dem Staatswagen ſteigen, und ſich auf die Wagen begeben müſſe, die er deshalb mitgebracht hätte. Menzikof hörte dieſen Befehl mit einer erſtaunlichen Unterwerfung an. Er war nun nicht mehr der eitle und ehrgeizige Mann, welcher von der Welt angebetet zu ſeyn für ſein ganzes Glück hielt, nicht mehr der übermüthige Stolze, welcher es an Pracht den Königen gleich that, und keines andern Menſchen Willen über den ſeinigen erkannte; — ſondern ein ruhiger Weltweiſer aus der Schule des Seneca, deſſen Standhaftigkeit allen

Schlä-

Schlägen des Schickſals gleichſam Hohn ſprach. Er antwortete dem Offizier: „ich bin auf alles gefaßt, — üben ſie ihre Befehle aus. Je mehr ſie mir nehmen, je weniger Unruhe bleibt mir übrig. Ich beklage keinen, als nur diejenigen, die ſich von meiner Beute zu bereichern gedenken.“ Er ſtieg darauf aus ſeiner Karoſſe, und begab ſich mit einer Gleichgültigkeit, welche alle Anweſende zum Erſtaunen und Mitleid bewegte, in einen kleinen bedeckten Wagen. Seine Gemahlin und Kinder beſtiegen ähnliche Wagen.

Seine Karoſſen, Meubeln und Hausbedienten wurden nach St. Petersburg zurückgebracht, und Menzikof ſetzte ſeine Reiſe, ohne den ſüßen Troſt, ſich mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, von denen er getrennt war, unterhalten zu können, fort. Wenn einmal ihm der Zufall, ſie zu ſehen, Gelegenheit gab; ſo bat er ſie, ſich mit Standhaftigkeit zu bewaffnen, und ſich von dem Unglücke, das ſie jetzt träfe, nicht ganz niederſchlagen zu laſſen.

So langte der unglückliche Miniſter zu Renneburg an. Renneburg iſt eine Stadt mit einem prächtigen Schloſſe, welches er mit regelmäßigen Feſtungswerken hatte anlegen laſſen. — Hier hoffte Menzikof nun ſeine Tage, fern von dem gefährlichen Geräuſche des Hofes und der großen Welt, in einer philoſo-

loſophiſchen Ruhe zubringen zu können; aber das Schickſal war noch nicht müde ihn zu verfolgen. Er ſollte ſeine ganze Härte empfinden, und endlich unter ſeiner Zentnerlaſt erliegen.

Ob er gleich dort 250 Meilen vom Hofe entfernt war; ſo ſchien er ſeinen Feinden doch noch viel zu nahe zu ſeyn. Sie fürchten von ſeiner Liſt und ſeinen Anhängern alles, und dieſes Mißtrauen rieth ihnen, ihn nach Yakuska, einer Stadt im unterſten Sibirien, verweiſen zu laſſen, welche 1500 Meilen von St. Petersburg liegt. Man fertigte ſogleich einen Offizier an der Spitze eines Detaſchements von Soldaten an ihn ab, der ihm im Namen des Kayſers den Befehl ertheilen mußte, ſich unverzüglich an den Ort ſeiner Verweiſung zu begeben.

Vor ſeiner Abreiſe dahin beraubte man ihn ſeiner Kleider, und gab ihm dafür einen rußiſchen Bauerrock. Seine Gemahlin und Kinder hatten das nemliche Schickſal. Ihre Kleider waren von grobem Tuch mit Schaaffellen gefüttert, ſo wie auch ihre Mützen aus bloßem Schaaffell beſtanden. Die Fürſtin Menzikof, eine Dame von ſehr feiner Empfindung, und nur an Ueberfluß und Gemächlichkeit gewöhnt, erlag unter ihren Leiden und der Ermüdung auf einer ſo beſchwerlichen Reiſe bald. Sie ſtarb

in

zu der Gegend von Caſan. Ihr Gemahl beſaß mitten in ſeinem Schmerze doch Muth und Kräfte genug, ſie ſelbſt zum Tode zuzubereiten, und ſie verſchied in ſeinen Armen. Die Trennung von ihr verſetzte den unglücklichen Gatten in die tiefſte Traurigkeit, denn er verlohr mit ihr die ſüßeſte Quelle ſeines Troſtes. Er hatte ſie allezeit geliebt und hochgeſchätzt. Sie ſelbſt war aus einer der vornehmſten Familien des rußiſchen Reichs. Ihre Schönheit erwarb ihr die Bewunderung aller, die ſie ſahen, und ihre Tugend, die ſie weder in ihrer Jugend, noch in dem glänzenden Zeitraume ihres Glücks befleckt hatte, zog ihr die Hochachtung eines jeden zu, der ſie kannte. Menzikof war genöthigt, dieſer theuren Gattin ſelbſt die letzte Pflicht zu erweiſen, und er begrub ſie an dem Orte, wo ſie geſtorben war. Kaum ließ man ihm Zeit, auf ihr Grab einige Thränen zu weinen; ſondern zwang ihn, ſeine Reiſe eiligſt bis nach Tobolsk, der Hauptſtadt von Siberien, fortzuſetzen.

Die Nachricht von ſeinem Falle war dort, ehe er noch ankam, bekannt geworden, und man freute ſich ſchon im Voraus auf den Anblick, einen Mann in Ketten und Banden zu ſehn,* vor deſſen Winke noch kurz vorher ganz Rußland gezittert hatte. Die erſten Gegenſtände, welche ihm bey ſeiner Ankunft in dieſer Stadt in die Augen fielen, waren zwey rußiſche

ſche Groſse, die unter ſeinem Miniſterium verwieſen worden waren. Sie giengen ihm wüthend entgegen, und überhäuften ihn mit Schmähungen, während er durch die Straßen der Stadt nach dem Gefängniſſe geführt wurde. Weit entfernt, die geringſte Ungeduld über ein ſolches Betragen zu bezeigen, ſagte er vielmehr zu dem einen von ihnen: „Deine Vorwürfe ſind gerecht, — und ich habe ſie verdient. Nimm jetzt Genugthuung an mir, weil du in dem Zuſtande, worin ich mich befinde, keine andere Rache an mir nehmen kannſt. Ich opferte dich einſt meiner Politik auf, weil die Unbiegſamkeit deines Charakters mir verdächtig wurde.“ Darauf wandte er ſich zu dem andern und ſagte: „Ich habe es wahrlich nicht gewußt, daß du dich hier befändeſt; ſchreib mir daher dein Unglück nicht zu! du hatteſt ohne Zweifel einige Feinde neben mir, die mich überliſtet, und den Befehl deiner Verweiſung erſchlichen haben. Ich habe oft gefragt: warum du dich nicht ſehen ließeſt? und man iſt meinen Fragen immer durch betrügeriſche Antworten ausgewichen. Unmöglich konnte ich mich bey meinen überhäuften Arbeiten um die Angelegenheiten einzelner Unterthanen genau bekümmern; — doch, wann du glaubſt, daß du durch Beſchimpfungen meiner Perſon deinen Kummer einigermaßen verſüßen kannſt; ſo ſteht dir frey zu thun, was du willſt!“ —

Ein dritter Verwieſener drang ſich halb raſend durch die Menge des Volks, und warf voll glühender Rachbegierde den Kindern Menzikofs Koth ins Geſicht. „Ha! ſchrie der gebeugte Vater, vom tiefſten Schmerz durchdrungen, „ich, ich bin der, den man mit Koth werfen muß, dieſe Unſchuldigen haben dir nichts zu leide gethan!“

Der Vice-König von Siberien ſchickte ihm auf Befehl des Kayſers 500 Rubel zu, um dafür das Nothwendigſte für ſich und ſeine Familie zur Reiſe anzuſchaffen, welches er auch that. Er kaufte Spaten, Harken und andere Werkzeuge zum Ackerbau. Er verſah ſich mit verſchiedenen Gattungen von Korn und geſalzenem Fleiſche, mit Netzen zum Fiſchen u. d. gl. und bat, daß man das übrige Geld unter die Armen vertheilen möchte.

Die Zeit, welche man ihm zu ſeinem Aufenthalte in Tobolsk vergönnt hatte, war bereits verfloſſen, und er bekam nun Befehl zur Abreiſe. Man ſetzte ihn auf einen bedeckten Wagen, der nur durch ein einziges Pferd, oft auch nur durch große Hunde gezogen wurde. Er brachte fünf volle Monate auf der Reiſe von Tobolsk nach Yakuska zu, und war während dieſes langweiligen und traurigen Zuges, allen Unannehmlichkeiten einer rauhen Luft, und eines äußerſt kalten Himmelſtrichs ausgeſetzt.

Eines Tages, als ihn die Wache hatte abſteigen, und in eine Bauerhütte, (um auszuruhen und einige Speiſe zu ſich zu nehmen) gehen laſſen, trat ein Offizier in der nehmlichen Abſicht herein. Er kam von Kamſchatka, wohin er unter Peters des Großen Regierung, um den Capitain Bering auf ſeiner Entdeckungsreiſe zu begleiten, geſchickt worden war. Dieſer Offizier hatte unter Menzikof als Flügeladjutand gedient; aber dieſer letzte war in ſeinem Bauerkleide und ſeiner Mütze von Schaaffell ſo entſtellt, daß ihn jener nicht erkannte. Menzikof kannte ihn aber gleich, und nannte ihn bey ſeinem Namen. Der Offizier erſtaunte, in einem von der Hauptſtadt ſo fernen Ort ſeinen Namen nennen zu hören, und fragte den, den er für einen armen Bauer hielt, woher er ihn kenne? und wer er ſey? „Ich war, „erwiederte der unglückliche Mann,“ vor nicht gar langer Zeit der Fürſt Menzikof: jetzt aber heiße ich Alexander.“ Der Offizier, welcher den Fürſten in dem glänzendſten Zuſtande verlaſſen hatte, wollte ſeinen Worten nicht glauben, und bildete ſich ein, daß dieſer Alexander ein Bauer ſey, welcher ſeinen Verſtand verlohren habe; aber Menzikof ergrif ihn bey der Hand, führte ihn an das Fenſter, und zeigte ihm ſein Geſicht näher. Der Offizier war wie vom Donner gerührt, er erkannte nun den Fürſten würklich an ſeinen Geſichtszügen, und rief mit lauter Stimme aus: Ach mein Fürſt, durch welche Unglücksfälle ſind Ew. Hoheit

heit in dieſen bejammernswürdigen Zuſtand herabge-ſunken? „Nennen Sie mich nicht mehr mit dieſem ſtolzen Titel,“ erwiederte Menzikof, „Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich Alexander heiße. Der Himmel hat mich in meinen vorigen Stand zurückgeſetzt.“ Der Offizier, welcher von Menzikofs Gegenwart überzeugt und auch nicht überzeugt war, konnte noch nicht glauben, daß das, was er ſähe und hörte, voll-kommen wahr ſey; er näherte ſich daher einem jungen Bauer, welcher in einem Winkel der Hütte ſeine Stie-feln flickte, und fragte ihn mit leiſer Stimme: wer eigentlich der Mann dort am Fenſter ſey? „Das iſt mein Vater,“ ſchrie der junge Menſch laut auf; — „aber erlaubt euch unſer Unglück, uns zu verkennen, uns, denen ihr ſo viel zu verdanken habt?“ Der Va-ter verwies ſeinem Sohne dieſe Antwort, und rief dem Offizier zu: „Verzeihen Sie dieſem Unglücklichen, das Leiden hat ſeinen Charakter gehärtet, es iſt übrigens der nemliche, mit dem Sie ſo oft, als er noch Kind war, ſpielten. Sehen Sie auch hier meine Töchter! (ſie waren beyde wie Bauermädchen gekleidet, ſaßen auf der Erde, und hatten einen Napf voll Milch vor ſich, worin ſie grobes Brod tunkten.) „Dieſe, fuhr Menzikof fort, hatte die Ehre, mit dem Kay-ſer Peter II. verlobt zu ſeyn, und war dem Au-genblicke nahe, in welchem ſie durch unauflösliche Bande mit ihm vereinigt werden ſollte.“ Als der Offizier den Kayſer Peter II. nennen hörte, blieb er wie verſtummt ſtehen. Er war ſeit vier Jahren ſehr weit vom rußiſchen Hofe entfernt geweſen, und wußte von allem, was ſeit der Zeit vorgefallen war,

kein

kein Wort. Menzikof machte ihm eine genaue Beſchreibung von den Veränderungen, welche ſich bisher in Petersburg zugetragen hatten, und das Erſtaunen des Offiziers wuchs bey jedem Worte des unglücklichen Miniſters. Jetzt hörte er einige Augenblicke, als ob er den Offizier reden laſſen wollte, auf; plötzlich aber fuhr er wieder fort: „Was ſoll ich Ihnen weiter ſagen? — ich war unumſchränkter und gefürchteter, als Peter I. ſelbſt, glaubte über alle Gefahren erhaben zu ſeyn, und ſchmeichelte mir ruhig, die Früchte meiner Arbeiten am Abend meines Lebens genießen zu können, als die Dolgorukis und der Ausländer Oſtermann mich in den Zuſtand herabſtürzten, worin Sie mich ſehen. Der Verluſt meiner Ehrenſtellen, meiner Güter, ja ſelbſt meiner Freyheit, ſollte mich keinen Seufzer koſten; — aber," fügte er hinzu, indem er unter einem Strome von Thränen auf ſeine Kinder zeigte, „Sehen Sie da meine Strafe, die Quelle meiner jetzigen Leiden, die mich bis ans Grab unaufhörlich drücken werden. Dieſe unſchuldigen Schlachtopfer ſind in dem Schooße der Hoheit und des Ueberfluſſes gebohren. Jetzt fehlt ihnen alles, und, ohne Mitſchuldige des Verbrechens zu ſeyn, welches man mir Schuld giebt, müſſen ſie mein hartes Unglück mit mir theilen. Sie gehen jetzt an den Hof, um von der Ausführung Ihres Auftrags Rechenſchaft abzulegen, und werden die Dolgorukis und Oſtermann auf dem Gipfel des Glücks und der Hoheit antreffen. Sagen Sie ihnen, daß ich ihnen alle erforderlichen Talente, um das rußiſche Reich glücklich

zu

zu machen, wünſchte. Schmeicheln Sie ihrer Rachbegierde, und ſagen Sie ihnen, daß Sie mich unterwegs angetroffen hätten, daß die Mühſeligkeiten einer langen ermüdenden Reiſe, einer rauhen und kalten Luft unſerer Geſundheit unſchädlich geweſen wären, und daß ich in meiner Gefangenſchaft eine Heiterkeit der Seele, eine Ruhe des Gemüths empfände, die ich in den Tagen meines Glücks nie gefühlt hätte.“ Der Offizier vergoß, gerührt von den traurigen Schickſalen eines ſo großen Mannes, einen Strom von Thränen, und nahm von ihm den zärtlichſten Abſchied.

Sobald Menzikof an dem Orte ſeiner Verbannung angekommen war, machte er alle nur mögliche Anſtalten, das Schreckliche ſeines Aufenthalts zu mildern, und ſeinen armen Kindern, die allem Anſcheine nach hier lebenslang bleiben würden, einen bleibenden Unterhalt zu verſchaffen. Er fieng mit Hülfe von acht Leuten, die ihm gefolgt waren, ein großes Feld zu bearbeiten an, und ſäete Korn, welches künftig zum Unterhalte ſeiner Familie dienen ſollte. Bald darauf ſuchte er auch die elende Hütte, die man ihm angewieſen hatte, zu vergrößern, und fällte mit eigenen Händen Bauholz dazu. Sein Beyſpiel munterte ſeine Leute auf, und in kurzer Zeit hatte er ein Haus aufgerichtet, welches groß und bequem genug für ihn, ſeine Kinder und Leute war. Es enthielt ein Gebetzimmer und vier Stuben. Die erſte nahm er mit ſeinem Sohne ein, die andere bewohnten ſeine beyden Töchter, die dritte ſeine Leute, und die vierte war zu einer Vorrathskammer beſtimmt.

Sel-

Seine älteſte Tochter, die mit dem Kayſer verlobt geweſen war, übernahm die Sorge für die Küche, die andere für das Hausgeräth und die Garn- und Leinwandbleiche; die ſchweren Hausarbeiten wurden aber unter die mitgebrachten Leute vertheilt.

Kurz nach ſeiner Ankunft in dieſen wüſten Gegenden bekam er von einem unbekannten Wohlthäter, den man nie erfahren hat, und welcher wahrſcheinlich der vorhergedachte Offizier aus Kamſchatka war, einen Ochſen, eine trächtige Kuh, einen Hammel und viele Schaafe, nebſt einer Menge Federvieh, wodurch ſein Hausweſen in eine Art von blühendem Zuſtand geſetzt wurde.

Das Haus Menzikofs glich einem Kloſter. Alle Morgen gieng man in das gottesdienſtliche Zimmer, worin er ſelbſt Betſtunde hielt, welche des Abends und Mitternachts wiederholt wurde. Das Unglück hatte den gefallenen Mann religiös gemacht, und er überließ ſich unvermerkt einer Seelenruhe, welche ſeinen Zuſtand hätte glücklich machen können, wenn er nicht oft durch den Anblick ſeiner Kinder, an derem Elende er Schuld war, wäre verbittert worden, und welcher durch folgenden Umſtand ſehr erſchweret wurde. Seine älteſte Tochter, das Kind ſeines Herzens, bekam nach einem ſechs Monat langen Aufenthalte in dieſen Wüſteneien die Blattern. Der unglückliche Vater verſchaffte ihr alle mögliche Erleichterung, er wachte bey ihrem Lager, betete mit ihr, und war ihr Arzt. Aber alle ſeine Bemühungen waren vergebens. Sie näherte ſich mit jedem Augenblicke ihrem Tode, und ſtarb in den väterlichen Ar-

men

men. Menzikof legte, da ſie verblichen war, ſein Geſicht auf das ihrige, und benetzte es mit einem Strome heißer Thränen. Seine männliche Seele faßte ſich aber mitten in ſeinem Schmerze, — „Lernt von eurer Schweſter die Kunſt zu ſterben,“ rief er ſeinen Kindern zu, und ſang darauf mit ihnen und ſeinen Hausgenoſſen die Gebete, welche die griechiſche Kirche für die Abgeſchiedenen verordnet hat. Er begrub nachher ſeine geliebte Tochter ſelbſt in dem Gebetzimmer, das er erbauet hatte, und bezeichnete den Ort, wo er nach ſeinem Tode neben ihrer Aſche begraben werden wollte. Seine andern beyden Kinder bekamen gleichfalls die Blattern, der zärtliche Vater verdoppelte ſeine Bemühungen, ſie zu erhalten, er wartete ihrer, ſo wie ihrer verſtorbenen Schweſter, auf, und ſie erhielten in kurzer Zeit ihre Geſundheit wieder.

Indeſſen gerieth die Geſundheit Menzikofs ſelbſt in Verfall. Die ermüdenden Arbeiten, welche er unternehmen mußte, die Reue wegen ſeines vorigen Lebens, die marternden Gedanken an das jetzige und künftige Elend ſeiner Kinder, nagten an ſeinem Herzen und untergruben ſeine Geſundheit. Endlich wurde er von einem ſchleichenden Fieber angefallen, welches von Tage zu Tage deſto gefährlicher wurde, je mehr er es, um ſeinen Kindern keine Unruhe zu verurſachen, vernachläßigt hatte. Seine Kräfte nahmen ſichtbar ab, und er war gezwungen, nicht mehr das Bette zu verlaſſen.

Als er merkte, daß der Augenblick herannahete, in welchem er ſich auf immer von ſeinen geliebten

Kin-

Kindern trennen ſollte, ließ er ſie vor ſein Bette kommen, und redete ſie alſo an: „Meine Kinder! die letzte Stunde meines Lebens rückt heran. Ich habe mich ſeit der Zeit, daß ich hier bin, mit dem Gedanken an den Tod ſo vertraut gemacht, daß er nichts Schreckliches mehr für mich haben würde, wenn ich dem höchſten Richter weiter keine Rechenſchaft von meinem Leben, als ſeit der Zeit meines hieſigen Aufenthalts zu geben hätte. Die Religion und die Vernunft, die mich während meines Glücks nicht leiteten, haben mich gelehrt, daß die Barmherzigkeit Gottes, ſo wie ſeine Gerechtigkeit, unendlich iſt. Ich würde die Welt verzweiflungsvoll verlaſſen, wenn ich euch hier nicht Beyſpiele der Tugend und Frömmigkeit gegeben hätte. Bis jetzt, meine Kinder! ſind eure Herzen noch unverdorben, und ihr werdet eure Unſchuld in dieſen Einöden leichter, als am Hofe erhalten. Wenn ihr ja dahin zurückkehren ſolltet; ſo erinnert euch nur immer an das Beyſpiel, das ich euch hier gegeben habe!“ —

Er ſprach dieſe Worte mit einem ſo feſten und geſetzten Tone, als ob ſein Ende noch weit entfernt wäre; allein er hatte zu dieſem Abſchiede noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen genommen. Er ſtreckte darauf ſeine Hand aus, als ob er ſeinen Kindern den väterlichen Segen ertheilen wollte, — aber in dem Augenblicke endigte eine leichte Verzuckung ſein mühſeliges Leben.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

40ſte Woche.

Frohnleichnamsfeſt zu Thorn. 1724.

Unter allen katholiſchen Prozeßionen, die in dieſem Jahrhundert gehalten worden ſind, hat keine ſo bedeutende Folgen gehabt, als die Thorniſche am Frohnleichnamsfeſt des gedachten Jahres. Sie geſchah auf dem Kirchhofe zu St. Jakob. Einige lutherſche Bürgerkinder ſahen außer dem Kirchhofe mit bedecktem Haupt dem Schauſpiel zu und mochten freilich vielleicht wenig Ehrfurcht in ihrem Benehmen dagegen verrathen. Es kann auch leicht wahr ſeyn, wie die Katholiken behaupten, daß einige Spöttereyen dabey vorgefallen ſind, ob zwar die Lutheraner feyerlich dagegen proteſtiren.

Ein Jeſuiterſtudent, der das bemerkte, fühlte und glaubte ſich berufen, die Andacht der Ungläubigen durch ausgetheilte Ohrfeigen zu erwecken und zwang ſie, auf die Knie zu fallen. Da ſie dort nichts zu ſuchen hatten und wenn ſie nun einmal da waren und ſeyn wollten, ſie billig die Andacht andrer Leute nicht hätten ſtöhren und Aergerniß geben ſollen, ſo geſchah ihnen auch weiter kein Unrecht. Die Sache ſchien auch damit abgethan zu ſeyn. Der Jeſuiterſtudent, der für die Ehre ſeines Glaubens einmal in Eifer gerathen war und wegen dieſer eigenmächtigen Satisfaction auch weiter nicht in Anſpruch genom-

men wurde, war aber damit noch nicht zufrieden. Nach vollendeter, ruhig abgelaufner Prozeßion trat er mit mehrern ſeiner Mitſchüler zuſammen, um die Sache Gottes weiter zu verfechten. Sie formirten einen Trupp und attakirten mehrere proteſtantiſche Bürger mit Steinwürfen und Schlägen. Darüber kamen die Stadtſoldaten herbey, trieben die Jeſuiterſtudenten auseinander und nahmen den Anführer in Verhaft.

Nun gerieth das ganze Jeſuitercollegium in Aufruhr. Der Lärm fieng am folgenden Tage von neuem an. Die Jeſuiterſtudenten groß und klein rottirten ſich zuſammen, fielen einen von den Bürgern, der ſchon geſtern ſich in die Händel gemiſcht hatte von neuem an, verfolgten ihn bis in ſein Haus und drangen mit Ungeſtüm auf die Loßlaſſung ihres Kammeraden. Jetzt mengten ſich auch Erwachsne in den Streit und die Pohlen zogen ihre Säbel. Die Wache kam wieder herbey und nahm abermals vom zweiten Haufen den Anführer gefangen. Der erſte war auf Vermittlung des Schul-Präfects indeſſen ſchon loß gelaſſen worden. Da aber die Sache anfieng ſo ernſtlich zu werden, wollte der Stadtmagiſtrat den zweiten Anführer nicht ſogleich wieder loßgeben, ſondern mit den Vätern des Collegiums zuvor ernſtliche Rückſprache halten. Das währte aber den jungen Feuerköpfen zu lange, weswegen ſie einen Verſuch machten, ihren Spießgeſellen mit Gewalt zu befreyen. Die Wache ſchlug den Sturm ab und die liebe Jugend ſtürmte nun in den Straßen umher. Ein Lutherſcher Schüler, der im Schlafrocke vor ſeinem Quartier ſtand, wurde von ihnen aufgefangen und als Geißel für den Verhafteten ins Collegium geſchlept, wo man eben nicht zu ſäuberlich mit ihm verfuhr. Der Lärm

wird

wird nun größer und die geſammte Bürgerſchaft nimmt Parthie. Der Präſident ſchickt ſeinen Secretair an den Pater Recktor, damit der deutſche Schüler auf freyen Fuß geſtellet werde. Der Pater Recktor verweigert es und will erſt den Jeſuiterſtudenten heraus haben. Unterdeß verſammelt ſich der Pöbel auf dem Johanniskirchhof. Aus dem Collegio feuern die Studenten mit Steinen auf denſelben, welches der Pöbel reichlich erwiedert und alle Fenſter einwirft. Der Präſident läßt den Eingang des Collegiums mit Wache beſetzen, um das Eindringen des Pöbels zu verhindern. Die Muſenſöhne bombardiren indeſſen fortwährend aus ihrer feſten Burg, welches der zuſammengelaufne Pöbel eben ſo beantwortet. Die Wache eilte zum Schutz des Collegii herbey und wollte den Pöbel zerſprengen. Dadurch ward aber dieſer noch raſender gemacht, und da er jetzt zwiſchen zwey Feuern und bloß ſtand, ſo ward ein Hauptſturm auf das benannte Jeſuitercollegium beſchloſſen und auf der Stelle ausgeführt. Die Wuth ward noch größer, da noch einige Schüße aus den Fenſtern des Collegii auf das Volk fielen. Endlich ſprengte der raſende Hauffen die Thüren und drang in das Collegium ein. Fenſter, Bänke, Katheder, Ofen und was er fand, wurde zertrümmert. Da er ſeine Wuth nicht an den geflüchteten Jeſuiterſchülern ſelbſt auslaſſen konnte, ſo machte ers, wie die erbosten Hunde, die in den Stein beißen, welchen man ihnen entgegen wirft. Auch die gewenhten Altäre der marianiſchen Sodalität wurden nicht verſchonet, ſondern mit Beilen und Aexten zerhauen, die Bildniſſe der Heiligen mit Füſſen getreten und ihnen Naſe und Ohren abgehauen. Das Bild der heiligen Jungfrau wurde ins Feuer geworfen und folgendermaßen geläſtert: Jungfräu-

 lein

lein fliehe aus dieſer Flamm; helfe dir ſelbſt, dann du von den Papiſten eine Helferin der Menſchen genannt wirſt. Das Bild des heiligen Joſeph wurde auch zerhauen. Auch des Venerabilis hatte ſich der Pöbel ſchon bemächtigt und würde es entehrt haben, wenn es ihm nicht ein herzhafter Katholik entrißen hätte. Die Stadtguarniſon drang endlich durch und ſtellte die Ruhe wieder her.

Die Lutheraner läugnen zwar in ihrer Darſtellung der Sache, die letztern Unbilde und Mißhandlungen und Verſtümmelungen und Läſterungen der Heiligen ſchlechterdings; aber die Katholiken behaupten ſie, und da ſie einem aufgebrachten lutherſchen Pöbel auch wohl zuzutrauen ſind, ſo habe ich ſie umſtändlich mit erzählt, denn der Geſchichtſchreiber muß, wie der Richter, beide Theile hören.

Durch ganz Pohlen erhoben die Jeſuiten und das mit Recht die bitterſten Klagen. Die Landes-Regierung verordnete darüber eine beſondre Kommißion, welche die Sache näher unterſuchte und den Unfug laut Sentenz folgendermaßen beſtrafte.

„Der Präſident Rösner, wenn 6 Zeugen ihn eidlich überführen würden, daß er durch die, wegen einer geringen Urſache eingeſetzte und auf der Studenten Bitte nicht loßgelaßne Studenten, Gelegenheit zum Tumult gegeben, und da er ſelbigen ſtillen können, ihn nicht geſtillet; ja dadurch, daß er den Magiſtrat deswegen nicht zuſammen berufen und durch die, denen Soldaten und ihren Führern gegebnen Befehle den Tumult vermehret habe und daß der Anfall und Verwüſtung des Collegii und der Schule, wie auch das Zerreißen, Zerhauen und Verbrennen der heiligen Bilder durch ſeine Schuld von den Tumultuirenden geſchehen ſey, ſoll den Kopf

ver-

verlieren. Der Vicepräſident Zernecke desgleichen und ſollten beider Güter confiſciret werden, wenn über ihn abgeſchworen werden kann, daß er ſeinem Amt gemäß, den Tumult nicht gehörig geſtillet habe. Der proteſtantiſche Theil der Stadt Thorn erſetzt allen im Collegio angerichteten Schaden."

„Denjenigen, ſo ſich an dem Kirchhofe, Collegio, den Schulen und Congregationen wirklich vergriffen, gewaltſame Hand angelegt und die vornehmſten Urheber dieſes Tumults geweſen, ſollten die Köpfe abgeſchlagen werden; andern aber, die nicht nur Hand angelegt, ſondern auch Gotteslästerungen ausgeſtoßen und die Bilder verbrannt, ſollten nach vorher abgehauner rechten Hand, gleichfalls die Köpfe abgeſchlagen werden. Der Körper eines von dieſen vieren, Nahmens Karwis, ſollte geviertheilt und nebſt den Körpern der drey übrigen Gotteslästerer, auf einem Scheiterhaufen verbrannt werden.

„Vierzig andere, theils Gimnaſiaſten, theils Handwerker, Kauf- und andere Diener, werden einige auf ein Jahr, andre auf ein halbes, andre auf ein Vierteljahr in die Stadtgefängniſſe verdammt. Ueberdem wird zweyen eine Geldſtrafe von 50, einem von 25 Ducaten, weil ſie ſich an den Kirchhof zu St. Jakob vergriffen, auferlegt. Die übrigen ſpecificirten Bürger und Kaufdiener oder derſelben Herrn, weil ſie ihre Leute nicht beſſer im Zaum gehalten, werden jeder auf 25, drey aber unter ihnen auf 50 Ducaten Strafe geſetzt. Von dieſen Geldern ſoll eine marmorne Statüe, der heil. Jungfrau Maria zu Ehren, entweder an demſelben Ort, wo die Bilder verbrannt, falls es füglich geſchehen kann, oder an einem andern nah an dem Collegio aufgerich-

tet

tet werden. Noch einige andre Kaufdiener und Jungens ſollen mit Peitſchen gezüchtigt werden.“

„Ins künftige ſoll die Hälfte vom Rath, Schöppen und denen Sechzig-Männern katholiſch ſeyn; desgleichen die Hälfte der Stadtſoldaten und ihrer Offizires.“

„Damit auch der Gottesdienſt gemehret und die durch das Verbrennen ihrer Statüe und der heiligen Bilder verletzte Ehre der Mutter Gottes ergänzet, und der katholiſche Glaube, ſo in dieſer Stadt gedrückt geweſen, wieder aufblühe und fortgepflanzt werde, ſo wird die Marienkirche deren Patribus Bernhardinis Franciskaner-Ordens als Eigenthümern und letzten Beſitzern derſelben, ehe ſie in lutherſche Hände gekommen, zurückgegeben. Das unkatholiſche Gimnaſium ſoll außer der Stadt verlegt und die Buchdruckerey unter Cenſur des Biſchoffs geſtellet werden.“

Alle proteſtantiſchen Mächte, und beſonders der König von Preußen Friedrich Willhelm, kamen mit den dringendſten Vorſtellungen gegen Vollziehung dieſer Sentenz ein. Aber ſie wurde demohnerachtet buchſtäblich vollzogen und daher rührt heute noch die weiſe Verfügung, daß in Städten wo Katholiken und Proteſtanten unter einander wohnen, die lutherſche Jugend erſt nach geendigter Prozeßion am Frohnleichnamstage die Schule verlaſſen darf.

Salzburger Emigranten.

Wenn man einmal Geſchichte ſchreibt, ſo iſt es wohl unmöglich, die Merkwürdigſten Begebenheiten ganz mit Stillſchweigen zu übergehen. Welcher ehrliche Mann würde wohl einen alten Schaden gern von neuem aufreißen und dadurch die Gemüther erbittern? aber zu thun, als ob man von dieſem Schaden durchaus

aus nichts wüſte, wäre doch auch nicht gerade gehandelt. So viel wie möglich werde ich alſo auch über dieſe unangenehme Geſchichte hinwegſchlüpfen und deswegen nur gröſtentheils Actenſtücke reden laſſen. Hier das erſte. Memorial zweyer verjagten Lutheraner aus Salzburg an die evangeliſchen Abgeſandten zu Regensburg. „Hochwohlgebohrne, Wohlgebohrne u. ſ. w.

„Obwohlen in denen Reichs-Conſtitutionen, ſonderlich im Weſtphäliſchen Friedensſchluß Artikulo V klar und deutlich verſehen; daß wann Unterthanen ihre Religion ändern, und entweder von dem Landesherrn ſolches zu thun befehliget wären, ihnen frey ſtehen ſolle, entweder mit behaltenen oder veräußerten Gütern abzuziehen, auch frey mit oder ohne Geleitsbrief ſich aus- und ein zuverfügen. So will doch uns, denen evangeliſchen Unterthanen in den Salzburgiſchen, weder ſolches Flebile beneficium nicht einmal mehr concediret werden, wie uns beiden ſupplicirenden Exulanten, als mir Hans Lerchner, Bauersmann, auf dem Gut Ober-Mayß im Radſtädter Gericht, und Veit Bremen, am Untern-Schwabock in der Werffer-Pfleg widerfähret, da man uns die evangeliſche Bücher weggenommen und mich Lerchnern etliche Wochen ins Gefängniß an Eiſen und Banden geleget, und da wir gebeten, uns zuzulaſſen, das Unſrige zu verkaufen und mit Weib und Kindern aus dem Lande zu gehen, ſolches nicht anders, als mit Hinterlaſſung unſrer Güter und neun lebendigen Kindern, alſo mit leeren Händen zu emigriren. Alldieweilen nun ſolcher Hochfürſtlicher Befehl auf beſchehenen Bericht derer Herrn Beamten zu zweyen malen wiederholet worden, ſo haben wir, um uns keiner fernern Gewalt zu exponiren, kein ander Mittel mehr übrig, als zu Ew. Exzellenzien gnädig und hoch-

hochgebietenden Herrn unſre ganz demüthigſte Zuflucht zu nehmen, und zu bitten unſrer ſich gnädig und hochgeneigt zu erbarmen und dergeſtallten nachdrücklich ſich anzunehmen, damit uns erlaubet werden möchte, unſre Gütel zu verkauffen und gegen Abzug der Gebühr, das Unſrige, nebſt unſern leiblichen Kindern, aus dem Lande mit frey Paß- und Repaſſirung herauszunehmen. Welche Gnade der Allerhöchſte mit anderweiten Segen erſetzen u. ſ. w.

Regensburg den 7ten Jan. 1730. Hans Lerchner, Veit Breme."

Die proteſtantiſchen Miniſter wendeten ſich daher an den Salzburgiſchen Geſandten zu Regensburg und ließen ihm ein Pro Memoria durch den ſächſiſchen Legations-Secretair überreichen. Aber der Salzburgiſche Geſandte nahm es nicht an, weil ihm ſolches von ſeinem Hofe verboten ſey und wies den ſächſiſchen Legations-Secretair mit den Worten ab: er hätte gemeßne Order von ſeinem Fürſten, daß wenn von Seiten der evangeliſchen Stände ihm in dieſer Angelegenheit etwas überreicht werden ſollte, ſolches nicht anzunehmen. Ihro Hochfürſtl. Gnaden wären nicht ungeneigt auf wider Sie vorkommende Beſchwerden ſich vor dem Kaiſer einzulaſſen, aber keine andre Jurisdiction könnten ſie nicht erkennen, als wenn zum Exempel ein Mitſtand den andern gleichſam zur Verantwortung ziehen wollte, zumalen in Unterthanen angehenden Sachen. Es wäre zu wünſchen, daß dergleichen unruhige Köpfe mit ihren meiſtens boshaft und fälſchlich erdichteten Beſchwerden nicht ſo gleich Gehör fänden oder die Lage der Sachen erſt beſſer unterſucht würde. Die beyden Männer hätten vor den Religions-Commiſſarien und dem ganzen Volk helles Halſes gerufen: ich bin lutheriſch! und ſolches ſähe

ei-

einer förmlichen Revolte nicht unähnlich. — Der Legations-Secretair kam alſo mit ſeinem Memorial in der Hand wieder zurück.

Die evangeliſchen Stände wandten ſich jetzt mit ihren Vorſtellungen an den Erzbiſchoff von Salzburg unmittelbar. Zwar hörten die Bedrückungen der Salzburger deswegen nicht auf, aber es würkte doch ſo viel, daß der Fürſt ſeinem Geſandten Befehl gab, künftig alles von den Mitſtänden anzunehmen, was ſie ihm überreichen würden.

Es iſt ſchauderhaft die einzelnen Züge von Mißhandlungen zu hören, welche an Privatperſonen begangen wurden. Mögen ſie begraben und vergeſſen ſeyn mit denen, welchen ſie wiederfuhren! nur die Folgen davon, das Schickſal Tauſender im Ganzen genommen, kann die Geſchichte nicht verſchweigen, wenn ſie nicht aufhören ſoll, Lehrerin der Weisheit zu ſeyn; denn in der Vergangenheit ſpiegeln ſich die Abgründe der Zukunft, damit wir ihnen ausweichen.

Um ſich Luft zu machen entſchloſſen ſich die Proteſtanten Salzburgs ihre Klagen vor den Kaiſerlichen Thron in Wien und auch zu gleicher Zeit vor den Reichstag in Regensburg anzubringen. In dieſer Abſicht erwählten ſie aus ſich ſelbſt eine doppelte Deputation, wovon die eine nach Wien, die andere nach Regensburg gehen ſollten. Da ſie über ihren Landsherrn, den regierenden Fürſt Biſchoff von Salzburg Klage führen wollten, ſo verſtand ſichs von ſelbſt, daß ihre Abſicht und ihre Reiſe ein Geheimniß bleiben mußte. Hier war kein andrer Rath, als ſich aus dem Lande zu ſtehlen. Auch ihre Vollmachten und Unterſchriften mußten in tiefſter Stille ausgefertigt werden.

Die Wiener Deputation, welche aus 22 größtentheils betagten Männern beſtand wurde zuerſt abgeſandt

ſand und ſchlich einzeln an verſchiedenen Gränzorten zum Lande hinaus um ſich in den kaiſerlichen Staaten erſt zu vereinigen. Sie reiſte im May 1731 ab. Man denke nur, wohin? ſie giengen und was? ſie wollten, ſo wird mans ganz natürlich finden, daß ſie nicht nur in Linz ſämtlich angehalten, ſondern auch durch 250 kaiſerliche Dragoner nach Salzburg als Rebeller geſchloſſen zurückgeführt wurden, weil ſie keine Päße von ihrer Obrigkeit hatten. Das war aber der Natur der Dinge nach etwas ſchlechterdings unmögliches; denn welcher beklagte Theil wird jemals dem Kläger den Prozeß gegen ſich erleichtern? Wenn Unglück ſeyn ſoll, ſo kömmts mit Hauffen. Bey ihrer gewaltſamen Zurückführung nach Salzburg wurden ſie wie Empörer behandelt und ins Gefängniß geworfen. Das ſchlimſte aber war, daß man bey ihnen die Vollmachten und Unterſchriften ihrer Mitgenoſſen antraf, über welche nun das Gewitter nicht minder ausbrach.

Die Regensburger Deputation kam beſſer durch. Sie langte glücklich daſelbſt an und übergab den evangeliſchen Ständen folgendes Memorial:

„Hochwürdige, Hoch- und Wohlgebohrne ꝛc. ꝛc.

„Ueber die bey Ew. Exzellenzien, Hochwürden, wie auch unſern gnädig- großgünſtig- und hochgeehrteſten Herrn allſchon im Monat März a. c. von verſchiedenen in dem Erz-Bißthum Salzburg hin und wieder wohnhaften, der Augspurgſchen Confeſſion aufrecht zugethanen Unterthanen, puncto religionis umſtändlich und wahrhaft vorgebildet, höchſt gemäßigten Gravaminum, müſſen Endes — Unterſchriebenen, als Abgeordnete, auf ſehnliche Requiſition der in denen ſieben Gerichten, benanntlichen Radſtadt, Wagrein, Werffen, Biſchoffshofen, St. Johannis, St. Veit und Garſtein ſich gegenwärtig, ohne die unerzog-

nen

nen Kinder ad 19,000 befindend, und unter einer faſt unerträglichen Laſt ſeufzenden Perſonen ebenfalls, gleich denn hiemit in Unterthänigkeit beſchiehet, ſupplicando in ganz gehorſamſt-ergebenſten Reſpect vortragen: Was maßen es nun leider, Gott erbarme es! mit ihnen und uns dahin gediehen, daß wer die Römiſch-Katholiſche Religion nicht vor die allein ſeligmachende erkennen, noch annehmen will, ſtracks und augenblicks, ſonder alle Contradicktion ſeinen Wohnort mit Weib und Kindern verändern, verlaſſen und das Seinige gleichſam mit dem Rücken anſehen und zwar unter andern 1., wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, mithin dem klaren Wort Gottes ſchnurſtracks entgegen, das heil. Abendmal unter einer Geſtalt zu genieſſen, die Roſenkränze und Scapulier anzuhängen, die Heiligen anzurufen forcirt ſeyn und im Fall er nur einmal die katholiſche Kirche verſäumet, einer unverdient anmaßlicher Straf ad 2 Floren gewärtigen ſolle. deme auch ferners beitritt, wann die katholiſchen Geiſtlichen ſich nicht ſcheuen, von Haus zu Haus zu viſitiren, und ſowohl alte Leute, als auch unſchuldige Kinder auf ihren Glauben zu educiren und zu informiren. 2., An ihren gewohnten Faſttagen des Fleiſcheſſen Einheimiſchen und Fremden nach ihren Menſchenſatzungen zu verbieten und in ſo ferne einer oder der andere hier wieder contraveniret, ſolchem im Fall Betretens 10. 20. 30. 40 auch mehr Gulden anzudicktiren. Und ſogar, wo jemand ein katholiſches Buch erkauft, es von ihren katholiſchen Geiſtlichen unterſchreiben zu laſſen, zu prätendiren, und woferne man ſich darwider ſetzet, nicht minder eine Strafe von 5 Floren zu determiniren und vor jedes Examen eine ordentliche Taxe ad 7 Floren vorzuſchreiben. 3., Zwinget und dringet man uns unter bedrohlicher Incarceration mit

Waſ-

Waſſer und Brodt, und würklicher Relegation, von keinen andern, als ihren Glaubensartikeln etwas zu ſtatuiren, all anders aber ſchlechterdings zu verdammen und zu verwerfen. Wie wir denn in denen Kirchen von nichts als Ablaß, Brüderſchaften, Roſenkränzen, Fegfeuer, Meß-Opfer und Anrufung der Heiligen, voraus aber dieſes zur innerſten Gemüthskränkung zum öftern hören: man wiſſe von keiner, als nur alleinig von der Neu— Katholiſchen Religion.

Alldieweilen nun aus denen bis hieher deducirten Beſchwerden, die ſich von Tag zu Tage noch immer ärger häuffen, ſich zu heiterem Tage leget, daß es vor menſchlichen Augen eine pure Unmöglichkeit, ſo fort in eccleſia preſſa, und zumaln bey ſolch unerhörtem Gewiſſenszwang länger leben zu können. Anerwogen ſchwerlich oder gar nicht ein Tag vergehet, da man nicht ex parte geiſt- und weltlicher Obrigkeit allerhand unerfindliche Urſachen austrieflet und uns mit Wort und Werken ganz unjuſtificirlichen zu bedrücken und zu verfolgen und beynah zur unvermeidlichen Deſperation Anlaß und Gelegenheit zu geben; Als bitten und flehen Ew. Exzellenzien, Hochwürden, wie auch unſre Gnädig- und Großgünſtige Herrn demüthigſt und fußfälligſt, unverſchreiblichen und zu Manutenirung des pro norme et regula im Religionsweſen wohl fundirten Weſtphäliſchen Friedens-Schluſſes, kraft deſſen heilſamlich verſehen: Einen jeden in ſeiner Religion nach ſeinem Gewiſſen zu laſſen, oder daß er dieſelben verändere zu erlauben, an des Herrn Erzbiſchoffs zu Salzburg Hochfürſtl. Gnaden, als unſern gnädigſten Landesfürſten mit hochvielgültigen Interceſſionalien uns dergeſtalt zu ſuccurriren, damit in einem jeden ob allegirtem Gericht einen evangeliſchen Geiſtlichen beſtellen zu dürfen, die gnädigſte Erlaubniß überkommen, oder in nicht Erfolg deſſen man uns mit

fernerweiten Gewaltthätigkeiten verſchonen, den ungehinderten Abzug mit den Unſrigen aus denen Salzburgiſchen Landen geſtatten, und man uns unſre liegenden Güter, ſo wie wir dieſe gekauft, gegen baare Bezahlung wiederum von uns übernehmen, daher von allen beſorgenden fernern Preßuren gänzlich liberiren möge. Vor welche beſondre Gnad wir bis ins Grab verharren

Ew. Ew.

Jörg Loßleben, Hans Kautz,
Joſeph Dreppler ꝛc. ꝛc.

Der Erzbiſchoff, um doch genau zu wiſſen, woran er wäre, ſchickte nun Commiſſair im Lande umher, die einen jeden in der Güte fragen ſollten, zu welcher Religion er ſich bekennen wolle; denn bis hieher hatten nur äußerſt wenige das Herz gehabt, ſich laut und frey zu erklären. Weil ſie ſämtlich und ohne Ausnahme die katholiſche Kirchen beſuchten und beſuchen mußten, ſo hielt man die Anzahl eben nicht für beträchtlich. Aber wie erſtaunte man, als die im Lande umher reiſenden erzbiſchöflichen Commiſſaire folgenden Rapport abſtatteten. In dem

	Perſonen
Gerichte Werffen erklärten ſich für Proteſtant.	3100
Biſchoffshofen — —	742
St. Johannis — — —	2500
St. Veit und Goldegg — —	3100
Däppenbach und Radſtadt —	6600
Wagrein — — —	1436
Groß Arl — — —	500
Gaſtein — — —	520
Abtenau — — —	200
Saalfeld — — —	2000
	20678

Das war weit über alle Erwartung und der Fürſt erſchrak, daß der Schaden des Erzſtifts weit größer

ſey, als er vermuthet hatte. Wenn dieſe Leute ungedultig wurden und ihr Joch gewaltſam abzuſchütteln verſuchten, was konnte daraus entſtehen! der Erzbiſchoff wandte ſich alſo ſchleunigſt nach Wien und bat um militairiſche Hand um allem Unheil vorzubeugen. Kaiſer Carl der Sechſte ließ ſogleich einige Regimenter marſchiren, denen folgendes Mandat vorausgieng, welches aller Orten im Salzburgſchen bekannt gemacht wurde:

„Wir Carl der Sechſte ꝛc. ꝛc. entbieten allen und jeden unſere Kaiſerliche Gnade und alles Gutes und geben euch gnädigſt zu wiſſen, daß uns der Erzbiſchoff zu Salzburg unterthänigſt und ſchleunigſt zu vernehmen gegeben, welcher Geſtalt ein großer Theil ſeiner, ſonderlich in denen Gebürgen und Thälern Anſäßigen und ſonſt wohnhaften Unterthanen, unter dem Vorgeben und Deckmantel einer von demſelben ihnen zufügender Religionsbedrückung, aufgeſtanden, hin und wieder im Lande ſich zuſammen rottiret, das Gewehr ergriffen, gegen die Fürſtliche Beamte ſich geſetzt, mit Feuer, Raub und Mord gedrohet, Schmäh- und Läſterworte gegen ihren Landesfürſten und den Chriſtlich-Katholiſchen Glauben ausgeſtoßen haben, mit der unterthänigſten Bitte, daß wir gnädigſt geruhen möchten, dieſem Uebel zu ſteuren und abzuhelfen. Nachdem nun uns, als Römiſchen Kaiſer, höchſten Lehnherrn und obriſten Richter oblieget, dahin zu ſehen, daß Friede und Ruhe im Reich gehalten werde und einem jeden Recht und Billigkeit angedeyhe, vor allen aber die eigenmächtige Empör- und thätige Handlungen verhütet und abgeſtellet werden; Als ergehet hiemit an euch in den Erzbiſchöfflich-Salzburgiſchen Landen befindliche Unterthanen, Beyſaßen und Inwohner, ſonderlich an diejenige, welche vorgedachtermaßen unter dem Vorwand und Deckmantel einer Religionsbedrückung oder anderer vermeintlicher Beſchwerden, ſich gegen den Erzbiſchoff von Salzburg, als Euren von Gott, Uns und dem Reich vorgeſetzten Landesfürſten, höchſt ſträflich wider die natürliche und Reichsgeſetze empöret und den Aufſtand erregt haben und darin noch begriffen ſind, ſamt und ſonders unſre Kaiſerliche gnädigſte und ernſtliche Vermahnung, Befehl, Gebot und Verbot, euch von nun

an zur Ruhe zu begeben, eurem Landesfürſten den ſchuldigen Gehorſam allezeit zu erweiſen, aller fernerer Zuſammenrottungen zu enthalten, euch auch einiger aufrühriſchen Redensarten, Frevelwörter, Glaubensgeſpött, Bedrohungen und gewaltigen Unternehmungen nicht mehr zu gebrauchen, widrigenfalls alle diejenigen, ſo gegen dieſes Unſer Kaiſerliches Gebot und Verbot zu handeln ſich vermeſſen werden, nicht allein in Unſere und des H. R. Reichs höchſte Ungnad und Strafe des Aufruhrs verfallen, ſondern auch, was dieſer nach Geſtalt der Umſtände nach ſich ziehet, mit aller Strenge gewärtig ſeyn ſollen. Wann aber ihr euch empörende Salzburgiſche Unterthanen, Beyſaßen und Jnnwohner ſamt und ſonders gegen euren Landesherrn und Fürſten einige Religions- oder andere Beſchwerden zu haben vermeinet; So erlauben und heißen wir euch, ſelbige bey Uns, als Römiſchen Kaiſer und obriſten Richter im Reich, ungeſcheuet, frey, ſicher und ungehindert, ſchriftlich alſobald anzubringen. Allermaßen wir auch nach ſolcher unſrer Amts-Obliegenheit, allen Beſchwerden, unangeſehen der Perſon oder Religion mit Recht und Billigkeit zu ſtatten kommen ſollen. Dieſes iſt unſer gnädigſt und ernſtlicher Will und Meinung, wornach ihr euch vor Unglück, Schaden, Kaiſerlichen und des heiligen Römiſchen Reichs Ungnade und ſchweren Strafen zu hüten, ſofort es einer dem andern zu ſagen und zu verwarnen habt. Zur Urkunde deſſen u. ſ. w. Wien den 16 Auguſt 1731."

Unterdeſſen rückten nun auch die Kaiſerlichen Regimenter ins Salzburgſche ein, welche in die Häuſer der Proteſtanten einquartirt wurden, ſo daß mancher Wirth davon 50 Mann beherbergen muſte. Die Geſandten der evangeliſchen Stände zu Regensburg erließen über die Salzburgiſche Religionsangelegenheit ein ſehr weitläuftiges Memorial an Kaiſerliche Majeſtät, worin ſie ſich umſtändlich auf die Verfügungen des weſtphäliſchen Friedens beriefen. Sie ſtellten darin unter andern vor, daß der Kaiſerlichen Verſicherungen, die Klagen der Bedrängten zu hören und ihnen abzuhelfen, ohnerachtet „die Salzburgſchen Unterthanen auf allen Ecken und Enden auf das genauſte und dergeſtalt, daß ſeitdem von ſo vielen Tauſenden

nicht ein einziger, wann es auch mit Hinterlaſſung Weibes und Kinder, Haab und Vermögens wäre, mehr über die Gränzen an ſichere Orte herauskommen, und nur ſeinen vorhin ſchon emigrirten Freunden, weniger dann den evangeliſchen Ständen den mindeſten Brief und Nachricht, wie es ihnen ergehe, zubringen können, eingeſchloſſen und eingeſperret, ja ohngefähr 20 Perſonen, welche gleichwohl Ew. Kaiſerl. Majeſt. Territorium bereits erreicht gehabt, von dannen zurück geführt, und in ſolche Gefängniſſe, von deren ſchlimmer Beſchaffenheit alleine, ſie in die Länge umkommen müſſen, geworfen, andere mit Zuziehung militairiſcher Gewalt aus ihren Häuſern und Betten aufgehoben und in ſcharfe Verwahrung gebracht werden ſollten." Sie fahren fort: „Ein ſchleunigſtes Reichs-Conſtitutionsmäßiges Expediens will nöthig ſeyn, um auf den Rechten der Sachen Grund zu kommen, damit alsdann Ew. Kaiſerl. Majeſtät allerpreißwürdigſte Aequanimität deſto zuverläßiger und kräftiger ins Mittel treten, Ew. Kaiſ. Maj. allerſchuldigſt zu verehrende Autorität mit vollſtändigſter Sicherheit, daß Niemanden Wehe geſchehe, der Sache ihre abhelfliche Maaß geben können. Was etwann Hochfürſtlich-Salzburgiſcher Seits vor jetzo mühſamſt verdeckt wird, dürfte doch nur zuletzt vielleicht nicht mehr re integra zugleich aber mit deſto ſchädlicheren Würkungen und Folgerungen an Tag kommen." Sie ſtellten vor, daß der Herr Erzbiſchoff zu gleicher Zeit Kläger und Richter in dieſer Angelegenheit wäre, und daß die Unterthanen unmöglich nach Wien kommen und ihre Klage daſelbſt anbringen könnten, weil ja kein einziger aus dem Lande gelaſſen und ſie bey ihrer Einfalt und Armuth unmöglich taugliche Sachwalter und Advocaten in einer ſo delicaten Materie finden würden. Darum drangen ſie beſonders auf eine Local-Commißion von proteſtantiſchen und katholiſchen Bevollmächtigten, um auszumitteln: „ob die Religion nur ein Deckmantel? ob eine Rebellion vorhanden oder nicht? ob allenfalls nur einige oder ſämtliche die evangeliſche Religion ergreiffende und zu emigriren verlangende, auch wie weit, ſich vergangen und verſchuldet haben? — wovon die Unkoſten dem ſchuldigen Theil zuerkannt werden könnten.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

41ſte Woche.

Salzburger Emigranten.

Der Kayſer antwortete auf das Memorial der evangeliſchen Stände, daß ſeinem Ermeſſen nach, eine vermiſchte Local-Commiſſion dermalen noch nicht nöthig wäre, weil die evangeliſchen Stände nichts weiter verlangten, als daß die Emigration der Salzburger, nach Inhalt des Weſtphäliſchen Friedens verſtattet werden möchte. Ihro Kayſerl. Majeſtät hätten auch den Erzbiſchoff von Salzburg gleich anfangs erinnert und nachdrücklich ermahnet, mit ihren proteſtantiſchen Unterthanen vorſichtig umzugehen, damit nichts wider die Reichs-Satz- und Ordnungen vorgenommen, ja auch aller widrige Schein vermieden; hingegen das Werk ſo eingerichtet werden möchte, daß man alle und jede überzeugen könnte, wie man denen proteſtantiſchen Unterthanen alles, was ſie nach den Reichs-Satzungen verlangen könnten, vollkommen hätte angedeihen laſſen. Die Truppen hätten ſie nur zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung, nicht aber zur Bedrückung in das Erzbiſthum geſendet.

Unmöglich konnte dem Erzbiſchoff bey ſolchen Gährungen in ſeinem Lande wohl zu Muthe ſeyn. Er er-

ließ alſo unter dem 31ſten October 1731 ein Mandat, vermöge deſſen

„1) alle und jede, welche nicht der katholiſchen Religion zugethan ſind, emigriren und bey Vermeidung ſchwerer, geſtalten Dingen nach an Gut, auch Leib und Leben gehenden Straf, das Erzſtift und die dazu gehörigen Lande meiden ſollen.

2) Sollen alle und jede im Erzſtift unangeſeßne Inwohner, Beyſaßen, Taglöhner, Arbeiter, Knechte oder Dienſtboten beyderley Geſchlechts, welche das 12te Jahr erreicht, innerhalb 8 Tagen von der Publication an gerechnet, mit Sack und Pack ſo gewiß abziehen, als ſie im widrigen Fall die obige Straf unausbleiblich und ohne Hoffnung einiger Gnad zu erwarten haben.

3) Alle diejenigen, wer ſie auch immer ſeyn möchten, welche bey unſern Berg- Salz- und andern Werkern, Holz-Triften, Schmelzhütten, und in andere Weg, es ſey, wo es wolle, ein Arbeit oder Dienſt, was es für eine oder einer ſeyn möchte, haben, ſollen ſtracks und ohne Anſtand durchaus von ihren Dienſten und Arbeiten entlaſſen, auch ihnen keine Bezahlung von Publication dieſer Verordnung an, mehr verabfolgt, viel weniger die etwann gehabte Proviſion oder Gnadengeld künftighin gereicht, ſondern innbehalten werden. Und wie

4) dem alten Herkommen gemäß, ohnedem kein Bürger in Städt und Märkten, noch einiger Handwerker hat in dieſem unſern Erzſtift und Landen können aufgenommen werden, ehe und bevor er die Katholiſche Glaubensbekänntniß, ſowohl für ſich ſelbſten, als ſein Haus-Geſinde würklich abgelegt, und deretwillen be-

glau-

glaubigte Beſcheinigung von unſern nachgeſetzten Obrigkeiten beygebracht: Als wollen und verordnen Wir, daß alle und jede Bürger und Handwerker, welche der katholiſchen Religion nicht zugethan ſind, für Bürger und Meiſter in dieſem unſern hohen Erzſtift künftighin nicht mehr geachtet werden, ſondern als Meineidige ihre Bürger- Meiſter- und Handwerksrechte verworchet haben und gänzlichen aufgehebt ſeyn, auch gleich andern, doch reſpectu Termini mit dem Unterſchiede der An- und Unangeſeßnen unſer Erzſtift verlaſſen und darvon emigriren ſollen. Belangend aber

5) die angeſeßne Bauern und andre Inwohner beyderley Geſchlechts, welche unbewegliche Güter und Häuſer innhaben und beſitzen, ſich auch nunmehro zur evangeliſchen Religion publice oder private erklärt und einbekennt haben, obſchon denenſelben nicht unbewußt hat ſeyn können, was geſtalten ihnen, ſowohl denen Reichs-Conſtitutionen gemäß, als Kraft der von unſeren in Gott ruhenden Herrn Vorfahrern erlaſſen- wiederholten Generalmandaten, obgelegen wäre, von Zeit an der von ihnen geänderten Religion und innerhalb eines zulänglichen Termins, entweder ſich gebührend zu bequemen und die in Unſern Landen allein üblich Römiſch-Katholiſche Religion, gleich ihrem von Gott vorgeſetzten Oberhaupt zu bekennen, oder aber ihrer Güter halber Diſpoſition zu machen und nachgehends aus Unſerm Erzſtift zu emigriren; Sie auch von wegen der von ihnen höchſt ſtrafbar veranſtalt- und verurſachten Empörung und Zerſtörung des allgemeinen Friedens, folglich, daß ſie dem Weſtphäliſchen Friedens-Schluß, denen Reichs-Grundgeſetzen und den von uns gegebnen

nen Verordnungen und Dehortorien nicht nachgelebt, ſondern ſchnurgerad darwider gehandelt haben, ſich von ſelbſten der Emigration und andern, Kraft erſt angeregten Friedens-Schluß, ihnen ſonſt zu gut gemeinten Behelff- und Benefizien unwürdig gemacht, ſondern ſolche mit allem Recht und Billigkeit verworcht und verlohren haben; So wollen Wir doch aus beſonderer Landsfürſtlichen Gnad und wo ſie anderſt ruhig ſich entzwiſchen verhalten werden, hiemit zugeben und verwilligen, daß denenjenigen, ſo unter 150 Fl. ein-, denen, welche von 150 bis 500 Fl. zwey- und denen, ſo über 500 Floren Vermögen verſteuren, ein dreymonatliche Friſt zugeſtanden werde, innerhalb welcher ſie das ihrige, ſo gut ſie können, verkauffen mögen; ſodann aber emigriren und bey Vermeidung obandiktirter Straf, das Land meiden, während dieſer Friſt aber denenſelben gleichwohl von denen ihnen zugethanen Glaubensgenoſſen ein Knecht oder Dienſtmagd, aber mehrer nicht, zu unterhalten erlaubt ſeyn ſoll. Wie nun aber

6) All obiges allein von denen Unterthanen gemeint iſt, welche einer der im Römiſchen Reich tolerirten Religionen beygethan und ſich hiezu erklärt haben; Alſo wollen Wir gegen die boshaftige Aufwiegler und Zerſtöhrer der innerlichen Landsruhe, und andere einer im ganzen Römiſchen Reich niemals tolerirt geweſten Kezzerey-ergebne, die behörige Ahndung und verdiente Strafe uns vorbehalten. Da hingegen wir die Güte der Schärfe vorziehend, denenjenigen, welche ſich zu denen Rebelliſch- und Unruhigen ihrer Religion halber zwar zugeſellt haben; im übrigen aber in Anſehung

des

des Aufruhrs nicht beſonders gravirt zu ſeyn erfunden werden, obigergeſtalt die Emigration zugeſagt, und derentwillen allein unſere Lands-Fürſtliche Gnad und General-Pardon gnädigſt hiemit vergönnt und zugelaſſen haben. Zumalen aber

7) Wohl zu vermuthen iſt, daß nach Publication dieſer unſerer Verordnung viel der Abtrünnigen, denen mehr um das Zeitlich- als Ewige bey dieſer entſtandenen Sedition zu thun ware, mithin unwiſſend, was es ſeye, ſich zu der von ihnen ſogenannten Evangeliſchen Religion geſchlagen haben (derenthalben ſie alleinig die Landsverweiſung wohl verdient hätten) andere aber, nun, wie bevor, den von ihnen bis zu erregter Empörung, durch lange Jahre geübt-gleißneriſchen Glauben, mit äußerlich gut Katholiſcher Aufführung zu bedecken, und im Herzen auf mehrmalig höchſt verderbliche Unruhe im Land gedenken zu können, ſich wiederum vor Katholiſch angeben und erklären wollen; denen aber um ſo weniger zu glauben und zu trauen, als die bey vorigen Zeiten ſich in dieſem Unſern hohen Erzſtift geäußerte Exempel ſattſam darthun, was für Unruhe und Empörung durch dieſe widerſpenſtig- Gott und dem Vaterlande treuloſe Leut, ſich von Zeit zu Zeit erregt haben; Als befehlen wir ferners und gebieten hiemit, daß alle, bevorderſt diejenige, welche ſich vor der von Uns im verwichenen Monat Julii ins Gebürg abgeordneten Commißion, von welcher ſie ſattſam anermahnet ſeynd worden, in einer ſo wichtig das Zeitlich, und Ewige betreffenden Sache ſich wohl ehe vor zu bedenken und nicht ſo leichter Dinge verführen zu laſſen; gleichwohl ehender zu einer andern, dem mehrern Theil

ſelbſt

ſelbſt nicht einmal bekannten, als zu unſerer Römiſch-Katholiſchen Religion ſich erklärt und einbekennt, ſie haben dann innerhalb denen nächſt darauf erfolgten 15 Tagen ihren begangenen Fehler bereuet, und ſich vor Obrigkeit für Katholiſche anwiederum einſchreiben laſſen.

8) Diejenigen betreffend, ſo weder öffentlich, noch in der Stille zur andern Religion bis dato ſich erkläret, gleichwohl aber ihrer Lebensart halben ſich verdächtig gemacht haben, gleichwie Wir mit ſolchen ein gewiß- und ſicheres zu verordnen, dermalen nicht wohl vermögen, jedennoch aber dahin bedacht ſeyn ſollen, wie dieſes verderbliche Unkraut aus der Wurzel gehoben werden möchte, indeme ohne deſſen Vertilgung ein ſicherer Ruheſtand in dieſem Unſern Erzſtift nicht leichtlich zu hoffen, ſo wollen Wir zum Ueberfluß und alles Ernſt, die vorige an alle Obrigkeit erlaßne Mandata hiemit erneuert haben, daß, wann ſie bey Viſitirung deren Gerichtern, dieſen oder jenen Unterthan der Religion halber mit Vernunft für verdächtig halten oder aber ein verbotnes Buch bey ihm finden und ſonſten auch einige Verdächtige wiſſen, ſie den oder dieſelbe ohn alle Geld- oder Kirchenſtraf, folglich in aller Güte gerichtlich und von Obrigkeits wegen befragen ſollen, ob er Katholiſch ſeyn und bleiben, oder aber zur Lutheriſch- oder Reformirten Religion ſich bekennen wolle? Auf den erſten Fall ſoll die Obrigkeit ihn zu einem auferbaulichen Wandel anweiſen, und allenfalls die bey ihm gefundnen verbotnen Bücher wegnehmen, auch daß er ſich dergleichen nicht mehr zulegen ſolle, bey Vermeidung der Straf auftragen: Geſchiehet aber das letzte-

re, ſo ſolle er bey ſeiner Gewiſſensfreyheit ohne allen Zwang gelaſſen, ihme aber zugleich bedüten werden, daß er, nach Inhalt der Reichs- und Landgeſetze, unter ein ihm anberaumenden hinlänglichen Termin, das Seinige, ſo gut er mag, verkauffen, und nach Erlegung der aller Orten gebräuchlichen Nachſteuer, das Land meiden ſolle.

9) Wollen und befehlen wir all Unſern nachgeſetzten Obrigkeiten und gebieten hiemit, daß ſie denen Abziehenden währender Zeit der hie oben angeſetzten Friſten zur anbefohlnen Emigration behülflich ſeyn; denenſelben keineswegs ihrer Geburt, Herkommens, Entledigung, Handwerks und ehrlichen Wandels halber, das verlangende Zeugniß verweigern, noch viel weniger ſie mit höherer Nachſteuer, als in dieſem Unſern hohen Erzſtift bey andern Katholiſchen Emigranten gebränchlich iſt, belegen, oder ein mehrers fordern, ſondern ſie Emigrirende, nach vorhergehend gerichtlicher Beſchreib- und Protocollirung, von Gericht zu Gericht außer Landes geleiten laſſen ſollen. Zu dieſem Ende dann

10) alle und jede in dieſer Unſrer Verordnung begriffen und obangezeigtermaaßen abzuziehen ſchuldige Unterthanen hiemit und bey Vermeidung der Eingangs dictirten unausbleiblich zu erwarten habender Strafe, ſchuldig ſeyn ſollen, zeitlich und vor Ausgang der ihnen von uns gnädigſt verwilligt obigen Emigrations-Terminen, bey jedes Orts Obrigkeit ſich anzumelden, die gewöhnliche Nachſteuer getreulich abzurichten und der vorhabenden Emigrirung halber, das freye Gelelt außer Lands zu begehren. Anbey

11) ſollen alle unſre nachgeſetzte Obrigkeiten alles Ernſts darob ſeyn und ſich beſtmöglichſt bemühen, daß dieſe Unſere Verordnung ganz gewiß und feſtiglich gehorſamſt vollzogen, darauf gehalten, und in allem und jedem derſelben eigentlich nachgelebt werde, derentwillen ſie dann gleich nach Ausgang und geſtaltſame der zu emigriren ſchuldigen und ihnen von Uns gnädigſt geſetzten Terminen, die Ungehorſame alſo gleich aufſuchen,

chen, Handveſt machen zu laſſen und geſtalten Dingen nach, da ſie es auch nöthig zu ſeyn befinden würden, mit militariſcher Hand gegen ſie zu verfahren, und ſich davon weder durch Gab, Freund- oder Feindſchaft, noch Haß oder Liebe hindern zu laſſen, ſondern vielmehr ohne Anſehung der Perſon, und wie ſie es vor Gott und uns allezeit zu verantworten gedenken, ohngeſcheut, frey und ſicher und ungehindert darein zu gehen haben, ſo lieb ihnen iſt, Schaden, Entſetzung des Dienſts, auch Landsfürſtliche Ungnad und ſchwerern Strafe zu vermeiden.“

Laut weſtphäliſchem Friedensſchluß ſoll jedem, der der Religion halber ein Land verlaſſen will, eine Friſt von drey Jahren zur Veräußerung ſeiner liegenden Gründe verſtattet werden. Nach dem Salzburger Edikt ſollten aber die Unangeſeßnen in acht Tagen und die Anſäßigen in zwey bis drey Monaten das Land räumen. Außerdem wurde das Patent erſt publiciret, da der Winter ſchon angebrochen war. Die Verſtoßnen hofften, daß man alſo wenigſtens auf die grimmige Kälte Rückſicht nehmen würde und getrösteten ſich, ihre Auswanderung bis auf nächſten Frühling verſchieben zu dürfen. Ueberdies brach das Ungewitter ſo ſchnell und plötzlich über ſie aus, daß ſie ſich kaum beſinnen konnten. Aber das Edikt wurde buchſtäblich vollzogen. Da ſie mit ihrem Abzug zögerten, ſo rückten am 24ſten November 2 Compagnien in das Gericht St. Johannis, welche die unangeſeßnen Perſonen mit Gewalt forttrieben. Wo ſie jemanden antrafen, auf dem Felde, im Walde, auf dem Wege oder zu Hauſe, oder wo es immer wollte, der mußte ſtehenden Fußes fort. Keiner durfte zu Hauſe, das ſeinige zu holen und nur, was er am Leibe trug und bey ſich hatte, konnte er mitnehmen. Kinder konnten von ihren Eltern nicht Abſchied nehmen, noch einen Zehrpfennig von ihnen bekommen, und Knechten und Mägden ward nicht ſo viel Zeit gelaſſen, ihr Lohn einzufordern. Die Männer wußten nicht, wo ihre Weiber geblieben waren, und dieſe nicht, wo ſie jene ſuchen ſoll-

ſollten. Diejenigen waren noch am beſten dran, welche der Ueberfall zu Hauſe antraf, weil ſie ſich am beſten verſorgen konnten. Sie wurden ſämmtlich nach Salzburg getrieben, um daſelbſt ihre Päſſe in Empfang zu nehmen. Da ihnen das Edikt vorher bekannt gemacht worden war, ſo konnten ſie ſich allerdings nicht über Unrecht beſchweren.

Eben ſo machte mans auch in andern Gerichten. Am 17ten December brachte man 470 Perſonen nach Salzburg, welche die Dragoner aufgehoben hatten. Es waren Kinder von wenigen Monaten darunter. Den folgenden Tag wurden aus Saalfelden 150 Seelen eingetrieben. Alle waren gröſtentheils arm, weil ſie ihr wenig Haab und Gut nicht mitnehmen konnten. Keiner wagte es, ſich ihrer anzunehmen. Sie herbergten gröſtentheils in Scheunen und Ställen. Man that alles Mögliche, ihnen ihren Entſchluß leid zu machen, verſchwendete Verſprechungen und Drohungen, ſie zu den verlaßnen Glauben zurück zu führen, aber ſie verharrten mit einer ſchwärmeriſchen Standhaftigkeit auf ihrem Sinn. Wer die Natur des menſchlichen Geiſtes kennt, der durchaus keinen Zwang verträgt, und deſto hartnäckiger wird, je gröſer der Widerſtand iſt, kann ſich dieſe Erſcheinung auch ſehr leicht erklären.

Nach ausgefertigten Päſſen lud man ſie auf Schiffe und führte ſie den Fluß Salza herab. Sie kamen an der Bayerſchen Gränze von Teißendorf, wo ſie 18 Tage liegen bleiben mußte, weil man erſt von dem Churfürſt von Bayern Befehl einholen mußte, ob er ſie durch ſeine Staaten wollte ziehen laſſen, oder nicht. Man ſah hier Menſchlichkeit und Unmenſchlichkeit in einem ſonderbaren Contraſt. Unmenſchlich wars, wenn der Amtmann in Teißendorf 50 Perſonen, von denen er wußte, daß ſie noch etwas Geld bey ſich hatten, vor ſich kommen ließ, und jedem einen halben Thaler deswegen abforderte, weil ſie ſich bis zur Anlangung der churfürſtlich Bayerſchen Erlaubniß 18 Tage in ſeinem Gericht aufgehalten hatten, welches ſie auch bezahlen mußten. Menſchlich war der Befehl des Churfür-

fürſten von Bayern vom 15ten December 1731, daß „der Churfürſt dieſe Leute durch ſein Land wollte ziehen laſſen, weil ihn der Erzbiſchoff von Salzburg darum erſucht hätte. Sie ſollten aber den nächſten Weg nehmen, ſich nicht in ſeinem Lande aufhalten, vielweniger darin wohnhaft niederlaſſen oder von einander ſondern. Wenn ſie es bezahlten, könnte man ſie verpflegen und ihnen dasjenige reichen, was zu ihrer Nothdurft erfordert würde. Niemand ſollte ſich unterſtehen, ſie an Gelde zu überſetzen oder ihnen ſonſt einiges Leid anzuthun, weil ſie gegen Sr. Durchlaucht nichts verbrochen hätten. Die Gerichtsſchreiber und Amtleute wären verbunden, ſie durch das Land zu begleiten und alle Unordnung zu verhüten, wenn man ihnen das gewöhnliche Deputat dafür bezahlte. Wofern ſich aber Blutarme unter ihnen befänden, ſo könnte man ihnen des Tags 6 Kreuzer reichen, damit ſie nicht auf dem Wege umkommen dürften.“

Die proteſtantiſchen Geſandten erließen deswegen auch ein Dankſagungsſchreiben an den Churfürſt von Bayern. Dieſer erſte Hauffe, welcher durch Bayern geleitet wurde, beſtand aus 800 Perſonen. Vor die im Lande noch rückſtändige Maſſe verwandte ſich jetzt der Reichstag zu Regensburg auf das nachdrücklichſte. Das fruchtete wenigſtens ſo viel, daß der Erzbiſchoff durch ſeinen Geſandten erklären ließ: Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht hätten in Rückſicht auf gedachte Vorſtellung ihren anſäßigen evangeliſchen Unterthanen, den Emigrationstermin bis auf Oſtern verlängert. Auch wäre ihnen zur Verkauffung ihrer Güter eine Friſt von 3 Jahren angeſetzt und bis dahin eine katholiſche Interims-Adminiſtration bey denſelben verſtattet worden.

Auch mit dieſer Erklärung war und konnte der Reichstag bey weitem nicht zufrieden ſeyn; denn die Salzburgiſchen Amtleute hätten übermenſchlich gewiſſenhafte Leute ſeyn müſſen, um von ihnen zu erwarten, daß ſie mit dem Eigenthum verjagter Menſchen, wie mit ihrem eigenen ſchalten würden. Die evangeliſchen Stände

de äuſſerten alſo: daß man es mit Dank erkenne, daß der Erzbiſchoff ſich geändert und ſeine Reſolution in etwas gemildert hätte. Doch wären die neuen Anſtalten noch nicht ſo beſchaffen, daß die Evangeliſchen darin beruhen könnten, indem den Emigranten durchgehends nach dem weſtphäliſchen Friedensſchluß eine Zeit von drey Jahren zur Emigration bleiben müßte, ſo daß man ſie nicht auf einen kürzern Termin, vielweniger auf Oſtern könnte emigriren laſſen. Würden die Leute ſolches freywillig thun, und eher emigriren, ließen ſie es ſich gefallen. Doch könnte man ſie dazu nicht zwingen. Man möchte ihnen auch einen Paß vergönnen, nicht blos nach Schwaben, ſondern auch nach Franken, Nürnberg, Regensburg, und andern evangeliſchen Landen zu emigriren und für ſich und die Ihrigen Wohnungen auszumachen. Der Erzbiſchoff möchte doch geruhen, das Emigrationswerk nach dem Weſtphäliſchen Friedensſchluß einzurichten, und inſonderheit die armen Gefangnen, deren 70 bis 80 ſeyn ſollen, ihres Arreſts entlaſſen und allen Bedrükkungen ſolchergeſtalt abhelfen. Ihro Hochfürſtl. Gnaden könnten ſich dadurch ganz Deutſchland, ja die ganze Welt, zu ihrem groſſen Ruhme, ſonderbar verbinden.

Der Erzbiſchoff ließ ſich das nicht ſonderlich zu Herzen gehen, ſondern antwortete: Recht und Billigkeit giengen ihm über alles. Und wenn man nur die Sache von der rechten Seite anſähe, ſo würde ſich leicht ergeben, daß ſeine muthwillige Unterthanen, welche zum gröſten Nachtheil des Landes ſich böslich empört hätten, gar keinen Anſpruch auf die Rechtswohlthaten des weſtphäliſchen Friedensſchluſſes hätten. Man könnte auch verſichern, daß denjenigen, ſo als Aufwiegler noch in Verhaft gehalten würden, alle gute Verpflegung wiederfahre und ſie mit keiner unverdienten Behandlung angeſehen würden.

Darauf erwiederten die evangeliſchen Stände ihrerſeits: der weſtphäliſche Friede ſey deutlich genug abgefaßt und man hätte nicht nöthig, ihn wider den klaren Buchſtaben zu verdrehen. Es wäre keine Gnade, ſo viel Gefangne gut zu verpflegen und doch im Gefängniſſe umkommen zu laſſen. Man ſollte ſie erſt auf freyen Fuß ſtel-

len

len und hernach ſeine Gnade gegen ſie an den Tag legen. Man ſey noch immer den Beweiß ſchuldig geblieben, daß dieſe Männer Aufwiegler geweſen wären. Das Gegentheil erhelle vielmehr daraus, weil man eine Unterſuchung auf Ort und Stelle beſtändig verbeten hätte, wodurch doch die Wahrheit leicht ans Licht gekommen wäre.

Darauf wandten ſich die evangeliſchen Stände wiederholt an den Kayſer, und baten um Vermittlung und kräftigen Schutz für die Bedrückten. England und Holland thaten desgleichen und ſtellten Kayſerlicher Majeſtät vor „es ſey unverantwortlich, ſo viel tauſend Perſonen dem ungerechten Eifer eines Prälaten zu überliefern und ſie unter ſeinen unchriſtlichen Bedrückungen verſchmachten zu laſſen. Es wäre bereits über ein halb Jahr verfloſſen, da man dieſe Leute auf das empfindlichſte plaget, und die Verfolgungen würden noch immer ärger. Die Kayſerlichen Soldaten, welche ſich im Salzburgſchen befänden, ſind Zuſchauer dieſer Grauſamkeit und laſſen ſich wohl noch zur Beförderung derſelben gebrauchen, anſtatt daß ſie dieſelben verhindern ſollten.“ Schweden und Dännemark gaben ähnliche Aeußerungen und Vorſtellungen ein.

Solche nachdrückliche Kraftſprache beſtimmte endlich die Gerechtigkeitsliebe den Kayſer den Reichs-Hofrath, Baron von Gentilotti nach Salzburg zu ſchicken, welcher dem Erzbiſchoff erklärte: „Ihro Majeſtät der Kayſer ſähe mit Verdruß, daß der Erzbiſchoff eine Religion verfolgte, die in Teutſchland durch viele Geſetze befeſtigt wäre und verurſachte dadurch unzählige Klagen, welche ſeine proteſtantiſche Unterthanen gegen ihn führen müßten. Handelte er auch hierinnen recht, weil es ſeine Unterthanen gegen ihn verſchuldet hätten, ſo ſey es doch nicht erlaubt, hierinnen mit ſo viel Unhöflichkeit und Barbarey zu verfahren, als es bisher geſchehen iſt. Durch ſolche unerhörte Proceduren hat man nicht allein die Tractate von Münſter und Osnabrüg verletzet, ſondern auch denen Reichs-Anordnungen einen offenbaren Streich beygebracht. Wenn Sr. Hochfürſtl. Gnaden ſich nicht entſchließen würden, dieſelben beſſer zu beobachten,

ſo müßte er, als das oberſte Haupt des Reichs und gerechter Rächer ſolcher deutlichen Verletzungen ſich genöthigt ſehen, eine Local-Commiſſion dahin zu ſenden und andere Maasregeln zu nehmen, um das allgemeine Mißvergnügen zu endigen, welches die Sache von ihrem erſten Urſprung an erregt hat." Der Erzbiſchoff antwortete darauf: „Ihro Majeſtät der Kayſer ſey der oberſte Herr, nach welchem er ſeine Abſichten einrichten müßte, ſowohl wegen ſeiner hohen Würde, die er bekleidete, als auch wegen ſeines ehrerbietigen Charakters. Gott aber, welcher ſein Herz kennet, ſey ein Zeuge von der Aufrichtigkeit ſeiner Meinungen und von ſeinem Eifer vor die wahre Religion?"

Friedrich Wilhelm, König von Preußen, der mehrere tauſend Salzburger aufzunehmen ſich erboten hatte und deren auch ſchon viele aufgenommen hatte, gieng noch einen Schritt weiter. Er ließ durch ſeinen Geſandten dem Erzbiſchoff erklären: „Seine Königl. Majeſtät in Preußen wären über die Gewaltthätigkeiten, die man gegen die Proteſtanten ausübte, um ſo viel mehr verwundert, da Dieſelben die katholiſchen Unterthanen in ihren Landen ihres Schutzes nicht weniger, als die Proteſtantiſchen genießen ließen. Und nachdem Dieſelben in Dero Königl. Landen das Exercitium der katholiſchen Religion an verſchiednen Orten erlaubt hätten, wo ſolches vorher nicht erlaubt geweſen wäre, ſo hätten Dieſelben wohl verhofft, man würde in den katholiſchen Landen gegen die Proteſtirenden Unterthanen, die ſich darinnen befänden, ein gleiches thun, oder wenigſtens dieſelben nicht mit ſolcher Strenge und wider alles Recht verfolgen, um Sr. Königl. Majeſtät dadurch nicht zu nöthigen, den Schutz und Gnade, ſo Sie bisher Ihren katholiſchen Unterthanen wiederfahren laſſen, ihnen wiederum zu entziehen. Nachdem indeſſen Ihro Königl. Majeſtät durch Dero letztes Manifeſt declariret hätten, daß Sie die Proteſtantiſchen Salzburgiſchen Unterthanen, die ſich in Dero Lande wenden wollten, nunmehr als Ihre eigne Unterthanen anſähen, ſo wären Dieſelben entſchloſſen, ſich nach Maaßgabe des Weſtphäliſchen

Friedensſchluſſes derer in Händen habenden Mittel zu gebrauchen, um denen Salzburgiſchen Proteſtanten gerechte Satisfaction zu verſchaffen, wofern man ihnen wider alles Verhoffen, die Freyheit über ihr Vermögen zu disponiren, abſchneiden, und denſelben dasjenige nicht angedeihen laſſen wolle, weſſen Dieſelben nach denen Friedensſchlüſſen zu genießen hätten.“

Um dieſer Erklärung noch mehr Nachdruck zu geben, ſchickte der König Befehl an den Magiſtrat zu Minden, vermöge deſſen die vornehmſten katholiſchen Geiſtlichen auf das Rathhaus gefordert wurden und ihnen bedeutet wurde, daß, weil der Erzbiſchoff von Salzburg aller Vorſtellungen Ihrer Majeſtät ohnerachtet, noch immer mit Bedrückung der Proteſtanten fortfahre, ſo wären Ihro Majeſtät entſchloſſen, Repreſſalien zu gebrauchen. Alle Katholiſche Kirchen in Ihren Landen ſollten ohne Verzug geſchloſſen, und das Vermögen aller Katholiken in Ihren Landen ſollte confiscirt werden.

Des Drucks und der Mißhandlungen müde, eilten die Salzburger indeſſen, ſo viel als möglich, ſelbſt zum Lande heraus. Sie zogen gewöhnlich in Schaaren von mehrern hunderten von dannen, gleich Bienenſchwärmen, die ihren Mutterſtock verlaſſen. Ihre Durchzüge durch die angränzenden Reichslande wurden ihnen theils erſchwert, theils erleichtert, je nachdem die Einwohner katholiſch oder proteſtantiſch waren. Gewöhnlich ſtimmten ſie das Lied: Eine feſte Burg iſt unſer Gott ꝛc auf ihren Zügen an.

Ihre Durchzüge durch proteſtantiſche Städte waren gewöhnlich ſehr rührend anzuſehen, Sie zogen mit geiſtlichen Liedern, die auf ihre Lage paßten, ſingend in die Stadtthore ein. Wer nur den lieben Gott läßt walten oder Von Gott will ich nicht laſſen, oder Befiel du deine Wege und dergleichen mehr, waren die Geſänge, mit welchen ſie Paarweiſe eintraten. In den Kirchen oder auch unter freyem Himmel hielten die proteſtantiſchen Prediger Anreden an ſie über bibliſche Texte, die ihrem Zuſtande angemeſſen waren. Zu Nördlingen gieng ihnen die evangeliſche Bürgerſchaft in

Pro-

Prozeßion entgegen, und der Geiſtliche bewillkomnete ſie mit den Worten: Kommt herein, ihr Geſegneten des Herrn, warum ſteht ihr draußen? Dann wurden ihnen Predigten gehalten über Math. 19, 29. Wer verläſſet Häuſer oder Brüder, oder Schweſtern, oder Vater oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wirds hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben. Ein anderer Prediger redete Nachmittags über den Text: Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundſchaft und aus deines Vaters Hauſe in ein Land, das ich dir zeigen will. Nie waren wohl Unglückliche ſolcher Ermunterungen benöthigter, als dieſe. Sie traten dann ihre Reiſe mit neuer Freudigkeit an. Selbſt edle Katholiken bemühten ſich, ihnen ihre traurige Lage zu erleichtern. Der Prälat von Ochſenhauſen gab einem Hauffen, der nach Ulm zog, durch ſein Gebiet freye Fuhre für die Unvermögenden und ließ die Armen und Kranken unentgeldlich mit Speiſe und Trank verſorgen. Eben ſo chriſtlich erzeigte ſich der Biſchoff von Augsburg gegen ſie. Er bewilligte ihren Durchzug durch ſeine Ortſchaften nicht nur gern, ſondern gab auch den Kindern, Alten und Schwachen freye Fuhren und Zehrung. Die katholiſchen Studenten zu Augsburg wohnten dem Gottesdienſt der Emigranten unter freyem Himmel mit Thränen in den Augen bey.

Nachdem ſchon ein beträchtlicher Zug durch Augsburg gegangen war, rückte den 25ſten Januar wieder ein Hauffe von 500 Emigranten in das Gebiet der Stadt. Es wurden ihnen aber, weil der katholiſche Theil des Magiſtrats darauf beſtand, die Stadtthore verſchloſſen. Der Biſchoff äußerte darüber die größte Mißbilligung. Sie wurden alſo in dem linken Flügel des Lazareths, welcher den Proteſtanten gehört, und in die Gartenhäuſer und andre Wohnungen der Evangeliſchen einquartiert und mit Speiß und Trank verſorgt. Es fanden ſich unter ihnen Kinder von 6 Wochen, einem Viertel- halben- 2. 4. 6. Jahren und auch Greiſe von 70 bis 80 Jahren. Ihr

wei-

weiterer Zug gieng über Weſtendorf, welches dem Biſchoff von Augsburg gehört, wo ſie auf Veranſtaltung des Biſchoffs nicht minder liebreich aufgenommen wurden. Hundert ledige Perſonen blieben davon in Augsburg zurück, wo ſie in Dienſte genommen wurden.

An mehrern Orten warteten ſchon preußiſche Commiſſarien auf die Ausgewanderten, welche ſie in Empfang nahmen, jedem Mann täglich 4 Groſchen, jedem Weibe 3 und jedem Kinde 2 Groſchen gaben und ſie in die Königlichen Lande abführten. So verlohr Salzburg durch den unzeitigen Religionseifer ſeines Erzbiſchoffs Baron von Firmian über 22000 der beſten Unterthanen zum merklichen Schaden des Landes. Man rechnet über 17000 Salzburger, welche Friedrich Wilhelm in ſeine Staaten mit einem Aufwande von einer Million Thaler in ſeine Lande zog und für welche in Preußen und Pommern ganz neue Dörfer erbauet wurden. Noch heut unterſcheiben ſich dieſe Menſchen durch ihren Dialect, Gebräuche, Sitten und Religioſität. Da niemals ein evangeliſcher Lehrer im Salzburgiſchen geduldet worden war, ſo bleibt es eine auffallende Erſcheinung, woher der Saame dieſer Confeßion dort ausgeſtreuet worden ſey? Man erzählt, daß 1520 es jemand gewagt habe, dort Luthers Lehre zu verkündigen. Man nahm ihn gefangen und führte ihn nach Mitterſill zum ewigen Gefängniß ab. Unterwegs giengen die Gerichtsdiener ins Wirthshaus und ließen den Gefangenen, der auf einem Eſel ſaß, vor der Thüre warten. Neugierde verſammelte die Bauern um ihn her. Er erzählte ihnen ſein Schickſal und predigte von ſeinem Eſel herab. Die Bauern wurden gerührt, meinten, daß ihm Unrecht geſchehe, und befreyten ihn mit Gewalt. Der Rädelsführer wurde gefangen und enthauptet. Darüber ſtand die ganze Gemeinde auf und zog deren noch mehrere an ſich. Es entſtand ein förmlicher Aufruhr, welcher endlich gedämpft und durch Enthauptung von 50 Menſchen geſtillet wurde. Seit dieſer Zeit ſoll in die erbitterten Gemüther Luthers Lehre Wurzel geſchlagen und ſich in aller Stille weiter verbreitet haben, wovon endlich die erzählte Emigration die letzte Folge war.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

42ſte Woche.

Peter der Große ſtirbt 1725.

Man muß Ehrfurcht für einen Mann haben, der ſein Leben nicht nur im Dienſt der Menſchheit vollbrachte, ſondern auch ſeinen rühmlichen Tod darinnen fand. Dies war der Fall mit Petern dem Großen. Er hatte ſchon geraume Zeit an einer Krankheit in der Harnröhre, welche er aus falſcher Schaam lange verheimlichte, gekränkelt, als ſie durch folgenden Umſtand tödtlich wurde.

Peter war von der gedachten Krankheit kaum halb geheilt, als man Abends im ſpäten Herbſt zu Lachta ein von Kronſtadt kommendes Boot mit Sturm und Wellen kämpfen ſah, das auf der Untiefe ſtrandete. Der Kayſer ſchickte demſelben eine Schaluppe zu Hülfe, die aber das Fahrzeug nicht wieder los machen konnte. Er ſtarrte auf die Unglücklichen hin, die ihren Todt unvermeidlich vor Augen ſahn, und da keiner ſie retten konnte, wollte er es thun und rettete ſie auch, ob es ihm gleich ſelbſt das Leben koſtete. So waſſerſcheu er von Natur war, daß er in ſeiner Jugend ohne Zittern kaum über einen Steg gehen konnte, ſo vertraut war er durch ſeine Schiffahrtsliebe mit dem Meer geworden, daß er auf demſelben, wie ein Fiſch, zu Hauſe war. Das Waſſerfahren war ihm zur Lei-

denſchaft geworden und er trieb ſeine Wagſtücke oft bis zur Verwegenheit. Wenn er ſich mit den Meereswogen oft herumſchlug, daß den Seeleuten die Haare darüber zu Berge ſtanden und ſie den Muth verlehren, ſo pflegte er ihnen zuzurufen: „Fürchtet euch nicht! Czaar Peter kann nicht ertrinken. Hat man je gehört, daß ein rußiſcher Czaar im Waſſer umgekommen wäre?“ —

Einſt hatte er die ausländiſchen Miniſter an ſeinem Hofe zu Petersburg auf eine Luſtfarth nach Kronſtadt einladen laſſen, um ihnen da ſeine neuen Anlagen zu zeigen. Sie begaben ſich mit Sr. Majeſtät auf ein Schiff, das der Czaar ſelbſt ſteuerte. Als ſie ſich auf dem halben Wege im finniſchen Meerbuſen befanden, ſtellte ſich ein ſtarker Weſtwind ein. Der Czaar nahm auch einen fernen Nebel und aufſteigende Wolken wahr, woraus er ihnen als ein guter Wetterprophet einen baldigen Sturm verkündigte. Die meiſten geriethen dadurch um deſto mehr in Furcht, da ſie ſahen, daß der unverzagte Steuermann, Peter, die Hälfte der Segel einziehen ließ und den Matroſen zurief, auf ihrer Hut zu ſeyn. Da der Wind ſie rückwärts gegen Petersburg trieb, ſo ſtellten ſie dem Kayſer vor, ob es nicht beſſer ſeyn würde, nach Petersburg zurück zu fahren. Seyd nicht bange, war ſeine Antwort. Indeſſen brach der Sturm mit ſchrecklichem Donnerwetter los. Alle waren in Todesangſt, und einer der Geſandten trat vor ihm hin und ſagte: „Ich bitte Ew. Majeſtät um Gottes willen, zurück nach Petersburg oder nach dem nächſten Lande von Peterhof zu ſteuern und zu bedenken, daß ich von meinem Könige und Herrn nicht nach Rußland geſendet worden bin, um mich da erſäufen zu laſſen. Komme ich hier um, wie es augenſcheinlich iſt, ſo werden es Ew. Majeſtät

bey

bey meinem Hofe zu verantworten haben. Der großen Gefahr ohnerachtet konnte ſich der Czaar des Lachens kaum enthalten und antwortete: „myn Herr, wenn Sie erſauffen, ſo erſauffen wir alle mit und da wird Ihr Hof von Niemand Rechenſchaft fordern.“ Drauf zog er ſich glücklich aus dem Sturm und lief im Hafen von Peterhof ein.

Ein ſolcher Seeheld konnte unmöglich ein müßiger Zuſchauer bleiben, als er das obenerwähnte Boot mit dem Untergange kämpfen ſah. Er beſtieg alſo ſelbſt ein Fahrzeug, um Hand ans Werk zu legen. Da er nun etwann hundert Schritte von dem geſtrandeten Boot in See gekommen war, konnte er demſelben wegen untiefen Waſſers nicht näher kommen und ſprang, ohne ſich lange zu beſinnen, aus der Schaluppe ins Waſſer und watete bis an die Knie in demſelben an das geſtrandete Boot, half es los machen und die Leute retten, von denen er diejenigen, die am meiſten gelitten hatten und ſich kaum auf den Beinen halten konnten, in die nächſten Bauerhäuſer bringen und verpflegen ließ. Das that ein Kayſer! Er ſelbſt mußte ſich ganz anders anziehen und trockne Kleider anlegen. Doch ſchien er ſich nichts draus zu machen, ob er gleich bis über den halben Leib durch und durch von Näſſe und Kälte durchdrungen war. Dem Helden war das Vergnügen genug, durch ſeine Gegenwart und Beyhülfe zwanzig Menſchen gerettet zu haben. Daß er ſich aber hier ſelbſt den Nagel zum Sarge holte, daran dachte er nicht.

Die Erkältung zog ihm alsbald eine ſchlafloſe Nacht, heftiges Fieber und ein ſchmerzhaftes Brennen im Unterleibe zu. Der alte Schade ward dadurch von neuem aufs heftigſte verſchlimmert. Die Blaſe entzündete ſich nach und nach ſo heftig, daß er unter

entſetzlichen Schmerzen den 8ten Februar 1725 in einem Alter von 53 Jahren ſeinen Heldengeiſt mit ſtandhafter Gelaſſenheit aufgab.

Von einem ſolchen Herrn hört man mit Luſt erzählen und hört ſich doch nicht ſatt, weswegen ich noch eins und das andre von ihm nachholen will, bevor wir ihn auf immer verlaſſen.

Im Winter und Sommer ſtand er Morgens früh um vier Uhr ſchon auf, ließ ſich Sachen vortragen, frühſtückte ein wenig und fuhr Schlag 6 Uhr nach der Admiralität und von da in den Senat, wo er mit ſeinen Räthen den ganzen Vormittag arbeitete. Um 1 Uhr ſpeißte er und legte ſich nach Tiſche ein Paar Stunden im Schlafrock zur Ruh. Nachmittags um 4 Uhr ließ er ſich wieder Sachen vortragen, die er am Morgen auszufertigen befohlen hatte. Sein gewöhnliches Mittagsmahl beſtand in wenigen und ganz gemeinen Speiſen; in Sauerkohlſuppe, Grütze, kaltem Spanferkel mit ſaurer Sahne, kaltem Braten mit Gurken oder geſalznen Citronen, Böckelfleiſch, Schinken, Limburgerkäſe. Vor dem Eſſen trank er ein Schälchen Anieß-Branntwein und über der Tafel eine Art rußiſches Halbbier, Quaß genannt und guten rothen Franzwein und manchmal ein Paar Gläschen Ungarwein. Wenn er Nachmittags oder Abends ausfuhr, mußte immer etwas von kalten Speiſen mitgeführt werden; denn er mochte, wo er auch war, gern öfters, aber nicht viel auf einmal eſſen. Abendmahlzeit hielt er gar nicht. Fiſche mochte er auch nicht, denn ſie bekamen ihm nicht wohl; und wenn die großen, ſtrengen Faſten einfielen, welche er gewiſſenhaft beobachtete, hielt er ſich an Früchten, Mehlſpeiſen und Gebacknem.

In Geſellſchaft war er aufgeräumt, geſprächig, herablaſſend und ohne alle Umſtände. Er mochte gern luſtige Geſellſchaft um ſich haben, konnte aber keine Ausſchweifung leiden. Wenn er aber zuweilen ein großes Feſt am Hofe gab, ſah er gern, daß alle Gäſte gleich luſtig waren und redlich tranken. Wer bey ſolcher Gelegenheit heuchelte oder im Trinken betrügen wollte, war ſein Freund nicht, und wer ſich darüber ertappen ließ, mußte einen ziemlichen Pocal zur Strafe austrinken. Ungebührliche Zänkereyen, und verdrüßliche Geſpräche in Geſellſchaft legte er auf der Stelle bey. Als er einſt in guter Geſellſchaft ſaß und ein halbberauſchter General ſeine großen Dienſte ihm vorrühmte, gab ihm der Kayſer nicht nur zur Antwort: dafür hab ich dich auch reichlich belohnet und zum General gemacht; ſondern befahl auch, um das weitere Reden, das ihm verdrüßlich ward, zu verhindern, daß man dem General drey große Pocale nach einander einſchenken ſollte, die er auf der Geſundheit Sr. Majeſtät, der geſammten Generalität und aller braven Soldaten austrinken mußte. So wußte er die Leute in Güte zurecht zu weiſen.

Da er vom frühen Morgen bis in die ſinkende Nacht unabläßig mit Regierungsangelegenheiten beſchäftigt war, ſo hatte er nie lange Weile und brauchte die Zeit nicht durch Vergnügungen zu tödten. Deswegen war er kein Liebhaber weder vom Kartenſpiel noch von der Jagd. Von den Spielern ſagte er: „ſie haben entweder keinen Geſchmack an nützlichen Dingen, womit ſie ſich beſchäftigen können, oder ſie hegen die Abſicht, ihre Mitſpieler ums Geld zu bringen.“ Wie wahr er da geredet hat! deswegen war es auch weder bey der Armee, noch bey der Flotte erlaubt, mehr als einen Rubel verſpielen zu dürfen.

Und

Und wenn einer mehr verſpielt hatte, brauchte er es nach den Kriegsartikeln nicht zu bezahlen, und wenn es der Fiscal erfuhr, ſo verfiel er noch obenein in Kriegsrecht und Strafe. Als er einſt zu einer Jagdluſt eingeladen wurde, ſchlug ers mit der Antwort aus: „Jagt ihr, ſo viel ihr wollt, die wilden Thiere. Für mich iſt dieſe Luſtbarkeit nicht, ſo lange ich noch außer Landes meinen kühnen Feind zu jagen und in meinem Lande wilde, widerſpenſtige Unterthanen zu bändigen habe.“

Alle Regenten dieſes Jahrhunderts, die ihre Länder blühend und glücklich hinterließen, zeichneten ſich durch Sparſamkeit aus. Selbſt die Kleidung Peters des Großen zeugte davon, welch ein guter Wirth er ſey. Er haßte nichts mehr, als unnöthigen Aufwand in dieſem Punkt und trug ſogar geflickte Strümpfe, wovon noch ein Paar zum ewigen Andenken in der Kunſtkammer zu Petersburg aufbehalten wird. Bey einer Unterredung über unnöthige Ausgaben machte dieſer große Monarch einſt die Geſellſchaft auf die wollnen geflickten Strümpfe aufmerkſam, welche er anhatte. Einer von der Geſellſchaft ſagte: Sr. Majeſtät könnten auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen. „Warum? fiel ihm der Monarch in die Rede, warum ſollte ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein Jahr lang tragen kann, wenn ſie geflickt ſind? — Mit Lachen antwortete der andre: damit die wollne Strumpffabrik mehr Abſatz mache.“ O! ſprach der Kayſer, noch liefert ſie lange nicht ſo viel, als, ohne Abſicht auf mich, im Lande nöthig ſind und noch immer aus der Fremde eingeführt werden müſſen. Sollte ſie einſt mehr liefern können, als im Reiche verbraucht werden, ſo will ich ihr ſchon Gelegenheit ſchaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn ab-

abzuſetzen. So lange dieſes nicht geſchieht und das Land nur ſo viel verarbeitet, als es ſelbſt nöthig hat; ſo lange bleibt es immer einer kleinen Reichsſtadt gleich, da ein Bürger für den andern arbeitet, einer des andern Brodt verzehrt, alle zuſammen aber immer arm bleiben und zur Aufnahme der Stadt nichts beytragen können."

Nur in Feuerwerken ſchien er verſchwenderiſch zu ſeyn, aber nach ſeinem eignen Urtheil, das ſich wohl hören läßt, war er es nicht. Da in Rußland Salpeter, Schwefel und was ſonſt dazu erforderlich iſt, für ein Spottgeld zu haben iſt, ſo kam ihm ein Luſtfeuer, was an jedem andern Hofe 50,000 Rthlr. gekoſtet hätte, nur auf 10,000 Rthlr. zu ſtehen. „Ich weiß wohl, ſagte er daher einſt gelegentlich, daß man mich in Anſehung meiner öftern Feuerwerke für einen Verſchwender halten mag; ich weiß aber auch, daß ſie mich, in Vergleich der Koſten eines Feuerwerks in andern Ländern, nur wenig koſten, und das gegenwärtige, was man auf 20,000 Rubel geſchätzt hat, noch nicht volle 5000 Rubel koſtet. Und wenn ſie mich auch mehr koſten ſollten; ſo iſt mir doch gar viel daran gelegen, meine Leute durch die Luſtfeuer zum Ernſtfeuer zu gewöhnen und ſie darinnen zu unterhalten. Denn ich habe in der Erfahrung wahrgenommen, daß man um ſo weniger die ernſtlichen Feuer ſcheuet, je mehr man mit Luſtfeuern umzugehen gewohnt iſt.

Um eine ſo wilde und unwiſſende Nation, wie die Ruſſen damals waren, zu bändigen und aufzuklären, mußte er freylich oft mit einer unerhörten Strenge durchgreifen und wurde deswegen, wie alle Regenten, welche ſtrafen müſſen, nicht ſelten verkannt. Ein Volk von übermenſchlicher Härte mußte aber auch darnach behandelt werden. Die Todesſtrafen waren zum Theil ſchaudernd und entſetzlich, aber ſie führten zu ſeinem großen Zweck. Drey Mörder und falſche Münzer wurden einſt gerädert, aber ſo, daß ſie nur einen Schlag auf jeden Fuß und Arm bekommen hatten, und dann auf Räder gelegt, welche auf Stangen ruhten. Zween derſelben ſahen den andern Tag noch ganz munter aus,

guck-

guckten ſich allenthalben um und verzogen keine Miene. Ein an den Rippen aufgehenkter Miſſethäter hatte in der folgenden Nacht noch Kräfte, ſich in die Höhe zu heben und dadurch den Haken aus den Rüppen zu ziehen, ſo daß er auf die Erde herunter fiel und einige hundert Schritte fortkroch. Er wurde gefunden und von neuem gehängt. Zwey falſchen Münzern ward glühendes Zinn in den Hals gegoſſen und hernach wurden beyde auf das Rad gelegt. Dem einen hatte das Zinn den Hals durchgebrannt und demohngeachtet lebte er noch am folgenden Tage, ſo wie auch der andre, der noch mit der Hand an der am Rade hängenden Münze griff. Peter wußte wohl, daß ihm Beyſpiele von ſolcher Strenge den Ausländern in einem nachtheiligen Lichte vorſtellen müßten. Er fragte deswegen einſt einen ſeiner Geſandten, der von einem auswärtigen Hofe zurückkam, was man im Auslande von ihm ſpräche und urtheilte? Alles Gute und Rühmliche, antwortete der Geſandte. „Gut, gut! ſagte der Monarch, das kann alles wohl ſeyn, und das ſpricht die Schmeicheley von allen Monarchen, wenn ſie weiß, daß es ihnen wieder zu Ohren kömmt. Dieſes alles von der guten Seite will ich aber nicht wiſſen, wohl aber, was man von mir in auswärtigen freyen Landen ſpreche, wo man mich auch von der ſchlimmen Seite anſieht. Das bitte ich dich, mir unverholen zu erzählen, es mag auch lauten, wie es wolle; denn ich weiß gar wohl, daß man mich außer Landes von allen Seiten beurtheilt, mich ſo, wie ich den Auswärtigen vorkomme, betrachtet, und überall ſo frey von mir ſpricht, daß du ohnfehlbar genug von mir gehört haben mußt.“ Mit einer tiefen Verbeugung antwortete der Geſandte: wenn Ew. Majeſtät es alſo befehlen, ſo will ich Ihnen alles ſagen, was ich Uebels von Ihnen gehört habe. Man ſagt nemlich, Ew. Majeſtät müßten ein gewaltiger und ſtrenger Herr ſeyn, der mit ſeinen Unterthanen hart umgehe, gerade mit Strafen durchfahre und wohl keine Vergebung kenne. Bey dieſen Worten fiel ihm der Monarch in die Rede und ſagte lächelnd: „Nein! nein! mein

Freund,

Freund, du willſt nicht gerade heraus ſagen, was du ohnfehlbar von mir gehört haben mußt: nemlich; daß ich ein grauſamer Beherrſcher und Tyrann ſey. Das ſagen die Leute außer Landes von mir. Aber was für Leute? nemlich die meiſten, die von den Umſtänden nichts wiſſen, in denen ich mich anfänglich viele Jahre lang in meinem Reiche befunden habe, und wie viele von meinen Unterthanen, meinen beſten Abſichten für das Vaterland die abſcheulichſten Hinderniſſe in den Weg gelegt und mich unvermeidlich in die Nothwendigkeit geſetzt haben, mit aller Strenge, niemals aber grauſam, noch weniger tyranniſch gegen ſie zu verfahren. Darneben hat es mir auch an verſtändigen, patriotiſchen und tapfern Söhnen des Vaterlandes nie gefehlt, die meine heilſame Abſichten für das Vaterland erkannt, ſie redlich und ſtandhaft zu befördern geholfen und dafür alle Erkenntlichkeit und Wohlthaten von mir empfangen haben.“ Und Peter hatte Recht. Man kann einen Mann, am wenigſten einen Monarchen, nicht nach einem oder wenigen einzelnen Fällen richtig beurtheilen, wenn man nicht das Ganze zu überſehen im Stande iſt; eben ſo wenig, als man nach einem einzigen, ausgerißnem Blatt von dem Werth oder Unwerth eines Buches urtheilen kann. Die Menſchen verlangen gewöhnlich nur gütige Monarchen, die Erfahrung aber lehrt, daß der Welt mit den gerechten mehr gedient ſey. Gerechtigkeit ohne Strenge läßt ſich aber nicht denken. So wie ein Vater, der ſeinen Kindern alles durch die Finger ſieht, gewiß keine gute Kinder zieht, ſo hätte auch Peter mit lauter Güte ſeine ungezogenen Unterthanen nimmermehr dahin gebracht, wohin er ſie wirklich gebracht hat. Dieſer Gedanke ward ſehr ſchön in einer Gedächtnißmünze, die auf ſeinen Tod geprägt ward, verſinnlicht. Unten ſitzt das weinende Rußland, oben ſteigt Peter in den Wolken gen Himmel, zeigt mit den Händen auf Schiffe und Palläſte, und ruft herab: Siehe! wie ich dich verlaſſe.

Nur Er und Friedrich der Groſze konnten in dieſem Jahrhundert ihren Ländern, in Vergleich mit dem Zuſtande, worinnen Sie dieſelben gefunden hatten, dieſe Worte in ihrer granzen Kraft und Bedeutung zurufen. Das gröſzte Werk des verewigten Kayſers und was auf den erſten Blick am mehrſten in die Augen fällt, bleibt wohl die Erbauung des ungeheuren

Petersburg.

Hier, wo ſonſt nur ein Paar elende Fiſcherhütten ſtanden und heut über hunderttauſend Menſchen, zum Theil in den prächtigſten Palläſten leben, legte er den 27ſten May 1703, unter den bedenklichſten Umſtänden von der Welt, den Grund zur Reſidenz ſeiner gekrönten Nachfolger. Man könnte ſagen, in Petersburg ſpiegelt ſich auf einem Blick alles, was er an ganz Ruſzland gethan hat und was weniger in die Augen fällt. Was dieſer Fleck einſt war, war gewiſſermaſzen vor ihm ſein ganzes Reich, und was Petersburg im Kleinen durch ihn geworden iſt, iſt Ruſzland im Groſzen geworden. Der furchtbarſte Koloſz, den heut die Erde kennt; ein Kind, das von der Gröſze ſeines Vaters redet. Das erſte Gebäude, welches man aufführte, war eine kleine Hütte für Petern, die ihn nur vor Wind und Regen ſchützte. Die Inſel, worauf die prächtige Reſidenz heut ſteht, war vor ihm im Sommer nur ein ſumpfigter Moraſt und glich im Winter einer gefrornen See, wozu man nur durch unzugängliche Wälder und Sümpfe gelangen konnte. Wölfe und Bären hausten hier. Bevor nur der Grund zu dieſer Stadt gelegt werden konnte, muſzten über dreymal hunderttauſend Bauren, aus den entfernteſten Gränzen ſeiner Staaten, aus Aſtrakan, Caſan und bis nach China hin, zuſammengetrieben werden. Wälder wurden durchgehauen, Wege gebahnt, Moräſte ausgetrocknet, Dämme aufgeführt, Ströme abgeleitet, bevor an die Grundlegung nur zu denken war. Peter kämpfte wie ein Rieſe mit der Natur und mit den Elementen. Nichts ſchreckte ihn ab, weder die Ueberſchwemmungen, welche alles wieder zerſtörten, noch die Unfruchtbarkeit

des

des Bodens, an dem alles verlohren ſchien, noch die Unwiſſenheit der Arbeiter, die den Gebrauch der Schubkarren nicht einmal kannten, noch die ungeheure Sterblichkeit derſelben, welche zweymal hunderttauſend wegraffte. Der Natur zum Trotz gebot er der Kayſerſtadt aus dem Sumpf hervorzuſteigen und ſtatt der Waldungen zauberte er himmelhohe Thürme aus der Erde hervor. Alle rußiſchen Edelleute, die es nur irgend ausführen konnten, mußten ſich auf ſeinen Befehl hier Häuſer und Schlöſſer anbauen, und da ſie ſahen, daß man ſich bey ihm durch nichts mehr beliebt machen konnte, ſo thaten ſie es gern. Wenn auch nur ein ruſſiſcher oder ausländiſcher Kaufmann für ſich ein Haus baute, und der Czaar zur Legung des Grundſteins gebeten wurde; ſo blieb er niemals aus, ſondern wohnte der damals gewöhnlichen Einſegnungsceremonie bey und trank dann auf glückliche Vollendung des Baus und auf die Geſundheit des Bauherrn einen Pocal. Wie hätte das nicht Bauluſt machen ſollen! Auch hier verband er Güte mit Strenge, denn die Bojaren und reichen Klöſter, welche nach dem Maaß ihres Vermögens binnen 3 Jahren nicht Plätze von 6, 10, 12, 15 bis 20 Faden in die Länge bebauten, wurden mit Confiſcation aller ihrer Güter bedroht.

Zu dieſem Behuf waren alle befördernde Mittel veranſtaltet, daß ſich niemand über den Mangel an Materialien und Bauleuten beſchweren konnte. In einem beſonders eingerichteten Baucomtoir konnte jeder ohne Verzug den Riß zum Bau nach ſeiner Nummer unentgeldlich erhalten. Einige Werſte von Petersburg waren ſo viel Ziegelhütten angelegt, daß ſie millionenweiſe Ziegel zu liefern im Stande waren. Bauholz, Kalk und Grundſteine wurden zu Waſſer angeführt und für die billigſten Preiſe verkauft. Bretter, Dielen und Latten lieferten die zuerſt angelegten Waſſer- und Schneidemühlen reichlich. Kein Fahrzeug wurde weder zu Waſſer noch zu Lande bey Geldſtrafe eingelaſſen, wenn es nicht nach dem Verhältniß ſeiner Größe 10, 20 und mehr Feldſteine zum Pflaſtern aufgeladen

und

und bey den Schlagbäumen der Stadt abgeliefert hatte.

Man ſieht noch jetzt das kleine hölzerne Haus, welches der Czaar hier zuerſt für ſich erbauen ließ und ſelbſt Hand daran legte, und in welchem er den Bau ſeiner neuen Stadt entwarf und lenkte. Nie erſcheint wohl Peter ehrwürdiger, als wenn man ſich ihn in dieſer verächtlichen Hütte vorſtellt. Hier entwarf der große Monarch den Rieſenplan, den er größtentheils ausführte und ganz vollendet hätte, wär er nicht ein ſterblicher Menſch geweſen. Hier entwarf er die Riſſe zu den prächtigen Gebäuden, welche die Reſidenz der rußiſchen Beherrſcher zieren; hier beſtimmte er die Anlage der Feſtung, der Admiralität, des Kriegs- und Handels-Hafens, die Anlage für eine Academie der Wiſſenſchaften und die ganze Einrichtung eines neuen Staats, in welchen er den ſeinigen umzuſchaffen ſuchte und ordnete zugleich alles, was zur Fortſetzung ſeiner Kriege erfordert wurde, gleichſam als Nebenſachen an.

Als er den Grundſtein zum Bau des großen Hoſpitals für Land- und Seeſoldaten legte, ließ er den Platz dazu von der vornehmen Geiſtlichkeit einweihen, wohnte mit Andacht der Verleſung der gewöhnlichen Gebete bey, und rief am Schluß derſelben voll hoher Begeiſterung mit lauter Stimme aus: „hier ſoll manchem braven Kerl Hülfe und Troſt geleiſtet werden. Gott gebe nur, daß ihrer nie viele nöthig haben mögen, hieher gebracht zu werden!" — Wer muß nicht Ehrfurcht für ſolchen Kayſer haben! —

Mit welchem Hochgefühl Peter auf dieſe umgeſchaffne Wildniß, die unter ſeinen Händen ein Paradies geworden war, hinblickte, ſpiegelt ſich ſehr anſchaulich in einer Anrede an die rußiſchen Großen, bey Gelegenheit eines neuerbauten Kriegsſchiffs, das 1714 zu Petersburg vom Stapel gelaſſen wurde. Er ſprach:

„Wer hat es ſich unter euch, meine Brüder, vor dreyßig Jahren einfallen laſſen, daß ihr mit mir hier an der Oſtſee zimmern und in deutſcher Kleidung in

den

den durch unſre Müh und Tapferkeit eroberten Ländern euren Wohnſitz aufſchlagen, ſolche tapfern und ſieghaften Soldaten und Seeleute aus rußiſchem Geblüte, ſolche geſchickte und aus fremden Ländern zurückgekommne Soldaten, ſo viel auswärtige Künſtler und Handwerksleute in unſerm Gebiete und ſo große Hochachtung auswärtiger Fürſten gegen uns und euch ſehen und erleben würdet? Die Geſchichtſchreiber ſetzen den alten Sitz aller Wiſſenſchaften in Griechenland, woraus ſie durch das Verhängniß der Zeiten verjagt und in Italien ausgebreitet, hernach aber in alle europäiſche Länder zerſtreuet, durch unſrer Vorfahren Unart aber gehindert worden, weiter als in Pohlen einzudringen; da doch die Pohlen ſowohl als alle Deutſchen in einer eben ſo dicken Finſterniß als wir bisher gelegen, durch unendliche Mühe ihrer Regenten endlich die Augen geöffnet und ſich in den Beſitz der ehmaligen griechiſchen Künſte, Wiſſenſchaften und Lebensart geſetzt haben. Nun wird die Reihe an uns kommen, wenn ihr mich in meinem ernſtlichen Vorhaben unterſtützen und nebſt einem völligen Gehorſam, zu einer freywilligen Erkenntniß des Guten und Böſen euch bequemen wollt. Ich vergleiche die Reiſe der Wiſſenſchaften dem Umlauf des Geblüts im menſchlichen Körper; und es ahndet mich, daß dieſelben dereinſt ihren Wohnſitz in England, Frankreich und Deutſchland verlaſſen, ſich einige Jahrhunderte bey uns aufhalten und hiernächſt nach ihrer wahren Heimath, nach Griechenland zurückkehren werden. Indeſſen ermahne ich euch, das lateiniſche Sprüchwort: Bete und Arbeite! wohl in Acht zu nehmen und alsdenn verſichert zu ſeyn, daß ihr vielleicht noch bey unſern Lebzeiten andere geſittete Länder beſchämen und den Rußiſchen Ruhm auf den höchſten Gipfel ſetzen werdet!" — Halb iſt dies prophetiſche Wort ſchon in Erfüllung gegangen; das Jahr 1799 ſetzt dem kriegeriſchen Ruhm Rußlands die Krone auf. Gott bewahre uns für Erfüllung der andern Hälfte, daß die Wiſſenſchaften Deutſchland verließen! —

Peter ſah die künftige Größe Rußlands im Geiſt; ſah die Ausſaat blühen, die ſeine Nachfolger erndten würden, und ſein Herz klopfte hoch empor. Wenn es der Menſch beſſer hat, als ehedem, ſo vergißt er leicht ſeine vorige Lage und ſtellt ſie ſich bey weitem nicht ſo kläglich vor, als ſie wirklich war. Man kann den weggeführten Grönländer von ſeinem Heimweh nicht beſſer heilen, als wenn man ihn, nachdem ſein Gaum durch ſchmackhafte Nahrungsmittel ſchon verwöhnt worden iſt, wieder zu ſeinen ſtinkenden Seehund und faulen Fiſchen zurückſchickt. Dies probate Mittel wandte auch der Czaar bey ſeinen Ruſſen an. Nachdem er ihnen ſchon ſo viel Bequemlichkeiten durch die allmähliche Cultur ſeines Landes verſchaft hatte, hörte er von einigen noch immer die vergangene Zeit bedauern, als obs da doch beſſer geweſen wäre. Er curirte dieſe Leute auf folgende meiſterhafte Art. Als einer ſeiner Hofnarren Hochzeit machte, ließ er dazu alle Bojaren und vornehme Frauenzimmer einladen und gab Befehl, daß ſich jedermann nach altväteriſcher Weiſe kleiden und daß auch die Hochzeit ganz auf altrußiſchem Fuß gehalten werden ſollte. Man hatte ehemals die abergläubiſche Gewohnheit gehabt, am Hochzeittage, ſelbſt bey der ſtrengſten Kälte, Gott weiß warum? kein Feuer anzuzünden. Obs gleich mitten im Winter war, wurde auch dieſe Gewohnheit aufs genaueſte beobachtet. Die Ruſſen tranken vor Peters Zeiten keinen Wein, ſondern nur Meth und Branndtwein, mithin wurde auch nur Meth und Branndtwein aufgetiſcht. Die Gäſte machten ſaure Geſichter und klapperten mit den Zähnen. Giebts denn keinen Wein und keinen warmen Ofen? fragten ſie. Der Kayſer antwortete ſcherzend: So lebten eure Vorfahren und wahrlich, die alten Gewohnheiten ſind allemal die beſten. Solche Lectionen fruchteten.

Da der Kayſer beſonders durch die Erweiterung des Seeweſens und der Schiffarth den Flor ſeines Landes ſo ſehr beförderte, ſo iſt es natürlich, daß er eine beſondre Vorliebe für alles Schiffsmäßige haben mußte.

te. Selbſt ſeine Vergnügungen waren mit dieſem Stempel bezeichnet. Als er einſt eine große Schlittenfarth und Maskerade veranſtaltete, kam er auf den Einfall, allen Schlitten die Form eines Schiffes zu geben. Der ſeinige ſtellte ein Kriegsſchiff von 30 Kanonen vor, worunter zehn wirkliche waren, aus denen auch im Fahren gefeuert wurde. Der Schlitten war 30 Fuß lang, hatte 3 Maſten und alle gewöhnliche Segel und Tauwerk. Wenn er mit dem Winde fuhr, wurden alle Segel aufgeſpannt, welches den 15 Pferden, die den Schlitten zogen, eine große Hülfe war, und wenn es den Wind von der Seite hatte, waren die Segel auch darnach geſtellt. Als es dunkel ward, wurden, wie es zur See gewöhnlich iſt, die obern Segel eingenommen und der Kayſer ſelbſt ſchlug mit 3 Generalen, die er bey ſich hatte, den Zapfenſtreich.

Es war dem großen Mann nicht unbekannt, daß ſeine Unterthanen zum Theil ſehr unzufrieden damit waren, daß er ſo viele Ausländer ins Reich zog und ſie ſo ſehr begünſtigte. Er erklärte ſich daher einſt in Gegenwart vieler rußiſchen Großen darüber folgendermaßen: „Ich weiß wohl, daß dieſer ſichtbare Vorzug der Ausländer vielen nicht gefällt; ich habe aber zweyerley Unterthanen, nemlich Verſtändige und Wohlgeſinnte, die wohl einſehen, daß ich die Fremden lediglich zu ihrem Unterricht und folglich zum augenſcheinlichen Nutzen meiner Unterthanen hege und liebkoſe, damit ſie gern bey uns bleiben. Ich habe aber auch Unverſtändige und Boshafte, die meine guten Abſichten nicht einſehen noch erkennen, gern im alten Wuſt ihrer Unwiſſenheit ſtecken bleiben, alles Gute, was ihnen neu vorkömmt, aus Dummheit verachten, und wenn ſie könnten, gern verhindern möchten. Dieſe bedenken nicht, wie es bey uns ausgeſehen, ehe ich mich in fremden Ländern umgeſehen und die Fremden in unſer Land gezogen habe, und wie weit ich es wohl ohne ihre Beyhülfe in allen meinen Unternehmungen gegen meine mächtigen Feinde gebracht haben würde.“

So gewöhnlich ſonſt auch Leichenſteine Lügenſteine zu ſeyn pflegen, ſo macht doch folgender, welchen ihm ſeine Gemahlin von dem prächtigſten Marmor ſetzen ließ, eine

eh-

ehrenvolle Ausnahme davon und die darauf befindliche Innſchrift iſt allgemein anerkannte Wahrheit. Sie lautet alſo:

Hier liegt,
Alles, was von einem unſterblichen Mann ſterben konnte,
Peter Alexiowitz:
Es iſt faſt überflüßig, hinzuzuſetzen:
Der groſze Kayſer von Rußland:
Ein Titel,
Welcher, anſtatt ſeinen Ruhm zu vergrößern,
Dadurch rühmlich ward, daß er ihn führte.
Das Alterthum muß erſtaunen
Und weder Alexandern noch Cäſarn erheben.
Wie leicht war der Sieg
Heerführern, welchen Helden folgten,
Und deren Soldaten einen edlen Unmuth empfanden,
Wenn man ſie für weniger wachſam, als ihre Generals hielt!
Er aber,
Der an dieſem Orte zuerſt mit der Ruhe bekannt ward
Fand niederträchtige und nachläßige,
Verzagte, unerfahrne, unbeugſame Unterthanen,
Die weder begierig nach Ruhm noch im Gefahren unverzagt waren;
Geſchöpfe, die den Namen der Menſchen führten,
Aber vielmehr thieriſche, als vernünftige Eigenſchaften hatten.
Aber auch ſelbſt dieſen
Benahm er ihre natürliche Rauhigkeit;
Er brach hervor gleich einer neuen Sonne,
Den Verſtand ſeines Volks zu erleuchten,
Und vertrieb ihre Nacht erblicher Finſterniß;
Und durch die Kraft ſeines unwiderſtehlichen Einfluſſes
Lehrte er ſie überwinden
Selbſt die Ueberwinder von Teutſchland.
Andere Fürſten haben ſiegreiche Armeen angeführt,
Dieſer Anführer ſchuf ſie.
Erröthe, Kunſt! über einen Helden, der dir nichts ſchuldig war.
Freue dich, Natur! von dir kömmt dies Wunder her.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

43ſte Woche.

Katharina. Kayſerin von Rußland.

Daß auch arme Leute zu Reichthum und Ehren kommen, iſt eben nicht unerhört, aber daß es ein armes Mädchen, eine verlaßne Wayſe, und die obenein nicht einmal ſchön geweſen ſeyn ſoll, bis zur regierenden Kayſerin von Rußland bringt, das bleibt ein ſeltnes Wunder. Nie ward einem Sterblichen ſein künftiges Schickſal weniger an der Wiege geſungen, als Ihr; aber daß ſie es werth war einen Thron zu beſteigen, zeigte ſie durch Ihre Regierung nach dem Tode Ihres Gemahls.

Ihre Herkunft iſt ſo dunkel, daß ſich die Schriftſteller ſelbſt nicht darüber vereinigen können. Voltaire, der ſonſt immer ziemlich aus den beſten Quellen ſchöpfen konnte, behauptet: ſie wäre eine arme Bauerstochter, aus dem Dorfe Riegen in Eſthland, und alſo eine gebohrne ſchwediſche Unterthanin geweſen; weswegen ſie auch in ihrer Jugend weder ſchreiben noch leſen gelernt hätte, und daß auch noch als Kayſerin immer die Prinzeßin Eliſabeth im Namen ihrer Mutter alles unterzeichnet hätte. Dem ſey wie ihm wolle; genug, daß ſie ein ſo weitläuftiges Reich zu beherrſchen und gut zu regieren verſtand, das hat ſie hinlänglich bewieſen.

Eine andere und vielleicht wahrhaftere Nachricht von ihrer Herkunft iſt folgende. Ihr Vater war ein armer Lithauiſcher Edelmann, mit Namen Scawaronsky, der ſein Leben im damaligen Kriege zwiſchen Pohlen und Schweden verlohr. Sie ward nebſt noch einem Bruder ſehr frühzeitig verwayst, und beyde Kinder konnten ihrer kränklichen Mutter durch ihrer Hände Arbeit kaum den nöthigen Lebensunterhalt verſchaffen. Sie hatte ein außerordentlich angenehmes und einnehmendes Weſen und einen durchdringenden Verſtand. Ihre Mutter unterrichtete ſie im Leſen und Schreiben und ein alter lutheriſcher Prediger im Chriſtenthum. Sie war noch nicht funfzehn Jahr, als auch ihre Mutter ſtarb. Von aller Welt verlaſſen, erbarmte ſich der Geiſtliche über die Wayſe, nahm ſie zu ſich und ließ ſie mit ſeinen Töchtern in Muſik und Tanzen unterrichten. Katharina überflügelte ihre Geſellſchafterinnen bald und übertraf ſie unendlich. Aber die Herrlichkeit im Hauſe des Predigers war nur von kurzer Dauer; denn ihr Wohlthäter legte ſich hin und ſtarb, und ſie war wieder wo ſie geweſen war, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ein Paar Jahre älter war.

Ihr Vaterland war damals der Haupttummelplatz des Kriegs zwiſchen Schweden und Rußland. Das bewog ſie auszuwandern und nach Marienburg zu gehen, wo ſie als Hofmeiſterin irgend einer guten Familie angeſtellt zu werden hofte und wünſchte. Auf ihrer Hinreiſe hatte ſie das Unglück, zweyen ſchwediſchen Soldaten in die Hände zu gerathen, die ihrer Jugend übel mitgeſpielt haben würden, wenn ſie ihnen nicht zum Glück ein Unteroffizier entriſſen hätte.

Der Unteroffizier erſchien ihr, als wie ein Engel vom Himmel; denn ſie war über die Zumuthungen

der

der wilden Kriegsknechte vor Schrecken halb todt. Kaum erholte ſie ſich und wollte ſich bey ihrem Erretter bedanken, ſiehe da! ſo erkannte ſie in ihm den Sohn des Predigers, der ſich ihrer ſo väterlich angenommen hatte. Beyde ſahen ſich nicht ohne Rührung wieder. Vom Mitleid durchdrungen gab ihr der Mann alles, was er in ſeinem Vermögen hatte, und das mochte wohl nicht viel ſeyn. Da ſein Marſch aber weiter gieng, ſo konnte er weiter nichts thun, als das Nothwendigſte zur Fortſetzung ihrer Reiſe zu beſorgen. Das wichtigſte, was er ihr auf den Weg gab, war ein Empfehlungs-Schreiben an einen wohlhabenden Prediger zu Marienburg, mit Namen Glück, deſſen Freundſchaft er ſich erworben hatte.

Bey ihrer Ankunft zu Marienburg verfügte ſie ſich zu dieſem Glück, übergab das Schreiben ihres Erretters und ward mit offnen Armen aufgenommen. Nachdem ſich der Prediger von ihrer Rechtſchaffenheit und Geſchicklichkeit näher überzeugt hatte, übertrug er ihr die Erziehung ſeiner beyden noch ganz jungen Töchter. Sie nahm den Auftrag gerne an und erwarb ſich durch ihre Sorgfalt eben ſo ſehr die Hochachtung der Eltern als die Liebe ihrer Zöglinge. Das Glück ſchien ihr zu lächeln, denn der gute Paſtor verlohr ſeine Frau und glaubte ihre Stelle nicht beſſer erſetzen zu können, als wenn er Katharinen, die damals zwey und zwanzig Jahr alt war, ſeine Hand anböte. Seiner Ueberzeugung nach hätte er auch für ſeine Kinder keine beſſere Stiefmutter ausfindig machen können. Katharina hätte den Antrag auch wohl angenommen, aber ihr Herz war nicht mehr frey. Sie hatte es an ihren Befreyer, den gedachten Unteroffizier, vielleicht ſchon in der Kindheit verſchenkt; und ob er gleich viele Wunden erhalten, ja ſogar einen Arm verlohren hatte,

ſo wollte ſie doch nicht wortbrüchig werden. Das macht ihr wahrlich Ehre.

Auch der Unteroffizier muß ein braver Mann geweſen ſeyn, denn er zog mit dem einen Arm noch immer auf die Wache und verſah ſeinen Dienſt. Er ſah ſeinem Hochzeittage mit Freuden entgegen, aber anſtatt ihn ins Brautbett zu führen, führte ihn dieſer Tag ins Grab. Anſtatt mit ſeiner Braut in die Kirche zur Trauung zu gehen, ward er auf die Schanzen vor Marienburg beordert, welches damals von den Ruſſen belagert und an dieſem unglücklichen Tage beſtürmt wurde. Der Held blieb und die Braut war eine Wittwe.

Die Stadt gieng mit Sturm über, die Beſatzung ward größtentheils zuſammengehauen, und die Einwohner erfuhren alle Schrecken, die unter ſolchen Umſtänden nicht außen bleiben. Die Ruſſen waren damals noch bey weitem nicht ſo gebildet, als ſie es ſpäterhin unter Peters und Katharinens Zucht wurden, und ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſchrecklich ein aufgebrachter Feind hier hauſete. Katharina hatte ſich aus Angſt in einem Backofen verkrochen, um ihre Unſchuld zu retten. Als alles wieder ruhig geworden war, kam ſie erſt hervor. Sie fiel dem rußiſchen General Bauer in die Hände, der ſie in ſeine Dienſte nahm. Hier erblickte ſie den zweyten Tag nach der Eroberung der General Menczikoff, der von ihrer Schönheit und ihrem Verſtande ſo eingenommen wurde, daß er den General Bauer bat, ſie ihm zu überlaſſen, um ſie bey ſeiner Schweſter anzuſtellen.

Der General Bauer trat ſie ihm ab und ſie wurde von Menczikoff und ſeiner Schweſter mit aller der Hochachtung aufgenommen, die man ihren Unglücksfällen und ihren Verdienſten ſchuldig war. Sie

war

war auch ganz die Perſon, die einem jeden, der ſie nur ſah, Hochachtung einzuflößen wußte. In Menczikoffs Hauſe lernte Peter der Große ſie kennen. Sie fiel ihm auf und er ward von ihrem Schickſal und ihrer Schönheit gerührt. Er hatte damals ſeine erſte Gemahlin Ottokefa, die Tochter eines Bojaren, verſtoßen, weil ſie ihm bey ſeinen Staatsreformen allerley Hinderniſſe in den Weg legte. Und wir wiſſen aus des Czaars Geſchichte ſchon, wie ſehr ihm die Umſchaffung ſeines Reichs am Herzen lag. In ſeiner Familie ſollten durchaus alle Perſonen ſo denken und handeln wie er, und zu ſeinen Planen war das auch nothwendig.

Da der Kayſer ſie einmal ins Auge gefaßt hatte, ſo beſuchte er die Schweſter Menczikoffs öfter, als vorhin. Die ſchöne Gefangene zog ihn an und er ließ ſich mit ihr in wiederholte Geſpräche ein, worin ſie eine ſolche Klugheit und Gegenwart des Geiſtes bewieß, daß Peter darüber in Erſtaunen gerieth. Er konnte ſichs nicht verhehlen, daß, ohnerachtet ihrer niedrigen Geburt, ſie ganz die Perſon war, welche ſeine hochfliegenden Pläne unterſtützen und befördern könnte. Er verlangte von ihr eine umſtändliche und pünctliche Erzählung ihres bisherigen Lebenslaufs von ihrer Kindheit an, bis auf den Augenblick, wo er ſie ſprach. Ohne Weigerung machte ſie ihm eine weitläuftige Schilderung davon. Der Kayſer wurde darüber noch mehr gerührt und konnte kaum begreifen, mit welchem Heldenmuth ſie ſich über alle Noth und Unfälle erhoben und mit welcher Herzhaftigkeit ſie alle Widerwärtigkeiten ertragen hatte. Aus der geringſten ihrer Handlungen leuchtete ihm eine Seelengröße hervor, welche ſie weit über ihren Stand erhob. Alle dieſe Eigenſchaften beſtimmten ihn ſchon vorläuffig ihr

ſeine Hand anzubieten, wenn ſie ſich durch ihr ferneres Betragen derſelben würdig machen würde. Er nahm ſie aus Menczikoffs Hauſe, ſchickte ſie zu ſeiner Schweſter Nathalia und ließ ſich heimlich mit ihr trauen. Sie trat zur griechiſchen Kirche über, wurde nach dem Gebrauch derſelben noch einmal getauft, legte ihren bisherigen Namen Martha ab und nahm von dieſer Zeit den Namen Katharina an.

Von nun an begleitete ſie den Czaar faſt auf allen ſeinen Reiſen und Feldzügen, als die Vertraute ſeines Kummers, ſeiner Sorgen und ſeiner großen Plane. Daß er keine würdigere Begleiterin haben konnte, offenbarte ſich aus ſeiner äußerſt mißlichen Lage am Pruth in der Ebne Hoesjeſti, wo er von den Türken eingeſchloſſen war. Peter ſelbſt gab hier bekanntlich alles verlohren und ohne der Entſchloſſenheit Catharinens wäre es wohl auch nicht viel beſſer geweſen. Aber ihre Gegenwart des Geiſtes und ihre Menſchenkenntniß rettete bekanntlich die rußiſche Armee und das ganze Reich. Von dieſer Zeit an machte der Kayſer auch kein Geheimniß mehr aus ſeiner geheimen Verbindung mit ihr. Sie hatte ſich durch jenen kühnen und glücklichen Schritt der Ehre, öffentlich ſeine Gemahlin zu heißen, würdig gemacht. Was ſie gethan hatte, war weltkundig und die rußiſche Nation nannte ſie laut Retterin des Reichs und betete ſie faſt an. Nachdem ſeine geheime Verbindung mit ihr, die er 1711 den 29ſten May in Gegenwart des Generals Bruce vollzog, noch kein volles Jahr gedauert hatte, ſo erklärte er ſie 1712 den 22ſten Februar öffentlich für ſeine Gemahlin und feyerte ſein Beylager mit ihr zu Petersburg.

Ein Mann, wie Peter der Große war, der bey allem ſeinem Glanze ſo vielen häuslichen Kummer hat-

hatte, bedurfte einer ſolchen Gemahlin, und nie war eine eines ſo großen Mannes würdiger. Ihre Sanftmuth, ihre fröhliche Laune, ihre zärtliche Sorgfalt ſcheuchte ſo oft den Geiſt der Schwermuth von ſeiner Stirn. Alle ſeine Wünſche las ſie ihm aus den Augen und wenn er oft vor Zorn und Unwillen aufbrauste, ſo durfte ſie nur erſcheinen und er war wieder beſänftigt. Es giebt wohl keinen großen Geiſt ohne große Leidenſchaften und ſo war es auch bey dem großen Czaar. Wenn er dann in ſeinem Unmuth alles von ſich warf und keiner es wagte, ſich ihm zu nahen, ſo wars immer Sie, die ihn wieder zum Beſinnen brachte.

Bey der zärtlichen Sorgfalt für ſein Reich mußte ihm der Kummer über ſeinen ungerathnen älteſten Sohn außerordentlich zu Herzen gehen. So unbeſchreiblich groß daher ſeine Freude über die Geburt ſeines erſten Sohns, den ihm Katharina 1714 gebohren hatte, war; ſo untröſtlich war er, als dieſer junge Prinz in einem Alter von zwey Jahren ſtarb. Der zärtliche Vater ließ ſich den Schmerz über deſſen Verluſt ſo gewaltig hinreißen, daß er nicht nur häuffige Thränen vergoß, ſondern auch in eine Art von Schwermuth verfiel, die beynah ſehr üble Folgen nach ſich gezogen hätte, wenn ſich nicht auch hier Katharina in ihrer ganzen Größe gezeigt hätte.

Der Czaar hatte ſich in der Wehmuth über dieſen Trauerfall in ſein Cabinet, eben ſo, wie am Pruth in ſeinem Zelt verſchloſſen. Drey ganzer Tage und Nächte ließ er Niemanden, ſelbſt nicht einmal ſeine geliebteſte Kathinka, wie er ſie zu nennen pflegte, vor ſich. Und doch war ſie Mutter des verſtorbnen Prinzen. Peter lag auf ſeinem Ruhbette und nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; und nichts, auch von den wichtigſten Angelegenheiten, konnte ihm vorgetragen

wer-

werden. Der Lauf der Reichsgeſchäfte ſtockte; die Anfragen ſeiner Miniſter und Generale blieben ohne Antwort und Beſcheid; die unverzüglichſten Kriegsangelegenheiten ohne Entſchluß; weder Senat, noch Admiralität, noch Kriegscollegium wußten, woran ſie waren, und bey Hofe herrſchte eine düſtre Stille, die von Grauen und Furcht begleitet war. Niemanden aber war übler zu Muthe, als der zärtlichen Czaarin Katharina, die nicht nur als Mutter ihren einzigen Sohn betrauerte, ſondern auch dieſe unermeßliche Betrübniß ihres Gemahls zu tragen hatte, worüber ihr für ſein Leben bange war. Sie mochte anrufen und anklopfen, ſo viel ſie wollte, der Czaar gab keine Antwort aus ſeinem verriegelten Cabinette. Katharina vergieng vor Thränen und wußte ſich vor Gram kaum aufrecht zu erhalten. Ach! wer ſöhnt ſich nicht mit ſeinem Schickſal aus, wenn er auch gekrönte Häupter ſo ſchmerzlich leiden hört! —

Endlich gab ihr die dringende Noth und ihr Verſtand noch einen Verſuch ein, an ihren Gemahl zu kommen und ihn aus ſeiner Betrübniß mit Gewalt herauszureißen. Sie ſchickte noch in der Nacht nach dem Senator Dolgorukow, von deſſen Dreiſtigkeit und beſonderm Credit, in welchem er bey dem Czaar ſtand, ſie manche Probe erfahren hatte. Sie ſtellte ihm die entſetzliche Gefahr vor, womit ſie und das ganze Reich durch den troſtloſen Zuſtand ihres Gemahls bedrohet würde und bat ihn mit Thränen, auf die ſchleunigſten Mittel denken zu helfen, den Czaar aus ſeinem Cabinette und das Reich aus der augenſcheinlichſten Gefahr zu retten.

Dolgorukow überlegte die Sache und ſprach der Kayſerin Muth ein. Sobald er vom Hofe zurückgekommen war; ſchickte er an alle Senatoren eine ver-

ſiegelte Schrift, darinn er im Namen der Czaarin eine außerordentliche Senatsverſammlung auf den andern Morgen anſagte. In denſelben trug er die Noth des Reichs bey gegenwärtigen Umſtänden vor, dem zu Folge ſich der geſammte Senat unverzüglich nach Hofe begeben und den Czaar von ſeiner Einſperrung und Betrübniß abzubringen, bemühen ſollte.

Das geſchah. Dolgorukow klopfte an; der Czaar ließ ihn klopfen, ohne ſich zu rühren. Dolgorukow klopfte ſtärker und rief dem Czaar zu, er möchte aufmachen, der ganze Senat ſey da, um Sr. Majeſtät Sachen von der äußerſten Wichtigkeit vorzutragen. Der Czaar näherte ſich zwar der Thüre, antwortete aber noch immer nicht. Endlich rief Dolgorukow: die Sache litte keinen Verzug; Sr. Majeſtät möchten aufmachen und Beſcheid ertheilen, oder man würde ſich genöthigt ſehen, die Thüre mit Gewalt aufzuſprengen und Sr. Majeſtät herauszuziehen, wo Sie nicht Thron und Reich verlieren wollten. Nun erſt ſchloß der Czaar auf, trat hervor und fragte: nun, was iſt es denn, daß ihr mich in meiner Ruhe ſtöhret? — Dolgorukow machte ihm jetzt die rührendſten Vorſtellungen über ſeinen unmäßigen Schmerz und annütze Betrübniß, wodurch das ganze Reich in Verwirrung fiele und alles ins Stokken gerathe. Auch Katharina bat ihn mit Thränen ſeinen Gram nicht weiter nachzuhängen, worauf er ſie umarmte und ſagte: „Nun genug, Kathinka! was Gott gethan hat, darüber wollen wir weiter nicht murren.“ Und von Stund an nahm ſich der Czaar der Regierungsgeſchäfte wieder mit Eifer an und zerſtreute ſich dadurch.

Die Kayſerin ſtudirte eigentlich darauf, wie und wodurch ſie ihren Gemahl erheitern konnte. Sie wußte, wie ſehr ihm der Anbau von Petersburg und der

umliegenden Gegend am Herzen lag. Da er einſt eine geraume Zeitlang abweſend war, ſuchte ſie die ſchönſte und trockenſte Lage aus und ließ heimlich und geſchwind ein ſteinernes Gebäude von zwey Stockwerken dahin erbauen. Peter hatte den Platz noch nie geſehen, und als ſie ihn nach ſeiner Zurückkunft mit dem Anblick ihrer heimlichen Anlage überraſchte, fiel er ihr um den Hals und ſagte öffentlich: „Noch niemals hat mich meine Kathinka betrogen oder fälſchlich berichtet. Sie hat die Wahrheit geſprochen, die Gegend iſt ſchön, und ihre heimlich angewandte Bemühung, mir dieſe unvermuthete Freude durch den Anbau einer ſo ſchönen Gegend zu machen, verdient meinen ganzen Dank. Ich erinnere mich, ſagte er noch beym Abſchiede, wenig ſo vergnügt zugebrachter Tage, als des heutigen.

Man muß dem Czaar die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er den ganzen Werth einer ſolchen Gemahlin fühlte und zu ſchätzen wußte. Das bezeugt die oft wiederholte Verſicherung, wenn er ſagte: „ich weiß wohl, daß ich auch fehle und mich öfters übereile. Ich will es daher keinem, der um mich iſt, übel nehmen, wenn er mich bey ſolchen Vorfällen erinnert, mir meine Uebereilung zeigt, und wie meine Kathinka mich davon abhält.“ Aber mit welcher Sanftmuth und mit wie viel Klugheit wußte ſie auch ihm zu begegnen. In der Heftigkeit ſeines Zornes hatte er einſt einen großen venetianiſchen Spiegel zerſchlagen, und ſagte zu ſeiner Gemahlin: „du ſieheſt, daß es nur einen Schlag von meiner Hand brauchte, um dieſen Spiegel in ſein voriges Nichts zu verwandeln.“ Katharina blickte ihn voll Schmerz und Liebe an und ſagte: „Nun wohlan! Sie haben dasjenige Stück zernichtet, welches die Zierde dieſes Saals ausmachte,

glau-

glauben Sie aber, daß er dadurch verſchönert worden iſt?“ — Welcher Mann hätte ſolchen Worten widerſtehen können.

Peter glaubte daher gegen dieſe treue Lebensgefährtin nicht dankbar genug ſeyn zu können. Er hielt es nicht für genug, daß er ſie öffentlich für ſeine Gemahlin erkannte, ſondern beſchloß, ſie nun auch als Kayſerin krönen zu laſſen, welches den 13ten May 1723 zu Moskau geſchah. Im ganzen Lande hatte er deshalb eine Verordnung ergehen laſſen, worin er ſeinen Vorſatz kund that. Eine ſolche Krönung der Czaarin war in Rußland etwas unerhörtes, und eben darum war eine vorläufige Bekanntmachung deſto merkwürdiger und nothwendiger. Der Czaar berief ſich darin auf die Beyſpiele der Kayſer Baſilius, Juſtins und mehrerer, welche ehedem auch ihre Gemahlinnen hatten krönen laſſen. Er merkte darin ferner an, daß noch nie eine Kayſerin ſolcher Ehre würdiger geweſen wäre, weil der Staat ihre Dienſte nothwendig belohnen müſſe und es nie vergeſſen dürfe, wie ſie das Reich gerettet hätte, als er am Pruth mit ſeiner bis auf 37,000 Mann zuſammengeſchmolznen Armee von 200,000 Türken wäre eingeſchloſſen geweſen.

Ob zwar in dieſer Verordnung nicht geſagt war, daß ſie dereinſt ſeine Thronfolgerin ſeyn ſollte, ſo war ſie doch gewiſſermaßen das Signal zu ihrer künftigen Thronbeſteigung und es ſchien, als wollte Peter ſeine Unterthanen darauf vorbereiten. Der Kayſer warf ſonſt das Geld nicht weg, aber bey dieſer Gelegenheit verſchwendete er einmal. Die Krönung ward mit einer wahrhaft Kayſerlichen Pracht gefeyert, die gegen ſeine ſonſtige einfache Lebensart gewaltig abſtach. Unter andern errichtete er auch eine Compagnie von lauter jungen Adlichen, welche den Namen Ritter der Kayſe-

rin erhielten, und der Kayſer ſelbſt erklärte ſich als Hauptmann derſelben. Am Krönungstage eröfnete er mit denſelben den Zug und führte ſie an. Als man in der Kirche angekommen war, ſetzte der Czaar ſeiner Gemahlin eigenhändig die Krone auf. Sie wollte ihm zur Dankbarkeit die Knie umfaſſen, welches er aber verhinderte. Beym Rückzuge ließ er Scepter und Krone vor ihr hertragen. Auch das war ihm noch nicht genug. Um das Andenken ihrer Liebe zu ihm in ſeinen bedrängten Umſtänden zu verewigen, ſtiftete er auch den neuen Orden der heiligen Katharina zu Ehren ſeiner Gemahlin. Er gab ihr völlige Gewalt ihn nach Belieben an die würdigſten Damen des Hofes auszutheilen. Die Zeichen dieſes Ordens ſind ein breites weißes Band, welches über der rechten Schulter hängt, nebſt einem mit Edelſteinen beſetzten Bilde der heiligen Katharina mit der Unterſchrift: aus Liebe und Treue.

Hätte Peter der Große das alles in dem erſten Jahre ſeiner Verbindung an ſeiner Gemahlin gethan, ſo würde man es auf Rechnung einer heftigen Leidenſchaft und des erſten Aufbrauſens derſelben geſchrieben haben, wodurch dieſe Ehrenbezeugungen unendlich viel von ihrem Werth verlieren würden. Nun aber war es recht eigentlich Huldigung ihres anerkannten und entſchiedenen Verdienſts um den Kayſer und ſein Reich und ein Zeichen ſeiner innigſten Dankbarkeit.

Er ſchämte ſich auch ihrer Herkunft nicht und verläugnete ihre Verwandten nicht. Ein pohlniſcher Geſandter, der von Petersburg nach Dresden reißte, traf unterwegs in einem Wirthshauſe einen Menſchen, deſſen ganzes Weſen von Elend und Dürftigkeit zeugte. Man ſah ihn auch nur über die Achſeln an und begegnete ihm ziemlich lieblos. Dieſer Unbekannte äuſſer-

ſerte ſich gegen den Geſandten, daß, wenn er nur das Glück haben könnte, dem großen Czaar vorgeſtellt zu werden, ſo hoffe er, daß er am rußiſchen Hofe mächtigere Gönner finden würde, als ſich keiner einbilden könnte. Der Geſandte fragte ihn, was er damit ſagen wollte? er antwortete weiter nichts, als daß er nur um den Schutz deſſelben bat, Peter dem Großen vorgeſtellt zu werden. Der Geſandte ſchrieb ſolches nach Petersburg und der Kayſer gab Befehl, dieſen Menſchen auszukundſchaften und nach Petersburg zu bringen. Der Fürſt Repnin fand ihn; er nannte ſich Carl Skawaronsky und ſagte: er wäre der Sohn eines lithauſchen Edelmanns, welcher im pohlniſchen Kriege geblieben wäre. Er ward nach Petersburg gebracht und zum Kayſerlichen Hoffmarſchall Schapleff geführt, welcher unterrichtet war, was er für einen Auftritt mit ihm zu ſpielen hätte. Nach einigen Fragen, welche er dem Hofmarſchall ohne Umſtände beantwortete, ſagte ihm Schepleff, daß man ihm eine Bittſchrift an den Kayſer machen würde, welche er demſelben übergeben ſollte, um ſich über das Verbrechen, deſſen er angeklagt worden wäre, zu rechtfertigen.

Des andern Tags ſpeißte Peter der Große bey Schepleff. Skawaronsky wurde vorgeſtellt. Der Kayſer befragte ihn über alles und durch die Aufrichtigkeit ſeiner Antworten ward er völlig überzeugt, daß er der wahrhafte Bruder der Kayſerin wäre. Alle Reden des Skawaronsky ſtimmten genau mit dem überein, was ihm Katharina über Ihr Herkommen geſagt hatte, als er ſie ehedem darüber befragte. Tags darauf ſchlug Peter ſeiner Gemahlin vor, mit ihm bey Schepleff zu ſpeiſen. Nach Tiſche ließ er den Skawaronsky in der nehmlichen armſeligen Kleidung, worin er angekommen war, vorfordern. Er befragte ihn nochmals über alles in Gegenwart der Kayſerin, und ſagte am Ende zu ihm: „Sey wohlgemuth, mein lieber Carl, küſſe der Kayſerin die Hand und umarme deine Schweſter.“ Katharina fiel in Ohnmacht, und als ſie ſich wieder erholt hatte, ſagte ihr der Kayſer: „mein Schatz! hier iſt nichts übernatürliches. Dieſer Edelmann iſt mein

Schwa-

Schwager. Wenn er Verdienſte beſitzt, wird man etwas aus ihm machen, und beſitzt er keine, ſo wird nichts aus ihm werden.“

Er muß aber nicht viel Verdienſte beſeſſen haben, denn es wurde nichts ſonderliches aus ihm gemacht. Er blieb lange bey Schepleff und der Kayſer begnadigte ihn mit einem anſehnlichen Gehalte, wovon er ſehr eingezogen lebte. Endlich ward er in den Grafenſtand erhoben und an eine Dame aus vornehmen Hauſe verheurathet.

So weit hatte es nun das arme lettiſche Mädchen gebracht und es fehlte nur noch der letzte Schritt zur Selbſtherrſcherin aller Reußen. Auch dieſen that ſie männlich und kühn. Peter ſtarb in ihren Armen ohne über die Thronfolge entſchieden zu haben. Unter den heftigſten Schmerzen richtete er ſich auf ſeinem Sterbebette auf, um ſeinen letzten Willen niederzuſchreiben: Er vermochte es aber nicht und man konnte aus den unleſerlichen Zügen, die er gemacht hatte, nur die Worte herausbringen: Gebet alles der oder dem. — Vermöge der Krönung glaubte die Kayſerin die nächſten Anſprüche auf die Thronfolge zu haben. Während des Todeskampfs ihres Gemahls verſchwor ſich insgeheim ein zahlreicher Adel zu ihrer Einſperrung und zur Erhöhung von Peters Enkel, Peters II. Hiervon benachrichtigt eilte der Herr von Baßewitz in der Nacht zu Katharinen und verrieth ihr den Anſchlag. „Mein Schmerz ſchrie ſie, und meine Beſtürzung ſind allzugroß; ich kann mir nicht helfen. Gebt mit dem Fürſt Menczikoff zu Rathe, und alle eure Maaßregeln will ich befolgen.“ — Menczikoff bemächtigte ſich ſogleich der Schatzkammer und Veſtung und und verſicherte ſich durch Geſchenke und Verſprechungen der Leibwache, eines Theils der Geiſtlichkeit und des Adels. Von dieſem Anhange umgeben, machte nun Katharina, in Kraft ihrer Krönung, öffentlich auf die Thronfolge Anſpruch. Sogleich nach Peters Abſcheiden gab Baßewitz das verabredete Zeichen und die beyden beſtochnen Leibregimenter riefen die Kayſerin zur

Thron-

Thronerbin aus. In der Verſammlung des Senats, der Geiſtlichkeit, des Adels und der vornehmſten Kriegsbedienten erfolgte bey der Gegenparthey des minderjährigen Peters ein dumpfes Schweigen. Wegen der ängſtlichen Erwartung trat Menczikoff mit Katharina, die ſich an den Herzog von Hollſtein lehnte, in die feyerliche Verſammlung. Thränen und Seufzer erſtickten ihre Sprache und ſie ſtammelte nur: „Ich komme, um der Nation zu erklären, daß ich, gehorſam dem Willen meines Gemahls, deſſen Andenken mir ewig theuer und heilig ſeyn wird, nunmehr bereit bin, meine übrigen Tage den Beſchwerlichkeiten der Regierung zu wiedmen, bis es der göttlichen Vorſicht gefällt, mich einſt jenſeits des Grabes wieder zu meinem Gemahl zu führen." Nach einigem Stillſchweigen ſetzte ſie ſehr ſchlau zur Beruhigung der Gegenparthey hinzu: „Wofern der Großfürſt ſich meine Unterweiſungen zu Nutze macht, ſo bild ich ihn, während meiner traurigen Verwittwung zu einem Monarchen, der des Namens und der Ankunft von Peter dem Großen würdig ſeyn ſoll." Hierauf ergriff Menczikoff das Wort: „die kritiſchen Umſtände, ſprach er; und die Wohlfarth des Reichs erfordern die ſorgfältigſten Berathſchlagungen. Wir erſuchen Ew. Majeſtät, daß Sie uns dieſelben ganz ungeſtört fortſetzen laſſen." — „Nicht nur, erwiederte Katharina, laſſe ich hiezu der Verſammlung völlige Freyheit, ſondern ich verſpreche zugleich, daß, ſo wie ihr Entſchluß immer ausfallen mag, er mir heilig ſeyn ſoll."

Sie begab ſich in ein anderes Zimmer. Der Erzbiſchoff von Pleskow Throphanes ſchlug alle Einwendungen mit der Krönung der Kayſerin nieder und berief ſich auf ein mündliches Wort Ihres verſtorbnen Gemahls. Sie beſtieg den Thron und zeigte ſich als Kayſerin am Fenſter der Leibwache und dem verſammelten Volk, unter welches Menczikoff Geld mit vollen Händen ausſtreute. Alles jauchzte aus vollen Kehlen: es lebe die Kayſerin Katharina! —

In

In welchem Zuſtande ſie die Regierung von Rußland übernahm, ſieht man aus einer ihrer erſten Verordnungen, das Hofleben betreffend. Darin hieß es: 1) zur Verbeſſerung der Lebensart bey dem Frauenzimmer ſollen vermiſchte Aſſembleen errichtet werden. Derjenige, in deſſen Hauſe die Zuſammenkunft iſt, ſoll es durch Aushängezettel oder durch andre öffentliche Anzeigen bekannt machen. 2) Der Hausherr braucht ſeinen Gäſten weder entgegen zu gehn, noch ſie zu begleiten; nur muß er für Stühle, Lichter, Liqueurs, Karten, Würfeln und dergleichen ſorgen. 3) Jeder hat Freyheit, ſich zu ſezzen, herum zu gehn oder zu ſpielen. Wer ihn daran hindert, ſoll zur Strafe den großen Adler (ein halbes Quart Branntwein) trinken. 4) Standsperſonen, Adliche, Stabsoffiziere, Kaufleute und Krämer, angeſehne Handwerker, beſonders Zimmerleute, die bey der Kanzley gebraucht werden, dürfen in den Aſſembleen erſcheinen, ſo wie auch deren Frauen und Kinder. 5) Den Bedienten, jedoch die vom Hauſe ausgenommen, ſoll man einen beſondern Ort anweiſen, damit man in den Zimmern der Aſſemblee Raum genug habe. 6) Frauenzimmer ſollen ſich unter keinerley Vorwande betrinken, und Mannsperſonen ſollen vor neun Uhr Abends nicht betrunken ſeyn. 7) Damen, die Pfand-Frage-Commandierſpiele u. ſ. w. treiben, ſollen nicht zu viel lärmen oder zu ausgelaſſen ſeyn. Keine Mannsperſon ſoll mit Gewalt einen Kuß rauben und Niemand ſoll, bey Strafe künftiger Ausſchließung, einem Frauenzimmer in der Aſſemblee Schläge anbieten.

Wie hat ſich Rußland ſeit hundert Jahren geändert!

Katharina genoß ihre Herrlichkeit nur zwey Jahr. Der Genuß des vielen Tockayerweins, an welchen ſie ſich gewöhnt hatte, zerſtörte ihre Geſundheit. Sie ſtarb in einem Alter von 39 oder nach andern von 43 Jahren, und Peters des Großen Enkel beſtieg unter dem Namen Peter II. als Kind den kayſerlichen Thron.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

44ſte Woche.

Friedrich Willhelm König von Preußen und Auguſt König von Pohlen.

Wenn Kronen und Scepter glücklich machten, ſo wären die Könige die Beneidenswürdigſten unter allen Sterblichen. Aber Gram und Sorgen niſten auch in Palläſten und das fröhlichſte Temperament wohnt oft in der Hütte. unter allen Königen dieſes Jahrhunderts war nicht leicht einer mehr bey guter Laune, als Auguſt, König von Pohlen und Churfürſt von Sachſen. Darum hielt auch kein König mehr auf luſtige Leute, wie er. Carl der zwölfte hatte ihm gewiß viel traurige Stunden gemacht, wie wir ſchon ehedem gehört haben, aber ſein Gram verzog ſich wie die Wolken und ſeine frohe Laune brach, wie die Sonne, immer wieder durch.

Dem Könige von Preußen Friedrich Willhelm, der ſolche traurige Schickſale bey weitem nicht erfahren hatte, war in dieſer Hinſicht das Looß ſo lieblich nicht gefallen. Er zog ſich alles weit mehr zu Gemüth und war ſehr zum Tiefſinn geneigt, wo er alles von der Schattenſeite anſah, wie ſchon aus der Geſchichte mit dem berichtigten Clement erhellt. Jener ſah nur immer auf das Gegenwärtige und genoß es; dieſer blickte ſtets in die Zukunft und lebte mehr für

ſeine Nachfolger als für ſich ſelbſt, wobey ſich die Könige von Preußen noch heut ſehr wohl befinden. Auguſts Tichten und Trachten gieng hauptſächlich dahin, ſeines Lebens zu genießen und ſeiner Tage froh zu werden; Friedrich Willhelms Sinnen und Denken, war auf eine gefüllte Schatzkammer und eine Armee von Rieſen gerichtet. Es ſoll dies vorzüglich daher gekommen ſeyn. Da er als Kronprinz dem Feldzug gegen Frankreich in den Niederlanden mit beywohnte und Abends vor einem Zelt voll engliſcher Offiziere unbemerkt vorüber gieng, ſoll er einen heftigen Streit und beſonders die Worte gehört haben: der König von Preußen iſt nicht im Stande ohne Englands Subſidien 20,000 Mann ins Feld zu ſtellen. Wie bey ihm kein Wort verlohren gieng, ſo ſoll ihm das auch dermaßen aufs Herz gefallen ſeyn, daß er von Stund an den Plan machte, die Welt eines beſſern zu belehren. Und er führte ihn zu ſeiner Ehre und zum Erſtaunen der Welt aus. Es könnte ſich mancher Ehrenmann, der ſein Hausweſen auf einen feſten Fuß ſetzen will, daran ein Exempel nehmen. Sobald ſein Vater, Friedrich der Erſte, dem Pracht und Glanz über alles gieng, die Augen geſchloſſen hatte, forderte er von dem Oberhofmarſchall die Liſte ſeines Hofſtaats, nahm eine Feder und ſtrich ſie mit den Worten durch: ſind alle aufgehoben. Da entſtund nun freilich ein großes Lamento, aber der König verfolgte ſeinen großen Plan. Der ſchöne Marſtall ſeines Vaters, man ſagt, beynah der ſchönſte in Europa, wurde verkauft und das Geld in die Schatzkammer gelegt; woraus der erſte Grund der großen Reichthümer entſtanden ſeyn ſoll, welche ſeinem Sohn, Friederich II. bey der Eroberung Schleſiens ſo wohl zu ſtatten kamen. Er ſelbſt lebte mehr als Privatmann

als Monarch und hatte auch ſchon als Kronprinz einen ſilberſtoffnen Schlafrock ins Feuer geworfen, mit der Aeußerung, daß das unnützer Staat ſey. Faſt alle Penſionen wurden auch durchſtrichen. Die meiſten Kammerjunker zogen als Offiziere Cuiras oder Uniformen an und wie durch einen Schlag war der ganze Hofſtaat zu Soldaten umgeſchaffen. So verwandelte er Staatskleider in Uniformen, Galladegen in Pallaſche, Luſtläger in ſtrenge Kriegsübungen; gab den Pagen, die ſonſt nur Schleppen tragen konnten, dafür Fahnen und Standarten in die Hand und den Kammerherrn, die für den Degen, den Schlüſſel nicht wollten fahren laſſen, oder ſich an den Pulverdampf wegen des Biſams nicht gewöhnen konnten, den Abſchied. Statt indianiſche Vogelneſter zu eſſen, ließ er ſich einen gewaltig großen Tobackskopf mit vielen Löchern machen, der wie ein Keſſel oder Topf im Zimmer befeſtigt war. Seine Miniſter und Generale hatten jeder ſein eignes Pfeiffenrohr, ſteckten es in die Löcher deſſelben und rauchten davon ſo viel jeder vertragen konnte. Statt ſeine Weine trank er mit ihnen Kottbußer Bier dazu. Zwar heißt es wohl in dem Rheinweinliede, man kann dabey nicht ſingen; aber das war auch ſeine Sache nicht, denn er war ſehr ernſthaft und hätte auch für die hohe Geſellſchaft nicht gepaßt. Aber fröhlich waren ſie doch dabey und mitunter wurden hier die wichtigſten Staatsangelegenheiten abgethan. Chokolade und Koffee, ohne welchen letztern heut faſt kein Beſenbinder mehr leben kann, kamen auch nicht vor, ſondern ſtatt deſſen eine Bierſuppe wobey auch ſeine Kinder und der große Friedrich aufgezogen unt doch ganze Leute wurden. Ein witziger Kopf in Berlin zwang dieſe Reformen in folgende Reime, welche dem Könige bey

der Tafel überreicht wurden, und worüber er eine herzliche Freude hatte:

Die Kuren, die der König thut, ſind alle wohl gerathen.
Man ſetzt nicht mehr ſo häuffig auf Paſteten, Torten, Braten.
Wer große Biſſen eingeſchluckt, dem hilft er von dem Steine
Wer ſich in Kutſchen fahren ließ, den bringt er auf die Beine
Dem, der die Kleider immerdar mit Golde ließ bordiren,
Dem hilft er von der Gelbenſucht und lehrt ihn menagiren.
Die Todten weckt er wieder auf zu einem neuen Leben.
Wer allzu viele Dienſte hat, dem will er Ruhe geben.
Wer ſich in Sänften tragen ließ, der kann nun wieder gehen,
Wer auf der faulen Seite lag, beginnet aufzuſtehen.
Was ehedem unmöglich ſchien bey unſern lieben Alten,
Geſchieht jetzt: denn es lernt der Hof genaue Wirthſchaft halten.

Das hieß dem Hoff und dem ganzen Lande ein Beyſpiel geben! Sehr wahr, ſagt daher der unſterbliche Friedrich in ſeinen Werken von ihm: „Wenn es wahr iſt, daß man den Schatten der Eiche der Eichel dankt, aus welcher ſie hervorgieng, ſo muß die Welt geſtehen, daß das thätige Leben Friedrich Wilhelms und ſeine weiſen Verfügungen den Grund zu dem Wohlſtande gelegt haben, deſſen das Haus Brandenburg nach ſeinem Tode genoſſen hat.“ Die Eichel war er und der Eichbaum iſt heut der preußiſche Staat.

Ganz in Regierungsſorgen vertieft und von allen Luſtbarkeiten und Vergnügungen, außer der Jagd, entfernt, verfiel er nach und nach in eine tiefe Schwermuth, ſo daß er von nichts als Abdanken und Niederlegen der Krone ſprach. Es war durchaus nöthig, den König zu zerſtreuen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Die Hofleute unterbauten alſo einen Beſuch bey dem Könige von Pohlen, wo alles ganz anders zugieng und die Fröhlichkeit zu Hauſe war. Wie es ſchwermüthige Leute machen, daß ſie nicht leicht dahin zu bringen ſind, wo es luſtiger zugeht, ſo hatte auch der König Anfangs gar keine Ohren dazu. Endlich brachte man ihn doch dahin, daß ers ſich gefallen ließ, und dem Könige Auguſt in Dresden einen Beſuch zuſagte.

Hier fiel er nun ganz in die rechten Hände, denn Auguſt war ganz der Mann, der den Trübſinn zu verſcheuchen verſtand. Er gab Feſte über Feſte, und Luſtbarkeiten über Luſtbarkeiten und bot mit einem Worte alles auf, um ſeinem hohen Gaſt die Grillen zu vertreiben. Unter andern wurde auch hier das Wirthſchaftsſpiel geſpielt, wovon ich ehedem ſchon geredet habe. Mein gnädigſter Patron, der General von Kyau, ſtrengte auch ſeinen Kopf an, um durch ſeine witzigen Einfälle die Verdauung zu befördern. Der Hoftaſchenſpieler, Joſeph Fröhlich, ein luſtiger Kauz, über den man lachen mußte, wenn man ihn nur mit Augen ſah, war nach dem Leben abgeconterfeyt, trug auf ſeinem Kopf eine Eule, in der rechten Hand allerley Weiſflaſchen und Gläſer, und in der linken mancherley Bierkrüge und andre Siebenſachen. So paradirte er über den Rieſenſaal mit der Innſchrift:

Hier ſtehet das Wirthshaus zum fröhlichen Mann,

Ihr luſtigen Gäſte kommt hurtig heran;
So wird man den Wirth und die Wirthin verbinden,
Und jegliches Handwerk die Herberg hier finden.
Ihr tanzet, ihr herbergt, ihr zehret hier frey,
Doch mit dem Bedinge: ſeyd fröhlich dabey.

Man ſieht daraus ohngefähr den Geiſt und Stempel der damaligen Vergnügungen.

Ein beſonders Wohlgefallen äußerte der König an der ſogenannten Machinentafel, woran er auf dem Königſtein bewirthet wurde. Sie iſt von einer ſolchen Einrichtung, daß große Herrn keiner Bedienung dabey nöthig haben. Die Speiſen gehen auf derſelben, wie man es verlanget, auf und nieder, ohne von jemanden aufgetragen zu werden. Iſt Wein oder ſonſt etwas bey der Tafel nöthig, ſo ſchreibt man es nur auf den Teller, welcher alsbald hinunter fährt, und das Begehrte herauf bringt. Dem Könige gefiel das ſo, daß er ein Modell davon nach Berlin kommen ließ.

Ob alle dieſe Vergnügungen ſo ganz nach Friedrich Wilhelms Geſchmack waren, weiß ich nicht. Denn ſein Hauptvergnügen war der Anblick großer Soldaten. So ſparſam er mit dem Gelde war, ſo freygebig war er damit, wenn es einen Baumgroßen Flügelmann galt. Mehr als tauſend Thaler Handgeld waren ihm dann nicht zu viel. Und konnte er dann noch eine Rieſin auftreiben, um ſie mit einander zu verheirathen, ſo war ſeine Freude vollkommen. Die Sache fiel freylich manchmal ins Spielende, aber ſie erzeugte doch auch einen militäriſchen Rieſengeiſt in der preußiſchen Armee und hat auch Rieſenfrüchte getragen. Alle Regenten, die ſich ihm angenehm machen wollten, ſchickten ihm von Zeit zu Zeit die größten Menſchen zu. Vom Czaar Peter erhielt er jährlich 100 Mann, ſo groß man ſie in dem weiten Rußland nur auftreiben konnte und die großen Potsdammer waren ein Wunder der Welt. Dafür ließ ihm Friedrich Wilhelm wieder preußiſche Unteroffizier ab,

die die Ruſſen auf preußiſchem Fuß exerzirten, bey welchem Tauſch ſich Czaar Peter ungleich beſſer befand.

So wie jede Liebhaberey, wenn ſie zur Leidenſchaft wird, einen Stachel bey ſich führt, indem es immer Menſchen giebt, welche des andern Steckenpferd mißbrauchen, ſo machte auch dem Könige ſeine Rieſenliebe manchen Verdruß. Die preußiſchen Werber, welche ihrem Herrn das Handgeld für einen Flügelmann wohl manchmal um eine Null höher anrechnen mochten, als ſie bezahlt hatten, fanden beſonders ihren Schnitt dabey und wagten Leib und Leben, um in fremder Herrn Länder einen großen Kerl wegzukapern. Man könnte ein Buch davon ſchreiben, mit welcher unerhörten Liſt ſie das oft bewerkſtelligten. In allen Winkeln Europas giengen ſie auf den Fang. Sie ſahen weder auf Ort noch Zeit, weder auf Stand noch Geburt, ſondern blos auf wie viel Zoll? So fiel der Herr von Bentenrieder, kayſerlicher Botſchafter bey dem Könige von England einſt in ihr Netz. Er hatte auf ſeiner Reiſe nach London kurz vor Halberſtadt den Wagen zerbrochen und gieng indeß voran zu Fuß in die Stadt. Dem thorhabenden Lieutenant klopfte das Herz vor Freuden, als eine ſolche Rieſenfigur zum Stadtthor eintrat. Auf die Frage, wer er ſey? antwortete Herr von Bentenrieder mit öſterreichiſchem Dialect: Botſchafter des Kaſers! aber das hinderte den Lieutenant nicht, ihn derweile als Recruten auf die Wachtſtube bringen zu laſſen. Endlich kam das große Gefolge des kayſerlichen Botſchafters nach und betitelten ihren Herrn mit Excellenz, wo man ihm dann viele Entſchuldigungen über den Mißgriff machte. Der kayſerliche Botſchafter gab aber dem Herrn Lieutenant die Lehre, ſeinen Dienſteifer in vorkommenden Fällen etwas zu mäßigen, wenn er ſeinem Könige nicht große Unannehmlichkeiten zuziehen wollte.

Auch die Hannöverſchen und Lüneburgſchen Lande wurden gewaltig von den preußiſchen Werbern heimgeſucht. Die Hannöverſche Regierung beſchwerte ſich darüber bey ihrem Landesherrn und der König ſchrieb darüber an Friedrich Wilhelm, daß er doch dem Unfug ſeiner Werber ſteuern und Ordnung halten möchte. Allein er

bekam von ſeinem Schwiegerſohn keine Antwort darauf, worüber er dermaßen erbittert wurde, daß er ſeinen Hannöverſchen und Lüneburgſchen Unterthanen befahl, auf alle preußiſche Werber Jagd zu machen. Dieſes Edict war die Sturmglocke, welche die meiſten Reichsfürſten, die bisher ein Auge zugedrückt hatten, aufrief, ein Gleiches zu thun. Nun fand man überall in Verhaft genommne preußiſche Werber, denen man als Menſchenkapern den Prozeß machte. Die Königlichen Miniſter an fremden Höfen hatten nichts zu thun, als Vorbitten für ſie einzulegen. Ihren Vorſtellungen ohnerachtet ließ der Churfürſt von Bayern und der Landgraf von Heſſen dennoch verſchiedene hängen, weil ſie überführt waren, daß ſie in ihren Staaten Gewaltthätigkeiten verübt hätten. Auch die hochmögenden Herrn von Holland kamen mit bittern Klagen über die preußiſchen Werber bey dem Könige ein, weil ſie in der Provinz Geldern verſchiedene Leute gezwungen hatten, Handgeld zu nehmen. Der König verſicherte, daß das ohne ſeinen Befehl geſchehen ſey, ließ die angeworbnen Holländer wieder auf freyen Fuß ſtellen und die Werber in Verhaft nehmen. So hätte dem Könige ſeine Rieſenliebhaberey beynahe die Freundſchaft aller Mitregenten gekoſtet und mit dem Könige von Engelland, ſeinem Schwiegervater, kam er deswegen nie mehr auf einen recht freundſchaftlichen Fuß. Bey einem Haare wäre es zwiſchen beyden zu einem öffentlichen Bruch gekommen, denn Friedrich Wilhelm wußte ſich vor Zorn nicht zu laſſen, als er den Inhalt des Hannöverſchen Edikts erfuhr, daß alle preußiſche Soldaten, welche ſich im Hannöverſchen und Lüneburgſchen ſehen ließen, verhaftet werden ſollten. Er ließ ſogleich 19 Regimenter zuſammenſtoßen und bis an die Elbe vorrücken. Auch der König von Engelland verſammelte ſeine Truppen und ließ ſie an die Gränze rücken. Beyde Könige gaben Manifeſte heraus, um ihre Rüſtungen zu rechtfertigen. Aber zu ſeinem Leidweſen mußte Friedrich Wilhelm erfahren, daß die Stimme des Publicums ganz wider ihn war. Alle ſeine Nachbaren klagten laut, daß ihnen die preußiſchen Werber ihre ſchönſten jungen Leute entführten; daß ſie ihre Unterthanen nie wieder zurückkom-

men ſähen; daß die Cartelle wegen der Deſerteurs nicht gehalten würden, indem der König die gut gewachsnen Leute behalte und nur die Untauglichen zurückſchicke; daß endlich kein einziger Mann von einer anſehnlichen Größe mehr ſeiner Freyheit ſicher wäre and daß es ſchiene, der König habe ein Recht, die Unterthanen andrer Fürſten zu rauben. Das waren nun bittre Vorwürfe. Der König widerlegte ſie dadurch, daß er verſicherte, die Werbungen, über welche man ſich beſchwere, wären wider ſeinen Willen geſchehen; welches auch wohl wahr ſeyn mochte, weil er gewiß die Kniffe und Kunſtgriffe nicht wiſſen mochte, wie die Werber aller Orten Leute fiſchten und der Stock wohl manchem Recruten den Mund verſchloß. Auch verſicherte der König, er habe ſich gegen Engelland erboten, die Urheber der gewaltſamen Werbungen zu beſtrafen, wenn man ſie ihm mit Zuverläßigkeit angeben könnte. Dagegen habe man ihm Recruten auf dem Hannöverſchen Gebiet angehalten, unter dem Vorwande, daß es Hannoveraner wären, ob man gleich habe erweiſen können, daß kein einziger Unterthan des Königs von Engelland darunter geweſen ſey.

Glücklicherweiſe wurden die Irrungen auf einem Congreß zu Braunſchweig, wohin beyde Könige Bevollmächtigte ſchickten, durch Vermittlung der Herzoge von Braunſchweig und Gotha gehoben und der Streit in Güte ausgeglichen. Doch blieb zwiſchen beyden Königen eine gewiſſe Kälte zurück, welche beſonders Urſache war, daß eine Vermählung zwiſchen den preußiſchen Kronprinzen Friedrich und einer engliſchen Prinzeßin nicht zu Stande kam, aus welcher Vereitlung nachher gar wichtige Begebenheiten entſtanden, welche wir zu ſeiner Zeit erzählen werden.

So viel gelegentlich von der verſchiedenen Liebhaberey der beyden Monarchen, Friedrich Wilhelms und Auguſts von Pohlen, woraus ſich ein jeder eine Lehre zu ſeinem Nutzen und Frommen abziehen kann. Beyde Regenten trennten ſich jetzt wieder und Friedrich Wilhelm verließ Dresden viel heiterer, als er dahin gekommen war. Noch im May deſſelben Jahres (1728) machte ihm König Auguſt zu Berlin den Gegenbeſuch und hielt ſich 22

Tage lang daſelbſt auf, wo dann auch Friedrich Wilhelm ſeinerſeits nichts ſparte, ſeinen hohen Gaſt königlich zu bewirthen. Man merkte es hinlänglich, daß er wohl konnte, wenn er nur wollte. Wie aber alles bey ihm ſoldatiſch war, ſo waren es auch ſeine Vergnügungen. Er zog ſeinem Gaſt zu Ehren in der Gegend von Tempelhof 16,000 Mann zuſammen, über deren Manövers Auguſt erſtaunte.

Dies gab Veranlaſſung, daß Auguſt bey einem abermaligen Beſuch ſeines Nachbars im Jahr 1730 auch ein Luſtlager zuſammenzog. Aber wie alles bey ihm mit dem Stempel der Pracht und Verſchwendung bezeichnet war, ſo wurde auch hier alles aufgeboten, etwas außerordentliches in der Manier aufzuſtellen. Eine Ebne von drey deutſchen Meilen in der Gegend von Mühlberg in Sachſen wurde für dreyßig tauſend Mann in Bereitſchaft geſetzt. Ein ganzer Wald verſchwand in wenig Tagen von der Erde, welchen die Bauern und Freyburger Bergknappen mit Stumpf und Stiel ausroden, und die Bäume ſammt der Wurzel vermittelſt großer Stricke ausreißen mußte. Die ganze ſächſiſche Armee und einige dazu geſtoßne pohlniſche Corps wurden neu und auf das prächtigſte gekleidet. Das Hauptquartier des Königs von Preußen und die rings umher aufgeſchlagnen grünen Zelte blitzte alles von Gold und Silber. Nie hat man vielleicht mehr Pracht und Verſchwendung mit Augen geſehen. Das Lager glich einer Haupt- und Reſidenzſtadt. Billards, Schauſpiel- und Koffeehäuſer, und was ſich nur gedenken läßt, waren in Ueberfluß vorhanden.

Es iſt ein vortreflicher Zug in dem Charakter des Königs von Pohlen, daß wenn er vergnügt war, alle Welt es auch ſeyn mußte. Die Armee ſollte nicht nur ihre Künſte ſehen laſſen, ſondern nicht weniger fröhlich ſeyn, als ihr Beherrſcher. Für jedes Regiment wurden auf Unkoſten ihres Königs pohlniſche Ochſen in Menge gebraten und ganze Fäſſer Wein aufgeſchrotet. Jeder Gemeiner bekam zum Trank drey Maaß Bier und zwey Maaß Wein. Während des Traktaments ritten beyde Könige das Lager auf und ab, und wohin ſie kamen hörten ſie unter Feldmuſik ihre Geſundheit trinken und aus

vollen Kehlen Vivat! rufen. Es iſt gewiß ein königliches Vergnügen, wenn dreyßig tauſend Mann auf Regiments Unkoſten einmal von Grund des Herzens luſtig ſind, und ich erinnre mich nicht, in meinem Leben noch ein Schauſpiel geſehen zu haben, was mich ſo ſehr gerührt hätte. Und dabey blieb alles in der größten Ordnung und wurde von keinem Unfug etwas gehört. Wie alles hier außerordentlich war, ſo war es auch der

Wunderkuchen,

den Auguſt zum Nachtiſch hatte backen laſſen. Das war ein Kuchen! und ein Backofen, ſo groß, wie eine Kirche. Dieſer unerhörte Kuchen wurde auf einen Wagen, der über 10 Ellen in der Breite hatte und von acht Pferden gezogen wurde, unter ein entſetzliches Zelt ins Hauptlager gebracht. Lauter Kadets ſtanden Wache dabey. Die Länge des Kuchens war 14 Ellen, die Breite ſechs Ellen, die Dicke in der Mitten eine halbe Elle. Man hatte dazu gebraucht 18 Scheffel Mehl, 82 Schock Eyer, 3 Tonnen Milch, 1 Tonne Hefen und 1 Tonne Butter. Zu beyden Enden des Kuchens lagen viel hundert Prezeln, Zwieback und Semmel.

Dieſer Wunderkuchen wurde in Gegenwart beyder Könige durch einen Zimmermann angehauen. Der Meiſter machte ſich zuerſt mit einem 3 Ellen langen Meſſer, deſſen krummen Heft er auf die Schultern anlegen mußte, ein Loch. Dann ſtieg er in die Oefnung hinein und tranchirte nach Commando weiter fort. Die Austheilung geſchah anfangs nur an hohe Perſonen, welche Luſt und Belieben dazu hatten und dauerte bis Nachmittags, wo er endlich unter großem Jubel jedermänniglich Preiß gegeben wurde.

Bey den anderweitigen Vergnügungen, ſo wie auch der prächtigen Jagd zu Lichtenberg, welche Auguſt ſeinem Gaſt zu Ehren gab, will ich mich weiter nicht aufhalten. Die Sachſen werden lange davon zu reden wiſſen, denn ſie zogen von der gewaltigen Menge fremder Herrſchaften, die von allen Orten herbey ſtrömten, einen ehrlichen Thaler und gute Rechenmeiſter, worunter ich mich aber nicht rechne, wollen behaupten, daß das Land wenig-

ſtens keinen Schaden von dieſem Aufwande ſeines Regenten gehabt habe. Die Könige trennten ſich mit einer recht herzlichen Freundſchaft, und Friedrich Wilhelm zog vergnügt und fröhlich wieder in ſein Land.

Bey dieſer Gelegenheit lernte ich auch den preußiſchen Kyau, nemlich den

Baron von Gundling

kennen. Damals war es noch Mode, daß die regierenden Herrn ihre Hofnarren hatten, welchen Poſten Gundling unter den Titeln: Geheimerrath, Kriegsrath, Kammerrath, Ober-Appellations- und Kammergerichtsrath, Ober-Ceremonienmeiſter, Präſident der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und Kammerherr bey Friedrich Wilhelm bekleidete, wobey er jährlich eine Penſion von tauſend Thalern einſtrich. Mithin verlohnte ſichs alſo wohl für einen armen Schlucker der Mühe mitunter den Narren abzugeben, denn tauſenden bringt ihre Klugheit nicht halb ſo viel ein. Der König hatte ihn eigentlich als Vorleſer angenommen, da ſich aber der Mann durch ſeinen pedantiſchen Hochmuth ſelbſt zum Narren machte und gewöhnlich ſeinen Verſtand verſoff, ſo überließ er ihn ſeinem Schickſal.

Mein Lebtage hab ich nicht leicht eine lächerlichere Figur geſehen. Seine Kleidung beſtand in einem rothen mit ſchwarzem Sammt aufgeſchlagnem, mit goldnen Knopflöchern gezierten, nach der neuſten Mode mit großen Aufſchlägen verſehnem Sammtrocke; in einer reichen Weſte; in einer auf beyden Seiten lang herabhängenden Azel von weißen Ziegenhaaren, in einem Hut mit einem rothen Federbuſch; dazu rothſeidne Strümpfe mit goldnen Zwickeln und Schuh mit rothen Abſätzen. Den Kopf trug er ſteif zurückgebogen, hatte große Kalbsaugen, aufgeworfne Lippen und ſchritt im vierviertel Tackt wie ein Auerhahn bedachtſam vorwärts.

Der König ließ ſich nicht viel mit ihm ein, aber die luſtigen Vögel am Hofe deſto mehr. Seine gewöhnliche Niederlage war bey einem franzöſiſchen Weinſchenken, von welchem er ſelten nüchtern zu Hauſe kam. Man heftete ihm dann allerhand Figuren von Ochſen, Eſeln und

Affen ans Kleid, oder brachte ihm ganz klein ausgeſchnittene Figuren ins Geſicht, die er nicht wieder herunter bringen konnte, ſo daß es ſchien, als ob ſie durch einen ſtarken Spiritus eingebeizt wären. Wenn er nun ſeine gehörige Ladung hatte, ſo löste ſich erſt ſeine Zunge, weil er in nüchternem Zuſtande vor Hochmuth kaum ſprechen konnte. Er fieng an zu disputiren und zu ſchimpfen, was man eben haben wollte. Einſt hatte es man ſo arg mit ihm gemacht, daß er nach Breslau deſertirte und nach Wien gehen wollte. Man ſchickte ihm aber jemanden nach, der ihn beredete wieder nach Berlin zu kommen.

Unter den unzähligen Schwänken, die man mit ihm ſpielte, zeichnen ſich beſonders folgende aus. Als er einſt beym Könige an der Tafel war, wurde ein junger Affe hereingebracht, der juſt ſo gekleidet war, als Gundling. Er hatte nemlich ein Röcklein von ſchwarzem Sammt, mit rothſammtnen Aufſchlägen, eine große Perüque auf dem Kopf und einen Hut mit einer Feder. Ja er trug ſogar einen hölzernen vergoldeten Kammerherrnſchlüſſel, damit er dem Gundling in allen Dingen ähnlich ſähe. Der kleine Gundling! der kleine Gundling! ſchallte es an der ganzen Tafel. Dieſer Affe hatte ein Memorial in der Hand, welches man ihm abnahm. In demſelben war Namens des Affens vorgeſtellt, er wäre Gundlings leiblicher Sohn, den er zur Zeit ſeines wilden Ehſtands gezeugt hätte. Weil ſich der Vater aber weigerte, ihn für ſeinen Sohn zu erkennen und ihm auch den gehörigen Unterhalt nicht reichen wolle, ſo bäte er unterthänigſt ſeinen Vater zu einem und dem andern anzuhalten. Gundling wollte vor Zorn aus der Haut fahren über dieſen Poſſenſtreich; der Wein beſänftigte ihn aber wieder und er nahm zuletzt ſelbſt ſein liebes Söhnlein in die Arme und herzte und küßte es nach Herzensluſt.

Als er einſt zu einem gewiſſen Herrn zu Gaſte gebethen war, ſetzte man ihn in eine Sänfte, in welcher Sitz und Boden ſo eingerichtet waren, daß ſie unterwegs herausfallen mußten. Die Träger waren aber ſchon inſtruirt, ſich daran nicht zu kehren und hatten Befehl nicht ſtille zu halten, als bis ſie an Ort und Stelle gekommen wären. Sitz und Boden fielen auch bald heraus; Gundling

ſchrie halt! halt! und ſchimpfte mörderlich. Aber die Träger thaten wie taub und rennten um deſto mehr. Er mußte alſo aushalten in dem engen Gefängniß und verſperrt mitlauffen, wo er denn mit zerſtoßnen Schienbeinen bey dem Wirth ankam, ſich jämmerlich beklagte und mit vielem Mitleiden beklagt wurde.

In dem Buch, betitelt die elisäiſchen Felder, welches von einem andern Hofnarrn des Königs, Namens Faßmann geſchrieben iſt, und worin die Hofnarrn im Reiche der Todten zuſammen kommen, erzählt Gundling meinem Patron Kyau, von ſich ſelbſt noch folgendes. „Ein Mann, (Faßmann) mit dem ich ebenfalls meine liebe Noth gar oft bey Hofe gehabt, hatte auch die Gnade zu Potsdamm mit in den Geſellſchaften und Aſſembleen zu ſeyn, wo ſich des Königs Majeſtät befanden. Als ſich nun der König einſt bey dem Oberſten Flanz in der Aſſemblee befanden, giengen ſie des Nachts um 10 Uhr aus derſelben und begaben ſich zur Ruh. Verſchiedene Perſonen aber, worunter ich mich, und der Mann, den ich hier meyne, befanden, blieben noch eine Weile. Da ließ ſich der Mann mit mir in verſchiedne vertrauliche Discurſe ein, umarmte mich auch öfters, als wenn ers recht herzlich gut mit mir meynte. Er that es aber, wie ich nachher erfahren, blos darum, daß unterdeſſen zwey vornehme Offiziers Gelegenheit haben möchten, mir den Kammerherrnſchlüſſel von der Seite wegzupractiziren. Solches gelung ihnen auch nach Herzenswunſch, weil ich etwas betrunken war. Darauf gieng die ganze Geſellſchaft aus einander und ich legte mich zu Bette, ohne daß weder ich, noch mein Bedienter, denſelben Abend inne wurden, was mir fehlte. Den andern Morgen aber, als der Bediente meinen Rock auskehren wollte und mir ankündigte, daß der Kammerherrnſchlüſſel fort wäre, gerieth ich darüber in das größte Schrecken. Die Angſt vermehrte ſich auch nicht wenig, als ich einen Befehl erhielt, augenblicklich vor dem Könige zu erſcheinen. Denn der König wußte den Poſſen ſchon, den man mir geſpielt hatte, und der Schlüſſel befand ſich bereits in deſſen Händen.

Ich trat alſo mit Furcht und Zittern zu dem Könige ins Zimmer, wo ſich über 20 Offiziers befanden. Der

König fragte, wo ich allemal ſo lange bliebe, wenn er mich rufen ließe? endlich that er, als ob er erſt merkte, daß mir der Kammerherrnſchlüſſel fehlte und fragte: wo ich denſelben gelaſſen hätte? Nach langem ängſtlichen Stillſchweigen antwortete ich: man hätte mir denſelben geſtohlen. Hierüber erhielt ich viele Verweiſe, worin alle Anweſende treulich einſtimmten. Der König befahl, ich ſollte den Schlüſſel wieder herbey ſchaffen; ſo lange aber, bis es geſchehen würde, einen hölzernen vergoldeten Schlüſſel tragen. Ein ſolcher Schlüſſel wurde auch bey einem Drechsler beſtellt, der etwas groß gerathen und faſt eine ganze Elle lang war. Den andern Abend, als wieder Aßemblee war, ward mir von dem Manne, der mich um meinen Kammerherrn Schlüſſel bringen helfen, dieſer entſetzlich große und vergüldete hölzerne Schlüſſel, bey der Abendtafel mit einer ſonderbaren Rede übergeben. Ich mußte ihn auch mit einem blauen Bande in dem einen Knopfloch an der Bruſt anhängen und fünf bis ſechs Tage lang damit bey Hofe erſcheinen. Am ſechsten Tage überreichte man mir bey der Tafel eine verdeckte Schüßel, worin ich meinen Kammerherrnſchlüſſel zu meinem größten Vergnügen wiederfand. Ich ſteckte ihn augenblicklich in die Taſche, auf die Seite, wo bemeldter Mann ſaß. Als dieſer mir den Schlüſſel wieder wegmauſen wollte erinnerte mich eine hohe Perſon, ich ſollte ihn in Acht nehmen; welches ich auch that, und mir, als ich nach Hauſe kam, den Schlüſſel am gehörigen Orte mit Drathe befeſtigen ließ."

„Zu einer andern Zeit redete dieſer Mann von einem Buche, welches von der Phyſiognomie und der Aehnlichkeit der Menſchen mit den Thieren handelte. Als nun gefragt wurde, welchem Thiere ich dann ähnlich ſähe? ſagte er: Gundling ſieht einem polniſchen Ochſen vollkommen gleich. Ich ward ihm darüber ſpinnefeind und glaubte, er ſtrebte nach meinen Aemtern und wolle mich ums Brod bringen. Als wir einſt heftig mit einander diſputirten, ergriff ich ein Feuerpfangen mit glühendem holländiſchen Torf, wodurch ſein Geſicht ſehr verbrannt wurde. Hierauf packte er mich augenblicklich an, warf mich auf den Bauch, zog mir die Hoſen ab und gab mir mehr als

dreyßig Streiche mit der heißen Feuerpfanne, daß ich wohl in vier Wochen ohne Schmerzen nicht ſitzen können. Ein andermal wollte er mich zum Fenſter hinausſtürzen. Einſt ſollte ich Kugeln mit ihm wechſeln, wozu ich aber nicht zu bewegen war, er aber brannte ſeine Piſtole nahe an meiner Perrüque los, daß ſie in Flammen gerieth. Endlich mußte mir dieſer Mann noch die Parentation bey meinem Leichenbegängniſſe halten.“ —

Dies theure Hoflicht, Gundling, erloſch 1731 zu Potsdamm. Schon zehn Jahr vor ſeinem Tode, hatte man für ihn einen Sarg in Geſtalt eines Weinfaſſes verfertigt. Es war rings um mit Reifen, gleich einem Faſſe belegt und ſo eingerichtet, daß die eine Hälfte der Länge nach abgenommen werden konnte, die ſtatt eines Deckels diente. Man hatte dieſes Faß wie einen Sarg ſchwarz angeſtrichen und ein weißes Kreuz oben drauf gemahlt. Auf beiden Seiten ſtanden Verſe, wovon einer alſo lautet:

Hier liegt in ſeiner Haut
Halb Schwein, halb Menſch, ein Wunderding,
In ſeiner Jugend klug, in ſeinem Alter toll.
Des Morgens wenig Witz, des Abends allzeit voll.
Bereits ruft Bachus laut: dies theure Kind iſt Gundeling.

Er hatte in ſeinem Leben mehr als einmal in dieſem Sarge gelegen, auch oft ein Glas Wein darin getrunken. Er wurde in der Kirche zu Bornſtädt, einem Dorfe bey Potsdamm, unter zahlreicher Begleitung von Offizieren, königlichen Bedienten, Magiſtratsperſonen und der Schule zur Erde beſtattet. Nur die lutherſchen und reformirten Geiſtlichen weigerten ſich mitzugehn, wegen der Form des Sargs. — Er war ſonſt wirklich ein gelehrter Mann, der viele Schriften hinterlies, für deren Dedication er von der rußiſchen Kaiſerin und Kaiſer Carl II. anſehnliche Präſente erhielt.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

45ſte Woche.

Clement.

Unter allen merkwürdigen Gaunern dieſes Jahrhunderts hat ſich der Ungar Clement beſonders ausgezeichnet. Dieſer Böſewicht war unter dem Namen Baron von Roſenau, Sekretair des Prinzen Ragoczky geweſen und da ſich ſein Herr, welcher Ungarn wider den Kaiſer in Aufſtand gebracht hatte, ſpäterhin nach Conſtantinopel flüchten mußte, ſo entwandte er ihm ſeine geheimen Pappiere, gieng damit nach Wien und lieferte ſie dem Prinz Eugen von Savoyen aus; wofür ihn gedachter Prinz reichlich bezahlte. Indeſſen waren ſie nicht von ſonderlicher Bedeutung und Eugen war von Natur kein Freund von Verräthern, weswegen er Clement ſeinem Schickſal überließ, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern. Voll Verzweiflung über ſeinen vorübergehenden Lohn verließ dieſer Wien heimlich und gieng nach Dresden, wo er den Namen Clement annahm und Zutritt bey dem ſächſiſchen Premierminiſter und Feldmarſchall, Grafen von Flemming bekam. Der Feldmarſchall bemerkte an ihm eine genaue Bekantſchaft mit den Kabinetsgeheimniſſen der auswärtigen Höfe und war darum Willens ihn in ſächſiſche Dienſte zu nehmen. Da aber dem Clement damit nicht ſonderlich gedient zu ſeyn ſchien, ſo lies ihn der Feldmarſchall wieder lauffen.

Der durchtriebne Schalk hatte in Dresden die Bemerkung gemacht, daß zwiſchen dem preußiſchen und ſächſiſchen Hof eine gewiſſe Kälte herrſchte und er baute darauf einen Plan, welcher beide Höfe noch mehr entzweyen und zugleich ſein Glück gründen ſollte. Welch ein kühnes Wagſtück von einem unbedeutenden Mann! In dieſer Abſicht ſchrieb er von Dresden aus an den König von Preußen und meldete Ihm, daß er Seiner Majeſtät Sachen von der äußerſten Wichtigkeit mitzutheilen habe. Da er ſie aber Niemanden als dem König ſelbſt eröffnen könne, ſo bäte er Ihn, ihm eine ſchriftliche Verſicherung zu überſchicken, daß kein Menſch etwas von ſeinem Aufenthalt in Berlin erfahren; daß er mit Niemanden, als dem Könige ſelbſt zu thun haben und daß es ihm frey ſtehen ſolle, ſo oft als ſeine Geſchäfte es erforderten, wieder abreiſen zu dürfen; Dieſen Brief ſchickte er durch Einſchluß an den erſten Hofprediger des Königs Jablonsky, und ſchrieb dieſem dabey; daß er in Rückſicht des vielen Guten, was er von ihm gehöret hätte, ſich an ihn addreßire und ihn bitte, den beikommenden Brief dem Könige eigenhändig zu übergeben. Im Fall der Hofprediger Anſtand nehmen ſollte, ſich mit dieſem Auftrage zu befaſſen, müßte er verantwortlich für die übeln Folgen ſeyn, die daraus entſtehen könnten. Jablonsky gerieth darüber natürlich in die größte Verlegenheit und erſchrak zugleich über die Gefahr, womit der König vielleicht bedroht ſeyn könnte. Und von der andern Seite war es doch auch eine eigne Sache bey dem Könige den Briefträger eines ganz unbekannten Menſchen zu machen. Der erſte Gang des Hofpredigers war zu dem Miniſter Herrn von Marrſchall, deſſen guten Rath und Verhaltungsbefehle er ſich erbat. Der Miniſter las den Brief Clements an Jablonsky und nahms

dann

dann über ſich, den verſiegelten Einſchluß Seiner Majeſtät ſelbſt zu überreichen. Der König las den Brief, lies den Hofprediger kommen und gab ihm einen Paß für Clement mit dem Befehle, ihm zu ſchreiben, daß er willkommen ſeyn und daß er, Jablonsky ihm entgegen kommen, ihn in der Nacht in Berlin einführen und bey ſich in ſeinem Hauſe verbergen werde.

Die Bahn war nunmehr glücklich gebrochen und Clement hatte Herz genug ſie mit dem Könige zu betreten. Der fremde Menſch wagte mit einem unbekannten Monarchen ein rieſenmäßiges Bubenſtück. Alles wurde ſo ausgeführt, wie es der König befohlen und Jablonsky dem Betrüger geſchrieben hatte. Clement kam in Berlin an. Tages drauf fuhr der König in einer offnen Chaiſe aus und nahm blos den Generalmajor und Commendanten von Berlin, Herrn von Forcade nebſt zwey Pagen, mit ſich. Er machte eine Spatzierfahrt die Linden hinunter und von da auf den Weidendamm, wo er ſtill halten lies. Er befahl hierauf dem Herrn von Forcade und den Pagen auf ihn zu warten. Er ſtieg aus und gieng in einen Garten unweit der oranienburger Barriern, wo Clement und Jablonsky ihn erwarteten. Dieſer mußte ſich nun auch entfernen, damit jener deſto freyer reden könnte. Der König war alſo mit dem Gauner ganz allein, wozu unter den geheimnißvollen Umſtänden nicht wenig Herz gehörte. Sie blieben lange mit einander; endlich kam der König wieder und ſetzte ſich außerordentlich nachdenkend und unruhig in den Wagen. Der Herr von Forcade hatte den König noch nie ſo ängſtlich geſehen und wagte es daher, Seine Majeſtät um die Urſache zu fragen. Die Antwort war blos ein tiefer Seufzer. Als der König wieder am Schloſſe anlangte, verbot er ſeinem Gefolge bey

Lebensſtrafe, kein Wort zu ſagen, daß er unterwegs ausgeſtiegen ſey. Darauf begab er ſich in ſein Zimmer, blieb die übrige Zeit des Abends und den folgenden Tag allein, wollte auch keinen Menſchen, ſelbſt nicht einmal die Königin ſprechen und zu ſich laſſen. Den folgenden Tag fuhr er um eben die Zeit wieder mit größerm Geheimniß in denſelben Garten und kam eben ſo traurig zurück.

Clement war nun wieder abgereiſt und der König ward faſt ganz melancholiſch. Sein verſchwiegner Herzenskummer war ſichtbar und alle, die um ihn waren, wurden von ſeinem ſtillen Gram äußerſt gerührt. Aber es war kein Wort von ihm herauszubringen. Dabey wurde er ſo außerordentlich mißtrauiſch, daß er mit Niemanden mehr ſprach und unter ſeinem Kopfküſſen ſtets zwey geladne Piſtolen liegen hatte. Beſonders gieng dem Fürſten von Anhalt, dem ſonſtigen Lieblinge des Königs, dieſer Zuſtand äußerſt nahe. Auch gegen ihn war das Angeſicht des Monarchen gar nicht mehr wie geſtern und ehegeſtern und doch war er ſonſt immer ſein geheimſter Vertrauter geweſen. Nur Jablonsky allein wuſte, wer dem Könige etwas ins Ohr geraunt haben könnte, aber was? — das wuſte er auch nicht. Und auch von dem Wer durfte er bey höchſter Ungnade nichts laut werden laſſen. Was doch ein ſchlechter Menſch mit Königen für ein Spiel treiben kann! —

Fürſt Leopold von Anhalt Deßau war von jeher dafür bekannt, daß er ſich nicht lange damit aufhielt, einen Knoten zu löſen, ſondern hieb ihn, wie Alexander durch, wenns anders nicht weichen wollte. Dazu entſchloß er ſich auch hier, weil er ſeinen, und des Königs peinlichen Zuſtand, den er täglich mit Augen ſah, nicht länger aushalten konnte. Eines Tags, da

ſich der König in ſein Zimmer zurück zog, ſchritt er ohne Umſtände getroſt ihm nach und drang mit ein. Halt! wohin? ſagte der König und legte die Hand an den Degen. Fürſt Leopold nahm ſogleich ſeinen eignen Degen und warf ihn weit von ſich. Ich komme nicht, antwortete er, mich an dem Leben Euer Majeſtät zu vergreifen, ſondern Sie inſtändigſt zu bitten, daß ſie dasſelbe zu erhalten ſuchen. Mit innigſter Wehmuth bemerke ich, daß Ew. Majeſtät ſeit einiger Zeit ein geheimer Kummer verzehrt und daß Ihre Geſinnungen gegen mich gar nicht mehr die ehemaligen ſind. Es ſchmerzt mich, Ihr Vertrauen verlohren zu haben. Ich bin daher ſo frey Ew. Majeſtät um die Urſache davon zu fragen, weil ich mich unſchuldig weiß und mir nicht das mindeſte vorzuwerfen habe. „Das iſt ſo wahr, fuhr er fort, daß ich jetzt auf der Stelle meine Reichsfürſtenwürde niederlegen will. Behandeln Sie mich ganz wie Ihren Unterthan, und wenn ich dann irgend Etwas gegen Sie verbrochen habe; ſo mag mein Kopf dafür haften. Er gehört Ihnen; machen Sie damit, was Sie wollen.“

Das waren männliche Fürſtenworte. Sie kamen von Herzen und giengen zu Herzen. Der König ward erweicht, und die alte Freundſchaft, die er von jeher gegen den Fürſten gefühlt hatte, wachte wieder auf. Er umarmte ihn, ſah ihn ſtarr an und ſagte: „Reden Sie wirklich aufrichtig? kann ich Ihnen noch trauen?—“ Ja! Sie können es, Sire! fiel ihm der Fürſt von Anhalt ein und warf ſich Ihm zu Füſſen, wahrlich! Sie können es. Ich habe mich ganz Ihrem Dienſt gewenht; ich bin bereit, mein Blut für Sie zu vergieſzen, um Sie davon zu überzeugen. — „Nun dann verſetzte der König, ich verlaſſe mich auf Sie. Hören Sie

mich

mich an und urtheilen Sie dann, ob ich Unrecht gethan habe, wenn ich Ihnen nicht mehr getrauet habe.

Der König lüftete nun ſeyn Herz und erzählte dem Fürſten folgendes:

Ein gewiſſer Clement iſt in Geheim zu mir gekommen und hat mir unter Verſicherung der tiefſten Verſchwiegenheit von meiner Seite folgendes entdeckt. Der Wiener und Dresdner Hof haben den Entwurf gemacht, mich gelegentlich, wenn ich auf der Jagd oder auf Reiſen wäre, aufheben zu laſſen und gefangen zu ſetzen. Der Kronprinz ſoll in der katholiſchen Religion erzogen und unter Vormundſchaft des Kaiſers auf den Thron geſetzt werden. Meine vornehmſten Generale und Miniſter, und Sie desgleichen ſollen ſchon gewonnen und beſtochen ſeyn, ſo daß es nur noch darauf ankomme, die Seemächte dahin zu bringen, daß ſie auch in den abſcheulichen Plan einwilligten. Clement ſelbſt hat den Auftrag nach dem Haag zu gehen, um Unterhandlungen deswegen anzufangen. Allein die traurigen Folgen, die daraus entſtehen könnten, und der Widerwillen gegen die katholiſche Religion, der ſo weit bey ihm geht, daß er ſeinen Glauben ſchon in die Hände des Hofpredigers Jablonsky abgeſchworen hat und reformirt geworden iſt, haben den rechtſchaffnen Mann bewogen, mir das abſcheuliche Geheimniß zu entdecken. Es kommt hier alles darauf an, daß die Sache geheim gehalten werde. Da er alles, was er behauptete, mit eigenhändigen Briefen des Prinzen Eugen von Savoyen und des ſächſiſchen Primierminiſters von Flemming, wie leider! auch meiner eignen Miniſter, deren Hand ich doch genau, ſo wie auch jener, kenne, bewies; ſo bat er mich, mich einzig und allein auf ihn zu verlaſ-

ſen

ſen und es zu genehmigen, daß er mir von Holland aus Beweiſe von ſeinem Eifer geben dürfe, wohin er würklich abgegangen iſt, um die ehrgeizigen Plane des Kaiſers zu hintertreiben.

Ich habe ihn nach der erſten Unterredung noch einmal im Geheim geſprochen. Er geſtand ſelbſt, daß es zuviel gefordert wäre, wenn er verlangte, daß ich blos ſeinen Worten trauen ſollte und bat mich, meine ganze Aufmerkſamkeit auf die vorgezeigten Originalbriefe des Prinzen Eugen und des ſächſiſchen Feldmarſchals von Flemming zu richten. Da mir beyder Handſchrift genau bekannt iſt, ſo leidet die Sache wohl keinen Zweifel. Der Himmel hat mir den Mann zu rechter Zeit als meinen Schutzengel zugeführt und ich habe alles aufgeboten ihn bey mir zu behalten. — Aber eben ſeine Uneigennützigkeit iſt mir Bürge für die Wahrheit ſeiner Entdeckung und des Complotts. Er betheuerte feyerlichſt, daß er durchaus nichts von mir verlange, und ſich für hinlänglich belohnt halte, wenn er mich nur gegen das Unglück, wovon ich bedroht würde, ſicher ſtellen könnte. Alles, was er ſich ausbat, beſtand darin, daß ich Ihm die Koſten, die er etwann im Haag gebrauchen dürfte, um diejenigen zu beſtechen, die auf der Seite des Kaiſers wären, wieder erſetzen möchte.. Dem Schein nach, will er daſelbſt ganz nach den Inſtructionen und Befehlen des Wiener Hofes verfahren, aber unter der Hand alles zu meinem Beſten hintertreiben. In Berlin mochte er deswegen nicht bleiben, um ſich theils nicht verdächtig bey den einverſtandnen Höfen zu machen und andern Theils den abgekarteten Plan nicht in fremde Hände fallen zu laſſen, wo er dann außer Stand ſeyn würde, mir fernere Dienſte zu leiſten. Ich konnte mich dieſen angeführten gültigen Gründen nicht füglich widerſetzen

und

und habe ihn alſo abreiſen laſſen. Beym Abſchiede bot ich ihm ein Geſchenk von 12,000 Thalern zur Beförderung ſeiner Abſichten an; aber auch das hat er ausgeſchlagen, weil er, wie er ſagte, bis jetzt noch nichts für mich gethan habe, wodurch er ſie verdiene.

Nehmen Sie das alles nun zuſammen, jene vorgezeigten Originalbriefe, jene Uneigennützigkeit die Abſchwörung ſeines katholiſchen Glaubens in die Hände des Hofpredigers Jablonsky und ſagen Sie dann, ob dieſer Clement nicht Glauben verdient? Und daß ich auch gegen Sie ſo kalt geweſen bin, darf Sie wohl nicht wundern und Ihr eignes Gewiſſen muß Ihnen die Urſache davon ſagen. „Ich habe Briefe vom Prinzen Eugen ſelbſt geleſen, die Sie als Theilhaber der gegen mich angeſponnenen Verſchwörung bezeichnen. Was haben Sie einem ſolchen Beweiſe entgegen zu ſetzen?“

„Nichts, antwortete Fürſt Anhalt, als daß dieſer Clement der größte Schurke und infamſte Betrüger ſeyn muß, der je exiſtirt hat. Der Prinz Eugen kann mich eines ſolchen Verbrechens nicht beſchuldigt haben, und ich bin überzeugt, daß er ſelbſt nie an den ſchwarzen Complott, den man ihn aufbürden will, gedacht hat.“

Fürſt Leopold, äußerſt gekränkt, erbot ſich, ſo lange ins Gefängniß zu gehen, bis ſein elender Ankläger Clement verhaftet wäre und er mit demſelben confrontirt werden könnte. Er beſchwor den König alle Mittel aufzubieten, um denſelben in ſeine Gewalt zu bekommen. In dieſer Abſicht ſchlug er den Hofprediger Jablonsky und einen gewiſſen Offizier Dümoulin, als einen Mann von vielem Verſtande und Muthe vor. Letzterer hatte bey mehrern Ge-

le-

legenheiten gezeigt, daß er ſich der kützlichſten Aufträge zu entledigen wiſſe. Der König ſchwankte wohl noch eine Zeitlang hin und her, indem er unmöglich ſich überreden konnte, der Fangball eines ſolchen Böſewichts geweſen zu ſeyn; endlich gab er doch ſeine Einwilligung dazu und beide reiſten nach dem Haag ab.

Jablonsky gieng zuerſt zu Clment und ſagte ihm, daß er hieher gekommen ſey, um ein gewiſſes Werk drucken zu laſſen. Bey ſeiner Abreiſe habe ihm der König den Auftrag gegeben, ihn der Fortdauer ſeiner Gnade zu verſichern. Er ſetzte noch hinzu: der König hat ein außerordentliches Verlangen Sie wieder zu ſehen und wünſchet, ſich mit Ihnen über verſchiedene Dinge zu unterhalten, die Sr. Majeſtät unmöglich der Feder anvertrauen könnten. Es würden dazu nur wenig Tage erforderlich ſeyn, und Sie können, wenn es Ihre Geſchäfte nicht länger erlauben, alsbald wieder zurückreiſen.

Nun fand ſich auch Dümoulin ein, welcher eben das beſtätigte und ihm einen Brief vom Könige überreichte. Der König lud Clement in demſelben ein, unverzüglich zu Ihm zu kommen und erbot ſich, nach Cleve zu reiſen, wenn ihm der Weg nach Berlin zu weit ſeyn ſollte. Clement gieng glücklich in die Falle, und langte mit den beyden Vertrauten in Berlin an. Durch dieſe Dreiſtigkeit wurde der König von neuem in ſeinem Glauben an ihn beſtätigt. Natürlich mußte er ſchließen, daß ein Menſch ſich nimmermehr ſo in ſeine Hände und Gewalt geben würde, wenn er nicht gerechte Sache hätte. Der Monarch ſprach ihn in ſeinem Kabinette. Fürſt Leopold ſteckte hinter dem Vorhang und hörte zu zur Prüfung ſeiner Geduld. Der Wiener Hof kann unmöglich die Abſicht haben, mich aufheben zu laſſen, ſagte der König zu Clement,

weil er bisher noch nicht die mindeſten Anſtalten dazu gemacht hat. Clement berief ſich dagegen auf die vorgezeigten Briefe. Ich möchte ſie wohl noch einmal mit aller Aufmerkſamkeit durchſehen, äußerte der König. Ich habe ſie nicht bey mir, antwortete Clement. Könnten ſie denn nicht herbeygeſchaft werden? fragte der König. Das iſt unmöglich, erwiederte Clement, denn ich habe ſie im Haag den Händen eines Freundes anvertraut, mit welchem ich die Abrede genommen habe, ſie ſchlechterdings in keine andre als meine eigne Hände zu übergeben.

Allerdings war für den König die Sache zu wichtig, als daß er nicht hätte wünſchen ſollen, ihr auf den Grund zu kommen. Sollte Fürſt Anhalt mich ſo treulos verrathen oder dieſer Clement ein ſo abgefeimter Betrüger ſeyn? die Frage lag immer noch im Dunkeln. Er wünſchte alſo etwas in Händen zu haben, worauf er mit Sicherheit fußen könnte. Darum ließ er den Vogel glücklich noch einmal aus dem Garn und willigte darein, daß er nach dem Haag reiſte, um die Briefe ſelbſt herbey zu holen. Fürſt Anhalt, der mit des Königs Einverſtändniß verborgen zugehorcht hatte, wehrte zwar mit Hand und Fuß, daß Clement nicht abreiſen ſollte, aber der König war nicht dahin zu bringen, ihn verhaften zu laſſen.

Clement zog wieder ſeine Straße und Dümoulin begleitete ihn. Sie kamen wieder im Haag an und ließen ſich wohl ſeyn. Ob zwar Dümoulin den Clement genau beobachten ſollte, ſo ließ ſichs jener doch gefallen, daß ihn dieſer drey Tage lang eingeſchloſſen hielt, unter dem Vorwande, daß kein auswärtiger Miniſter Verdacht ſchöpfen möchte. Hätte Clement ſonſt gewollt, ſo hätte er ſich ſicher aus dem Staube machen können. Allein in dem feſten Vertrauen, daß

der König das vorgebliche Geheimniß noch keiner Seele mitgetheilt hätte, that er es nicht und verfolgte ſeinen Plan. Er blieb wohl noch einen Monat im Haag unter dem Vorwande, daß er noch wichtige Geſchäfte abzuthun habe, vielleicht aber, um die Sache noch mehr zu beſchlafen und den Dumoulin zu prüfen. Endlich machte er ſich glücklich auf den Weg und nahm ſeine Papiere mit. Sie kamen beyde in Cleve an und hier fieng Clement an zu ahnden, daß er ſich vielleicht, wie ein Tölpel, ins Garn locken laſſe. Ich habe noch einige wichtige Papiere vergeſſen, und muß noch einmal nach den Haag zurück, um ſie nachzuholen, ſagte er zu Dumoulin. Nicht alſo, antwortete dieſer, jetzt ſind wir einmal auf preußiſchem Grund und Boden und müſſen erſt nach Berlin. Meinthalben! erwiederte Clement und gieng glücklich mit. Beyde traten bey dem Staatsminiſter von Marſchall ab, der ſie zum Mittagseſſen behielt und dem Clement mit aller Höflichkeit begegnete. Nach aufgehobner Tafel zog der Miniſter die Maske ab und erklärte dem Clement, daß er Befehl habe, ihn verhaften zu laſſen. „Ha! rief Clement aus, iſt es das, was mir der König verſprochen hat?"

Es iſt wahr, daß ihm der König bey ſeiner erſten Zurückkunft aus dem Haag verſprochen hatte, die Sachen möchten auch kommen, wie ſie wollten, ſo wolle er ſich doch deswegen nicht an ſeine Perſon halten. Man kehrte ſich aber an Clements Klagen nicht, ſondern brachte ihn in das Stadtgefängniß, wohin ſich der König um Mitternacht begab. Der Generalauditeur von Katſch verhörte ihn im Beyſeyn des Monarchen. Clement antwortete mit aller Gegenwart des Geiſtes, wie ein Mann, der ſich nichts Böſes bewußt war. Indeſſen wurde er doch den folgenden Tag

nach

nach Spandau abgeführt, wo er in Gegenwart des Königs zum zweytenmal vernommen wurde. Er blieb bey ſeinen vorigen Antworten und beſtand darauf, daß er alles, was er dem Könige geſagt habe, durch die Briefe beweiſen könne, welche die Miniſter zu Wien und Dresden an ihn geſchrieben hätten. Die Standhaftigkeit, mit welcher er ſprach, täuſchte den Monarchen und er wollte ihn ſchon wieder auf freyen Fuß ſtellen, als der Generalauditeur von Katſch, dem Fürſt Leopold die Sache auf der Seele gebunden hatte, ſagte: „Uebereilen Sie ſich nicht, Sire! Noch ein oder zwey Verhöre und eine Portion Folter; ſo ſollen Sie bald wiſſen, woran Sie ſind.“

Am dritten Tage wurde beym Verhör der Scharfrichter herbeygeholt und alles zur Folter in Bereitſchaft geſetzt. Da ſank dem Clement der Muth. Er warf ſich dem Könige zu Füßen und bekannte, daß alle vorgezeigten Briefe falſch geweſen wären und daß der Wiener und Dresdner Hof nie an den Plan gedacht hätten, den er ihnen aufgebürdet hätte.

Der König hatte ſich aber die Sache ſo feſt in den Kopf geſetzt, daß es ihm faſt unmöglich fiel, ſelbſt auf das Geſtändniß Clements, das Gegentheil davon zu glauben. Eine ſolche Schurkerey ſchien ihm unbegreiflich, und er gerieth in den Wahn, Clement nähme jetzt die Sache nur darum auf ſich und ſpreche die beyden beſchuldigten Höfe los, damit ſie ihm aus der Klemme helfen möchten. Er ſchickte deswegen ſeinen Generallieutenant von Bork nach Dresden und Wien, um zu erfahren, was man an beyden Orten von der Sache denke und rede. Beyde Höfe proteſtirten feyerlich dagegen und verſicherten, daß ihnen ſo etwas nie in den Sinn gekommen ſey und daß ſie we-

der

der vom Clement noch ſeiner Ausſage das Geringſte wüßten. Der Herr von Bork legte nun Clements vorgezeigten Briefe vor. Sie erſtaunten, daß ſie ihre Handſchriften ſo meiſterlich nachgemahlt ſahen und geſtanden, daß der König dadurch allerdings hätte hintergangen werden können. Das iſt meine leibhaftige Hand, ſagte Eugen, ich kann es nicht leugnen. Aber ich kann auch ſchwören, daß ich nie etwas eigenhändig an Clement geſchrieben habe. „Der König, ihr Herr, ſetzte er hinzu, kann mir dieſes glauben. Wäre er mit dem Kayſer im Kriege begriffen, ſo würde ich gegen ihn fechten, wenn der Kayſer mich für tüchtig dazu hielte. Aber mich gegen ihn in eine Verſchwörung einzulaſſen, wäre meiner unwürdig. Ich werde meinem Leben nicht noch am Ende einen ſolchen Schandfleck anhängen. Das iſt meine ganze Rechtfertigung.“

Dem allem ohnerachtet konnte der König ſeinen Argwohn immer noch nicht fahren laſſen. Er hatte an die Aechtheit der Briefe ſo gewiß, als wie an Gottes Wort geglaubt. Um ihn endlich zu überführen, mußte Clement in ſeiner Gegenwart ſeine eigene Hand nachſchreiben und — ſieh da! — er traf ſie auf ein Haar. Nun erſt ſah er die Schurkerey in ihrem ganzen Umfang ein. Nun war aber noch ein Umſtand übrig, worüber der König Licht haben wollte, und was ihm ſeine eignen Generale und Miniſter ſo ſehr verdächtig gemacht hatte. Woher wußte nemlich Clement auf das genauſte alle Cabinetsgeheimniſſe des preußiſchen Staats? Er wurde zum zweytenmal mit der Folter bedroht, wenn er hier nicht klaren Wein einſchenken würde.

Da kamen nun ſo viele Perſonen ins Unglück, daß die Feſtung Spandau kaum groß genug war, alle Staatsgefangne zu beherbergen. Vorzüglich aber

gab

gab Clement einen Herrn von Heidekamm, den geheimen Kriegsſecretair Bube und einen gewiſſen Lehmann, als Verräther der Staatsgeheimniſſe an. Heidekamm hatte ſich durch ſeine Verſchwendung ſo ruinirt, daß er ſich für Geld zu allem gebrauchen ließ. Da Carl der Zwölfte zu Stralſund war, hatte mancher ſchon den Spion um den König von Schweden gemacht. Der Kammerdiener Carls, den Heidekamm beſtochen hatte, führte ihn eines Morgens, als der König von Schweden die Feſtungswerke in Augenſchein nahm, in das Zimmer ſeines Herrn. Es war ſchon zuvor eine geheime Conferenz bey dem Könige angeſagt, welcher Heidekamm ungeſehen zuhorchen wollte. Er verbarg ſich alſo unter Carls des Zwölften Bette. Heidekamm wußte, daß der König immer gleich nach dem Mittagseſſen ausgieng. Er hofte alſo, daß er eben ſo gut wieder aus dem Zimmer herauskommen würde, als er hineingekommen war. Von ohngefähr aber hatte der König gerade an dieſem Tage viel zu ſchreiben und gieng deswegen nicht mehr aus, ſondern legte ſich früh zu Bette. Heidekamm mußte alſo die ganze Nacht auf ſeinem gefährlichen Poſten aushalten und konnte erſt am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages, nachdem der König ausgegangen war, durch den Kammerdiener wieder erlöst werden. Man ſieht hieraus, wie nöthig den großen Herrn je zuweilen Hunde ſind, weil ſich die doch nicht ſo leicht, wie der treuſte Kammerdiener beſtechen laſſen und daß Carl XII. zu ſeinem großen Schaden kein Hundefreund geweſen ſeyn muß. Da Heidekamm ſich ſchon zu dergleichen Dingen hatte gebrauchen laſſen, ſo war er auch dem Clement feil, der, als ihn Jablonsky zu Berlin bekehrte, eine genaue Freundſchaft mit ihm errichtete. Er gab ihm genaue und umſtändliche Nachrichten von allen Perſonen, die in des Königs Dienſten waren. Auch ſtellte er ihm Briefe von den Miniſtern zu, welche Clement dazu brauchte, um ihre Handſchrift nachmachen zu lernen. Der Kriegsſecretair Bube lieferte ihm die genauſten Nachrichten von dem Kriegszuſtande des preußiſchen Staats und der Lehmann, welcher mit mehrern Domainen-Kammerräthen in genauer

Ver-

Verbindung ſtand, verſah ihn mit einem vollſtändigen Unterricht von den Finanzen.

Nun begriff der König freylich wohl, aus welchen Quellen Clement geſchöpft hatte und wunderte ſich nicht mehr, daß der Schurke von allem ſo genau unterrichtet war, als er ſelbſt. Alle drey wurden ſogleich verhaftet und nach Spandau gebracht, wo Bube Gelegenheit fand, Gift zu nehmen, woran er ſtarb und dadurch der weitern Unterſuchung entgieng.

Der Prozeß der übrigen gieng indeſſen ſeinen Gang fort. Der König hätte den Clement gern gerettet, weil er ihm das Verſprechen gegeben hatte, ſich an ſeine Perſon nicht halten zu wollen, wie die Sache auch ausfallen möchte. Aber theils hatte er damals geglaubt, es mit einem ehrlichen Mann zu thun zu haben, theils beſtanden der Wiener und Dresdner Hof auf Satisfaction, und das mit Recht. Doch ſchob der König die Vollziehung des Urtheils ſo lange als möglich auf und war bey jedem Verhör ſelbſt zugegen, ſo daß man ihn faſt beſtändig auf dem Wege zwiſchen Berlin und Spandau erblickte.

Endlich wurde aller Schickſal entſchieden. Den Abend vor der Hinrichtung wurde Heidekamm und Lehmann von Spandau nach Berlin auf die Hausvogtey gebracht. Am folgenden Morgen um 8 Uhr führte man ſie nach dem Richtplatz. Clement eröffnete den Zug. Lehmann folgte ihm, und Heidekamm, der krank und ſchwächlich war, wurde von den Gerichtsdienern auf einem Stuhl getragen. Als man auf dem Neuen Markte, als dem Orte der Hinrichtung angekommen war, mußten ſie die Blutbühne beſteigen. Es ward jedem ſein Urtheil beſonders vorgeleſen. Heidekamm wurde dafür, daß er gegen den König und die königliche Familie beleidigende Reden geführt und geſchrieben hatte, ſeines Adels entſetzt und zu ewiger Gefängnißſtrafe verurtheilt. Der Henker nahm ihm den Degen, zerbrach ihn und warf ihm die Stücke davon zu Füßen. Eben ſo machte ers mit ſeinem Wapenſchilde. Hierauf gab er ihm zwey Ohrfeigen und ſtieß ihn mit einigen Fußtritten vom Blutgerüſte hinunter, wo ein Wagen ſeiner wartete, der ihn nach Spandau führte.

Nach

Nach zwey Jahren befreyte ihn dort der Tod aus ſeiner ewigen Gefangenſchaft.

Da Clement und Lehmann überführt waren, daß ſie falſche Briefe untergeſchoben, daß ſie erdichtete, beleidigende und nachtheilige Gerichte vom Könige und vom Staate verbreitet, unwahre Berichte abgeſtattet und die Handſchrift mehrerer Souverains oder ihrer Miniſter, inſonderheit des Kayſers und des Königs von Pohlen, nachgemacht hatten, alles in der Abſicht, dem Könige einen läſtigen Krieg zuzuziehen und ganz Deutſchland mit Unordnung und Verwirrung anzufüllen; ſo wurden beyde erſtlich mit glühenden Zangen zerriſſen und dann auf die Schinderkarre geſetzt, welche ſie nach dem Galgen vor dem Spandauer Thor führte. Hier wurde Lehmann enthauptet und geviertheilt und die vier Theile des Körpers wurden an den vier Ecken des Galgens angenagelt. Clement wurde, ob er gleich der Stifter alles Unheils war, blos gehangen und ſein Körper noch am nemlichen Abend abgenommen und begraben.

Clements Tod ſoll dem Könige würklich nahe gegangen ſeyn. Vielleicht weil er ihn öfter perſönlich geſprochen und ihm eine Zeitlang ſein Vertrauen geſchenkt hatte, wodurch eine nähere Theilnehmung ſich einzuwurzeln pflegt. Mit Lehmann und Heidekamm hingegen hat er nicht das mindeſte Mitleid gehabt. Seine Gründe davon ſind ein Beweiß ſeiner unpartheiiſchen Gerechtigkeit. Er ſagte: da Clement weder mein Unterthan geweſen iſt, noch in meinen Dienſten geſtanden hat; ſo hatte er keine Verpflichtung gegen mich. Aber Heidekamm und Lehmann waren meine gebohrne Unterthanen, ſtanden in meinem Dienſt und waren mir alſo Gehorſam und Treue ſchuldig. Heidekamm beſonders war als Edelmann der gröſte Verräther, und ich habe ihm nur darum das Leben geſchenkt, weil ich eine lebenslange Gefangenſchaft für eine weit größere Strafe als den Tod ſelbſt halte. — Ob aber Heidekamm und ihm ähnliche Verbrecher die Sache auch mit ſolchen Augen anſehen mögen, das iſt eine andre Frage.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

46ſte Woche.

Mißverſtändniſſe zwiſchen Friedrich Willhelm und ſeinem Sohne.

Zwey Menſchen können in ihrer Art recht gut ſeyn und doch durchaus nicht für einander paſſen. Die Folge davon iſt dann ohnfehlbar, daß ſie ſich jeden Augenblick verkennen und ſchief beurtheilen. Die beiderſeitigen Neigungen dürfen nur verſchieden ſeyn, wenn ſie ſich auch übrigens in ihren Grundſätzen ähnlich wären, ſo iſt das Urſache genug, warum es zwiſchen beiden nie zu einer vollſtändigen Harmonie kommen wird.

Nicht leicht haben ſich in einem gewiſſen Zeitpunkt ihres Lebens zwo Menſchen mehr verkannt, als Friedrich Willhelm, König von Preußen, und ſein Sohn, damaliger Kronprinz Friedrich. Der Vater hatte eine entſchiedene Abneigung gegen Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte; der Sohn im Gegentheil liebte ſie leidenſchaftlich. Jedermann weiß, daß er die Flöte zum Entzücken bließ und ein Meiſter in der Dichtkunſt war. Der Vater war mit Leib und Seel Soldat. Der Sohn war es auch, aber für ſeinen alles umfaſſenden Geiſt, war das noch nicht genug und er wollte noch mehr, als den ganzen Tag — exerziren. Die Welt hat längſt darüber entſchieden, daß der Sohn größer war, als der Vater, denn noch iſt kein Regent mit ſolcher Ein-

ſtimmung der ganzen Erde, der Groſse, der Einzige genennt worden. Der Vater konnte aber nicht begreiffen, daß ſein Sohn noch größer werden könnte, als er ſelbſt war. Er ſchrieb ihm den Weg vor, den er gehen ſollte und mußte. Das unerreichbare Genie Friedrichs bähnte ſich aber eine eigne, königliche Bahn.

Wenn das Bild nicht zu klein wäre, ſo möchte ich ſagen, hier war ein Vogel niederer Gattung, welcher Art man ihn ſich nach Belieben denken will, der einen Adler ausgebrütet hatte. Da dem jungen Adler die Flügel wuchſen, ſo that er gleich Adlersflüge, die aber der Vater ſeiner Schwungkraft noch nicht gut heißen konnte. Er beurtheilte ihn nach dem Gefühl ſeiner Kräfte und bedachte nicht, daß es wohl höhere Kräfte geben könnte. Und was das ſchlimſte war, der junge Adler durfte nicht nach Belieben fliegen, ſondern wurde wie der Falke am Seil geführt. Und jeder Zwang iſt läſtig, dem großen Genie aber durchaus unerträglich. Wollte er hoch, ſo hieß es hinab; wollte er rechts, ſo hieß es links; wollte er vorwärts, ſo hieß es zurück. Dazu war Friedrichs Geiſt durchaus nicht erſchaffen. Wollte der Sohn ſtudiren, ſo mußte er auf die Wachtparade, wollte er ſpatziren, ſo mußte er die Compagnie viſitiren; wollte er einen Dichter leſen, ſo mußte er die Bibel nehmen; hatte er Luſt zur Flöte, ſo mußte er der Trommel oder dem Jagdhorn folgen, und nahm er die Feder in die Hand, ſo hieß es zum Gewehr! — Das war wohl gute Kinderzucht, aber für einen Adler paßte ſie nicht. Ein Kind begreifts, der Vater hatte wohl recht, aber der Sohn hatte auch nicht unrecht. Man ſahs dem Prinzen an den Augen an, wie ſchwer ihm dieſe mechaniſche Erziehung eingieng, und wenns ihm denn nicht ſo recht behagte, ſo mußte er zur Strafe Pſalme und Sprüche lernen, wodurch ihm das liebe Chriſtenthum ein Dorn

im Auge wurde. Der Vater war dann böſe und pflegte zu ſagen: Fritz iſt ein Querpfeiffer und Poet, er taugt nicht zum Soldaten! Er dachte nicht daran, daß einſt ganz Europa nach der Pfeiffe ſeines Sohnes tanzen würde. Der Sohn ward auch böſe und ſagte: mein Vater iſt ein harter Mann!

So ohngefähr ſtanden Vater und Sohn miteinander. Der Sohn wurde älter und der Zwang ward ihm mit jedem Tage läſtiger. Der Funke glamm unter der Aſche, bis er zuletzt in Flammen ausbrach.

Friedrichs Mutter, die Königin, und er ſelbſt wünſchte ſehr, ſich mit einer engliſchen Prinzeßin zu vermählen, weswegen der Kronprinz auch ſelbſt ins Geheim an die Königin von England geſchrieben hatte. Friedrich Willhelm, welcher mit dem Könige von England, beſonders der Werbungen wegen, äußerſt geſpannt war, wollte nichts davon hören, hatte auch von dem Briefe ſeines Sohns an die Königin von England etwas erfahren und ſich gegen ihn ausgelaſſen; er werde ihm das Schreiben anſtreichen. Der Kronprinz, welcher die Strenge ſeines Vaters kannte, erſchrack und hielt ſich von nun an für verlohren. Wie ſchwer iſt doch der Mittelweg zwiſchen Strenge und Güte gegen ſeine Kinder und was für Unheil kann aus beiden entſtehen! —

Ohne Anſehen der Perſon wurde bey Friedrich Wilhelm alles auf Soldaten Fuß behandelt und auch bey ſeinem Sohn kannte er keine Ausnahme. Die Taſchengelder des Kronprinzen waren ſo knapp zugemeſſen, daß er ohne Schulden zu machen, nicht beſtehen konnte. Er kam auch oft in Arreſt und zuweilen ſaß er gar bey Waſſer und Brodt. Dabey aber wollte doch der Vater, daß er ſich bey jeder Gelegenheit ar-

tig beweiſen ſollte. Als ſie ſich einſt in Bonn aufhielten, gab der damlige Churfürſt Clemens Auguſt ſeinen hohen Gäſten zu Ehren, einen prächtigen Ball. Friedrich Willhelm hatte bey dieſer Gelegenheit eine ſehr abgetragene Uniform an, wie denn gewöhnlich ſein ganzer Staat in einem blauen Rock mit kupfernen Knöpfen beſtand. Und wie ſich der Schöpfer des ruſſiſchen Reichs ſeine Strümpfe flicken ließ, ſo ließ ſich der Schöpfer des preußiſchen Staats die kupfernen Knöpfe, welche natürlich länger hielten als das Tuch, wieder anſetzen, wenn er ſich einen neuen Rock machen ließ. Kronprinz Friedrich war bey dem gedachten Ball ebenfalls mehr ſchlecht als einfach gekleidet und ſtand da als wie beſchämt, ohne an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen. „Was ſtehſt du ſo, Fritz? warum tanzeſt du nicht?" fragte der König. Friedrich verbeugte ſich ſchweigend und blickte bedeutend auf ſeinen abgetragnen Rock. Der König verſtand ihn, hob heftig aufgebracht die Hand auf und rief! Marſch! marſch! gleich getanzt! — Dem Kronprinzen traten die Thränen in die Augen. Er nahm die nächſte Dame und tanzte, ſo lang es ſein Vater verlangte.

Als Kinderzucht betrachtet muß man die Behandlungsart des Vaters bewundern, aber wir denken uns den damaligen Kronprinzen gewöhnlich nicht als gehorſamſchuldigen Sohn, ſondern als den großen Friedrich und da erſcheint uns die Prozedur in einem andern Licht. Welcher brave Vater würde unter ähnlichen Umſtänden mit ſeinem Sohn wohl anders verfahren und welcher gehorſame Sohn wohl anders handeln? Es bleibt auch noch die Frage, ob Friedrich ohne dieſer harten Schule und väterlichen Zucht bey allen Anlagen der Natur dennoch der Große, der Einzige geworden wäre? — Bey aller Vor-

Liebe zu dem Sohn müſſen wir alſo auch dem Vater Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Indeſſen ward dieſer Zwang dem Kronprinzen doch in die Länge unerträglich. Er ſann darauf, wie er aus den väterlichen Augen kommen könnte, theils um mehr zu ſehen und zu lernen und theils um ſeiner Jugend froh zu werden. Darum bat er ſeinen Vater, ihm zu erlauben, daß er eine Zeitlang auf Reiſen gehen dürfte. Aber ſeine Bitte ward ihm rund und geradezu abgeſchlagen, wozu der König vielleicht gute Gründe haben mochte, da wir ſie aber nicht wiſſen, ſo müſſen wir uns bey dem bloßen Nein! beſcheiden.

Große Menſchen fehlen auch, und eben daß auch Sie fehlen, kettet uns mit dem Bande der Menſchlichkeit feſter an Sie. Bey lauter Tugend und Größe findet der gewöhnliche Menſch keinen Berührungspunct, an welchem er ſich feſt halten kann und wird davon mehr zurückgeſtoßen, als angezogen. Warum hätte alſo nicht auch Friedrich fehlen ſollen? In ſeinem ganzen Leben iſt ſo viel zu loben, daß er uns auch da beſonders willkommen ſeyn muß, wo er zu tadeln iſt. Und das war er, da er den Entſchluß faßte, heimlich aus dem Lande zu gehen. Unter ſeinen Umſtänden hätte es auch wohl kein Sterblicher beſſer gemacht, wie er nachher ſeinem Vater offenherzig ſelbſt geſtand. Die harten Behandlungen von Seiten ſeines Vaters, und, vielleicht auch der Wunſch, ſich mit einer engliſchen Prinzeßin zu verbinden, deren Portrait ihn ganz entzückt haben ſoll, und wozu der König ſein Vater aus Staatsgründen durchaus ſeine Einwilligung verſagte, veranlaßte ihn ſein Heil in der Flucht zu ſuchen.

Schon bey dem Beſuch, den Friedrich Willhelm beym Könige Auguſt im Luſtlager zu Mühlberg ablegte, wollte der Kronprinz davon gehen. Zu dieſem

Zweck ließ er durch ſeinen Vertrauten, den Lieutenant von Katt bey dem Kabinetsminiſter des Königs von Pohlen, Grafen von Hoym, um einen Paß nachſuchen. Der Miniſter entdeckte aber ſolches weislich vorher ſeinem Herrn, dem Könige Auguſt, der darüber erſchrak, und den Kronprinzen auf das inſtändigſte bat, ſeinen Plan wenigſtens ſo lange aufzuſchieben, bis ſein Herr Vater nicht mehr in Sachſen wäre. Friedrich ließ und mußte ſichs auch gefallen laſſen.

Kurz darauf machte der König mit ſeinem Sohne eine Reiſe durch das deutſche Reich und nun war Friedrich feſt entſchloſſen, dieſe Gelegenheit zu ſeinem Vorhaben zu benutzen. Er nahm mit ſeinem Günſtling von Katt Abrede, daß dieſer, auf erhaltne Nachricht aus ſeinem Zufluchtsort, ſogleich zu ihm kommen ſollte. Zugleich hatte er ihm ein Käſtchen mit ſeinen Edelſteinen und Papieren in Verwahrung gegeben. Aber Katt war nicht verſteckt und verſchwiegen genug. Er ließ ſich verlauten, daß der Kronprinz nicht wieder kommen dürfte und daß er ihm nachreiſen würde. Die Königin erfuhr dieſe unvorſichtige Reden und ließ ſie dem Katt ernſtlich verweiſen. Seine Geſchwätzigkeit legte alſo den Grund zu ſeinem künftigen Unglück.

Wenn ein Gerücht nur einmal im Umlauf iſt, ſo läßt ſichs nicht mehr aufhalten. Wie ein Strom wird es größer, je weiter es geht. Indeß ſich der König mit dem Kronprinzen auf der Reiſe befand, munkelte man zu Berlin ſich das Geheimniß in die Ohren. Der kaiſerliche Geſandte Graf von Seckendorf, der mit dem Könige und der Suite in Anſpach war, erfuhr es durch Briefe aus Berlin und entdeckte es ſogleich Sr. Majeſtät. Friedrich Willhelm ließ ſich aber nichts merken, ſondern gab nur den Herrn von Walldau und von Rochow Befehl, ein genaues Aug auf den

Kronprinzen zu haben und mit ihren Köpfen für ihn zu ſtehen. Sie mußten gehorchen. Der Prinz ahndete nichts von der Verrätherey und glaubte nichts weniger, als bewacht zu werden. Er beklagte ſich gegen den Markgrafen über die harte Behandlung ſeines Vaters und erbat ſich von ihm ein gutes Pferd um einen Spazierritt zu machen. Der Markgraf, der vielleicht auch ſchon was gehört hatte und weiter ſah, wich aber dieſer Forderung höflichſt aus, ſo daß der Kronprinz ſeinem Vater weiter auf der Reiſe nachfolgen mußte. Vor der Abreiſe von Anſpach ſchrieb aber Friedrich noch an ſeinen vertrauten Katt, daß ſeine Maaßregeln ſo gut genommen wären, daß ihm ſeine Entweichung nicht fehlſchlagen könne und daß er hoffe, in zweyen Tagen in Freyheit zu ſeyn. Im Fall man ihm nachſetzen ſollte, wolle er in ein Kloſter flüchten, wo man ihm eine Freyſtäte nicht verſagen würde. Wenn Unglück ſeyn ſoll, ſo kömmts mit Hauffen. In der Eil hatte er bloß auf den Brief geſchrieben: über Nürnberg und vergeſſen, hinzuzuſetzen: nach Berlin. Der Nürnberger Poſtmeiſter glaubte alſo der Brief ſey an einen daſigen preußiſchen Werberoffizier der auch Katt hieß, adreßirt und gab ihn an denſelben ab. Der gute Kronprinz wußte von dem allem nichts und begleitete ſeinen Vater ganz ruhig bis auf ein Dorf bey Frankfurt am Mayn, wo der König übernachten wollte. Sie mußten hier ſämmtlich die Nacht in Scheuern zubringen. Der Herr von Rochow und der Kammerdiener des Prinzen ſchliefen mit ihm zuſammen. Von hier aus wollte nun Friedrich ſein Heil verſuchen. Er hatte einen Pagen dahin beredet, daß er ihm um Mitternacht einige Pferde bereit halten ſollte, mit denen er, wie er ſagte, auf Abentheuer ausgehen wollte. Nachdem das alles beſorgt war, legte er ſich nieder und da der König am folgenden Morgen

früh aufbrechen wollte; ſo befahl er ſeinem Kammer-diener, ſeine Reiſekleider vor Schlafengehen in Bereitſchaft zu legen und merkte ſich den Ort, wo alles hingelegt wurde. Gegen Mitternacht, wo er den Herrn von Rochow und den Kammerdiener in tiefſtem Schlaf glaubte, ſtand er ganz ſtille auf und kleidete ſich eiligſt an. Als er aber zur Scheune heraus wollte, konnte er die Thür nicht ohne Geräuſch öffnen. Der Kammerdiener erwachte und weckte auch den Herrn von Rochow. Beyde ſprangen ſogleich im Hemde auf und machten Lärm in der Scheune, wo die Herrn von Bodenbrock, von Waldau und von Derſchau ſchliefen. Dieſe Herrn hatten kaum Zeit die Beinkleider anzuziehen und ſetzten ſo dem Prinzen nach, den ſie auch mitten im Dorfe gegen einen Wagen gelehnt und auf ſeine Pferde wartend fanden. Sie fragten ihn, was er vorhabe und erhielten die Antwort, daß er nicht glaube, ihnen Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig zu ſeyn. Eben kamen nun die Pferde an, worauf er ſich ſchwingen wollte; ſie aber widerſetzten ſich aus allen Kräften, und brachten ihn durch ihre Bitten endlich dahin, daß er wieder mit ihnen umkehrte. Sie verſprachen ihm heilig, daß der König von dem ganzen Vorfall nichts erfahren ſollte und hielten Wort.

Aber leider! machte der verwechſelte Brief an den Werbelieutenant von Katt in Nürnberg die ganze Sache offenbar. Kaum hatte er ſolchen erhalten, ſo ſchickte er ihn dem Könige durch eine Staffette nach Frankfurth zu. Der König erkannte ſogleich die Hand ſeines Sohnes, und wer kanns dem Vater verdenken, daß ſein ganzer Unwille rege ward. Sogleich ließ er den Prinzen in ein Schiff bringen, in welchem er bis nach Weſel fahren ſollte. Der König ſchiffte ſich erſt am folgenden Tage ein und als er den Prinzen erblickte, ſo entbrannte ſein ganzer Zorn. Er entrüſtete ſich

dergeſtalt über ihn, daß die Herrn von Waldau und von Rochow alles anwendeten und es dahin brachten, daß der Prinz auf ein beſondres Schiff abgeführt wurde. Zuvor ließ ihm aber ſein Vater den Degen abnehmen und die Taſchen durchſuchen, ob er vielleicht noch andre Briefſchaften bey ſich hätte. Aber der Kammerdiener des Prinzen hatte ſie ſämmtlich ſchon verbrannt.

Man langte hierauf zu Bon an. Gern hätte der König den daſigen Hof zu beſuchen vermieden, aber der Churfürſt erwartete ihn ſchon am Ufer des Rheins. Der König mußte alſo ſchon ans Land ſteigen, doch hielt er ſich nur einen Tag daſelbſt auf und war beſtändig in Furcht, daß ſein Sohn entweichen möchte. Als er endlich zu Weſel ankam, erhielt der Prinz eine ſtarke Wache, der bey Lebensſtrafe verboten wurde, Niemanden zu ihm zu laſſen. Den folgenden Tag erhielt der General Moſel Befehl, den Prinzen vor den König zu bringen. Sobald er erſchien, fragte ihn der König mit drohendem Ton, warum er habe deſertiren wollen? „Weil Sie mich bis jetzt nicht, als Ihren Sohn, ſondern als einen Sclaven behandelt haben,“ antwortete der Prinz. „Du biſt ein Deſerteur, fuhr der König fort, der kein Herz und keine Ehre im Leibe hat.“ Der Prinz verſetzte: Ich habe ſo viel wie Sie und ich habe nichts anders thun wollen, als was Sie Ihren eignen öftern Aeußerungen nach ſelbſt gethan haben würden, wenn Sie an meiner Stelle geweſen wären.“ Der König gerieth über dieſe dreiſte Antwort in Wuth und zog den Degen. Der brave General Moſel fiel ihm in den Arm, ſtellte ſich zwiſchen Vater und Sohn und rief: „Tödten Sie mich, Sire! ſchonen Sie aber das Leben Ihres Sohnes.“

Der König erſtaunte über die Kühnheit ſeines Generals, der ſich aber darum nicht kümmerte, und mit dem Prinzen zum Zimmer hinaus eilte. Alle Generale, die nun herbey kamen, baten den König inſtändigſt, ſeinen Sohn vor der Hand nicht mehr zu ſehen, welches der König auch endlich verſprach. Der Prinz wurde auf das genauſte bewacht und ſollte in aller Stille nach Mittenwalde gebracht werden, welches auch geſchah. Beynah wäre er aber doch noch von Weſel aus entkommen; denn wie hätte es einem ſolchen Prinzen an Freunden fehlen können? Sie hatten ihm einen Baurenkittel und eine Strickleiter zu verſchaffen gewußt, vermöge deren er in der Nacht aus dem Fenſter auf die Straße ſteigen und ſo bey Eröffnung der Thore aus der Stadt entkommen wollte. Zum Unglück oder Glück hatte er die Schildwache unten am Fenſter nicht bemerkt, und als dieſe: Wer da? rief, erſchrack er darüber ſo ſehr, daß er nichts mehr zu unternehmen wagte. Am folgenden Morgen mußte er abreiſen und nun war alle Hoffnung zur Flucht verlohren.

Der Lieutenant von Keith zu Weſel hatte mit um das Geheimniß der Flucht gewußt. Sobald der Prinz zu Frankfurth verhaftet wurde, ſchickte der König dem Kommendanten zu Weſel, dem General Moſel, Befehl zu, den Lieutenant Keith zu arretiren. Allein dieſer entwiſchte der Gefahr durch ein glückliches Ohngefähr. Er gieng an demſelben Tage, da der König ankommen ſollte, auf dem Markte ſpatzieren. Ein Page des Königs, ſein ehemaliger Kamerad, kömmt angeſprengt. Was giebt es Neues? fragte ihn Keith. Der Page erzählte ihm, daß der König den Kronprinzen als Arreſtanten mitbringe; daß man ſage, Katt ſolle zu Berlin verhaftet werden und daß er ſelbſt dem Commendanten einige Ordres

mitbringe, die ihm der König mit dem Befehl eingehändigt habe, möglichſt zu eilen. Keith merkte Unrath und ahndete, daß ihm das wohl ſelbſt angehen könnte. Er eilt nach Hauſe, ſetzte ſich auf ein Pferd und eilt davon nach Holland. Er hatte auch ſehr klug daran gethan, denn kaum war er zum Thore hinaus, ſo kam die Wache in ſein Quartier, ihn abzuholen.

Der andre Vertraute des Prinzen, Lieutenant von Katt hätte auch ſo glücklich ſeyn können, wenn er weniger ſorglos geweſen wäre. Der däniſche Geſandte zu Berlin, Herr von Leuenöhr, der zuerſt von allem unterrichtet war, ermahnte ihn zur Flucht, bot ihm ſeine Pferde und ſeine Börſe an. Aber Katt wollte ſich erſt einen franzöſiſchen Kurierſattel machen laſſen, und bevor der fertig wurde, kam der Verhaftsbefehl an und Katt ward feſtgeſetzt. Eben der Kurier, der Katts Verhaftbefehl überbrachte, händigte der Oberhofmeiſterin der Königin, Frau von Kamekke, zugleich folgendes Handſchreiben des Königs ein:

„Meine liebe Frau von Kamecke!

„Fritz hat deſertiren wollen, daher ich mich genöthigt geſehen habe, ihn arretiren zu laſſen. Ich bitte Sie, dieſes der Königin auf eine gute Art beyzubringen, damit ihr dieſe Nachricht kein zu großes Schrekken verurſache. Beklagen Sie übrigens einen unglücklichen Vater.“

Friedrich Wilhelm.

Ueber die unſeligen Mißverſtändniſſe auf der Welt! Zwey ſo gute und rechtſchaffne Menſchen, für welche Vater und Sohn allgemein anerkannt waren, müſſen, weil ſie ſich verkennen, in eine ſo bedaurenswerthe Lage gerathen! — Der König, mit Leib und Seel Soldat, ſah in ſeinem Sohn nur den Deſerteur,

hörte nicht auf die Stimme ſeines Herzens, ſondern nur auf die Kriegsartikel; der Prinz, der noch immer als Fähndrich bisher gedient hatte, konnte ſich ſeinerſeits in den König ſeinen Vater nicht finden. Beyde glaubte nach ihren Begriffen und ihrem Ehrgefühl nicht anders handeln zu können, als ſie würklich handelten.

Der ganze königliche Hof wurde mit Schrecken und Trauer erfüllt, als der Vorfall ruchtbar wurde. Glücklicherweiſe hatte Katt bey ſeiner Verhaftung der Königin ein Käſtchen zuſtellen laſſen, welches ihm der Kronprinz mit ſeinem Pettſchaft verſiegelt und mit dem Befehl hinterlaſſen hatte, es eigenhändig der Königin zu überliefern, wenn er ihm nachreiſen würde. Man ahndete, daß hierin vielleicht verfängliche Briefe verſchloſſen ſeyn dürften, wodurch mehrere Menſchen ins Unglück beym Verhör kommen könnten und practizirte ſie bey Seite, woran man wahrſcheinlich auch ſehr wohl gethan hatte.

Als der König zu Berlin ankam, ſchien ſein Zorn von neuem aufzubrauſen, und beſonders überhäufte er ſeine Tochter, die Prinzeßin Friederike, mit harten Vorwürfen. Er handelte gegen alle Welt wie alle aufgebrachte Menſchen zu handeln pflegen und wie es in der Natur des Menſchen liegt, ehe ein heftiger Gemüthscharakter ausbrauſet. Und herzangreifend war ja der Vorfall für einen königlichen Vater unleugbar. Katt wurde in dieſer Stimmung in Gegenwart des Königs zum Verhör gebracht. Er warf ſich alsbald zu ſeinen Füßen, wo ihm der König mit Ungeſtüm das Johanniterkreuß vom Halſe riß und ihn ziemlich unſanft behandelte. Der König befahl das Verhör anzufangen. Katt antwortete auf jede Frage mit einer Standhaftigkeit, die den König ſelbſt in Verwundrung

ſetzte. Er geſtand ein, daß er von der vorhabenden Flucht Etwas gewußt habe und daß ſeine Abſicht geweſen ſey, demſelben nachzufolgen. Man fragte ihn hierauf: an welchen Hof ſich der Prinz habe hinbegeben wollen? er antwortete; er wiſſe ſolches nicht, aber man werde es vielleicht aus den Briefen erſehen können, die in dem Käſtchen des Prinzen, welches er an die Königin geſchickt habe, befindlich wären. Das Käſtchen wurde geholt, geöffnet; enthielt aber nur noch gleichgültige Briefe von der Königin und der Prinzeßin Friedrike und einige franzöſiſche Gedichte. Der König ſchöpfte Verdacht, daß ſchon fremde Hände über das Käſtchen gekommen ſeyn und aufgeräumt haben müſſen; er behauptete, Mutter und Tochter hätten gewiß um den Plan gewußt und beſtand unter harten Drohungen gegen ſeine Gemahlin und Tochter auf die Auslieferung der entwandten Papiere. Er verließ dann das Zimmer mit Aeußerungen, worüber alle in Schrecken geriethen.

Nun trat eine herzhafte Dame auf, deren Namen wohl verdient, daß die Geſchichte ihn verewige. Frau von Kamecke konnte den Schmerz, den Gram der Königin nicht länger ertragen. Sie faßte Muth und folgte dem Könige ins Zimmer. Sie ſagte ihm: die Zuneigung zu ſeiner Perſon, das Intereſſe für ſeinen Ruhm und für das Wohl der Königin verpflichteten ſie, Seine Majeſtät zu beſchwören, die Königin doch nicht durch die unſägliche Beſorgniß über das Schickſal Ihres Sohnes zu tödten. Sie verſicherte Ihn, daß dieſe Monarchin nichts von den Abſichten des Prinzen gewußt habe; daß Sie dieſelben eben ſo ſehr, wie der König mißbillige; daß ſie ſie aber auch als das Project eines jungen Menſchen betrachte, der die Folgen des Schritts, den er habe thun wollen, nicht gekannt habe. Sie bat ihn am Ende, an ſeine eigne Ruhe eben ſo wie an die der Königin zu denken und nicht der Zerſtöhrer ſeiner eignen Familie zu ſeyn. Sie ſtellte ihm vor, er habe ja bisher ſtets als ein gerechter und gottesfürchtiger Prinz gehandelt; er werde aber dieſe ſchönen Namen verlieren, wenn er ſich an dem Leben ſeines Sohns vergriffe. Sie führte ihm Philipp II.

von Spanien und den Czaar Peter I. an, die ihre Söhne hätten hinrichten laſſen; aber dafür auch von jedem rechtſchaffnen Manne mit Abſcheu genennet würden; ſie ſtellte ihm vor, beyder Familien wären nun erloſchen, und wer wüßte, ob Gott nicht noch bey ſeinem Leben das unſchuldige Blut ſeines Sohnes, das er ſeinem Zorne aufopfern wolle, an ſeiner Familie rächen werde.

Welch ein Weib! welch eine Rede! Friedrich Wilhelm hätte ein Stein ſeyn müſſen, wenn ſie ihm nicht zu Herzen gegangen wäre. Aber ſie gieng ihm ans Herz. Noch hatte er immer ſchrecklich gedroht, und das Zimmer der Königin, die nach dem Schickſal Ihres Sohnes fragte, mit den Worten verlaſſen: „Ey, was kann Ihnen daran liegen, zu wiſſen, was ein Menſch macht, der in drey Tagen nicht mehr ſeyn wird;" aber dieſe männliche Vorſtellung einer Frau beſchwor zuerſt den tobenden Sturm, und arbeitete dem Eindruck, den Friedrichs Standrecht auf ihn machte, vor. „Sie ſind ſehr verwegen, hub der König, der über die Entſchloſſenheit dieſer Dame in Erſtaunen gerieth, an, daß Sie ſo zu mir ſprechen. Allein ſtatt mich darüber zu entrüſten, danke ich Ihnen dafür. Ihre Abſicht iſt wenigſtens gut. Gehen Sie und ſeyn Sie ruhig, und ſagen Sie meiner Gemahlin ein Gleiches."

Das war doch wenigſtens einiger Troſt für das zerrißne Herz der bekümmerten Königin und die Frau von Kamecke mußte ihr wohl damit, wie ein Engel vom Himmel, erſcheinen. Zwar verloſch der Lichtſtrahl von ruhiger Beſonnenheit, den die würdige Dame in dem Geiſt des zürnenden Königs, wie einen elektriſchen Funken hervorgerufen hatte, durch die Gewalt des aufgebrachten Affects bald wieder, doch war und blieb er ein hoffnungsvoller Vorbote, daß der blutdrohende Sturm vorübergehen könnte. Unterdeſſen dies alles in Berlin vorgieng, war der Kronprinz in Mittenwalde angelangt, wo er alsbald ſcharf verhört und die Ausſage des Lieutenants von Katt ihm vorgelegt wurde. Friedrich antwortete mit einer unerſchütterlichen Seelengröße. Unglücklicherweiſe erſchien in den Augen des Vaters das alles nur, als Starrſinn. Wenn er gefragt wurde, wer die Theilnehmer ſeines Ent-

wurfs geweſen wären? ſo nannte er niemanden, und erklärte diejenigen, welche man ſchon wüßte, Katt und Keith, für verführte, überredete und beſtochne Werkzeuge und nahm alle Schuld auf ſich allein. Wo er hätte hingewollt? nach Algier, antwortete er, da es mit Händen zu greiffen war, daß ſein Weg nach Engelland hätte gehen ſollen. Wenn man ihm mit dem Zorn ſeines Vaters, der ihm das Leben koſten dürfte, zu ſchrecken ſuchte, gab er zur Antwort: ich bin über alles hinaus und hoffe, mein Muth ſoll größer ſeyn, als mein Unglück. So ſtellte er ſich dem Schlimmſten, was über ihn ergehen konnte, mit Entſchloſſenheit Preiß. Der Herr von Grumbkow, der nie ſein Freund geweſen ſeyn ſoll, kündigte ihm an, daß er auf Befehl des Königs nach Küſtrin gebracht werden ſollte, bis ſein Vater weiter über ihn verfügen würde. Er antwortete darauf: „es ſey darum, ich werde hingehen. Wenn ich aber von dort nicht eher wieder wegkommen ſoll, als bis ich mich aufs Bitten lege; ſo dürfte ich wohl ziemlich lange dort bleiben.“

Der Vater wollte den Adlerſinn ſeines Sohnes mit Gewalt brechen und konnte ihn nicht beugen. Er ward alſo von neuem über dieſen Starrſinn, wie er es nannte, erbittert; und ließ ihn nach Küſtrin abführen. Er wurde auf die Citadelle gebracht und in eine Stube, worin gar keine Möbeln waren, eingeſchloſſen. Er hatte nicht die geringſte Bedienung und mußte die Nacht auf dem Fußboden ſchlafen. Seine täglichen Ausgaben wurden auf 4 Groſchen eingeſchränkt, und zu ſeinem ganzen Troſt gab man ihm eine Bibel und Gebetbuch, die ihm aber ſchon ehedem durch das viele auswendig lernen zur Strafe, ſo verleidet waren, daß ſie ſeine Leiden wenig lindern konnten. Es war ſogar verboten ihm Licht zu geben. Da er aber drum noch immer ſtandhaft blieb und um Niemanden unglücklich zu machen, durchaus keinen Theilhaber bekannte, ſo ſtieg der Unwille ſeines Vaters aufs höchſte, ſo daß er nichts mehr von ihm hören wollte, und wenn er von ihm ſprach, ihn immer nur den Delinquenten nannte. Man denke ſich dabey die Königin Mutter. Wenn ſie das hörte, welch Schwerdt mußte in ihre Seele dringen!

Alle Welt liebte den Prinzen und ſo konnte es indeſſen wohl nicht anders ſeyn, als daß ſich jedermann beſtrebte, trotz der Ungnade ſeines Vaters, ihm ſein Leben zu erleichtern. Neben der Bibel und dem Gebetbuch, die allein erlaubt waren, ſteckte man ihm auch Muſicalien und andre Bücher zu. Und wann der Kommendant, wie ſeine Order lautete, ihm Abends das Licht auslöſchte, welches er getreu beobachtete, ſo ſteckte er es alsbald wieder an und ſagte: „man hat mir befohlen Ew. Königl. Hoheit das Licht auszulöſchen; aber auch nicht verboten, es wieder anzuzünden.“ So wurde der Befehl des Königs zwar auf das genauſte, aber ſein Wille nichts weniger als vollzogen.

Der Kronprinz wurde nun zum zweytenmal auch in Küſtrin verhört und — verrieth durchaus Keinen. Er nahm einen etwas hohen Ton beſonders gegen den Herrn von Grumbkow an, der frech genug war, ihm zu ſagen, daß er Mittel finden würde, ſeinen Stolz zu demüthigen. „Ich weiß nicht, gab der Prinz zur Antwort, was Sie gegen mich unternehmen werden; ſo viel aber weiß ich, daß Sie mich nie dahin bringen werden, vor Ihnen zu kriechen. Man übergab ihm die Papiere, die der König in dem Käſtchen gefunden hatte. Der Prinz unterſuchte ſie und zweifelte gar nicht daran, daß die wichtigſten und gefährlichſten zu rechter Zeit unterdrückt worden wären. Er behauptete alſo, daß weiter keine andern drin geweſen wären; als die es noch enthielte. Man verlangte darüber von ihm einen körperlichen Eid. Da mich mein Gedächtniß leicht betrügen kann, ob nicht etwann eins und das andere doch vielleicht fehlen könnte, ſo kann ich nicht geradezu darauf ſchwören, antwortete er, aber verſichern kann ich wohl, daß keins abhänden gekommen iſt. Uebrigens mochte man ihn fragen, wie man wollte, über ſeine Lippen kam nichts, und er beſtand darauf, daß er weiter nichts zu ſagen wüßte, als was er ſchon in den beyden vorigen Verhören zu Weſel und Mittenwalde ausgeſagt hätte.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

47ſte Woche.

Fortſetzung der Mißverſtändniſſe zwiſchen Friedrich Wilhelm und ſeinem Sohn.

Beyde Theile, Vater und Sohn, meinten Recht in ihrem Benehmen zu haben, und darum beſtanden beyde feſt auf ihrem Kopf. Der Vater wollte den Sinn des Sohnes beugen, und dieſer, durch ſo viele Kränkungen erbittert, glaubte, als künftiger König, es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſeyn, nicht nachgeben zu dürfen. Der König betrachtete den ganzen Vorfall als einen Hochverrath und ein Majeſtätsverbrechen und aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen, mußte ſein Zorn allerdings aufs höchſte ſteigen. Andre Augen ſahen ihn aber nur als einen Jugendfehler und eine ſimple Flucht an, und daher mußte das Urtheil der Welt und das Urtheil des Königs darüber ſehr verſchieden ſeyn. Katt wurde noch einmal ſcharf darüber verhört und ſogar mit der Folter bedroht, ob die Königin und die Prinzeßin Friedrike nichts von dem Vorhaben des Prinzen gewußt hätte, welches er aber ſtandhaft verneinte.

Es wurde nun Standrecht über Katt gehalten, welches aus zwey Generalmajors, zwey Obriſten, zwey Obriſtlieutenants, zwey Majors und zwey Capitains beſtand. Ob dieſe Männer zwar wußten, daß es der König gern ſehen würde, wenn ſie ihm das

Leben abſprächen, ſo hatten ſie doch Herz genug, es nicht zu thun. Der König wurde darüber noch mehr erbittert und fällte nun ſelbſt folgendes Urtheil:

„Da dieſer Katt mit der künftigen Sonne tramiret, zur Deſertion mit fremden Miniſtern und Geſandten durch einander geſteckt, und er nicht davor geſetzet worden, mit dem Kronprinz zu complottiren, au contraire es Sr. Königl. Majeſtät und Dero Generalfeldmarſchall von Natzmer hätte angeben ſollen, ſo wiſſen Sr. Königl. Majeſtät nicht, was für kahle raiſons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgeſprochen hat. Sr. Königl. Majeſtät werden auf die Art ſich auf keinen Offizier und Diener, die in Eid und Pflicht ſtehen, verlaſſen können; es würden alsdenn alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil er ſo leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geſchehen müſſe. Sr. Königl. Majeſtät ſind in Dero Jugend auch durch die Schule gelaufen und haben das lateiniſche Sprüchwort gelernt: fiat juſtitia aut pereat mundus; alſo wollen Sie hiemit und zwar von Rechts wegen, daß Katte, ob er ſchon nach denen Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen crimen læsæ Majeſtatis, mit glühenden Zangen geriſſen und aufgehenkt zu werden, er dennoch nur, in Conſideration ſeiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden ſoll.

Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentenz publicirt, ſo ſoll ihm geſagt werden, daß es Sr. Königl. Majeſtät leid thäte; es wäre aber beſſer, daß er nicht bliebe, als daß die Juſtiz aus der Welt gienge.“ Wuſterhauſen den 1ten Novemb. 1730.

Friedrich Wilhelm.

Man

Man ſieht hieraus, daß der König nicht despotiſch handeln wollte; ſondern daß er glaubte, es ſeiner ſtrengen Gerechtigkeitsliebe ſchuldig zu ſeyn, nicht anders handeln zu können und zu dürfen. Sey das nun auch ein Irrthum, ſo bleibts doch ein Irrthum, für welchen man Achtung und Ehrfurcht haben muß.

Katts Tod war nunmehr unwiederruflich entſchieden. Er hörte ſein Todesurtheil mit Standhaftigkeit an und ſagte dann: „ich bin völlig in die Fügungen der Vorſehung und den Willen des König ergeben. Ich habe keine ſchlechte Handlung verübt, und wenn ich ſterbe; ſo iſt es um einer guten Sache willen.“ Er ſchrieb vor ſeiner Hinrichtung einen äußerſt rührenden und kindlichen Brief an ſeinen Vater, den Generallieutenant von der Kavallerie und an ſeinen mütterlichen Großvater, einen alten ehrwürdigen Greiß, den Feldmarſchall, Graf von Wartensleben; und als den letzten, aber auch fruchtloſen Verſuch, ſeinem Schickſal zu entgehen, folgenden an den König:

Sire!

„Nicht mich zu rechtfertigen, noch mein Betragen zu entſchuldigen oder meine Unſchuld durch Gründe nach den Geſetzen darzuthun; nein, es iſt eine aufrichtige Reue und Traurigkeit, Ew. Königl. Majeſtät beleidigt zu haben, die mich ſo kühn macht, mich Allerhöchſtdenenſelben zu Füßen zu werfen.

Die Irrthümer, Schwachheiten und Unbeſonnenheiten meiner Jugend, mein noch argloſer Geiſt, mein Herz, das von Liebe und Mitleiden überwältigt, und meine ehrſüchtige Einbildungskraft, die nicht die übeln Folgen bedacht hat. Dies, großer König, iſt es, für welches ich in tiefſter Demuth Ew. Königl. Majeſtät Barmherzigkeit und Milde anflehe.“

Der König aller Könige und Herr aller Herrn er⸗quickte lieber den irrenden und ſchwachen Sünder mit ſeiner Gnade, als daß er ſtraft, und bringt ihn da⸗durch zu ſeiner Pflicht und Gehorſam zurück. Ach, laſſen Sie, großer König, als der Bevollmächtigte Gottes auf Erden, auch mir, der Ew. Majeſtät aller⸗unterthänigſt darum anflehet, Barmherzigkeit und Verzeihung angedeihen, ſo ſehr ich auch Ew. Majeſtät beleidigt habe. Der verdorrte Baum wird oft deshalb noch nicht verbrannt, weil man hofft, er werde friſche Blüthen bringen. Warum ſollte ich nicht, gleich ei⸗nem Baum, der ſchon angefangen hat, neue Knospen der Treue und Unterwerfung zu zeigen, vor Ew. Ma⸗jeſtät Augen Erbarmung finden? Warum ſollte er in ſeiner Blüthe niedergehauen werden, ehe er Ew. Ma⸗jeſtät und der ganzen Welt zeigen kann, was für un⸗verſtellte Reue und Gehorſam eine gnädige Vergebung hervorbringen? Mit der größten Aufrichtigkeit mei⸗nes Herzens bekenne ich, allergnädigſter König, daß ich Sie beleidigt habe. O! haben Sie die Gnade, und verzeihen dem, der ſeinen Fehler aufrichtig geſteht, und gewähren mir das, was auch dem größten Ver⸗brecher noch nicht abgeſchlagen worden iſt.

Manaße, ſo laſterhaft er auch war, konnte endlich unter die Zahl frommer Fürſten gezählt werden. Da⸗vid vermochte nicht ſo tief zu fallen und Saul konnte keinen ſo großen Hang zum Böſen haben, daß ihre Bekehrung nachher nicht wäre aufrichtig befunden wor⸗den. So viel Blutstropfen in meinen Adern rinnen, ſo viel ſollen Beweiſe von unerſchütterlicher Treue ge⸗gen Ew. Königl. Majeſtät Gnade und Huld ſeyn.

Die Barmherzigkeit und Liebe Gottes ermuntert mich, auf die Ihrige, großer König, zu bauen. Noch zweifle ich nicht an Ihrem Königl. Mitleid und flehe

un⸗

unterthänigſt darum an. Ich war einſt ungehorſam, aber nun kehre ich mit aufrichtiger Reue zu meiner Pflicht zurück, als Ihr unterthänigſter Vaſall und Unterthan.“

Der König aber war und blieb unerbittlich und ließ ſich von ſeinem Grundſatz: daß Gerechtigkeit ein für allemal gehandhabt und eher die Welt untergehen müßte, nicht abwendig machen. Katt wurde alſo zu ſeiner Hinrichtung nach Küſtrin abgeführt. Das härteſte bey der bevorſtehenden Execution war, daß der Kronprinz ſelbſt Augenzeuge davon ſeyn ſollte und mußte. Man hatte auf dem Platz der Citadelle zu Küſtrin, wo Friedrich gefangen ſaß, ein Blutgerüſt errichtet, das mit dem Zimmer, welches der Prinz bewohnte, einerley Höhe hatte. Die Fenſter dieſes Zimmers hatte man bis unten herunter erweitert, ſo daß man gerades Fußes aus dem Zimmer auf das Schaffot, welches mit ſchwarzem Tuch behangen war, gehen konnte. Friedrich ſah allen dieſen Zurüſtungen zu, und unbekannt mit dem Schickſal ſeines Freundes, konnte er unmöglich anders, als glauben, das alles gelte Ihm. Er ward in dieſer Meinung noch mehr beſtärkt, als am folgenden Morgen der Feſtungscommendant Löpel in ſein Zimmer trat. Doch ward ihm dieſer Irrthum bald benommen, indem der Commendant ihm ankündigte: es ſey der Wille des Königs, ſeines Vaters, daß er Katts Hinrichtung, welcher ſo eben enthauptet werden ſollte, beywohnen müßte; und wenn er ſich nicht freywillig dazu entſchlöſſe, habe er Order, ihn mit Gewalt heran zu ſchleppen. Der Prinz näherte ſich hierauf dem Fenſter. Katt erſchien. Er trug ein braunes Kleid, weil er nach ſeiner Degradirung die Uniform nicht mehr anlegen durfte. Alle Zugänge des Walles waren beſetzt, ſo daß

we-

wenig Menſchen oben waren. Zwey Prediger zur Rechten und zur Linken ſprachen ihm vor und beteten mit ihm. Er hielt frey und munter den Hut unter dem Arm, nicht gezwungen noch affectirt, ſondern ganz natürlich. Der Kreiß ward geſchloſſen und ſein Todesurtheil noch einmal vorgeleſen, wobey er ganz frey ſtand. Friedrich mußte das alles mit anſehen und anhören. Sein Innerſtes empörte ſich. Er bat, daß man die Vollziehung des Urtheils noch ſo lange aufſchieben und ihm erlauben möchte, an den König zu ſchreiben, dem er erklären wolle, daß er der Thronfolge feyerlich entſage, wofern man ſeinem Freunde Gnade wiederfahren ließe. Aber vergebens. Man achtete ſeiner Bitten, ſeiner Thränen, ſeiner lauten Klagen nicht. Das Urtheil war geſprochen und mußte vollzogen werden. Als Katt näher gekommen war, rief ihm der Prinz zu: „ich bin ſehr unglücklich, die Urſache Ihres Todes ſeyn zu müſſen" und ſetzte hinzu: „wollte Gott! ich wäre an Ihrer Stelle!" Katt antwortete mit ſchwacher Stimme: „ach, gnädigſter Herr! wenn ich tauſend Leben hätte, mit Freuden gäbe ich ſie hin für Sie." Darauf nahm Katt Abſchied von den umherſtehenden Offiziers und ward von den Geiſtlichen eingeſegnet. Er nahm ſeine Perüque ab, ſetzte ſich eine Schlafmütze auf, ließ ſich den Rock ausziehen, machte ſich die Halsbinde ſelber auf und riß das Hemde herunter. Man wollte ihm die Augen verbinden, welches er aber nicht zuließ und zog ſich nur die Mütze über das Geſicht. So kniete er auf den Sand mit den Worten: Herr Jeſu! dir leb ich ꝛc. und der Kopf flog vom Rumpfe. Friedrich ſtreckte, ohne zu wiſſen, was er that und ſagte, die Arme nach ihm aus, rief Katt! Katt! und ſank ohnmächtig zurück. Man trug ihn auf ſein Bett, wo

er endlich wieder zu ſich kam. Er war aber ſo abgemattet, daß er ſich nicht wieder erheben konnte. Katts Körper blieb den ganzen Tag auf dem Schaffot vor des Prinzen Augen liegen. Gegen Abend wurde er in einen Sarg gelegt, und von 12 Bürgern auf den Armenkirchhof getragen und daſelbſt begraben.

Der Unglückliche, der um des großen Mannes willen, für den er ſtarb, ſo ſehr intereßirt, ſchrieb noch vor ſeinem Ende folgenden Brief an ſeinen gebeugten Vater:

„Mein innigſtgeliebter Vater!“

„Wenn ich bedenke, daß dieſe Zeilen Ihrem wahrhaft väterlichen Herzen die größte Betrübniß und Angſt verurſachen; daß die Hoffnung, die Sie wegen meiner bisherigen Fortſchritte gehabt, und der Troſt, den dies Ihren alten Tagen gewährte, nun mit einmal vereitelt ſind; wenn ich überlege, daß alle die Sorgfalt und Mühe, die Sie bey meiner Erziehung angewandt haben, mich zu vervollkommnen, nunmehr vergeblich geweſen, und daß ich in der Blüthe meiner Jahre dahin muß, ehe ich Ihnen und der Welt die Früchte Ihres Unterrichts gezeigt, und ehe ich noch meine kindliche Dankbarkeit habe beweiſen können: wenn ich, ſage ich, alles dieſes bedenke, ſo werde ich vom Schmerz überwältigt und erliege unter der Laſt deſſelben.

Was für herrliche Gedanken nährte ich nicht, Ihre Erwartungen über mein Fortkommen in der Welt zu erfüllen! Wie feſt war ich überzeugt, daß es mir nicht fehlen könnte, Beförderung und zeitliche Glückſeligkeit zu erreichen! wie gewiß war die Hoffnung meiner künftigen Größe! Aber ach! wie eitel iſt alles mein Streben geweſen und wie nichtig ſind überhaupt alle menſchlichen Entwürfe! Alle dieſe ſchimmernden Träu-

me fliehen auf einmal dahin und ach! in was für traurige Abwechslung ſehe ich nun meine Tage verſetzt! Wie verſchieden iſt meine gegenwärtige Lage von den ehmaligen Hoffnungen! Anſtatt den Weg zur Beförderung und Ehre zu gehen, betrete ich nun den Pfad eines ſchmachvollen Todes.

Aber o Gott! wie unerforſchlich ſind deine Gerichte und wie unbegreiflich ſind deine Wege dem ſchwachen und eingeſchränkten Verſtande des Menſchen! Ich kann wohl ſagen: der Menſch ſetzt ſich etwas vor, aber Gott führt es aus. Wären meine Wünſche erfüllt worden, vielleicht hätte ich den Allmächtigen vergeſſen und wäre mit dem Strome der Welt zum ewigen Verderben der Seele hingeeilt. Hätte ich nicht können die Wege ſinnlicher Vergnügungen dem Pfade der ewigen Glückſeligkeit vorziehen? Nichts iſt wahrſcheinlicher. Und gewiß, ſolch ein Leben würde mich unvermeidlich auf einen Weg gebracht haben, der mich von Gott immer mehr entfernt hätte. Die abſcheuliche Ruhmſucht, die uns von unſrer Kindheit an eingeflößt wird, ohne daß wir einen richtigen und deutlichen Begriff von Dingen haben, kann ſo weit überhand nehmen, daß endlich die kranke Vernunft auf ſolche Begebenheiten Anſpruch machen würde, die einzig und allein von der Vorſehung und Allmacht abhängen. Aber dem gerechten und weiſen Urheber meines Daſeyns hat es gefallen, dies Uebel in mir zu verhüten. Ich habe ſo manche gute Empfindung und Wirkung ſeines heiligen Geiſtes unterdrückt und vernachläßigt und werde nun durch ſeine Gnade zu ernſthaften Betrachtungen über mich ſelbſt geleitet, und durch das wirkliche Gefühl meiner jetzigen Lage bin ich in der Stand geſetzt worden, ferner nicht in irgend ein Verderben zu rennen, wodurch ich mir ewige Verdammniß

niß zugezogen hätte. Dafür ſey ſein heiliger Nahme gelobt und geprieſen, jetzt und immerdar.

Beruhigen Sie ſich daher, mein herzlich geliebter Vater, und ſeyn Sie verſichert, daß dies nicht ohne Abſicht der allgütigen Vorſehung geſchieht, ohne deren Willen weder ein Haar noch ein Sperling auf die Erde fallen, noch irgend etwas geſchehen kañ. Gott iſt es, der alles regieret, der alles in dieſer Welt lenkt, und der auch ohne Zweifel mein gegenwärtiges Schickſal regieret. Obgleich die Art meines Todes bitter und ſchrecklich iſt, ſo iſt doch die gewiſſe Hoffnung meiner künftigen Seligkeit troſtreich und erquikkend. Ob gleich Schaam und Schmach mich im Tode erwarten, was iſt dies im Vergleich künftiger Herrlichkeit? --

O mein Vater! tröſten Sie ſich daher! Gott hat Ihnen mehr Söhne gegeben, die, wie ich hoffe, in dieſer Welt glücklicher ſeyn und Ihnen mehr Freude machen werden, als Sie bey mir vergeblich gehoft haben. Dies wünſche ich aus der Fülle meines Herzens, ſowohl um Ihrent - als um meiner Brüder willen.

Ich danke Ihnen mit der größten Empfindung der Dankbarkeit, die ein Sohn ſeinem guten Vater ſchuldig iſt, für alle Ihre zärtliche Sorgfalt, die Sie an mich von Kindheit an bis auf dieſen Augenblick gewendet haben. Ich flehe Gott demüthigſt an, daß er Ihnen Ihre Liebe zu mir tauſendfältig belohnen wolle, und daß, was ich in meiner Schuldigkeit gegen Sie verabſäumt habe, meine Brüder durch ihr tugendhaftes und gehorſames Betragen wieder gut machen mögen.

Der Allmächtige erhalte Ihr Leben bis zu einem hohen Alter, und überſchütte Sie überſchwenglich mit den Gaben ſeines heiligen Geiſtes. Ich bitte Sie, theuerſter Vater, mit kindlicher Ehrfurcht, verzeihen Sie mir al-

les, wodurch ich Ihren Unwillen verdient habe. Und weil dies die letzte Bitte iſt, die ich von Ihnen in dieſem Leben erflehe, ſo hoffe ich, daß Sie mir dieſelbe nicht verſagen werden, und daß mir dieſe Gnade auch der allmächtige Gott wiederfahren laßen wird. Ich ſage mein letztes Lebewohl, und habe den Troſt, daß, obgleich mein zärtlicher Vater nicht die Freude gehabt hat, mich groß und glücklich in dieſer Welt zu ſehen, er doch verſichert ſeyn kann, daß er mich dereinſt dort in jener Ewigkeit wird erhaben finden. Ich bin bis in den Tod

Ihr gehorſamer Sohn."

„Aber ach! was ſoll ich meiner theuren Mutter ſagen, für welche ich mein ganzes Leben hindurch alle die Liebe, Achtung und Ehrfurcht gehabt, welche ein gehorſamer Sohn durch die engſten Bande der Natur zu haben verpflichtet iſt! Was für ein Andenken der Zuneigung ſoll ich meinen Nächſten und geliebteſten Anverwandten hinterlaßen? Die Lage, worin ich mich jetzt befinde, geſtattet mir nicht, alle die zärtlichen und dankbaren Geſinnungen meines Herzens auszudrücken. Ich bin jetzt am Rande meines Grabes und muß dafür ſorgen, mit einer reinen und geheiligten Seele in die Ewigkeit einzugehen. Ich habe daher nichts beßeres zu hinterlaßen, als die Worte, die Gott zu Abraham ſprach: Ich bin der Allmächtige, wandle vor mir und ſey fromm."

Das Schickſal Friedrichs lag noch immer im dunkeln. Der Zorn des Vaters dauerte fort, weil der Sohn auf alles gefaßt ſchien, und ſo wenig Nachgeben äußerte. Das ganze Land, das ſchon damals ſo hohe Erwartungen von ſeinem künftigen Beherrſcher hatte, ſah der Entwicklung und dem Ausgange der ernſten Angelegenheit mit bangem Zagen entgegen. Am Hofe herrſchte dumpfes Schweigen und Traurigkeit. Der König ſelbſt kämpfte ſichtbar mit ſeinem Vaterherzen und dem, was er glaubte, der Kriegszucht ſchuldig zu ſeyn. Seine Gerechtigkeitsliebe wollte den Vorwurf nicht haben, gegen den Sohn nachſichtsvoller als gegen jeden andern zu ſeyn. Er konnte den Argwohn nicht fahren laßen, daß ſeine Tochter, die Prinzeßin Friedericke um das ganze

Spiel gewußt hätte, und doch war kein Beweiß gegen Sie vorhanden. Doch wurde Sie noch immer in ihrem Zimmer gefangen gehalten, und zwar ſo, daß Sie oft an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel litt. Die Königin brachte ihr Leben unter Seufzen zu, und durfte es nicht wagen zum beſten ihrer Kinder ein Vorwort einzulegen. So wie Friedrich Wilhelm ſeine Soldaten über alles liebte, ſo liebte er noch mehr ſeine Kinder; aber ſo ſtrenge er in vorkommenden Fällen auch gegen jene war, ſo war ers auch nicht weniger gegen dieſe.

Der König war in der größten Verlegenheit, wie er eigentlich ſeinem Sohn den Prozeß ſollte machen laßen. Mit hohem männlichem und deutſchem Muth ſtellten ſeine Miniſter ihm vor, daß niemand das Recht habe, über den Kronerben zu richten. Dazu kamen noch Verwendungen und Vorbitten von vielen auswärtigen Mächten. So gern es auch der Kaiſer aus Staatsurſachen ſah, daß aus der Vermählung des Kronprinzen mit einer engliſchen Prinzeßin nichts wurde, ſo ſchrieb er doch einen eigenhändigen Brief an den König, und ließ ihm durch ſeinen Miniſter den Grafen von Seckendorf nachdrücklichſt vorſtellen: der König habe gar nicht das Recht ſeinem Sohne den Prozeß zu machen, noch viel weniger dürfe er ihn hinrichten laßen. Der Prinz gehöre dem deutſchen Reiche zu, und müße vor dem geſammten Reichstage verhört und gerichtet werden. Wollte der König eigenmächtig ein Urtheil über ihn ausſprechen, ſo werde er ſich den Haß der ſämtlichen deutſchen Reichsſtände dadurch zuziehen.

Beinahe hätte aber dieſe wohlgemeinte Gegenvorſtellung dem Prinzen mehr geſchadet, als genützt; denn der König ſah ſie als einen unbefugten Eingriff in ſeine Majeſtätsrechte an. Anſtatt alſo denſelben Gehör zu geben, antwortete er: er ſey König. In dieſer Eigenſchaft werde er über ſeinen Sohn Recht ſprechen, und ihn deswegen nach Preußen ſchicken, wo er niemanden als Gott über ſich erkenne.

Es wurde nun ein förmliches Kriegsrecht, das aus dreißig Perſonen beſtand, über den Kronprinzen nieder-

ge-

geſetzt.“ Hier ſchlug das Herz manches Kriegers, der mitten unter den Gefahren der Schlacht unerſchrocken geblieben war; hier zitterte mancher bewährte Patriot, der den Vater liebte, und für den Sohn geſtorben wäre; hier ſuchte und fand ein naßes Auge das andre, wenn es den Beklagten, den Sohn eines Königs, dem die Natur ein glänzendes Loos vor Millionen ihrer übrigen Kinder zugetheilt, den ſie mit allen Reitzen der jugendlichen Schönheit ausgeſtattet hatte, mit niedergeſchlagnen Augen daſtehen und ſein Schickſal von Männern erwarten ſah, auf deren Beiſtand, Theilnehmung, Leben und Tod ihm die Geburt ſchon ein Recht gegeben hatte, das durch ſeine gegenwärtige hülfloſe Lage tauſendfach bindender geworden war. — Die Empfindung des Mitleids ſiegte bey den dreißig Richtern über jede andre, und ſie wagten ihre zum Theil grauen Häupter, um den Grundſätzen und der Ueberzeugung eines Königs zu widerſprechen, deſſen fürchterlichſte Leidenſchaft gerade hierdurch am gefährlichſten aufgeregt werden mußte. Sie ſprachen den Prinzen von der Todesſtrafe frey, und erkanten blos auf — leidliches Gefängniß.

Der König war außer ſich, der erſte Erguß ſeines Zorns war ſchrecklich. Aber er meiſterte ſich durch eben die Grundſätze, die ihn aufgebracht hatten. Gerechtigkeit wollte er handhaben, und dreißig ſeiner weiſeſten und verdienſtvollſten Diener hatten nach den Grundſätzen denſelben auf Pflicht und Gewiſſen gerichtet. Er mußte ihren Spruch entweder gelten laßen, oder erſt ſie ſelbſt, und dann noch ſeinen Sohn eigenmächtig verurtheilen. Das wollte er nicht, weil er nicht Despot ſeyn wollte.

Der Kronprinz blieb alſo nach dem Ausſpruch des Standrechts als Gefangner zu Küſtrin. Indeſſen kamen noch immer auswärtige Fürbitten vor ihn ein. Auch die Generalſtaaten verwendeten ſich auf das nachdrücklichſte für ihn, und der Zorn des Königs ließ endlich nach. Er äußerte ſich, daß, wenn ſich der Prinz vor Ihm demüthigte und um Verzeihung bäte, ſo wolle er alles in Vergeſſenheit ſtellen. Dieſe Winke giengen nicht verlohren. Der Herr von Grumbkow wollte das Verdienſt haben,

Mittelsperſon zwiſchen Vater und Sohn zu ſeyn, und bat daher den König um die Erlaubniß nach Küſtrin reiſen zu dürfen, um den Prinzen zu vermögen, ſich ſeinem Vater zu unterwerfen. Der König gab das unter der Bedingung zu, daß die Sache ſo eingeleitet würde, daß der Prinz nicht merkte, als hätte der Vater den erſten Schritt zur Ausſöhnung gethan. Die Forderung war ſehr gerecht. Der Herr von Grumbkow meldete ſolches ins geheim der Königin, die vor Freuden außer ſich war, und reiſte ab.

Indeſſen hatte er doch ein ſchwerer Geſchäft als er glaubte. Er gieng bey ſeiner Ankunft zu Küſtrin ſogleich zum Prinzen, und ſagte ihm: er komme ohne Vorwiſſen ſeines Vaters um Ihm zu melden, daß es wohl nur an Ihm liegen möchte mit ſeinem Herrn Vater ganz ausgeſöhnt zu werden. Der König ſchiene ihm ſeit einigen Tagen ſehr ſanftmüthig zu ſeyn, und er hätte den glücklichen Zeitpunkt benutzen wollen, um Seiner Hoheit davon Nachricht zu geben. Wenn nur der Prinz jetzt einen recht demüthigen Brief an ſeinen beleidigten Vater ſchreiben und um Verzeihung des Vergangnen bitten wolle, ſo zweifle er an einem glücklichen Ausgange der Sache im mindeſten nicht. Aber das Herz des Sohnes war nun durch ſo harte Kränkungen auch erbittert, und er verſicherte, daß er ſich zu dieſem Schritt unmöglich entſchlieſſen könnte, um deſto weniger, weil er im voraus verſichert wäre, daß alles vergebens ſeyn dürfte. Der Herr von Grumbkow ließ ſich doch nicht abſchrecken, ſondern drang immer ſtärker in Ihn. Und da er wußte, wie zärtlich Friedrich ſeine Mutter, die Königin, und ſeine Schweſter, die Prinzeßin Friedericke liebte, ſo faßte er ihn hier bey ſeiner ſchwachen Seite und ſtellte ihm vor, wie troſtloß beide ſeyn und in welchen neuen Kummer ſie verſetzt werden würden, wenn der Kronprinz ferner ſo hartnäckig auf ſeinem Sinne beſtehen wollte. Er machte zugleich eine rührende Schilderung von der betrübten Lage dieſer beiden Perſonen, daß Friedrich, der ſein Leben für ſie gelaßen hätte, nun nicht länger widerſtehen konnte, ſondern die Feder ergriff und an ſeinen Vater ſchrieb.

Nun

Nun war die Bahn einmal gebrochen, und jede redliche Seele bemühte ſich, den Frieden zwiſchen Vater und Sohn gänzlich wieder herzuſtellen. Vorzüglich brachte dem Prinzen ſeine Schweſter Friedericke ein groſſes Opfer, indem ſie, unter der Bedingung, daß er gänzlich auf freien Fuß geſtellt würde, dem Prinzen von Wallis entſagte und ſich, nach dem Verlangen des Königs, zu einer Verbindung mit dem Markgrafen von Bareuth bereitwillig erklärte. Deswegen herrſchte auch zwiſchen beiden Geſchwiſtern zeitlebens eine große Zärtlichkeit, und Friedrich vergaß es nie, was ſie um ſeinetwillen gethan und gelitten hatte.

Als der Vater auf ſolche Weiſe ſein Anſehen ſicher geſtellt und den Schein vermieden hatte, als ob er zuerſt die Hand zur Ausſöhnung darböte, ſo ſchickte er mehrere angeſehne Perſonen nach Küſtrin an ſeinen Sohn, welche ihm eröfneten: der König ſey geneigt theils aus väterlichen Geſinnungen, theils auf Verwendung mehrerer auswärtigen Mächte ihm ſein Vergehen zu verzeihen, und wolle ihn aus ſeinem bisherigen engen Arreſte entlaßen. Doch verlange er ausdrücklich, daß der Prinz Küſtrin nicht verlaße, ſondern er ſolle in dieſer Stadt als ein bloßer Privatmann leben, und ſich ganz auf die Staatswirthſchaft legen. In dieſer Abſicht ſolle er die Domainenkammer täglich beſuchen, nach dem jüngſten Kriegsrath ſeinen Platz auf derſelben einnehmen und ſich allen Arbeiten, die ein ſolches Amt mit ſich brächte, getreulich unterziehen. Vor allen Dingen aber verlange der König, daß ſich der Prinz durch einen Eid verbindlich machen ſolle, vermöge deßen er nie gegen irgend Einen, den er im Verdacht haben könnte, als hätte er ihm zuwider gehandelt, einige Rache ausüben wolle; er ſolle ſich ferner nie dem Gehorſam, den er ſeinem Vater ſchuldig ſey, entziehen, und ſolle ohne ſeine Erlaubniß keine Reiſe vornehmen. Uebrigens ſolle er in der Furcht Gottes leben, die Pflichten der Religion erfüllen, und ſich zuletzt mit keiner andern Prinzeßin je vermählen, als die ihm der König, ſein Vater, beſtimmen würde.

Der

Der Prinz verlangte die Eidesformel zuvor ſelbſt zu leſen, ehe er ſie beſchwor, die ihm auch der Staatsſecretair, Herr von Thulemeyer übergab, worauf die Commißarien ſich wieder entfernten. Tags darauf ward ihm der Degen wieder gegeben und die Eidesformel vorgeleſen, welche er wörtlich nachſprach und darauf eigenhändig unterſchrieb. Als das geſchehen war, giengen alle mit ihm in die Kirche, wo der Prinz eine Predigt anhörte und dann das Abendmahl empfing. Er ſchrieb hierauf an ſeinen Vater, um ſich für die erhaltne Freiheit zu bedanken, und ward darauf in das für Ihn zubereitete Haus geführt, wo er mit lauter unbekannten Leuten, zu denen er kein Zutrauen haben konnte, umgeben wurde. Man las ihm hier den Etat ſeiner ſehr mäßigen Einkünfte vor, die für einen Kronprinzen ſo ſparſam eingerichtet waren, daß er ohne Schulden zu machen, davon nicht leben konnte. Der König hatte ihm alles, was zur Erholung oder zum Vergnügen gehört, geſtrichen; doch ſorgten unter der Hand, auf Hoffnung beßerer Zeiten, gute Menſchen dafür, daß er nicht Mangel litt. Es wurde ihm ſogar verboten, etwas anders zu leſen und zu ſchreiben, außer was zu ſeinen Arbeiten auf die Domainenkammer gehörte. Und Friedrich Wilhelm hatte hinlänglich dafür geſorgt, daß der Sohn voll auf zu thun hatte, denn er mußte fleißig Acten ausziehen und wöchentlich davon einen Rapport an ſeinen Vater, den König, einſchicken. Sein ganzer Kleiderſtaat beſtand in einem grauen Rocke mit einer ſchmalen ſilbernen Treſſe. Auch wurde ihm ſogar verboten franzöſiſch zu ſprechen.

Das ganze Land war nun voller Jubel, hatte es den Kronerben vorhin ſchon geliebt, ſo hatten ihn nun ſeine Leiden dem Volke noch unendlich theurer gemacht. Alles dankte Gott, daß das drohende Ungewitter vorüber war, und jedermann wetteiferte, dem Prinzen ſeine Lage erträglicher zu machen.

Es giebt kein Unglück in der Welt, es iſt zu etwas gut. Und daß dieſe harte Prüfungs-Schule viel gute Früchte bey dem Prinzen hervorgebracht hatte, hat ſeine Regierung als König hinlänglich gezeigt. Daß ihm

auch

auch ſein Kriegsrath-Poſten von bewährtem Nutzen geweſen war, hat er durch die künftige Verwaltung ſeiner Finanzen genug an den Tag gelegt.

Einige Monate darauf kam der König nach Küſtrin, und verlangte ſeinen Sohn zu ſehen. Friedrich kam, warf ſich ſeinem Vater zu Füſſen, der ihn umarmte und ſich eine Viertelſtunde mit ihm unterhielt. Doch wurde von allem was vorgefallen war, kein Wort geſprochen und die Lage des Prinzen vor der Hand in nichts gebeſſert. Endlich ſchlug die Stunde ſeiner gänzlichen Befreiung, als die Vermählung ſeiner Schweſter Friedericke mit dem Erbprinzen von Bareuth vollzogen wurde. Der König ließ ihn den Tag nach der Hochzeit zurückkommen, ohne daß irgend jemand, ſelbſt nicht einmall die Königin etwas davon wußte. Sie gab gerade ein Feſtin, als der Kronprinz in den Ritterſaal, wo ſie ſpielte, hineintrat. Er hielt ſich einige Zeit an der Thüre auf, und da er ſeit ſeiner Ungnade viel größer geworden war, und ſtatt ſeiner Uniform nur einen grauen Rock trug, ſo erkannte man ihn nicht. Erſt als der König ſeine Gemahlin darauf aufmerkſam machte, daß ihr Sohn im Zimmer ſey, legte ſie die Karten weg, eilte ihm entgegen und umarmte ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit. Ehrfurcht und Freude leuchtete aus ſeinen Blicken. Er blieb neben dem Stuhle der Königin ſtehen und ſchien niemanden zu kennen, ſelbſt ſeine neuvermählte Schweſter nicht. Er ſpeiſte ganz allein mit dem Könige ſeinem Vater, wo ſich die entfernten Herzen wieder zuſammen fanden. Alle Irrungen und Mißverſtändniſſe zwiſchen Vater und Sohn hatten nun ein Ende. Am folgenden Tage ſchenkte ihm der König einen Offizierdegen, und gab ihm darauf ein Infanterieregiment, was zu Ruppin im Standquartier lag, wo ſich von nun an der Kronprinz auch gröſtentheils aufhielt.

Er ward ein groſſer Mann und ein groſſer König. Aber wo hat auch leicht ein Königsſohn, und auch nur der geringſte Unterthan ſo harte Lehrjahre gehabt!

Lebenslauf

des

achtzehnten Jahrhunderts.

48ſte Woche.

Ludwig XIV. König von Frankreich.

Ludwig der Vierzehnte war durch die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des gegenwärtigen das Schrecken aller Regenten im Süden und die Bewunderung ſeiner Unterthanen. Nicht leicht hat je ein Monarch mehr äußere Würde in ſeinem Betragen gezeigt, als Er. Dazu war er von Kindheit an angehalten und hatte ſeine Rolle eigentlich ſtudirt. Auch hatte ihn die Natur hinlänglich dazu ausgeſtattet. Er war wohlgebildet und die ſchönen Verhältniſſe ſeines Körpers wurden durch Anſtand und Würde erhöht. Er hatte ſich gewiſſe Formen des Betragens und Formeln der Rede ſo innig zu eigen gemacht, daß ſie mit ſeinem ganzen Weſen auf das Vollkommenſte vereinigt ſchienen. Nie begieng er öffentlich eine Unbeſonnenheit; höchſt ſelten wurde er durch eine leidenſchaftliche Aufwallung fortgeriſſen. Seine kurzen Antworten waren ſelten oder nie für die erſte Anfrage oder den erſten Antrag beſtimmend und entſcheidend. Seine Aeußerungen waren in ſolchen Fällen meiſtens kurz, dunkel und unbeſtimmt. Es ſcheint als ſuchte er ihnen das Anſehen und die Wirkung von Orakelſprüchen zu geben.

Nie ſchien er mehr im Gefühl ſeiner Würde zu ſeyn, als wenn er eine Feyerlichkeit zu begehen, Au-

dienz zu ertheilen, Beförderungen, Gnadenbezeugungen anzukündigen hatte. Als er dem Hofe die Annahme des von Carl dem Zweyten, König von Spanien hinterlaßnen Testaments und die dadurch bewirkte Gelangung ſeines Enkels zu der Krone dieſes Reichs ankündigte, trat er mit einem Anſtande, als wäre er Herr der Welt, den Prinzen an der Hand, aus ſeinem Kabinette und ſagte zu dem verſammelten Hofe: Meine Herrn, Sie ſehen hier den König von Spanien. Die Natur hat ihn dazu gemacht, der verſtorbne König hat ihn ernannt, das Volk wünſcht ihn, und ich willige darein. Und ihr, Monſeigneur! fuhr er fort, indem er ſich an den Herzog von Anjou wandte, ſeyd künftig ein eifriger Spanier. Von nun an iſt dies eure erſte Pflicht. Allein vergeßt auch nie, daß ihr ein gebohrner Franzoſe ſeyd. Seyd deſſen eingedenk, um die Einigkeit zwiſchen beyden Kronen zu erhalten. Spanien und Frankreich müſſen eins durch das andre glücklich werden und auf ewig den Frieden in Europa befeſtigen.

Er gab ſich die Miene alles zu kennen; alles beurtheilen zu können, alles zu wiſſen. Auch glaubte er dies ohnſtreitig im Ernſte. Er beſtand daher auf ſeinen Urtheilen und Vorſätzen, wenn er ſie einmal gefällt und erklärt hatte. Allein, da er ſich hierin nicht leicht übereilte, ſo urtheilte und handelte er meiſtens nach dem Willen anderer. Er kannte und achtete keine Rechte; allein er achtete die Form und den Anſtand. Daher war er ſchwer zu offenbaren Machtſprüchen zu bewegen. Schien er auch die Menſchheit nicht zu achten, ſo achtete er doch einzelne Menſchen und dieſe Achtung gieng ſelbſt bis zu einer gewiſſen Scheu, ſo ſehr er ſich auch das Anſehen gab, über alle Gefühle dieſer Art erhaben zu ſeyn.

Mit

Mit den erhabenſten Ideen von ſeiner Größe und Macht erfüllt, galt der Unterſchied der Stände ihm, in Beziehung auf ihn, nur ſehr wenig. Für ſeinen Dienſt wählte er den, welchem er wohl wollte, oder für den brauchbarſten hielt. Faſt unter keiner Regierung ſind mehrere aus der Niedrigkeit und Dunkelheit zu den höchſten Stuffen der Ehre und des Glanzes erhoben worden, als unter dieſer. Es ſcheint, als habe er lieber Perſonen aus niedern Ständen oder der Unbedeutenheit emporgehoben, weil er darin ſeine monarchiſche Schöpferkraft am meiſten empfand. Aus eben der Urſache unterhielt er mit vieler Sorgfalt und Genauigkeit die mannigfaltigſten Stuffen des Ranges; denn er fühlte ſich höher, wenn es ſo viele Stuffen bis zu ihm herauf gab, auf welchen man ſich nur ihm nahen konnte. Nie iſt ein pedantiſches Ceremoniel heiliger gehalten und ſorgfältiger beobachtet worden, als an ſeinem Hofe. Er ſelbſt übertraf hierin alle übrigen an Sorgfalt und Genauigkeit.

Seine Lebensweiſe war, einen Tag wie den andern, immer dieſelbe. Um acht Uhr Morgens ward er geweckt. Dann traten der erſte Leibarzt, der erſte Wundarzt und — die Amme des Königs herein. Dieſe gab ihm einen Kuß und das Geſchäft der erſtern war, ihn zu reiben oder ein Hemd anzuziehen, wenn er geſchwitzt hatte. Ein Viertel auf Neun ward der Oberkammerherr gerufen und mit ihm erſchienen diejenigen Perſonen, welche das Recht der grandes entrées hatten. Einer davon zog dann den Bettvorhang weg und reichte dem Könige das Weyhwaſſer. Dies war die Gelegenheit, wo einer oder der andere von ihnen dem Könige einige Worte ſagen oder ſich etwas von ihm ausbitten konnte. Geſchah dies, ſo entfernten ſich die Uebrigen. Indeſſen verweilten ſie meiſtens

nur einen Augenblick; etwann ſo lange, als bis der, welcher dem Könige das Weyhwaſſer gereicht hatte, dies hinweg nahm und ihm dagegen ein — Gebetbuch übergab. Alle giengen dann in das Conſeil-Cabinet. Sie durften nur wenig Minuten verweilen, ſo lange das Gebet dauerte; dann traten ſie auf den Ruf des Königs wieder herein und eben der, welcher ihn bisher bedient hatte, gab ihm den Schlafrock. Nun erhielten auch die Herrn vom brevets d'affaires Zutirtt und bald darauf alle übrigen Perſonen vom Stande, die ſich zu dieſem ſogenannten petit lever einfinden durften. Der König zog ſich in ihrer Gegenwart Schuh und Strümpfe an, ließ ſich einen Tag um den andern raſiren und kleidete ſich gröſtentheils ſelbſt vollends an. Wenn er gekleidet war, bette er abermals, die Geiſtlichen knieten dabey nieder, die weltlichen Standes blieben ſtehen. Indeſſen erſchien der Hauptmann von der Leibwache und der König begab ſich in ſein Kabinet. Hier fand er alles und hier folgte ihm alles, was dazu Erlaubniß hatte; eine große Anzahl Perſonen, die gröſtentheils ihrer Staats- oder Hofbedienungen wegen auf dieſe Ehre Anſpruch machen konnten. Hier ertheilte der König ſeine Befehle für die Ordnung der Geſchäfte und Vergnügungen des Tages. Darüber gieng eine halbe Viertelſtunde hin. Dann entfernte ſich alles, bis auf die natürlichen Kinder des Königs, deren Hofmeiſter und noch einige wenige Perſonen, die das Recht hatten, durch die Hinterthür in des Königs Zimmer zu kommen. Dies war auch die Zeit für die Künſtler, Baumeiſter und andre Leute dieſer Art. Imgleichen wurden die fremden Miniſter in dieſer Zeit zu ſogenannten geheimen Audienzen zugelaſſen.

Der Hof wartete indeſſen in der Gallerie und der Hauptmann der Leibwache an der Thür des Kabinets.

Gewöhnlich gieng der König an dieſem Tage aus der Meſſe zu der Frau von Maintenon, oder gab Audienzen, oder beſchäftigte ſich mit ſeinem Beichtvater. Um Ein Uhr war die Zeit des Mittagseſſens. Der König ſpeiſte allein; doch fanden ſich immer die angeſehenſten Perſonen am Hofe, männlichen Geſchlechts, dabey ein. Selbſt der Bruder des Königs erſchien nicht ſelten. Er reichte dann dem Könige beym Anfange der Mahlzeit, die Serviette und nahm ſie ihm wieder am Ende derſelben ab. Erſt auf die wiederholte Zunöthigung des Königs durfte er ſich ſetzen; zuweilen mit dem Könige ſpeiſen.

Nach der Tafel gieng der König in ſein Kabinet. Im Eintreten verweilte er einen Augenblick an der Thüre, um die anzuhören, welche ihm etwas zu ſagen hatten und dieſes Zeitpunkts wahrnahmen. Selten durfte man es wagen, ihm zu folgen. Der König beluſtigte ſich nun eine Zeitlang mit ſeinen Hühnerhunden, kleidete ſich um und gieng durch die Hintertreppe in den Hof hinab, um auszufahren. Auf dieſem Wege war es wieder erlaubt, ihn anzureden. Doch verſteht es ſich, nur ſolchen, die der König perſönlich kannte und deren Rang und übrige Verhältniſſe zu der Perſon des Königs eine ſolche Kühnheit rechtfertigten. Dieſe Spatzierfahrten waren vom Wetter unabhängig. Ihr Zweck war, einen Hirſch zu jagen, oder im Park zu ſchießen oder in den Gärten von Marly und Fontainebleau ſpatzieren zu gehn.

Für jeden dieſer Orte hatten die Spatzierfahrten eine eigne Form und ein beſonderes Ceremoniel, welches von dem Könige ſelbſt und dem ganzen Hofe mit der kleinlichſten Pünktlichkeit ſtets auf gleiche Weiſe beobachtet wurde.

Nach

Nach ſeiner Zurückkunft kleidete er ſich wieder um und arbeitete dann mit den Miniſtern, meiſtens in Gegenwart und in dem Zimmer der Frau von Maintenon. Um zehn Uhr ſpeiſte dieſe in ſeiner Gegenwart, kleidete ſich dann aus und legte ſich zu Bette. Erſt dann begab ſich der König zu ſeiner Abendtafel; an welcher Alles, was zum Königlichen Hauſe gehörte und mehrere der vornehmſten Herrn und Damen Theil nahmen.

Nach dem Eſſen begab er ſich in ſein Kabinet, wo er noch eine Stunde in Geſellſchaft ſeiner Kinder und vertrauter Perſonen zubrachte. Das Zeichen für die Entfernung derſelben war: wenn der König ſeinen Hunden, die hier wieder ſeine vorzüglichſte Unterhaltung ausmachten, zu freſſen gab. Hieran erkannte die Geſellſchaft, daß ſich der König zur Ruh begeben wollte. Das Ceremoniel, unter welchem er ſich ins Bette verfügte, war dem ähnlich, unter welchem er daſſelbe verließ. Erſt wenn er ſich niedergelegt hatte, durfte ſich die zahlreiche Verſammlung, welche das Recht hatte, bey dem petit coucher zugegen zu ſeyn, entfernen.

In dieſer Lebens-Ordnung machten die Tage, wo der König Medicin einnahm, und die kleinen Reiſen nach den Luſtſchlöſſern nur geringe Veränderungen. Dieſelbe Regelmäßigkeit und Ordnung beobachtete er in den Religionsceremonien und verlangte ein Gleiches von ſeinem ganzen Hofe. Nur einmal in ſeinem Leben hatte er verſäumt die Meſſe zu hören. Eben ſo ſelten waren die Ausnahmen von der Beobachtung der Faſten und der Kommunion an den beſtimmten Tagen. In dieſer lang gewöhnten Lebensordnung durfte ihn nichts außer ihm ſtöhren. So machte er ſeine Beſuche bey der Frau von Maintenon unausgeſetzt zu derſelben Stunde und unter denſelben Umſtänden. Sie durfte es nicht wagen, eine Ausnahme zu ma-

machen. Auch ſelbſt wenn ſie krank war, arbeitete er in ihrem Zimmer und verlangte ihre Gegenwart. Auf Reiſen mußten ihn die Perſonen begleiten, welche er beſtimmte; auch wenn es die äußerſte Unbequemlichkeit für ſie hatte und ihr Leben in Gefahr ſetzte.

So ſehr er übrigens Selbſt zu herrſchen ſchien, ſo regierten doch mehrentheils andere durch ihn und er war nur ihr Werkzeug, ohne daß ers weder ahndete noch glaubte. Man legte das freylich ſo fein an, daß er immer in der Ueberzeugung erhalten wurde, als ob alles, was geſchähe, unmittelbar von ihm herrühre. Man ſieht das zur Genüge aus einem einzigen Beyſpiel. Der König hatte einen Fehler in dem Verhältniſſe eines Fenſters in dem Luſtſchloſſe zu Trianon bemerkt. Der Miniſter Louvois widerſprach ihm und erklärte es für vollkommen regelmäßig. Es entſtand ein Streit, welcher zu verſchiedenenmalen wiederholt wurde, bis der König endlich das Fenſter ausmeſſen ließ und ſo die Beſtätigung ſeines Tadels erhielt. Er machte nun dem hartnäckigen Miniſter ziemlich derbe Vorwürfe und dieſer eilte empfindlich gekränkt nach Hauſe. Er glaubte ſich ſeinem Sturze nah, wenn er die Aufmerkſamkeit des Königs nicht auf einen Gegenſtand lenken könnte, der ein beſonderes Intreſſe für ihn hätte. „Er muß Krieg haben," rief Louvois, „denn dadurch werde ich ihm aufs neue nothwendig; und wahrlich! er ſoll ihn haben." — Einige Monate nachher entſtand der Krieg in Flandern, und Ludwig und die ganze Welt ſuchte wohl die Urſache davon nicht in dem unregelmäßigen Fenſter zu Trianon.

„Wir können neun und zwanzig Mal," ſagte einſt ein andrer Miniſter, „bey dem Könige durchſezzen, was wir wollen. Nur das dreißigſte Mal beſteht er eiſern auf ſeinem Sinn, und das Uebel iſt, daß

wir

wir nicht wiſſen, welches dieſes dreyßigſte Mal ſeyn wird.“

Unter allen Sterblichen, welche den gröſten Einfluß auf ihn hatten und ihn unvermerkt nach ihrem Willen lenkten, ſtanden ſein Beichtvater und die Frau von Maintenon oben an. Nie würde er höchſtwahrſcheinlich die Hugenotten aus dem Lande vertrieben und ſeinem Reiche dadurch eine unheilbare Wunde geſchlagen haben, hätte ihn ſein Beichtvater nicht mit der Furcht vor der Hölle geſchreckt. Und dennoch hätte er wohl nicht in die bekannte Dragonerbekehrung eingewilligt, hätte er nicht geglaubt, die Ketzer wären nun ſämmtlich bekehrt und würden nun alle ſelig, wie er ſelbſt. Der Pater La Chaiſe und nach ihm Le Tellier hatten den König faſt ganz in ihrer Gewalt. Unter dem letztern umgaben den König nichts als Anklagen, Unterſuchungen, Zumuthungen zu Gewaltſtreichen und Strafen. Le Tellier hatte ſich einen Rath aus ſeinen Ordensbrüdern, den Jeſuiten, gewählt, die ihm ähnlich und ſeiner würdig waren. Alle unruhige, intolerante, liſtige und verfolgungsſüchtige Köpfe ſtanden mit ihnen in der genauſten Verbindung. Durch ſie verbreitete ſich eine raſtloſe intrigenvolle Thätigkeit durch das ganze Reich; durch ſie gelangten aus dem ganzen Reich unaufhörlich Klagen über Kezzereyen, Zumuthungen, Drohungen und Vorſchläge zu Verfolgungen zu den Ohren des Königs. Zwar vermochte dieſes Beſtürmen die beſſere Natur des Monarchen nicht zu allen Zeiten und nicht ganz zu unterdrücken; dennoch aber erhielt er ſein Gemüth in einer ſteten Beunruhigung und trieb ihn zuweilen aufs äuſſerſte. Die Verfolgungsſucht dieſes verderblichen Menſchen machte den König eben ſo unglücklich, als ſein Land elend. Indeſſen vermochte er doch durch die

gan=

ganze Kraft ſeiner geiſtlichen Macht und Liſt nicht alles über den König. Einen faſt noch größern Einfluß als ſeine Beichtväter behauptete die Frau von Maintenon beynah dreyßig Jahre lang über ihn. Sie war klug und nicht böſe, aber ebenfalls ein Werkzeug in der Hand frömmelnder und heuchleriſcher Prieſter. Die Miniſter machten ihr den Hof und vermochten alles, wenn ſie mit ihr im Einverſtändniß waren. Doch auch ſie bedurfte der Miniſter, denn ihre meiſte Wirkſamkeit gieng durch dieſe. Der König fragte ſie faſt beſtändig um ihren Rath, that aber doch, als ob er wenig darauf achtete; wiewohl er ihn, beſonders wenn er mit der Meinung der Miniſter übereinſtimmte, beſtändig befolgte. Und Frau von Maintenon wußte dafür zu ſorgen, daß beyde zuſammentrafen.

Das Schickſal ſpielt nur mit wenigen Menſchen ſo ſonderbar, als mit der Frau von Maintenon. Sie war eine gebohrne von Aubigné und ihr Vater ſaß eines Verbrechens wegen im Arreſt, als ſie ihm gebohren wurde. Als er 3 Jahr ſpäter als Vicekönig nach Amerika gieng, nahm er das Töchterchen mit und ſie wurde auf dem Schiffe ſo krank, daß man ſie ſchon für todt hielt und eben ins Meer werfen wollte. Die zärtliche Mutter wollte der vermeinten Leiche den letzten Abſchiedskuß geben, als ſie noch ein ſanftes Schlagen des Herzens bemerkte. Sie wurde alſo durch dieſen Kuß gerettet. Ihre Umſtände waren nach ihrer Zurückkunft aus Amerika eben nicht die beſten, wodurch ſie genöthigt wurde, ſich an einen weltbekannten, pucklichten und lahmen, aber äußerſt drollichten Dichter, Namens Scarron zu verheyrathen. Der Mann war ein leibhaftiger Aeſop und ſie ſchön wie die Venus. Dieſe Verbindung von Häßlichkeit und Schönheit, lockte die junge witzige Welt häuffig in Scarrons

Haus,

Haus, aber die Frau war dennoch ihrem Mann ſo treu, daß ein Hofmann ſagte: er würde es eher wagen, der Königin einen Antrag zu thun, als der Madame Scarron. Doch blieb ihr Haus der Sammelplatz aller feinen und witzigen Köpfe von Paris.

Sie hatte frühzeitig einen Hang zur Andächteley, doch that ſie ſich ſelbſt wenig darauf zu gut, und geſtand offenherzig in ihren ſpätern Jahren: „ich kann mich nicht rühmen, daß ichs ums Gotteswillen gethan habe, ſondern ich wollte nur von andern bemerkt und geehrt werden. Mein Stolz bewog mich, mir tauſend Marter anzuthun und allerhand Zwang aufzulegen. Vielleicht hat mich Gott nun zur Strafe ſo hoch erhoben, und im Zorne zu mir geſagt: du wollteſt Ruhm und Ehre. Wohlan! du ſollſt ſie haben, bis ſie dich zu Boden drücken.“

Nach einem achtjährigen Eheſtande ward ſie Wittwe. Und da ihr Mann eine Penſion von 2000 Livres gehabt hatte, ſo bat ſie den König ſo ungeſtüm und wiederholt um den Beibehalt derſelben, daß er im Unwillen ſagte: „ich muß nur immer von der Wittwe Scarron leſen und hören.“ Ja es wurde am Hofe zum Sprüchwort: „ſo unverſchämt wie Madame Scarron!“

Indeſſen was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl. Die Frau von Monteſpan, die Geliebte des Königs, hatte von ihm ein Knäblein gebohren, und man ſuchte eine Erzieherin deſſelben. Die Frau von Maintenon kam dazu in Vorſchlag, und nahm den Antrag nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs an. Hier lernte Ludwig ſie kennen, als er ſchon 50 Jahr alt war und auch anfing ſehr fromm zu werden. Er verlangte ſie zu ſeiner — Geſellſchafterin, wozu ſie ſich unter keiner andern Bedingung aus großer Gewiſſenhaftigkeit verſtand, als daß ſie ihm an die linke Hand ins Geheim getraut wurde. Und ſo war ſie Quaſikönigin.

Gewiß ein eignes Glück! die Tochter eines Staatsgefangnen, die mit drey Jahren ins Meer geworfen werden ſoll, in der Blüthe ihrer Schönheit einen bucklichten und lahmen Poeten heirathet, nun nichts zu leben hat, und nur die unverſchämte Scarron heißt, und noch mit

50

50 Jahren, denn ſo alt war ſie auch, den erſten König der Welt heyrathet! — Aus Frömmigkeit und Dankbarkeit gegen Gott ſtiftete ſie das Kloſter St. Cyr, in welchem dreyhundert arme Fräulein erzogen wurden, und wohin ſie ſich auch nach dem Tode des Königs begab.

Auf welchem Fuß ſie mit dem Könige lebte, ſchildert ſie ſelbſt in einem Briefe an eine Freundin folgendermaßen:

„Von dem Augenblick an, in welchem des morgens meine Thür geöffnet wird, habe ich keine Minute mehr für mich. Erſt kommen die Leibärzte, dann unzählige andere Perſonen, die ſich nach meinem Befinden erkundigen. Nach dieſem findet ſich Herr von Chamillard, oder irgend ein andrer Miniſter ein. Der Erzbiſchoff von Paris, ein Marrſchall von Frankreich, der zur Armee reiſen will, ein Verwandter, unzählige andre Menſchen folgen auf einander. Immer ſcheint einer vom höherm Range den andern abzulöſen. Endlich kömmt der König; dann muß freilich alles weichen. Er bleibt, bis er zur Meſſe geht. Bemerken ſie, daß ich bis dahin noch im Negligee bin; denn wo ſollte ich Zeit zum Ankleiden finden, da ich kaum einen Augenblick zum Gebet hatte.“

„Nach der Meſſe kömmt der König wieder zu mir; ſodann die Herzogin von Burgund mit ihrem Gefolge. Sie bleiben da, während ich zu Mittag eſſe; alſo hab ich auch dieſe Zeit nie Ruhe. Ich muß beſorgen, daß die Herzogin von Burgund etwas unſchickliches ſagt oder thut. Ich muß ſie anſtiften dem einem oder dem andern etwas Verbindliches zu ſagen. Ich beobachte ihr Betragen gegen ihren Mann, im Fall er zugegen iſt. Ueberhaupt, da ich es auf mich genommen habe, ihre Bildung zu vollenden; ſo glaube ich auch, für ihr ganzes Betragen verantwortlich zu ſeyn.“

„Bey allem Gedränge, was mich bey Tiſche umgiebt, kann ich nicht einmal zu trinken fordern. Ich ſage dann: ich genieſſe ſehr viel Ehre; aber bey allem dem, wünſchte ich doch wohl einmal einen Bedienten zu haben. Alles läuft nun durch einander, jeder eilt, mich zuerſt zu bedienen, und was zu ſpät kömmt, nimmt es

mir

mir übel, daß ich ſeine Dienſte nicht annehmen kann. Ich finde alſo in ihrer Höflichkeit eine neue Plage.“

„Endlich geht alles zur Tafel; jetzt würde ich frey ſeyn, allein gerade dieſe Zeit pflegt der Dauphin zu ſeinen Beſuchen zu wählen. Er iſt ſehr ſchwer zu unterhalten; denn er redet ſelbſt wenig, hat beſtändig lange Weile und ſucht nur ſich ſelbſt zu entfliehen. Nach der Tafel kömmt der König mit ſeiner ganzen Familie, allen Prinzen und Prinzeßinnen in mein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde geht er allein weg; alles Uebrige bleibt, und ich muß mich wieder der allerläſtigſten Unterhaltung hergeben. Ich muß heiter und unbefangen ſcheinen, ob mir gleich, beſonders über den Kriegsangelegenheiten, gemeiniglich der Kopf voller Verdruß und Sorgen iſt. Täglich lauffen böſe Zeitungen ein; täglich höre ich von verlohrnen Schlachten, von verunglückten Belagerungen, von dem Tode ſolcher Menſchen, die meine Freunde ſind, oder meinen Freunden angehören, oder die doch ſonſt als treue Diener des Königs meine Theilnehmung verdienen. Dennoch müſſen meine Augen heiter ſeyn, wenn auch unabläßig Thränen in dieſelben dringen.“

„Geht endlich die Geſellſchaft aus einander, ſo hat allezeit dieſe oder jene Dame mir noch etwas beſonders zu ſagen. Sie eröffnen mir ihre perſönlichen Bekümmerniße und verlangen von mir, daß ich eben ſo vielen Antheil daran nehmen ſoll, als an dem allgemeinen Unglücke des Staats. Alle verlangen meine Dienſte bey dem Könige; die, welche meine Feindinnen ſind, wie meine Freundinnen; alle ſetzen mich in die Nothwendigkeit, den König mit ihren kleinen perſönlichen Angelegenheiten zu beläſtigen. So wird die Alte das Augenmerk und die Zuflucht des ganzen Hofes. Alles ſoll und muß durch mich gehn.“

„Wenn der König von der Jagd kömmt, findet er ſich gleich wieder bey mir ein. Man ſchließt die Thür und niemand wird ferner zugelaſſen. Dann muß ich ſeinen heimlichen Kummer mit ihm theilen, der gewiß nicht gering und leicht iſt. — Um dieſe Zeit finden ſich die Mini-

ni-

rkſter ein, die nicht ſelten wieder eine Summe neuer trauriger Nachrichten mitbringen. Der König hört ſie ſehr aufmerkſam an und ſetzt ſich zur Arbeit. Verlangt er meine Gegenwart dabey nicht, (ein höchſt ſeltner Fall!) ſo ziehe ich mich in den andern Theil des Zimmers zurück und ſchreibe oder — bete. Ich eſſe zu Abend, meiſtens während der König noch arbeitet."

Auf dieſe Weiſe bin ich, von ſechs Uhr des Morgens an, in beſtändiger Anſpannung und endlich ſehr müde. Der König bemerkt es und ſagt dann wohl: „Sie können nicht mehr, Madame, nicht wahr? Gehen Sie zu Bette."

„Meine Kammerfrauen kommen nun, aber ich merke daß ſie dem Könige im Wege ſind; weil er noch allerley mit mir allein zu bereden hat. Auch iſt wohl noch ein Miniſter gegenwärtig, und der König beſorgt, daß ſie nicht etwas auffangen, was ſie nicht hören ſollen. Ich kleide mich ſo geſchwind als möglich aus, und eile dabey oft ſo ſehr, daß mir übel wird. Endlich bin ich im Bette, und meine Weiber haben ſich entfernt. Nun ſetzt ſich der König noch neben mein Bette, bis er zur Tafel geht."

„Eine Viertelſtunde vor dem Eſſen kömmt der Dauphin, der Herzog und die Herzogin von Burgund, und mehrere von der königl. Familie noch zu mir herein. Um zehn Uhr oder ein Viertel auf Eilf geht alles weg. Nun endlich bin ich allein, und kann mich der Erquikkung überlaſſen, deren ich ſo ſehr bedarf. Allein, freilich hindert mich die Ermüdung ſelbſt oft, mich des Schlafs zu erfreuen."

Zu dieſen Schilderungen ihres Verhältniſſes mit dem Könige kann man zur nähern Kenntniß ihres Charackters noch folgende Selbſtbekenntniſſe rechnen." Die Fürſten wollen niemals an traurige Dinge erinnert ſeyn. Sie ſind an Schmeichler gewöhnt, deren ſtetes Beſtreben dahin geht, alles aus ihrem Anblicke zu entfernen, was nur die geringſte unangenehme Vorſtellung erregen kann. Ich hingegen ſehe mich in meinem Gewiſſen verpflichtet, aus Freundſchaft für den König und durch den

An-

Antheil, den ich an dem Wohl des Vaterlandes nehme, ihm zu jeder Zeit die Wahrheit frey heraus zu ſagen. Ich muß ihm ohne Unterlaß zeigen, daß er hintergangen wird, und daß man ihm böſe Anſchläge giebt. Ich bin in dem unglücklichen Fall, denjenigen zu betrüben, den ich liebe, und das Mißfallen deſſen rege zu machen, dem zu gefallen, mein einziger Wunſch iſt."

Man läßt ihr darum die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ſie ihren ehrenvollen Platz verdiente; denn ſie mißbrauchte ihn nicht, weder für ſich noch andere. Ihre Verwandten ſelbſt machten ihr den Vorwurf, daß ſie für ihre Familie gar nicht ſorge. „Sie wollen mit ihrer Beſcheidenheit, ſagte einſt eine ihrer Muhmen zu ihr, nur Aufſehen machen, und ihre Familie iſt das Opfer derſelben." So ganz anders dachte und redete man jetzt von der ehemaligen ſo unverſchämten Madame Scarron. Auch der König ſelbſt ſprach öfters zu ihr: „Aber Madame, warum verlangen Sie nichts? Sie haben ja nichts! — Es iſt Ihnen nicht erlaubt, antwortete ſie dann, mir zu geben, Regenten ſind Verwalter der Güter des Staats." —

Ihres beneideten hohen Poſtens unerachtet, fühlte ſie ſich nichts weniger als glücklich auf demſelben, wenn man anders ihren eignen Worten trauen darf. Sie ſchrieb einſt an ihren Bruder: „Länger kann ichs nicht ausſtehen; ich wollte daß ich todt wäre!" und an eine ihrer Freundinnen: „Warum kann ich ihnen meine Erfahrung nicht mittheilen? Warum kann ich ihnen die Langeweile nicht ſchildern, welche die Großen verfolgt, und die Mühe die ſie ſich geben, ihrer Zeit loß zu werden? Faſt ſterbe ich vor Kummer. Ich bin jung und artig geweſen; ich habe Vergnügen gehabt; ich bin allenthalben beliebt geweſen; bey zunehmenden Jahren habe ich meine Zeit im Umgange mit klugen Leuten zugebracht; ich habe die Gunſt des Königs erhalten, und ich gebe ihnen die Verſicherung, daß ich bey allen dieſen Umſtänden eine ſchreckliche Leere fühle."

Dieſe Leere füllte ſie am meiſten mit Wohlthaten aus, welche ſie Hülfsbedürftigen erwies. Oft beſuchte

ſie

ſie eine arme Familie, und nahm ſich ihrer auf mancherley Art an. Bey den Krankenbetten und in den Wohnungen des Elends ſchien ſie mehr Vergnügen zu finden als am Hofe, wenigſtens war dort ihre Miene heiterer.

Einſt beſuchte ſie eine arme Offizierswittwe, die nicht wußte, von wem ſie beſucht wurde. Daher ſprach die Kranke zur Frau von Maintenon ſelbſt: „man ſage von dieſer Dame, ſie ſey ſo mitleidig, und ein Kammerdiener hat mir verſprochen, ihr eine Bittſchrift von mir zu überreichen; und ach! — wie gern hätte ich ihr ſelbſt aufgewartet, aber meine Kräfte erlaubens nicht, denn ich habe in zwey Tagen nichts gegeſſen.“ — Wahrſcheinlich hatte der Kammerdiener ſchon von der kranken Offizierswittwe mit Frau von Maintenon geſprochen; aber ſie gab ſich nicht zu erkennen, ſondern unterſtützte die Leidende durch eine fremde Hand reichlich, ohne daß ſie jemals ihre Wohlthäterin erfuhr.

Dies war die äußerſt merkwürdige Perſon, welche des Königs Zutrauen im höchſten Grade beſaß, und ihn mehrentheils nach ihrem Willen lenkte. Wären nur alle deßelben noch ſo würdig geweſen, als ſie! Gegen keinen andern gieng aber auch ſonſt ſein Zutrauen bis zur Offenheit und Zutraulichkeit. Stets ſuchte er ſeine Gedanken und Entſchlüſſe in den Schleyer eines geheimnißvollen Weſens zu hüllen. Beſonders meinte er hierdurch ſeine Königswürde gegen die Anſprüche der Groſſen und Gewaltigen ſeines Reichs in Sicherheit zu ſezzen, wenn er ſie lange in Ungewißheit ließ, was er zu thun entſchloſſen ſey.

Der König verlangte und brachte es in Rechnung, daß ſeine geringſten perſönlichen Bedienten mit Ehrerbietung behandelt wurden, wenn ſie in einem Dienſtgeſchäft begriffen waren. Selbſt von den vornehmſten Perſonen ſeines Hofs verlangte er das, und pflegte gelegentlich einzelne Fälle, wo man ſeinen Bedienten auſſerordentliche Ehre erwieſen hatte, zur Nachahmung zu erzählen. Hatte er einen geringen Offizianten an dieſen oder jenen Groſſen abgeſandt, ſo fragte er ihn bey ſeiner Rückkunft genau aus, wie er aufgenommen wor-

den ſey? Er fand es ſehr ſchicklich und pflegte es mit Wohlgefallen zu erzählen, wie einſt ein gewiſſer Herzog einen gemeinen Bedienten, der ihm einen Brief vom Könige überbrachte, an ſeiner Tafel Platz nehmen laſſen, und ihn beim Weggehn bis in den Hof ſeines Pallaſtes begleitet hatte.

Eine Laſt von ſiebzig Jahren, verbunden mit ſo mancherley Unfällen, theils in ſeiner Familie, theils in ſeiner Regierung, beugten ihn am Abend ſeines Lebens nieder. Zwei und ſiebzig Jahre hatte er auf dem Thron geſeſſen, und überlebte nun ſich ſelbſt. Nie ward ein Monarch von ſeinen Zeitgenoſſen mehr geſchmeichelt, bewundert und von ſeinen Unterthanen vergöttert; aber auch keiner von der Nachwelt vielleicht mehr verurtheilt, als er. Sein Ruhm, ſeine Größe hatten Frankreich an den Rand des Abgrunds geführt. Er ahndete das, denn mit der Annäherung ſeines Todes fühlte er ſich von Reue geplagt und von Gewiſſensbiſſen zerriſſen. Man bot alles auf ihn zu erheitern, aber vergebens, denn ſeiner geängſteten Seele ſchienen blutige Geſtalten und das Elend ſeines Volks vorzuſchweben. Er klagte laut, daß er ſich zwar als Privatmann keinen Vorwurf zu machen habe, wohl aber als Fürſt. „Wer wird die Schulden des Reichs bezahlen! rief er aus. Gerechter Gott! ich hoffe alles von deiner Barmherzigkeit. Ich leide, aber ich leide nicht genug, und das iſts, was mich bekümmert!“ Er ermahnte ſeinen jungen Nachfolger, die Auflagen zu mindern und das zur Ausführung zu bringen, was er ſo unglücklich geweſen ſey, nicht ausführen zu können. Er ſtarb den 14. September 1715 im ſieben und ſiebzigſten Jahre ſeiner Regierung, und verwechſelte einen Thron, den er als ein Kind von fünf Jahren beſtiegen hatte, mit der Gruft. Das Unglück, was Frankreich durch ſeine immerwährenden Kriege unter ihm erduldet hatte, die vielfachen Auflagen, die ungeheure Schuldenlaſt des Staats, und das allgemeine Elend des Landes, verdunkelten den Schimmer ſeiner Regierung alsbald, und ſein Todestag war mehr ein Aufruf zur Freude als zur Trauer.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

49ſte Woche.

Stanislaus Lesczinsky.

Wie doch das Schickſal ſo oft mit den Menſchenkindern wunderbar ſpielt! Wie die Waſſertropfen auf einem Mühlrade bald empor gehoben, bald herabgeſtürzt werden; ſo wandelt ſich Glück in Elend, Glanz in Dunkelheit, Armuth in Dürftigkeit. Wenn die Mutter oder die Wärterin in der einſamen Abendſtunde an der Wiege eines Kindes manchmal etwas nur von ſeinem künftigen Lebenslauf ahnden ſollte, wie würde ſie zuſammenfahren! und ob die Wiege in einem Schloß oder in einer Strohhütte ſteht, das thut nichts zur Sache. Ein Menſch iſt ſo oft der Ball des andern, und oft wiſſen beyde nicht, wie der eine dazu kömmt, ihn zu ſchlagen, und der andre eben ſo wenig, warum? und warum er eben dahin geſchlagen wird.

Eine kleine Vorrede gehört nun einmal zur Sache, weil ſie dem Dinge ein beßres Anſehn giebt, und ſo weiß ich auch nicht, wie? und warum? mir die kleine Einleitung da entwiſcht iſt. Ich wollte vom Stanislaus Lesczinsky reden, den meine Leſer, wenn ſie anders ein gut Gedächtniß haben, noch von Olims Zeiten her kennen ſollten. Den weiland König von Pohlen meine ich, den Carl XII, Gott weiß, warum? ſo gewaltig in Affection nahm, daß er par force König werden mußte, wie Pag. 325 weiter geſchrieben ſteht,

 und

und dem der degradirte König von Pohlen, Auguſt II. zur Krönung gratuliren mußte, ohngefähr mit einer Miene, als wenn man unreife Schleen gegeſſen hat, wie Pag. 334 eben nicht erbaulich zu leſen iſt. Weiter wird ſich der großgünſtige Leſer noch erinnern, daß nach der Schlacht bey Pultawa, wo die Herrlichkeit Carls des Zwölften mit der Sonne untergieng, nur mit dem Unterſchiede, daß jene gar nicht mehr zu Kräften kommen und wieder aufgehen konnte, Stanislaus Lesczinsky in Anſehung ſeiner Königl. Würde ein ziemlich ähnliches Schickſal hatte; daß er aus dem Reiche flüchten, dem rechtmäßigen Könige weichen mußte, und da er ſeinen Gönner und Patron, Carl den Zwölften in der Türkey unter einem fremden Namen beſuchen wollte, eben das Schickſal wie dieſer hatte und mit allen ſeinem Range gebührenden Ehrenbezeugungen — gefangen gehalten wurde. Von der Zeit an haben wir ſeiner nicht mehr erwähnt und wollen alſo nun weiter ſehen, wie es ihm ergangen und was aus ihm geworden iſt.

Carl der Zwölfte war, wie bekannt, ein Mann von Wort und eher mußte Eiſen brechen, als das bey ihm. Er hatte ſich einmal für Stanislaus intereſſirt und ihm die Krone verſchafft, er konnte und wollte ihn alſo nicht ſinken laſſen. Und ſo lange er lebte, that ers auch nicht. Beyde Könige wurden zu gleicher Zeit ihres Aufenthalts in der Türkey erledigt, doch zog ein jeder beſonders ſeine Straße. Carl war damals rechtmäßiger Herr und Beſitzer des von ſeinen übrigen Staaten ſo weit entlegnen Herzogthums Zweybrück. Sein Client, Stanislaus, hatte alle ſeine Beſitzungen in Pohlen verlohren und ſo hatte er mit Krone und Scepter auch das eingebüßt, was er vorher als pohlniſcher Woiwode gehabt hatte. Seine

Lage

Lage war alſo die kläglichſte von der Welt. Sie hätte aber doch weit beſſer ſeyn können, wenn Carl erlaubt hätte, daß ſich Stanislaus mit dem Könige Auguſt hätte ſetzen und ihm die Krone, die ohnedem wieder ſeine war, hätte abtreten dürfen. Aber das wollte Carl durchaus nicht zugeben und ſagte ausdrücklich: wenn mein Freund Stanislaus nicht mehr König von Pohlen ſeyn mag, ſo werde ich an ſeiner Statt ſchon einen andern machen. Dadurch war Stanislaus ſo ſehr mit in Carls traurige Lage verwickelt, daß er wie zwiſchen Thür und Angel ſteckte. Seinem Wohlthäter zum Trotz ſich mit dem Könige Auguſt auszuſöhnen und ſich wieder für ſeinen Vaſallen zu erkennen, das ließ ſeine Dankbarkeit gegen Carln nicht zu. Und bekanntlich war Carls Lage ſo bedrängt, daß er wenig oder gar nichts für ſeinen Freund thun konnte.

Doch that er, was er konnte, und das war unter ſeinen Umſtänden viel. Er wieß ihm nehmlich das Herzogthum Zweybrück zu ſeinem Auffenthalt an und beſtimmte die Einkünfte deſſelben, die ſich jährlich auf ſiebzig tauſend Thaler beliefen, ſo nothwendig er ſie auch ſelber brauchte, zu ſeinem Unterhalt an. Das war gewiß ein königliches Freundſchaftsſtück und von einem nnglücklichen Könige, der ſelbſt mit Noth und Mangel kämpfte, mehr als königlich gehandelt. Bis an Carls Tod war alſo Stanislaus ſtandesmäßig verſorgt.

Aber Carl ſta[illegible]nd nun fiel Zweybrück nach dem Recht der Erbſchaft wieder an die Pfalz. Stanislaus mußte weichen und nun wohin? — Er irrte als ein geächteter Flüchtling umher, auf deſſen Kopf ein Decret des pohlniſchen Reichstags ſogar einen Preiß geſetzt hatte. Konnte je ein König unglücklicher werden? Ohne Vermögen, ohne Sicherheit des Lebens

 und

und in der troſtloſeſten Lage von der Welt, wandte er ſich an den Herzog von Orleans, damaligen Regenten von Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs des Funfzehnten. Der Herzog von Orleans erbarmte ſich ſeiner und wieß ihm aus Mitleid einen heimlichen Zufluchtsort auf einem Dorfe bey Landau an. Das blieb aber gleichwohl nicht lange verſchwiegen; und ſo wenig Stanislaus in ſeinen traurigen Umſtänden auch ſchaden konnte, ſo blieb er doch ſeinem Gegenkönige Auguſt, beſonders weil dieſer einige Streitigkeiten ſeit ſeiner Wiedergelangung zum Throne mit den pohlniſchen Großen hatte, immer ein Dorn im Auge. Er wollte ihn alſo eben ſo aufheben laſſen, wie er es mit dem Jacob Sobiesky in Schleſien gemacht hatte. Es fand ſich auch ein herzhafter Franzoſe, der ſich mit Beyhülfe von dreyßig entſchloßnen Offizieren dazu verſtand und den Stanislaus gefangen nach Dresden zu liefern verſprach. Glücklicherweiſe wurde das Complott, als alles dazu vorbereitet war, Tags vor der Ausführung entdeckt, und die Verbündeten retteten ſich theils durch die Flucht, theils wurden ſie gefangen. Stanislaus, anſtatt ſich zu rächen, vergab ihnen auf die großmüthigſte Weiſe von der Welt und entließ ſie mit einigen ſanften Vorwürfen. Aber eben dadurch wurde er dem Könige Auguſt bey der immerwährenden Gährung in Pohlen nur um deſto furchtbarer.

Mehrerer Sicherheit halbe[illegible]eß jetzt der Herzog von Orleans dem unglücklichen Stanislaus eine alte Commenderie zu Weißenburg, an der die Mauer halb verfallen war, zum Zufluchtswinkel an. Der König Auguſt beklagte ſich durch ſeinen Miniſter bey dem Herzog-Regenten von Frankreich und verlangte die Auslieferung ſeines Gegenkönigs und Vaſallens. Der

ſäch-

ſächſiſche Miniſter erhielt aber die merkwürdige Antwort: „mein Herr! melden Sie dem Könige, Ihrem Herrn, daß Frankreich von jeher die Zuflucht unglücklicher Könige geweſen iſt.“ —

Der Herzog von Orleans hatte für ſeinen Mündel, König Ludwig den Funfzehnten, eine ſpaniſche Prinzeßin zur Braut ausgeſucht, die nicht älter als drey Jahre war. Nun legte ſich der Herzog hin und ſtarb ſo plötzlich, daß der jovialiſche König Auguſt bey der Nachricht von ſeinem Tode in die leichtſinnigen Worte ausbrach: meine Seele ſterbe des Todes dieſes Gerechten. Die Vormundſchaft und Regentſchaft kam jetzt auf den Herzog von Bourbon, dem die projectirte Vermählung ſeines Königlichen Mündels mit der gedachten ſpaniſchen Infantin gar nicht nach dem Sinne war. Er wünſchte aus guten Gründen den damals funfzehnjährigen König von Frankreich bald vermählt zu ſehen und die auserlesne Prinzeßin Braut war noch nicht älter als acht Jahre. Mithin hatte es mit der eigentlichen Vollziehung der Vermählung noch gute Wege und es lag ihm daran, daß der junge König ſobald als möglich einen Thronerben erzielte, damit, wenn der ſchwächliche König ja mit Tode abgienge, ſeine Regent- und Vormundſchaft um deſto länger dauerte. Denn ſtarb der König ohne Erben, ſo fiel die Krone entweder an Spanien oder an die Familie Orleans und die Herrſchaft Bourbons hatte dann ein Ende. Er zitterte daher bey jeder oftmaligen Unpäßlichkeit des jungen Königs und ein Fieber deſſelben, das einen mißlichen Ausgang drohte, und worüber der Herzog von Bourbon eine äußerſt unruhige und ſchreckhafte Nacht hatte, beſtimmte ihn in dem feſten Entſchluß, bald nach der Geneſung des Königs den ſchon geſchloßnen Heyraths-

Con-

Contrakt mit der ſpaniſchen jungen Prinzeßin umzuſtoßen und ſich nach einer reifen Braut für ſeinen jungen Herrn umzuſehen.

Der Herzog ſchlief gerade unter den Zimmern des kranken Königs und glaubte einmal zu einer ungewöhnlichen Zeit Lärm und Bewegung zu hören. Er ſprang aus dem Bette und lief in vollem Schrecken und nur mit einem Schlafrock bekleidet, hinauf. Der erſte Wundarzt, der im Vorzimmer ſchlief, war verwundert, ihn zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde kommen zu ſehn, ſtand auf, gieng ihm entgegen und fragte ihn um die Urſache ſeiner Beſtürzung. Noch ganz außer ſich und mit abgebrochnen Tönen antwortete Bourbon: „ich habe Lärm gehört — der König iſt krank — was wird aus mir werden? — Der Wundarzt hatte Mühe ihn wieder zu beruhigen und ihn zu bereden, ſich wieder nieder zu legen. Beym Weggehen ſagte der Herzog, wie ein Menſch, der zu ſich ſelbſt redet, „das ſoll mir nicht wieder begegnen, kömmt er auf, ſo muß er vermählt werden.“

Der König genas und der Herzog verfolgte nun ſeinen Plan. Er ſtieß den ſpaniſchen Heyraths-Contract um, und ſchickte die junge königliche Braut, die ſchon in Frankreich war und da erzogen werden ſollte, nach Spanien zurück. Da der junge König ſelbſt keine Neigung zu ihr fühlte, und auch die franzöſiſche Nation, weil das königliche Haus auszuſterben drohte, ſelbſt bald einen Thronerben wünſchte, ſo hatte der Herzog den beſten Vorwand von der Welt.

Nun entſtand große Verlegenheit, woher man in der Geſchwindigkeit eine Braut nehmen ſollte, die zu den Jahren und zu den Staatsverhältniſſen des jungen Königs von Frankreich paßte. Der Herzog ſann

hin

hin und her und fiel endlich auf die Tochter des dürftigen Königs — Stanislaus Lesczinsky.

Stanislaus ſchmachtete noch immer in ſeiner elenden Commenderie zu Weißenburg und träumte von nichts wenigerm, als von ſeinem bevorſtehenden großen Glück. Hier war es, wo er durch einen Brief des Herzogs von Bourbon das unverhofte Glück erfuhr, das ihm bevorſtände. Welch ein Wechſel der Dinge! Den Brief in der Hand eilte er ſogleich in das Zimmer, wo ſeine Gemahlin und Tochter waren und rief gleich beym Eintritt voll beſtürzter Freude ihnen entgegen: „wirft euch mit mir auf die Knie und danket Gott!“ — „Ach! mein Vater, rief die Tochter aus, Sie ſind wieder zum pohlniſchen Thron berufen?“ — „Der Himmel iſt noch weit günſtiger, meine Tochter, antwortete der Vater, du biſt Königin von Frankreich.“

Die Beſtürzung der Mutter und Tochter läßt ſich nicht ſchildern. Ihr Elend hatte ſie ſchon lange gelehrt, die Anſprüche ihres ehmaligen Standes zu vergeſſen und vorher würde ſich die Prinzeßin glücklich geſchätzt haben, nur einen von denen zu heyrathen, die nunmehr zu ihren vornehmſten Bedienten gehören ſollten. Stanislaus begab ſich nun ohne Verzug nach Straßburg, wo das förmliche Anſuchen durch Ambaſſadeurs mit mehr Würde vorgenommen werden konnte, als in dem verfallnen Schloſſe zu Weißenburg. Mit dieſen Ambaſſadeuren, dem Herzoge von Autin und dem Marquis von Beauveau, ſchickte man der künftigen Königin zugleich ihre Hofhaltung entgegen. Der Herzog von Autin machte der Prinzeßin Braut das Compliment: „der Herzog von Bourbon hätte zwar eine ſeiner Schweſtern vorziehen können, es wäre ihm aber hauptſächlich nur um Tugend zu

thun

thun geweſen.“ Dieſen Seitenblick nahm eine der gegenwärtigen Schweſtern des Herzogs, die zur Oberhofmeiſterin der neuen Königin ernannt worden war, mit Recht ſehr übel und erwiederte mit Bitterkeit: der Herzog von Autin ſieht alſo mich und meine Schweſtern für H*** an. Der Herzog von Orleans ließ ſich im Nahmen des Königs, wie es bey hohen Häuptern gebräuchlich iſt, die junge Braut in der Straßburger Domkirche durch den Cardinal von Rohan antrauen und vierzehn Tage nachher hielt die junge Königin ihren feyerlichen Einzug in Fontainebleau, wo man die förmliche Hochzeit feyerte.

Nun war alſo Stanislaus Schwiegervater des Königs von Frankreich, woran der Herzog Regent von Orleans, als er ihm eine Zuflucht im Elſaß bewilligte, wohl nimmermehr gedacht haben mochte. Als ſolcher konnte er Standes halber unmöglich länger ſein Weſen in der verfallnen Commenderie zu Weißenburg mit Ehren haben. Der Schwiegerſohn und ſein Vormund waren demnach ernſtlich darauf bedacht, den Vater der nunmehrigen Königin wieder auf einen feſten Fuß zu ſetzen.

Das Schickſal ſchien ſelbſt dazu die Hand zu bieten, indem August der Zweyte, König von Pohlen, den Thron mit der Gruft verwechſelte. (1733.) Wer den Pabſt zum Freunde hat, kann leicht Cardinal werden, ſagt das Sprůchwort. Und da Stanislaus von alten Zeiten her noch immer einigen Anhang in Pohlen und jetzt den König von Frankreich zum Schwiegerſohn hatte, überdies ein Piaſt und ſchon würklicher König geweſen war, ſo ſchien kein Throncandidat mehr Anſprüche auf die Krone zu haben und ſie leichter durchſetzen zu können, als er. Auch war die Nachricht von Auguſts Abſterben kaum ruchtbar

bar geworden, als ſich Frankreich laut und frey für Stanislaus als Nachfolger erklärte. Um keine Zeit zu verlieren und allen Intriguen vorzukommen, machte er ſich incognito auf den Weg, reiſte als ein verkleideter Kaufmann durch Deutſchland und ſelbſt durch Berlin und langte glücklich in Warſchau an. Zugleich ließ auch Rußland, das ſich gegen Stanislaus für den Sohn Auguſts Zweyten erklärte, einige Regimenter in Pohlen einrücken und nun gieng daſelbſt der Rumor von neuem los.

Die Gährung nahm, wie es ſonſt auf den pohlniſchen Reichstagen von alten Zeiten her, gewöhnlich war, wieder an allen Ecken und Enden überhand, und die benachbarten Mächte miſchten ſich auch ins Spiel. In Pohlen ſelbſt waren zwey Partheyen, die eine für Stanislaus, die andere für Auguſts Sohn. Rußland und Oeſterreich erklärten ſich für den letztern und Frankreich für den erſtern. Preußen blieb neutral und ſah dem Spiel von ferne zu. Frankreich und Oeſterreich zogen über die Königswahl zuerſt mit Manifeſten und bald darauf mit Kanonen zu Felde.

Der Primas des Reichs, welcher ganz für Stanislaus war, hatte zwar heilig verſprochen, keinen zum Könige zu proclamiren, ſo lange unter den Ständen noch Widerſpruch herrſchte. Da ſie aber zu keiner Vereinigung zu bringen waren, ſo machte er nicht Weitläuftigkeiten, kehrte ſich an nichts und rief auf dem Wahlfelde unter Trompeten- und Paukenſchall aus: Es lebe Stanislaus! worauf das Te Deum unter Kanonen und Musketenfeuer abgeſungen und der Wahlſchranken verbrannt wurde. Zwey Biſchöffe, zwanzig weltliche Senatoren, neun Fahnen von dem Sendomirſchen Adel und über 6000 Edelleute aus verſchiedenen Woiwodſchaften proteſtirten laut und

und feyerlich dagegen. So ſtanden die Sachen, als Stanislaus, als proclamirter König in Warſchau anlangte.

Das waren nun zum zweytenmal ſehr trübe Ausſichten für den neuen König auf dem Thron. Gewitterwolken zogen ſich zuſammen und er ſuchte ſie dadurch zu zerſtreuen, daß er zunächſt den Weg der Güte verſuchte. Er ließ die Gegenparthey, die ſich bey Prag, der Vorſtadt von Warſchau, gelagert hatte, auf das freundlichſte zur Vereinigung einladen, erhielt aber rund ab die abſchlägliche Antwort, daß man ihn gar nicht für einen König erkenne. Da das nun fehl ſchlug, wollte man ſie mit Gewalt zum Gehorſam bringen und ſie mit den Waffen in der Hand angreiffen. Sie warteten das aber nicht ab, ſondern zogen ſich zurück und die rußiſchen Truppen näherten ſich nun Warſchau. Stanislaus war gezwungen, ſich zu flüchten, nachdem ſeine Herrlichkeit nur zwey und zwanzig Tage gedauert hatte. Unter dem Schutz der rußiſchen Völker wurde ein neuer Wahltag gehalten und der einzige Sohn des verſtorbnen Königs, unter dem Namen August der Dritte, zum Könige erwählt. So waren jetzt wieder zwey Könige von Pohlen.

Stanislaus wich der Uebermacht und retirirte ſich nach Danzig, wo man ihn auch mit offnen Armen aufnahm. Die Ruſſen folgten ihm auf dem Fuße nach und belagerten die Stadt. Der ſchwache Anhang, welcher dem Stanislaus hieher gefolgt war, konnte ſich, verbunden mit der Bürgerſchaft und den Kaufdienern, welche die Wälle beſetzten, gegen geübte Truppen nicht lange halten. Frankreich ſchickte der belagerten Stadt

zwar

zwar drey Infanterieregimenter zu Hülfe. da aber alle Zugänge von den Ruſſen beſetzt waren, ſo konnten ſie nicht hinein. Sie ſegelten ab und kamen noch einmal wieder und beſtürmten die rußiſchen Verſchanzungen, aber vergebens. Die Stadt wandte ſich an den König von Preußen mit der Bitte, ſich ihrer anzunehmen, der es aber abſchlug und bey ſeinem Neutralitätsſyſtem verharrte. So weigerte er ſich aber auch von der andern Seite und verſagte dem rußiſchen Belagerungsgeſchütz den Durchzug durch ſeine Staaten; wozu er ſich aber endlich dennoch verſtand.

Die Noth ward indeſſen immer größer und Stanislaus ſah dem traurigen Zeitpunct entgegen, wo er ſeinen Feinden in die Hände fallen müßte, denn es war ſichtbar, daß ſich die Stadt bey allem Außenbleiben eines Entſatzes auf die Länge unmöglich halten könnte. Die Danziger klagten laut, daß ſie durch Frankreichs Vorſpiegelungen hintergangen wären und redeten von Capitulation. Stanislaus ſah ſich genöthigt, die Bürger auf den Straßen auseinander treiben zu laſſen, damit ſie nicht wider ihn complottiren könnten. Das Fort Weichſelmünde war ſchon an die Ruſſen mit Capitulation übergegangen und wollte die Stadt nicht durch Sturm erobert ſeyn, ſo blieb ihr auch kein andrer Ausweg übrig.

Stanislaus war nun ernſtlich auf ſeine Flucht bedacht, die aber natürlich mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden war. Was aber wagt man nicht für Leben und Freyheit, da an die Krone ohnehin nicht mehr zu denken war! — Da die Danziger wohl begriffen, daß ſie für die Ueberlieferung des Königs würden haften müſſen, ſo hatte er Auflaurer in und außer der Stadt. Der König wagte dennoch das äußerſte. Er verkleidete ſich in einen Ochſenhändler und ſchlich ſich in Geſellſchaft ſeines Generals Steinflicht heimlich davon. Sie kamen glücklich durch und irrten in ihrer Verkleidung nun mehrere Tage herum, ohne den rings umher weit und breit ſchwärmenden Ruſſen aus den Augen zu kommen. Der König, der des Fußgehens

bens nicht gewohnt und durch die immerwährende Furcht und über ihn ſchwebende Gefahr noch mehr abgemattet wurde, litt dabey unausſprechlich. Er war ganz in der Lage eines gemeinen Deſerteurs, der mit allen möglichen Uebeln zu kämpfen hat. Er durfte nicht ſagen, woher? und durfte nicht fragen, wohin? —

Eines Morgens, da er mit Steinflicht die ganze Nacht umher geirrt war, konnte er vor Müdigkeit und Hunger nicht mehr von der Stelle. So ſehr ſie ſonſt alle Wirthshäuſer vermieden, zwang ſie die äußerſte Noth doch in eines derſelben einzukehren, das gewöhnlich nur von Ochſenhirten und Schäfern aus der umliegenden Gegend beſucht zu werden pflegte. Aber da war für einen königlichen Magen wenig oder nichts zu haben. Die Wirthin führte beyde auf Verlangen oben auf den Boden, weil dem Könige die Krankheit aus den Augen ſah. Ungewohnt im Freyen und ohne Bedeckung zu ſchlafen, hatte er ſich erkältet und ſich ein heftiges Fieber zugezogen. Er legte ſich auf ein Bund Stroh nieder und ſtatt aller Linderungsmittel war hier nichts als ein wenig Bier zu haben. Aber auch das konnte er ſo wenig als des Schlafs in Ruhe genießen. Kaum hatte er ſich niedergelegt, als Koſacken von der rußiſchen Armee, der ſeine Flucht ſchon bekannt war, anlangten. Sie fragten die Magd im Hauſe, ob keine Fremde hier logirten? Glücklicherweiſe hatte die Magd den König nicht ankommen ſehen, und wußte auch von ſeiner Anweſenheit nichts. Auf ihre Antwort, daß das ganze Haus leer ſey, zogen die Koſacken ihres Weges, ohne weiter nachzuſuchen. Aber man denke ſich, wie dem Könige, der das alles hörte, bey dieſer Frage das Herz ſchlagen mußte. Ohnmöglich konnte er daran zweifeln, daß das ihm gelte, und daß man ihm auf die Spur gerathen ſey. Und in der That war es auch nicht anders. Denn ſobald der Magiſtrat zu Danzig die Flucht des Königs inne geworden war, bat er um Kapitulation bey dem ruſſiſchen Feldmarſchall von Münnich, dem er zu gleicher Zeit die Entweichung des Königs meldete, mit der feierlichſten Betheurung, daß man in der Stadt nichts davon

von gewußt, noch viel weniger einen Antheil daran gehabt habe, welches auch der franzöſiſche Geſandte von Monti zur Legitimation des Magiſtrats mit ſeinem Ehrenwort ſchriftlich beſtätigte. Der rußiſche Feldmarſchall befahl darauf die ſtrengſte Nachforſchung ſowohl in, als außerhalb der Stadt.

Der König, ſchon von aller Welt verlaßen, ſah ſich, ſeiner Sicherheit halben und um leichter durchzukommen, genöthigt, ſich nun auch von ſeinem letzten Unglücksgefährten, dem General Steinflicht zu trennen. Das war ein ſchmerzlicher Abſchied. Beide ſchlugen nun jeder ſeinen Weg beſonders ein. Der Schwiegervater des mächtigen Ludwigs irrte wieder mehrere Tage einzig und allein zu Fuß umher. Endlich erreichte er ein Dorf im Rücken des rußiſchen Lagers, wo er es wagte einen Wagen zu fordern, der ihn nach Marienwerder, welches dem Könige von Preußen gehörte, bringen ſollte; Er erhielt ihn, und kam glücklich auf preußiſchem Grund und Boden an.

So bald er zu Marienwerder im Wirthshauſe ausgeſtiegen war, ließ er dem Obriſtlieutenant Meyer melden, daß ein Fremder ihn zu ſprechen wünſche und ihn inſtändigſt bitten ließe, ſich in das Wirthshaus zu bemühen. Meyer kam, und der König gab ſich ihm zu erkennen. Dieſer Offizier ſäumte nicht, ihm alle ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen, und ſchickte ihm Wäſche und die Uniform ſeines Regiments, um ihn den Nachſtellungen der Koſacken deſto ſicherer zu entziehen. Keinen Tag ſpäter hätte Stanislaus anlangen dürfen, denn ſie waren ihm auf die Spur gerathen und ſchwärmten ſchaarenweiſe um Marienwerder her. Da der Obriſtlieutenant Meyer fürchtete, daß die Rußen einen Verſuch wagen möchten, den König ſeinen Händen mit Gewalt zu entreißen, ſo ließ er gleich folgenden Tags ſeine ganze Escadron aufſitzen, und begleitete mit derſelben den König nach Rieſenburg, wo für ſeine Sicherheit nichts mehr zu beſorgen war.

Hier nahm der Obriſt Rappe den König in Empfang, räumte ihm ſein eignes Haus ein, und ließ ihn

ſo-

ſo gut bedienen als es die Umſtände erlaubten. Zugleich ſchickte er einen Kurier an den König Friedrich Wilhelm, der ſich bey ſeiner Armee am Rhein befand, um ſich Verhaltungsbefehle in Anſehung des Königs von Pohlen zu erbitten. Die Lage des Königs von Preußen war dabey ſonderbar genug. Er ſelbſt ſtand mit ſeinem Heer wegen der pohlniſchen Königswahl gegen die Franzoſen, doch nur als deutſcher Reichsſtand, der dazu ſein Contingent hatte ſtellen müßen, und doch hatte ſich zu gleicher Zeit eben dieſer König, um deßenwillen Oeſterreich mit Frankreich im Kriege begriffen war, in ſeinen Schutz begeben. Als Churfürſt von Brandenburg ſtritt er gegen den Schwiegerſohn, und als König von Preuſſen nahm er den Schwiegervater in Schutz. Er gerieth alſo in nicht geringe Verlegenheit, wie ers mit ſeiner Neutralität hier halten ſollte. Gab er dem Könige Stanislaus eine Freyſtäte, ſo hatte er den Zorn Rußlands und des jetzigen Königs von Pohlen und Churfürſtens zu Sachſen, Auguſt III.; und verweigerte er ſie ihm, ſo hatte er den Unwillen Ludwigs XV. zu fürchten, mit dem er aus guten Gründen auch nicht zerfallen wollte. Nachdem Friedrich Wilhelm einige Tage in ſeinem zu nehmenden Entſchluß hin und her geſchwankt hatte, entſchloß er ſich, den Land- und leuteloſen König Stanislaus aufzunehmen. Er gab Befehl, ihn nach Königsberg zu bringen, wo ihm eine Wohnung auf dem königlichen Schloße angewieſen und er mit allen denen, die ſich von ſeiner Parthey bey ihm einfinden würden, frey gehalten werden ſollte, welches auch geſchah. Es währte auch nicht lange, ſo ſtellten ſich ſo viele pohlniſche Magnaten beym Könige Stanislaus zu Königsberg ein, daß er daſelbſt einen ſo anſehnlichen Hof, als nur immer zu Warſchau, hatte.

Die damalige Kaiſerin von Rußland war äußerſt unzufrieden, daß Friedrich Wilhelm dem Könige Stanislaus eine Freyſtäte gab, und der König von Frankreich nicht minder, daß er dem Kaiſer zehn tauſend Mann als Reichscontingent ſtellte. Der König von Preußen hatte alſo von beiden Theilen keinen Dank. Er ließ

des-

deswegen allen auswärtigen Höfen declariren, daß er in Anſehung der pohlniſchen Angelegenheiten nach wie vor immer neutral bleiben und ſich auf keine Weiſe in die Unruhen miſchen würde. Was er aber zum beſten des Königs Stanislaus gethan hätte, wäre blos in der Abſicht geſchehen, einem unglücklichen Prinzen in Anſehung ſeiner Perſon nützlich zu ſeyn. Wer übrigens von beiden Theilen, als König von Pohlen den Platz behaupten würde, ob Auguſt oder Stanislaus, das wolle er lediglich den ſtreitenden Partheyen überlaßen und ruhig erwarten.

Frankreich und Oeſterreich hatten des Kriegs wegen der pohlniſchen Königswahl am erſten ſatt, und ſehnten ſich nach Frieden. Ludwig XV. war es zufrieden, daß August III. den Platz behauptete, wenn nur ſein Schwiegervater nicht auch ganz leer ausgienge; denn die Krone zum zweitenmale aufzuopfern und ſich blos mit dem leeren Königstitel, nach ſo vielen gemachten Unkoſten zu begnügen, ſchien ihm zu viel verlangt zu ſeyn. Es wurde alſo von Seiten Frankreichs folgendes Auskunftsmittel vorgeſchlagen und von Oeſterreich angenommen. Stanislaus entſagt, zum Vortheile Auguſt III., ſeinem Rechte auf die pohlniſche Krone, behält aber doch zeitlebens den Titel eines Königs von Pohlen bey. Dagegen erhält er auf Zeitlebens, anfangs blos das Herzogthum Bar, nach dem Abſterben des Großherzogs von Toscana, aber auch das Herzogthum Lothringen. Beide werden nach ſeinem Tode dem Königreich Frankreich einverleibt. Das herzogliche Haus Lothringen bekömmt für ſein Herzogthum das Großherzogthum Toscana, das ihm gleich nach dem Tode ſeines jetzigen Beſitzers zufallen ſoll. Das kaiſerliche Haus wird in Italien ſchadlos gehalten. Alle Theile willigten ein, und der Streit hatte ein Ende.

Stanislaus machte ſich nun von Königsberg auf, um von ſeinem erhaltenen Antheil Beſitz zu nehmen. Wäre auch ſonſt ſein Weg nicht durch Berlin gegangen, ſo hätte ers doch wohl für Pflicht gehalten, dem Könige von Preußen für den ihm ertheilten großmüthigen Schutz perſönlich Dank zu ſagen. Er kam in Ber-

lin

lin unter dem angenommenen Nahmen eines Grafen von Blamont an, und wurde dieſes Incognitos wegen ohne ſonderliche Feyerlichkeiten aufgenommen. Friedrich Wilhelm war wieder verlegen, wie er dieſen Halbkönig behandeln ſollte; zog ſich aber recht gut aus der Sache, indem er ihn umarmte, und ausrief! „Mein Herr Graf, ich bin ſehr erfreut, Euer Majeſtät bey mir zu ſehen.“ „Das iſt zu viel Ehre für den Grafen von Blamont, antwortete Stanislaus, und drückte ſeine ganze Erkenntlichkeit für die ihm gewährte Freyſtäte zu Königsberg aus.

Stanislaus blieb mehrere Tage in Berlin, und ſtellte ſich alle Abende beym Könige ins Tobacks-Kollegium ein. Beide Könige rauchten von ſieben Uhr Abends bis um zwey Uhr des Morgens in die Wette. Das gewöhnliche waren dreißig bis zwey und dreißig Pfeiffen; wobey Stanislaus viel von ſeinen Feldzügen, die er mit Karl dem Zwölften gemacht hatte, und von ſeiner Reiſe in die Türkei erzählte, und Friedrich Wilhelm ein aufmerkſamer Zuhörer war. Er ſetzte dann ſeine Reiſe über Halberſtadt, Weſel und Geldern weiter fort, und begab ſich vor der Hand zu ſeinem königlichen Schwiegerſohn nach Verſailles, von wo er endlich die ihm angewiesnen Länder bezog; und den Abend ſeines Lebens in Ruhe erwartete.

Das war das merkwürdige Spiel des Schickſals mit dieſem pohlniſchen Woiwoden. Zwey Könige, Karl der Zwölfte und Ludwig der Funfzehnte, hatten ihm zu verſchiedenen Zeitpunkten den pohlniſchen Thron zugedacht, und würzten durch ihre Gnade und ihren Schutz ſein Leben mit ſo vielen Bitterkeiten und großen Gefahren. Seine glücklichen Tage waren nur immer diejenigen, wo der Thron im fernen Hintergrunde vor ſeinen Augen ſtand, und jeder Schritt ſich ihm zu nähern, zog Ungewitter über ſein Haupt zuſammen. Menſchen ſchienen ihn zum Könige durchaus erheben zu wollen, aber dort oben ſtand es einmal nicht geſchrieben, und darum war und blieb die Frucht ſo vieles um ſeinetwillen vergoßnen Bluts doch nur ein — Königstitel.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

50ſte Woche.

Ragoczy.

Die fehlgeſchlagnen Hoffnungen des pohlniſchen Titular-Königs Stanislaus Leſczinsky erinnern mich an einen andern Fürſten dieſes Jahrhunderts, der faſt ein ähnliches Schickſal hatte. Dies war Franz Leopold Ragoczy. Ungarn war von alten Zeiten her ein Wahlkönigreich, wie weiland Pohlen, aber durch eine lange Folge ſo gut, wie ein Erbtheil des Hauſes Oeſterreich geworden. Seit dem Anfange dieſes Jahrhunderts gährte aber die Unzufriedenheit mit dem regierenden Hauſe unaufhörlich, wozu beſonders der Drang und die Religionsbedrückungen der dortigen zahlreichen Proteſtanten Veranlaſſung gaben. Die Ungarn machten deswegen wiederholte Verſuche, ſich der Herrſchaft des Kayſerhauſes mit Gewalt zu entziehen. Oeſterreich, das zu gleicher Zeit mit den Türken und Franzoſen zu kämpfen hatte, war unter dieſen Umſtänden in einer ſehr bedenklichen Lage. Die merkwürdigſte Rolle ſpielte dabey der ſiebenbürgſche Fürſt Ragoczy. So wie Stanislaus nach der pohlniſchen Krone griff, ſo ſtreckte dieſer die Hand nach der ungarſchen aus, aber auch mit gleich unglücklichem Erfolg. Was Carl der Zwölfte für Stanislaus that, das that Ludwig der Vierzehnte und der türkiſche Kayſer für dieſen und doch blieben alle Verſuche, ihm zur Krone zu verhelfen, fruchtlos. Ich

will indeſſen nicht ſowohl die innerlichen Unruhen Ungarns, als vielmehr das Leben des merkwürdigen Ragoczys beſchreiben.

Das Unglück ſchien in dieſer Familie einheimiſch zu ſeyn, denn ſein mütterlicher Großvater Peter Sereni war wegen einer Verſchwörung enthauptet worden. Leopold Ragoczy wurde 1666 gebohren und kam 1681 bey dem Tode ſeines Vaters, Franz Ragoczy, Fürſtens von Siebenbürgen, unter Vormundſchaft ſeiner Mutter. Sie war eine junge reiche Wittwe, zu der ſich viele Liebhaber meldeten. Damals ſtand der Graf Emmerich Teckely an der Spitze der unruhigen Ungarn und wünſchte ſehr ſeinen Anhang und ſein Uebergewicht durch eine Heyrath mit der jungen Wittwe zu verſtärken und ſich dadurch in den Beſitz der Ragocziſchen Güter zu ſetzen. Aber noch lebte die Schwiegermutter der Wittwe, die alte Fürſtin Ragoczy, die eine eifrige Katholikin war, und Teckely war ein eifriger Proteſtant. Die alte Schwiegermutter nahm den Antrag des Grafen ſo übel, daß ſie ihre Truppen gegen ihn marſchiren ließ, um ihm das Wiederkommen zu verleiden. Teckely ließ ſeinen Anhang auch aufſitzen, ſchlug die Ragocziſchen Truppen und nahm ſogar den Bruder der jungen Wittwe, den Grafen Sereni gefangen. Teckely ließ ſich einen ſolchen Willkommen bey weitem nicht abſchrecken und hütete ſich wohl den gefangnen Herrn Bruder der Wittwe hart zu behandeln. Er kam ihm im Gegentheil mit ſo viel Freundſchaft und Artigkeit zuvor und malte ihm ſo glänzende Ausſichten in die Zukunft, daß der Graf Sereni ganz davon bezaubert wurde, ſeine Parthey ergriff und die im Werk ſtehende Heyrath mit ſeiner Schweſter ſelbſt betrieb. Die Schwiegermutter, die alte Fürſtin Ragoczy, legte

ſich

ſich hin und ſtarb; aller Anſtoß war nun gehoben und der Heyrathscontrakt zugleich mir dem Frieden zwiſchen beyden Theilen unterzeichnet.

Die junge Wittwe war nunmehr Herr ihrer Perſon und ihrer Güter und nahm keinen Anſtand beydes den Händen des Grafen Teckely zu übergeben. Sie überlieferte ihm das feſte Schloß Mongatſch und erlaubte ihm, die ſämmtlichen Ragocziſchen Güter mit ſeinen Truppen zu beſetzen, worauf dann auch alsbald die Vermählung vollzogen wurde. Der Kayſer Leopold, dem Teckely ohnedem ſchon ſo viel zu ſchaffen machte, ſah eine ſolche Vermehrung ſeiner Macht zwar äußerſt ungern, war aber nicht im Stande, es zu verhindern. Die Herrlichkeit dauerte aber nicht lange, denn Teckely, welchen die Türken unter der Hand nachdrücklich unterſtützten, kam bey ſeinem Schutzpatron, dem türkiſchen Kayſer in Verdacht, als ob ers nicht redlich meine und wurde aufgehoben und gefangen geſetzt. Er rechtfertigte ſich zwar und wurde auf freyen Fuß geſtellt, bevor das aber geſchah, benutzte der Kayſerliche Hof ſeine Abweſenheit und Gefangenſchaft, um einen ſo gefährlichen Feind für die Zukunft ohnmächtig zu machen. Das gelang ihm auch ziemlich. Die Feſte Patack wurde erobert und nach einer wiederholten Belagerung auch Mongatſch. Während dem Teckely noch immer in türkiſcher Gefangenſchaft ſchmachtete, mußte ſich ſeine Gemahlin mit den unmündigen Ragocziſchen Kindern auf folgende harte Bedingungen ergeben.

1) Sie ſollte mit ihren Kindern künftig in Wien leben und ſich von da ohne Kayſerliche Erlaubniß nie wegbegeben, aber doch ſtandesmäßigen Unterhalt bekommen.

2) Alle ihre Güter und Mobilien ſollten ihr bis auf Mongatſch herausgegeben werden.

3) Die Kinder ſollen nebſt ihren Gütern dem Kayſer übergeben werden, der die Vormundſchaft übernehmen und vor ihre Erziehung Sorge tragen würde.

Für die ungarſchen Mißvergnügten war das ein harter Schlag, und noch härter für den gefangnen Teckely. Zwar ſprach ihn das bey den Türken von aller Doppelſeitigkeit frey und erlöſte ihn aus ſeiner Gefangenſchaft. Ehe er aber anlangte, waren ſeine Gemahlin und ſeine Stiefkinder ſchon nach Wien abgeführt. Und wohin ſollte er ſich jetzt auch wenden? —

Der Kayſer ließ die Ragoczischen Güter adminiſtriren und ſchickte den jungen Fürſten nach Neuhaus in Böhmen, wo er fleißig ſtudiren ſollte. Nach dem Tode ſeines Vaters hatte ihn die Mutter nebſt ſeiner Schweſter in der proteſtantiſchen Religion erziehen laſſen, jetzt wurden beyden catholiſche Lehrer gegeben. Ragoczy wuchs heran und ward mündig. Der Kayſer ließ ihm nun gewiſſe Güter, aber nicht alle übergeben und ſeine Schweſter wurde in ein Kloſter gethan. Da ſie aber keinen Beruf zum Kloſterleben fühlte, ſo ließ ſie ſich durch einen gewiſſen Grafen von Reckheim und Aspermont daraus entführen und vermählte ſich mit ihm. Auch dieſe Herrlichkeit währte nicht lange, denn beyde wurden ertappt; der Graf auf den Spielberg und die Prinzeßin nach Tull in Oeſterreich geſchickt, wo beyde lange Zeit ſaßen und endlich wieder los kamen. Noch war die Mutter von ihrem Gemal, dem Grafen Teckely der ſich in der Türkey aufhielt, immer getrennt. Die Türken hatten indeſſen den öſterreichiſchen General Heußler, an welchem dem Kayſer viel gelegen war, gefangen.

Er

Er wechſelte ihn gegen Teckelis Gemahlin aus, und ſo kamen die beyden Eheleute wieder zuſammen.

Der junge Ragoczy vermählte ſich zu Cölln mit einer Tochter des Landgrafens Carl von Heſſen-Wanfried, mit welcher er zwey Söhne und eine Tochter zeugte. Nun war er Mann geworden und konnte das ihm vom Kayſer angethane Unrecht nicht verſchmerzen. Sein Vater war rechtmäßiger Fürſt von Siebenbürgen geweſen und nicht nur ſein angeſtammtes Fürſtenthum, ſondern auch ſogar der Titel davon wurde ihm am Kayſerlichen Hofe verweigert. Der Kayſer hatte das ſchöne Land ſeinen Staaten einverleibt und ſah die Würde des Eigenthümers als erloſchen an. Ragoczy beſtand zu wiederholten Malen darauf, daß ihm der Kayſer nicht nur ſeine väterlichen, ſondern auch die eingezognen Teckeliſchen Güter, deren Erbe er geworden war, wieder herausgeben möchte; aber daran war nicht zu gedenken.

Lange hatte er den Weg der Güte fruchtlos verſucht und zu ſchwach, Gewalt zu brauchen, nahm er ſeine Zuflucht zur Liſt. Wegen der fortdaurenden Religionsbedrückungen und der weiblichen Erbfolge in Ungarn wurden die Gährungen daſelbſt immer ſtärker. Er ließ ſich alſo mit den Grafen Bereczeny und Sirmay und mehrern Ungarſchen und Siebenbürgſchen Großen in eine geheime Verſchwörung gegen den Kayſer ein, um ſich wenigſtens in den Beſitz ſeines Erb-Fürſtenthums Siebenbürgen zu ſetzen. Kayſer Leopold hielt bisher die unruhigen Ungarn durch die dahin geſendeten deutſchen Regimenter im Zaum. Die erbärmlich gedrückten Proteſtanten mußten ſchweigen und ruhig zuſehen, daß das Königreich Ungarn ganz auf den Fuß aller öſterreichiſchen Erbſtaaten geſetzt wurde. Da aber nun dieſe Zeit der

ſpa-

ſpaniſche Succeßions-Krieg ausbrach, und die deutſchen Regimenter aus Ungarn theils an den Rhein, theils nach Italien gegen die Franzoſen beordert wurden, ſo ſchien der Zeitpunct gekommen zu ſeyn, wo die Gedrückten, ihre alten Rechte geltend machen zu dürfen, glaubten. Sie ſtellten den Fürſt Ragoczy an der Spitze, erwählten ihn als Oberhaupt und entwarfen den kühnen Plan, ſich nicht nur der Oberherrſchaft Oeſterreichs zu entziehen, ſondern auch den Kayſerlichen Hof, wenn er ſich, wie gewöhnlich, im Frühjahre zu Laxenburg aufhalten würde, mit zehn tauſend Mann zu überfallen und zu ermorden. Um die zur Ausführung dieſes Anſchlags nöthige Mannſchaft zuſammen zu bringen, hatten ſich die vornehmſten ungarſchen Magnaten erboten, vierzehn Regimenter zu errichten, unter dem Vorwande, damit den Kayſer gegen die Franzoſen zu unterſtützen.

Im ganzen Jahrhunderte hat dem Kayſerhauſe nicht leicht ein gefährlicherer Anſchlag gedroht. Da die Franzoſen zu gleicher Zeit in Deutſchland und Italien und der Churfürſt von Bayern, Maximilian, in Tyrol, eingefallen und die Erbſtaaten des Kayſers gröſtentheils von Truppen entblößt waren, ſo ſchien ein glücklicher Erfolg die Verſchwörung krönen zu müſſen. Um ſich deſſelben noch mehr zu verſichern, ließen ſich die Verbündeten zwey und achtzig Magnaten in heimliche Unterhandlungen mit Frankreich ein. Ragoczy, als Oberhaupt, wählte zu ſeinen Vertrauten einen lothringiſchen Edelmann, Namens Longueval, welcher Hauptmann im Regiment Baaden war und auf ſeinen ungarſchen Gütern im Standquartier lag. Unter dem Vorwande, ſeine Verwandten in Lothringen zu beſuchen, ſollte dieſer Urlaub nehmen und ſich zu Ludwig den Vierzehnten

bege-

begeben und um Unterſtützung der Verſchwornen anſu-
chen. Das geſchah auch und er begab ſich mit den gehörigen Inſtructionen nach Frankreich auf den Weg. Aber Longueval war ein Verräther. Er mußte ſeinen Weg durch Wien nehmen und — entdeckte den ganzen Anſchlag dem Kayſer und ſeinen Miniſtern. Man las den Plan und erſchrack. Um doch aber zu wiſſen, wie Frankreich die gethanen Vorſchläge aufnehmen würde, ließ man Longueval mit ſeinen Briefſchaften dahin ziehen und begnügte ſich vor der Hand im ſtillen Gegenvorkehrungen zu treffen.

Longueval langte in Paris an, entledigte ſich ſeines Auftrags von Seiten der Verbündeten, und ließ ſich nichts merken, daß ſein Geheimniß ſchon in Wien am gehörigen Orte bekannt wäre. Ludwig hörte die gemachten Anträge mit Wohlgefallen an und gab in ſeinem Antworts-Schreiben dem Ragoczy all mögliche Verſicherungen, ſein Vorhaben mit Rath, Geld und Mannſchaft zu befördern. Longueval gab dieſe Antwort getreulich in Wien zur Abſchrift, bevor er ſie dem Ragoczy überbrachte und wurde darauf von ihm noch einmal nach Frankreich geſendet. Die Antwort, die er nun erhielt, war: Ragoczy ſollte zuvor eine genaue Liſte aller Verſchwornen nach Frankreich ſenden, worauf man denn franzöſiſcher Seits nicht ſäumen würde, ihm einige Millionen zu einem glücklichen Anfange auszahlen zu laſſen. Sämmtliche Verſchworne mußten ſich nun eigenhändig unterſchreiben und anſtatt dieſe Liſte Ludwig den Vierzehnten einzureichen, giebt ſie Longueval in die Hände des Kayſers. So lag das gefährliche Geheimniß nun klar am Tage und ſämmtliche Verſchworne, mit ihren Häuptern, Ragoczy Bereczeny und Sirmai, wurden plötzlich überfallen und verhaftet.

Die

Die Gefangenen wurden nach Neuſtadt gebracht, um ihnen daſelbſt den Prozeß zu machen. Doch fand Ragoczy vor Endigung deſſelben Gelegenheit zur Flucht. Ein Geiſtlicher, den ſein Zuſtand rührte, brachte es durch ſeine Vorſtellungen dahin, daß dem Gefangnen, zur Erleichterung ſeines Arreſts, ein beſondres Zimmer eingeräumt wurde, welches nur mit einer Schildwache beſetzt war. Gold blendet, und daran fehlte es Ragoczyn nicht. Zwanzig tauſend Gulden brachten den Hauptmann Lehmann von den caſtelliſchen Dragonern, die die Wache bey dem Arreſtanten hatten, dahin, daß er ein Auge zudrückte und Ragoczy mit ſeiner Gemahlin correſpondiren durfte. Sie machte, als Wäſcherin verkleidet, wiederholte Beſuche bey ihrem Gemahl, und da nun die Sache einmal eingeleitet war, ſo wurde die Flucht folgendermaßen veranſtaltet.

Der Hauptmann hatte neben Ragoczys Arreſtſtube ein Zimmer, wo er den Haber vor die Soldaten hinſchütten und ihnen denſelben zumeſſen ließ. In dieſem Haufen hatte er eine Dragonermontur praktizirt. Der Tag zur Flucht ward beſtimmt. Es wird Abend. Der Hauptmann geht zur Schildwache des Arreſtanten und befiehlt ihr ein Licht anzuzünden unter dem Vorwande, daß er einen eiligen Brief zu verſiegeln habe. Die Schildwache geht, weil der Hauptmann unterdeſſen ſelbſt Poſten ſtehen will. Geſchwind läßt er nun Ragoczyn in das Zimmer wiſchen, wo der Haber liegt. Die Montur wird vorgeſcharrt, angelegt, und Ragoczy verläßt in Begleitung des Bruders vom Hauptmann, eines Fähndrichs vom Regimente, als Dragoner verkleidet, mit einem Sack voll Haber auf der Achſel, den gefährlichen Ort. Die Schildwache hatte ſich unterdeſſen wieder eingefunden, ſah im Dun-

keln den verkleideten Dragoner die Treppe hinabſteigen, ſchöpfte aber keinen Verdacht. Der Fähndrich, der mit im Komplotte war, hatte ſchon dafür geſorgt, daß ein geſatteltes Pferd am Schloßthor ſtand. Ragoczy beſtieg es und rettete ſich in Begleitung eines Pagens und eines Reitknechts glücklich nach Ungarn.

Der Verdacht fiel alsbald auf den Hauptmann, wegen des Umſtandes mit der abgelöſten Schildwache. Er hätte klüger gethan, wenn er ſelbſt mit davon geritten wäre, aber ſo ließ ers dabey bewenden, daß er das Fenſter-Gitter einbog und einen Strick daran band, um die Welt auf eine falſche Spur zu leiten. Nach vielem Inquiriren ward er endlich zum Bekänntniß gebracht und büßte für ſeine Geld- und Menſchenliebe mit dem Kopf.

Ragoczy war dermalen auch in Ungarn noch nicht ſicher und flüchtete ſich deswegen nach Pohlen, wo er ſich unter den Schutz des franzöſiſchen Geſandten begab, und ſich daſelbſt incognito aufhielt. Der Kayſer ſetzte alsbald einen Preiß auf ſeinen Kopf und verſprach 10,000 Gulden dem, der ihn lebendig liefern würde, und für den bloßen Kopf 6000 Gulden. Es fand ſich ein ſächſiſcher Hauptmann, der das ſchöne Geld verdienen wollte und ſich des Ragoczys ſchon bemächtigt hatte, aber ſeine getreuen Diener befreyten ihn. Seine Gemahlin ward in das Kloſter Himmelspforte gebracht und bald wieder entlaſſen und ſeine beyden hinterlaßnen Prinzen wurden anderswohin in die Koſt gethan.

Der anhängige Prozeß kam endlich zu Ende. Ragoczy wurde des Verbrechens der beleidigten Majeſtät für ſchuldig erklärt, der Kopf ward ihm abgeſprochen und alle ſeine Güter wurden confiſcirt. Doch wurden ſeiner Gemahlin jährlich 2000 und jedem ſeiner

Prinzen jährlich 5000 Thaler ausgeſetzt. Dadurch ſtieg Ragoczys Erbitterung gegen den Kayſer aufs höchſte und er ſchwur in ſeinem Herzen fürchterliche Rache. Er erließ von dem pohlniſchen Schloſſe Preßna unterm 12ten May 1703 ein Manifeſt gegen den Kayſer Leopold, in welchem er die geſammte ungariſche Nation zu den Waffen rief. Schon hatte Graf Bereczeni ein Corps unruhiger Köpfe in Ober-Ungarn verſandet und das Manifeſt Ragoczys that ſo gute Würkung, daß deren immer noch mehrere aufſtanden. Sie formirten ein zweytes Corps, mit welchem Ragoczy zu Bereczeny ſtieß und dieſen zu ſeinem Feldmarſchall ernannte. Er vermehrte ſeine Truppen bis auf 50 Fahnen, in welche er die Worte: pro Deo, Patria et Libertate (für Gott, Vaterland und Freyheit) ſetzen ließ. So eine Inſchrift würkt manchmal ſtark auf den großen Hauffen, wie ſich auch hier aus dem gewaltigen Zulauf zeigte.

Das Glück lachte ihm und die Sachen ſtanden gut. Jedoch wär er bey einem Haar in Mongatſch von dem Grafen Montecuculi eingeſchloſſen worden und entkam nur mit genauer Noth im bloßen Hemde. Er ſchweifte nur mit einem fliegendem Corps von 3000 Mann weit und breit umher und verübte viele Feindſeligkeiten. Zu ſeinem Glück trat nun auch noch der mächtige Graf Caroli auf ſeine Seite, wodurch ſich ſein Anhang bis auf 20,000 Mann vermehrte. Er bemächtigte ſich des Paſſes Colahuſt, eroberte Zollnock mit ſtürmender Hand, überrumpelte Barcan und Lippa und ſchlug darauf zwiſchen Ofen und Mohacz eine Brücke über die Donau, um den Krieg nach Niederungarn zu ſpielen. Auf der andern Seite bemächtigte er ſich der meiſten Bergſtädte, als Bremnitz, Schemnitz, Lewentz und Körpfen, wodurch er Mittel

er-

erhielt, ſeine Truppen zu bezahlen. Er dehnte ſeine Streifereyen endlich ſogar bis Neuhäuſel, Presburg und an die öſterreichiſche Gränze aus. Ganz Oeſterreich gerieth darüber in Schrecken und um mehrerer Sicherheit willen, ließ der Kayſer die ungarſchen Reichskleinodien von Presburg nach Wien bringen. Selbſt der Kayſerliche General Forgatſch gieng zu den Mißvergnügten über und mehrere Generale wurden von ihnen mit blutigen Köpfen zurückgewieſen.

Die Sachen des Kayſers ſtanden in Ungarn ſo ſchlimm und waren ſo bedenklich, daß der große Eugen den Rath gab, der Kayſer möchte ſich mit ſeinen empörten Unterthanen in Güte zu vergleichen ſuchen. Eugen ſelbſt gieng nach Presburg ab, um mit den Ungarn zu unterhandeln und bot allen und jeden im Namen des Kayſers einen Generalpardon an. Allein ihre Forderungen waren ſo unerhört, daß an keinen Vergleich zu gedenken war und Eugen unverrichteter Sache wieder abzog.

Das Sengen und Brennen gieng nun von neuem an. Die Ungarn ſtreiften bis an die Vorſtädte von Wien und legten mehrere nahgelegne Dörfer in die Aſche. Auch in Mähren fielen ſie ein und hausten übel daſelbſt. In Siebenbürgen wurde Ragoczy von einem großen Theil des Landes zum Fürſten ausgerufen; und die Feſtung Neuhäuſel in Oberungarn gieng durch Verrätherey an ihn über.

England und Holland, des Kayſers Alliirte gegen Frankreich, legten ſich ins Mittel und verſuchten durch ihre Miniſter zu Schemnitz einen gütlichen Vergleich. Der Kayſer gab nach, ſo viel er nur konnte, und erklärte ſich ſogar bereitwillig, Ragoczyn den Titel eines Fürſtens von Siebenbürgen einzuräumen, ſo

ſehr

ſehr hatten ſich die Sachen ſchon geändert! Seine Forderungen waren und blieben aber zu überſpannt.

Leopold gieng darüber ins Grab und ſein Sohn Joſeph der Zweyte trat die Regierung an. Er war die Toleranz ſelbſt und deswegen mit dem wüthenden Religionseifer ſeines Vaters, der das Feuer gröſtentheils angezündet hatte, äußerſt unzufrieden. In der Hoffnung, die aufgebrachten Gemüther zu beſänftigen, verſprach er ihnen alle mögliche Satisfaktion in einem erlaßnen Mandat an die ungarſchen Stände. Aber ſie wollten ihn unter keiner andern Bedingung zu ihrem Könige annehmen, als daß er Ungarn wieder in ein Wahlreich verwandeln und alle übrigen Beſchwerden abſtellen und ihre Forderungen befriedigen ſollte. Auf Englands und Hollands Vermittelung ward ein Waffenſtillſtand zwiſchen dem neuen Kayſer und ſeinen Unterthanen geſchloſſen, der aber nur von kurzer Dauer war, weil man über die Vergleichs-Puncte gar nicht einig werden konnte.

Der Krieg wurde nun zwiſchen dem Kayſer und Ragoczy mit abwechſelndem Glücke geführt. Er ließ ſich zu Weißenburg als Fürſt von Siebenbürgen proclamiren und erließ ein Mandat au alle Souverains, des Inhalts: „es ſey der neuregierende Kayſer zu keinem Könige in Ungarn erwählet, ſondern durch eine unrechtmäßige Succeßion den Einwohnern dieſes Königreichs aufgedrungen worden. Darum ſpreche er die Unterthanen frey und los von allem Gehorſam gegen den Kayſer Joſeph und das Erzhaus Oeſterreich. Er erkläre die ungarſche Krone und das Königreich frey von allen angemaßten Rechten und erkläre den Thron für unbeſetzt, auch alle und jede für Feinde des Vaterlandes, die nicht innerhalb einer gewiſſen Zeit mit ihm in Bündniß treten würden.“ Zu gleicher

Zelt wurden auch von ihm alle Jeſuiten, als ein böſer Saame, aus dem Lande gewieſen.

Im Jahr 1708 machte Kayſer Joſeph der Erſte wieder einen Verſuch, die ungarſchen Unruhen in Güte beyzulegen und ſchrieb deswegen einen Landtag nach Presburg aus, auf welchem alle ungarſchen Stände eingeladen wurden. Der Palatinus, Fürſt Eſterhaſy, ſchrieb eigenhändig an Ragoczy, um ihn zu vermögen, den angeſetzten Landtag durch einige Deputirte zu beſchicken. Aber dieſer gab die trotzige Antwort, daß er keinen König in Ungarn und mithin auch nicht das Recht des Kayſers, einen Landtag auszuſchreiben, anerkenne. Einige andre Magnaten waren aber der Unruhen müde, ſtellten ſich ein und der Landtag hatte ſeinen Fortgang. Doch wurde auf demſelben nichts ausgerichtet und die Sachen blieben, wie ſie lagen.

Das Glück ſchien nunmehr den Ragoczy ganz zu verlaſſen. Er zog in mehrern Treffen den kürzern. Mehrere Offiziers, und ſelbſt der General Otzkai mit einem ganzen Regiment, giengen zu den Kayſerlichen über. Ragoczy ward dadurch ſo unruhig, daß er keinen Menſchen mehr traute. Auch gieng eine Stadt und Feſtung nach der andern verlohren. Er hatte außer Caſchau keinen haltbaren Ort mehr, ſeine Regimenter ſchmolzen zuſammen und ſeine Anhänger verließen ihn haufenweiſe. Selbſt Graf Caroli und Stephan Eſterhaſy ſöhnten ſich mit dem Kayſer aus. Die Ausſichten wurden mit jedem Tage trüber. Der König von Spanien ertheilte ihm zwar zur Vergeltung der großen Dienſte, die er durch die erregten Unruhen Frankreich und Spanien geleiſtet hatte, den Orden des goldnen Vließes, aber das war nur ein geringer Troſt. Um nicht in einen neuen Krieg mit

Oeſter-

Oeſterreich zu gerathen, zog auch der türkiſche Kayſer die Hand von ihm ab. Nun ſtand er allein und mußte ruhig zuſehen, daß ſein Anhang mit dem Kayſer 1711 den 29ſten April zu Zatmar Friede ſchloß.

Auch Kayſer Joſeph erlebte das Ende dieſer Unruhen nicht. Man hielt aber ſeinen Todt ſo lange vor den unruhigen Ungarn geheim, bis die Traktaten abgeſchloſſen waren. So wenig Ragoczy es wünſchte, ſo wurde er dennoch ohne ſein Vorwiſſen in dem Vergleich mit eingeſchloſſen. Laut des erſten Artikels hieß es ausdrücklich:

„Es verſprechen Sr. Kayſerl. und Königl. Majeſtät für ſich und Dero Nachkommen dem Prinzen Ragoczy nicht nur für ſeine Perſon einen völligen Pardon, ſondern auch deſſen Gütern eine gänzliche Freyheit; jedoch mit dem Bedinge, daß er in ſeinen, ſowohl in Ungarn als auch Siebenbürgen liegenden Gütern, eine königliche Garniſon aufzunehmen, ſchuldig ſeyn ſoll. Zu dem Ende wird ihm und ſeinen Domiſtiken auch eine uneingeſchränkte Sicherheit in dem Königreich verſprochen und zur Abſtattung des Eids der Treue eine Zeit von drey Wochen geſetzet. Inzwiſchen aber ſoll er alle Feſtungen, welche er noch beſitzet, zu räumen und dieſelben Sr. Kayſerl. und Königl. Majeſtät in demjenigen Zuſtande, in welchem ſie ſich jetzo befinden, zu überantworten und ſeine darin liegenden Garniſonen, wie auch alle noch auf den Beinen habenden Truppen abzudanken, gehalten ſeyn. Wenn nun alle dieſe Puncte erfüllet worden und gedachter Prinz ſich in dem Königreich aufzuhalten, Bedenken tragen ſollte, ſo ſtehet es ihm frey, in Pohlen zu bleiben; jedoch daß er, wofern er Ihro Kayſerl. und Königl. Majeſtät Gnade ſich zu erfreuen haben will, den Eid der Treue ablege; da denn, wenn

ſol-

ſolches geſchehen, unter bemeldten Bedingungen auch ſeine Kinder losgelaſſen werden ſollen.“

So leidlich dieſe Bedingungen auch waren, ſo wollten ſie doch dem Ragoczy nicht behagen und er nahm lieber ſeine Zuflucht nach Paris zu Ludwig dem Vierzehnten. Indeſſen er dort franzöſiſches Gnadenbrod aß, wurden viele ſeiner Güter unter die Kayſerl. Miniſter vertheilt. Im Jahr 1716 brach ein neuer Krieg zwiſchen der Pforte und Oeſterreich aus, und nun ſchien das Glück unſerm Ragoczy wieder zu blühen. Der Engel Gabriel, ſo hieß nehmlich das Schiff, worauf er ſich begab, brachte ihn nach Conſtantinopel. Der Sultan, welcher in ſolchen Fällen, wie wir ſonſt ſchon gehöret haben, immer galant iſt, nahm ihn auf und behandelte ihn, wie ein gekröntes Haupt. Die türkiſche Großmuth übertraf ſich bey ſeiner Aufnahme ſelbſt. Wer aber einmal kein Glück hat, der mags anfangen, wie er will, er kömmt doch nicht zum Ziel. So giengs auch dem guten Ragoczy. Der Sultan, nachdem ihn Eugen ſo in die Enge getrieben hatte, ſchloß mit dem Kayſer zu Paßarowitz Frieden, und Ragoczy mußte froh ſeyn, daß ihm der Türke einen Gnadengehalt auf Zeitlebens zuwarf und ihm eine ſichere Freyſtäte bewilligte.

Er hielt ſich von nun an zu Rodoſto, einer Stadt am Golfo von Marmora auf, wo er ſeine türkiſche Penſion verzehrte. Mit ſeinem Schickſal hadernd

ent-

entſchlug er ſich hier aller politiſchen Geſchäfte und lebte von der Welt abgeſondert. Den Bart ließ er ſich bis an den Gürtel wachſen und war ſo mäßig, daß er nur alle 24 Stunden ein wenig Speiſe zu ſich nahm. Er hielt ſeine Horas wie ein Mönch und brachte alle Nächte einige Stunden auf den Knien im Gebethe zu. Der Sultan ſchien nicht ganz zufrieden mit dem neuen Eremiten zu ſeyn und ſtrich ihm einen anſehnlichen Theil ſeiner Penſion. Ragoczy reducirte deswegen ſeinen bisher anſehnlichen Hofſtaat auf 2 Schatzmeiſter, zwey Kammerjunker, einen Beichtvater, Leibarzt und Chirurgen und 9 Bedienten. Die übrigen Ungarn, welche ihm gefolgt waren, wurden ihrem Schickſal überlaſſen. Auch unterhielt ihm die Großmuth des türkiſchen Kayſers eine Compagnie Janitſcharen zur Leibwache.

So tief ſank der rechtmäßige Erbe von Siebenbürgen. Er wollte alles beſitzen oder nichts. Und leider ward ihm das letztere. Er ſtarb auf einem Landgut bey Rodoſto im 68ſten Jahr ſeines Alters, und hinterließ ſeine Kinder, die auch ſogar den väterlichen Namen Ragoczy ablegen mußten, der Barmherzigkeit fremder Regenten.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

51ſte Woche.

Religioſität der Regenten.

Wenn zu Anfange dieſes Jahrhunderts jedermann einen weit ſtärkern Anſtrich von Religioſität und Gottesfurcht hatte, ſo würde das gröſtentheils ſchon aus der Urſache erklärbar ſeyn, weil die damaligen Regenten hierin mit einem muſterhaften Beyſpiel vorangiengen. Ich habe davon ſchon einzelne Züge aufgeſtellt und will jetzt den erſten Band des Lebenslaufs mit einer Concentrirung derſelben ſchließen.

Beynahe ſollte man auf die Gedanken gerathen, als hätten ſie ſich ſämmtlich das Wort gegeben mit einander in der Gottesfurcht und in der Beobachtung des äußern Gottesdienſts zu wetteifern. Vom Kayſer Leopold, der ein Zögling der Jeſuiten und ſelbſt zum geiſtlichen Stande beſtimmt war, haben wir ehedem ſchon geredet. Sein höchſter Ruhm war der, ein frommer Monarch zu heißen. Seine unbeſchränkte Verehrung der heiligen Jungfrau; ſeine Aeußerungen: „ich gröſter aller Sünder, ich geringſte Creatur, ich unwürdigſte Creatur Leopold; der heiligen Jungfrau Maria geringſter und unwürdigſter Knecht Leopold; ich will die allerheiligſte Jungfrau Maria im Kriege zu meiner Generaliſſima und bey Friedenstraktaten zu meiner Plenipotentiaria machen" — das alles iſt bekannt. Täglich hörte er

drey Meſſen und folgte im ſteten Gebet einer Prozeſſion durch die ganze Stadt zu Fuß. Der Pabſt Innozenz der Elfte erklärte auch deswegen, daß er kein Bedenken tragen würde, den frommen Kayſer noch bey Lebzeiten zu canoniſiren; und ein ſpaniſcher Prälat widmete ihm zu Rom eine Capelle.

Seine Gemahlin Eleonora Magdalena Thereſia, eine pfälziſche Prinzeßin, trieb die Frömmigkeit noch höher. Schon in ihrer frühen Jugend unterbrach ſie gewaltſam den Schlaf, aus Begierde zu beten. Wenn ſie ſich zu Bette legte band ſie ein Schnürlein, welches ſich bis in das Vorzimmer erſtreckte, um den Finger, damit ſie durch Anziehung deſſelben von ihrer Kammerfrau geweckt werden möchte. Um ihr Fleiſch zu kreutzigen, aß ſie in Aſche gebratne Aepfel mit den Schaalen und der daran hängenden Aſche. Sie begab ſich in die marianiſche Brüderſchaft und um aus Demuth der Ehre, römiſche Kayſerin zu werden, zu entgehen, ließ ſie ihr Geſicht von der Sonne verbrennen, dem Kayſer zu mißfallen. Sie zwang die Pſalmen Davids in deutſche Reime und ſang deren einige vor Schlafengehen ab. Vereinigung mit Gott war ihr höchſtes Ziel und unabläßiges Streben. Darum brachte ſie den größten Theil des Tages mit erbaulichen Betrachtungen zu. Und was ſie den andern Tag betrachten wollte, las ſie Abends vorher durch und bemühte ſich mit den gelesnen Gedanken einzuſchlafen. Wandelte ſie der Schlaf in dieſer Vorbetrachtung an, ſo nahm ſie ein Licht und gieng damit im Zimmer ſo lange auf und ab, bis ſie wieder munter wurde. Nach ihrem Tode fand man mehrere Büchleins, worin ſie ihre Andachten, fromme Gedanken und Beichten eigenhändig eingeſchrieben hatte. Zweymal des Tages ſtellte ſie eine ſtrenge Gewiſſens-

prü-

prüfung an; einmal vor dem Mittagseſſen und dann vor Schlafengehen. Deswegen trug ſie an allen ihren Kleidern ein Schnürlein mit Korallen. Bey jeder guten That zog ſie eine derſelben hinauf und bey jedem Fehltritt ließ ſie eine andere nieder. Abends ſummirte ſie dann und führte Buch und Rechnung über die aufgezognen und herabgelaßnen Korallen. Auch dies Regiſter ihrer Sünden und ihrer Tugenden fand ſich unter ihrem Nachlaß.

Im Leben Leopolds haben wir erzählt, daß große, koſtbare Opern ſein Lieblingsvergnügen waren, und daß er ſelbſt einige Stücke darin zu componiren pflegte. Unmöglich konnte ihm eine ſo fromme Gemahlin es abſchlagen, die Oper zu beſuchen, wenn ein neues Stück, woran der Kayſer ſelbſt gearbeitet hatte, gegeben wurde. Und doch machte ſie ſich von der andern Seite ein Gewiſſen draus, ganze Stunden einem irdiſchen Zeitvertreibe zu widmen. Sie betrog alſo ihren Gemahl, mit dem ſie es eben ſo wenig als mit dem lieben Gott verderben wollte, auf eine ſonderbare Weiſe. Der Text zur Oper wurde jedesmal in die Kayſerliche Loge gelegt. In dem Format und der Farbe des Einbands ließ ſie durch eine getreue Kammerfrau ſich die Pſalmen Davids zuſtecken und verwechſelte die letztern mit den erſtern. Ihr Gemahl freute ſich herzlich, daß ſie von ſeiner Compoſition ſo bezaubert ſchien; aber ihre Andacht beſchäftigte ſich mit den Pſalmen Davids während der Oper.

Auch ihr ganzes Leben entſprach dieſen frommen Betrachtungen. Nur mit Mühe konnte ſie ihr Beichtvater abhalten, den kayſerlichen Thron mit einer Kloſterzelle und die Krone mit dem Schleyer zu verwechſeln, wozu ſie einen wiederholten innern Ruf zu fühlen, verſicherte. Blos durch die Vorſtellung, daß

ſie Gott und der Welt in ihrer gegenwärtigen Lage nützlicher werden könnte, gab ſie ihren Vorſatz auf. Doch trat ſie in den dritten Orden des heiligen Franziscus. Und wer das thut, verpflichtet ſich, das Scapulier zum Zeichen einer heiligen Leibeigenſchaft zu tragen; ſich, außer Freytags und Sonnabends, auch noch Mittwochs und Montags des Fleiſcheſſens auf immer zu enthalten; alle Freytage, wie auch durch den ganzen Advent beſtändig zu faſten und ſtatt des Breviers, einige Gebeter zu ſprechen. Die Kayſerin gelobte das alles und hielts bis in den Todt.„

Wenn ſie auch gleich nicht faſtete, ſo war ſie ohnedem ſchon die Mäßigkeit im Eſſen und Trinken ſelbſt. So lange ihr Gemahl lebte, ließ ſie des Mittags nur vier und des Abends drey Gerůchte auftragen. Der gemeine Wiener Bürger kann ohne wenigere kaum leben. Und welche Gerůchte! Einen Tag wie den andern immer dieſelben; ſie beſtanden aus Kräutern und ſchlechtem Gemůſe. Und davon aß ſie nur wenig. Nach dem Tode des Kayſers war ihre Abendmahlzeit eine Waſſerſuppe mit etlichen Brocken ſchwarzen Brodts; ihr Trank ein Becher Bier, worin ſie fünf Biſſen ſchwarzes Brodt eintauchte. Auch bey der Mittagstafel trank ſie nur Bier und zum Beſchluß der Mahlzeit ein Gläschen Nektarwein, der ſo mit Waſſer verdůnnt war, daß er Farbe und Geſchmack verlohr.

Durch dieſe ſtrenge Diät wurde ſie ſo mitgenommen, daß ſie der Schlaf oft nach der Mittagsmahlzeit überwältigte. Dann ſtreckte ſie ſich hin auf — die bloße Erde. Höchſtens war ein hölzerner Seſſel ihr Hauptküſſen. Ihrem Leibe that ſie auf alle erſinnliche Art und Weiſe empfindlich weh. Sie machte oft beträchtliche Wallfarthen zu Fuß und — ſchnitt die

Soh-

Sohlen aus den Schuhen, um die Füße auf ſpitzigen Steinen büßen zu laſſen. Sie geißelte ſich faſt täglich und oft ſo nachdrücklich, daß das herabfließende Blut den Boden färbte. Nach ihrem Tode fand man bey ihr ein Käſtchen, worinnen nicht nur allerley abgenutzte empfindliche Geißeln, ſondern auch mancherley Bußgürtel, die theils aus Haaren geflochten und theils von Eiſen und mit Stacheln verſehen waren, lagen. An Kommuniontagen, oder auch wann ſie die Armen in den Spitälern bediente, umgürtete ſie mit denſelben die Lenden, Arme und Füße, um ſich Schmerzen zu machen.

Ein ſo frommes Weib mußte nothwendig mit der ehedem gemeldeten Wohlthätigkeit Ihres Gemahls im Wettſtreit ſtehen. Beyder Güte gieng in gleichem Grade in Schwäche über. Ihre Hände waren, wie bey gemeinen Handwerksleuten, rauh und hart von vielen Arbeiten, die ſie zum Beſten der Kirchen und der Armuth unternahm. Für erſtere verfertigte ſie Zierrathen und für letzteres Hemde. Nach dem Tode ihres Gemahls ließ ſie durch Unbekannte jährlich den zehnten Theil ihrer Einkünfte, als Allmoſen, vertheilen. Ihre Herzensgüte oder Schwäche, wenn man will, wurde nicht minder gemißbraucht, als die Audienzbrüder den Kayſer in Contribution ſetzten. Einſt hatte ſie fünf Soldaten einen Ducaten gegeben. Nach einer Weile kamen die Unverſchämten wieder und ſtreckten von neuem die Hand aus. „Da, meine Kinder! habt ihr auch den Zweyten, antwortete ſie; theilet ihn, aber bedenket auch, daß der Armen mehr ſind, die mich anſprechen.“ So ſanftmüthig und nachſichtsvoll behandelte ſie alle, von denen ſie handgreiflich betrogen wurde. Und bey einer Dame von ihrem Charakter mochte das wohl nicht ſelten mit

un-

unterlauffen. Als es einige ihrer Rentmeiſter ein wenig arg getrieben hatten, ließ ſie, ſtatt aller Strafe, ihnen nur durch ihren Beichtvater erklären: „ſie möchten doch nur ihres Gewiſſens und der Armen, mit welchen ſie ihre Renten gemeinſchaftlich verzehrte, ſchonen. Könnten ſie ehrlicher Weiſe nicht auskommen und brauchten ſie mehr, ſo würde ſie ihnen auf eine andre Weiſe ſchon zu helfen ſuchen.“

Dabey bewieß ſie noch eine wahrhaft evangeliſche Demuth. Ihr Beichtvater, Balthaſar Müller, hatte ihr frommes Leben beſchrieben und beſaß es als Manuſcript, das zum Druck beſtimmt war. Sie beſuchte ihn in einer Krankheit, fand die Handſchrift, und — warf ſie ins Feuer. Eben dieſe Anſpruchloſigkeit verrieth ſie auch in ihren Kleidungsſtücken. Sie waren von gemeinem Tuch, durch langen Gebrauch veraltet und abgenutzt. Auch ſchämte ſie ſich nicht, dieſelben eigenhändig zu flicken. In ihrem Wittwenſtande legte ſie kein ſeidnes Kleid mehr an. Wenn ſie an Gallatagen mit einer gewiſſen Pracht erſcheinen mußte, ſo geſchah das mit äußerſtem Widerwillen. Ein Roſenkranz von Edelſteinen zeugte auch dann von ihrer Andacht. Zeit ihres Lebens hatte ſie niemanden geſtattet, ihr die Schuhe ab- oder anzuziehen, vielweniger jemanden bey Ab- oder Anlegung der innern Kleidungsſtücke gebraucht; woran ihre himmelreine Keuſchheit wohl eben ſo viel Antheil als ihre Demuth haben mochte.

So lebte, ſo ſtarb ſie. Sie lag auf ihren Knien vor dem Altar ihrer Capelle und betete, als ſie 1720 vom Schlage getroffen wurde. Man brachte ſie zu Bett, wo ſie wieder zum Beſinnen kam und ſich mit ihrem Tode beſchäftigte. Auf ausdrücklichen Befehl ſollte ihre Leiche weder entblößt, gewaſchen, balſamirt,

noch

noch auf irgend eine Weiſe angerührt, ſondern blos Geſicht und Hände gewaſchen werden. Vermöge ihres letzten Willens ſollte ihr ein grober Sterbekittel angelegt, ein Kruzifix und ein hölzerner Roſenkranz in die Hand gegeben werden. Ein hölzerner Sarg ſollte ihre Ueberreſte einſchließen und der kupferne Deckel deſſelben auf ausdrücklichen Befehl nur die kurze Inſchrift haben:

„Eleonora Magdalena Thereſia, eine arme Sünderin; geſtorben 1720 d. 19ten Januar.“

Dies iſt das Bild der Religioſität am Kayſerlichen Hofe. Bis auf gewiſſe Schattirungen erblickt man in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten das nehmliche Colorit. Welch ein grauſenvolles Denkmal ſeines Religionseifers hat er der Nachwelt in der Aufhebung des Edikts von Nantes und der gewaltſamen Vertreibung von mehr als einer Million Huguenotten aufgeſtellt! Nur in der traurigen Ueberzeugung, daß „dieſer Schritt,“ wie die Maintenon ſagte, „den König vor Gott und Menſchen mit Ruhm krönen würde,“ war er deſſelben fähig. Zwar ſchritt ſein ungezügelter Stolz und ſeine ſchrankenloſe Ruhmſucht harmlos durch Ströme von Menſchenblut hin, aber zur Ehre ſeines Herzens muß man doch glauben, daß die bekannte Dragonerbekehrungen ſeinen richtigen Verſtand hätten empören müſſen, hätte er ſich nicht verpflichtet gehalten, dem höchſten Weſen dies Opfer bringen zu müſſen. So wie Leopold bey den harten Drangſalen, die er über ſeine proteſtantiſchen Unterthanen verhängte, verſicherte, daß er ſie nicht weniger väterlich liebe, wie ſeine katholiſche Heerde, und daß er nur um ihres Seelenheils willen die Zuchtruthe in die Hand nehme, ſo wurde auch Ludwig offenbar durch dieſen religiöſen

Be-

Bewegungsgrund geleitet und iſt alſo mehr zu bedauren, als deswegen zu verwünſchen. Uebrigens habe ich ſchon in der 48ſten Woche merkwürdige Züge ſeiner Religioſität aufgeſtellt. Daß er beym Erwachen wie beym Entſchlummern ſeinen Morgen- und Abendſegen verrichtete, in ſeinem ganzen Leben nur ein einziges Mal die Meſſe zu hören verabſäumt hatte, alle Faſttage gewiſſenhaft beobachtete, ſeine Kommunionen auf das pünktlichſte hielt, vor ſeinem Beichtvater La Chaiſe ſein Gewiſſen, wie ein aufgeſchlagnes Buch, darlegte, und, der Wolluſt abgeſtorben, mit der Frau von Maintenon Andachtsübungen hielt, das alles will ich hier nur ſummariſch andeuten. Auf dieſer religiöſen Waage wurden ſelbſt, beſonders in ſeinen ſpätern und frömmern Jahren ſeine Feldherrn und Miniſter gewogen. Kein Verdienſt galt vor ihm ſo viel als der Ruf der Frömmigkeit. Wer fleißig in die Meſſe gieng, war ſeiner Beförderung weit gewiſſer, als wer ſich durch Talente und Kriegsruhm den Weg dazu bähnte. Dem Herzog von Orleans ward der Commandoſtab blos darum verſagt, weil er ein leichtſinniges, ärgerliches Leben führte. Und da er eine Zeitlang den Frommen ſpielte, erreichte er alsbald ſeinen Zweck. Daher man einſt einem andern franzöſiſchen Generale, der auch durch Frömmigkeit ſein Glück gemacht hatte, den Vorwurf machte, daß er ſich auf die Eroberung des Himmelreichs zwar gut verſtehen möchte, aber was die Reiche dieſer Welt zu erobern anbelangte, ſo verſtänden ſich Eugen und Marlborough beſſer darauf. So wie Leopold alles Gott im Gebet vortrug und ſelbſt von dem Succeßionskriege ſagte: „nachdem ich die Sache täglich in meinem Gebet Gott vorgetragen habe, ſo fühle ich einen eigentlichen innern Trieb und eine Inſpiration

zu

zu dieſem Kriege und kann alſo ferner an dem göttlichen Willen und Segen nicht zweifeln;“ ſo wie er jeden erfochtnen Sieg der Kraft ſeines Gebets und der Erhörung deſſelben zuſchrieb; eben ſo ſah Ludwig jede Niederlage als eine gerechte Strafe Gottes für ſeine Sünden an. In dieſer Anſicht der Dinge hatte er an ſeiner geliebten Maintenon eine getreue Leiterin. Als ihn die verlohrne Feſtung Ryßel ganz niederbeugte, ſchrieb ſie: „der König kann ſich gar nicht drin finden, daß Ryßel in den Händen der Feinde ſeyn ſoll. Ich, bey meiner Reizbarkeit und Empfindlichkeit, würde mir gar nicht mehr ähnlich ſehn, bey dem vielen Kummer, den ich täglich vor Augen habe, wenn ich nicht alles auf die Wege Gottes zurückzuführen wüßte und überzeugt wäre, daß man die Widerwärtigkeiten mit eben der Erkenntlichkeit von ſeiner Hand annehmen müſſe, als womit wir das Gute empfangen.“ Von den Aeußerungen einer ſolchen Lehrmeiſterin, der er im Ganzen immer folgte, läßt ſich auf den Geiſt ihres Schülers ſchließen.

Ich wende mich jetzt mit der Waage der Religioſität nach Preußen. Der religiöſe Proteſtant bietet der Natur ſeines Glaubensbekänntniſſes gemäß ſchon eine andre Anſicht von dieſer Seite dar. Von der damaligen erſten Königin in Preußen Sophie Charlotte, haben wir ehedem ſchon geredet. Eine Schülerin des großen Leibnitz und ſelbſt Philoſophin, die nach ihrer Verſicherung auf dem Sterbebette „zwanzig Jahre lang über die Religion ernſtlich nachgedacht, und alle Bücher, die ſich damit beſchäftigen, aufmerkſam geleſen hatte; die dem franzöſiſchen Prediger La Bergerie, der ſie tröſten wollte, verſicherte, „daß er ihr nichts ſagen könnte, was ihr nicht

vor-

vorhin ſchon bekannt wäre und daß ſie deswegen ruhig ſterbe," und mithin alle ſeine Dienſte und Bemühungen verbat, eine ſolche Königin macht freylich mit der Kayſerin Eleonora einen himmelweiten Contraſt. Dieſe lebte und ſtarb im nächſten Sinn als Chriſtin, jene als Philoſophin. Was die eine blindlings glaubte, wog die andere erſt auf die Waagſchaale der Vernunft ab. Ihr Sohn Friedrich Wilhelm der Erſte, der auch mehr glaubte, als philoſophirte, wie es hernach wieder ſein Sohn, Friedrich der Zweyte that, pflegte deswegen zu ſagen: meine Mutter war eine kluge Frau, aber — Chriſtin. Ein Urtheil, was von den meiſten philoſophiſchen Köpfen gefällt werden dürfte.

Charlottens Gemahl, Friedrich der Erſte, war im Gegentheil mehr Chriſt, als Philoſoph. Das Sterbebette pflegt im Punct des Glaubens der ſicherſte Probirſtein zu ſeyn. Seine letzten Geſinnungen contraſtiren mit denen ſeiner erſten Gemahlin im Angeſicht des Todes merklich. Er ertheilte nach patriarchaliſcher Weiſe ſeinem Sohn den Segen und ſchloß dann mit den Worten: „ich überlaſſe dir jetzt meine Krone, um hinzugehen und diejenige zu empfangen, die das Blut Jeſu Chriſti für mich und für alle Gläubigen erworben hat." Darauf beſchäftigte er ſich mit Beten und verſchied. Zur Beglaubigung ſeiner Religioſität bedarf es alſo wohl keines weitern Beweiſes.

Noch weit weniger zur Beglaubigung der Religioſität ſeiner zweyten Gemahlin, Sophia Louiſe, einer meklenburgiſchen Prinzeßin. Was ſeine erſte Gemahlin, Charlotte, davon vielleicht zu wenig hatte, das hatte die andre unläugbar zu viel. Ihr andächtiges Weſen ſetzte den ganzen Hof um deſtomehr in Erſtaunen,

nen, weil es ganz das Widerſpiel ihrer gekrönten Vorgängerin Charlotte war. Man redete in ihrer Gegenwart von nichts als Glaubensſachen und vom frühen Morgen an wurde ihr Vorzimmer von Geiſtlichen nicht leer. Der fromme Franke, der bekannte Stifter des halliſchen Wayſenhauſes, mußte auf ausdrücklichen Befehl von Halle nach Berlin kommen, um Andachtsübungen mit ihr zu halten. Auch ihr Beichtvater, der bekannte Porſt, hatte vollauf mit ihrem Seelenzuſtande zu thun. So religiös der König auch ſelber war, ſo konnte er ſich doch der Unzufriedenheit über dieſe übertriebne Andächteley nicht enthalten. Er machte ihr deswegen Vorſtellungen, daß eine ſolche Pietiſterey Ihr nicht gezieme, ſchickte Franken nach Halle zurück und rieth Ihrem Beichtvater Porſt, ſich künftig um das Seelenheil ſeiner Gemahlin etwas weniger zu bekümmern.

Als eine lutherſche Prinzeßin war ſie in ihrem Glauben ſo eifrig, daß ſie auch ſogar den Reformirten die künftige Seligkeit abſprach. Sie bedauerte deswegen einſtmals ihren reformirten Gemahl, daß es ihr herzlichſt leid thue, daß er dermaleinſt keinen Antheil am Himmelreich haben könnte. „Alſo glauben Sie, fragte der König, daß ich als Reformirter ewig verdammt ſeyn muß? Wie werden Sie denn nach meinem Tode von mir reden? Denn Sie können dann doch unmöglich ſagen: der ſelige König.“ Die Königin hatte eine ſolche Inſtanz nicht vermuthet, erſchrack, beſann ſich einen Augenblick und ſtammelte dann: „ich werde ſprechen: der liebe verſtorbne König.“ Wäre Friedrich der Erſte ein ſo großer Philoſoph als ſein Enkel Friedrich der Zweyte geweſen, ſo hätte er wahrſcheinlich dazu gelächelt. Da er aber das nicht war und überdies mit dem Project der Vereini-

gung

gung beyder proteſtantiſchen Partheyen umgieng, ſo ward er ernſtlich böſe, um deſto mehr, weil er ſahe, daß bey ſolchen noch feſtſtehenden Vorurtheilen daran nicht zu gedenken war.

Nach und nach offenbarte ſichs aber, daß dieſe ſchwärmeriſche Frömmigkeit der Königin Louiſe mehr Krankheit als würkliche Religioſität war. Ihre einſame Andächteley gieng in Melancholie und dieſe zuletzt in offenbaren Wahnſinn über; welches auch der Nagel zum Sarge des allgeliebten Königs wurde. Man hielt zwar lange Zeit den Zuſtand der Königin möglichſt vor Ihrem kränklichen Gemahl geheim. Aber eines Tages, wo die Ausbrüche ihrer irren Vernunft heftiger, als gewöhnlich waren, entwiſchte ſie der Aufſicht ihrer Hofdamen, lief durch eine Gallerie, welche aus ihrem Zimmer zu den Zimmern des Königs führte, und trat durch eine Glasthüre, die ſie zerſchlug, hinein. Der König ſchlummerte eben auf einem Armſtuhle. Er erwachte plötzlich; hatte aber nicht dit Zeit, ſich aufzurichten. Die Königin hatte ſich ſchon über ihn hergeworfen und zankte entſetzlich mit ihm. Er erſchrack ſehr heftig, da er die Königin nur halb und dabey ganz weiß angekleidet, mit zerſtreuten Haaren und ihre Arme und Hände mit Blut von der zerſchlagnen Glasthüre überlauffen ſah. Zwar eilten die Bedienten aus den Vorzimmern ſogleich herbey und führten die Königin wieder zurück; aber der König, der ohnedem ſchon kränkelte, war doch ſo erſchüttert, daß er vor Schreck das Fieber bekam und ſich niederlegen mußte. Er that es mit den Worten: „ich habe die weiße Frau geſehen; ich werde nicht wieder beſſer werden.“

Nach einem alten Volksmährchen ſoll ſich auf dem Schloſſe zu Berlin allemal ein Geſpenſt, wie eine weiße

Frau

Frau gekleidet, ſehen laſſen; ſo oft jemand aus dem Königl. Hauſe ſterben ſoll. Das ſoll, wie man erzählt, daher kommen, weil Joachim der Erſte, Churfürſt von Brandenburg, als er das Schloß habe erweitern wollen, eine alte Frau gezwungen haben ſoll, ihm ihr Haus zu verkauffen. Dieſe Frau habe hierauf gedrohet, ſie wolle für Joachim und ſeine Nachkommen ein Unglücksvogel werden. Jetzt ſoll ſich aber dieſe Erſcheinung bey dem Abſterben der Königlichen Perſonen nicht mehr ſehen laſſen.

Friedrich der Erſte ſtarb wirklich, wie er geredet hatte und ſein Sohn, Friedrich Wilhelm der Erſte zeichnete ſich durch ſeine Religioſität ganz beſonders aus. Er wollte nicht nur der erſte Soldat, ſondern auch der eifrigſte Chriſt in ſeinem ganzen Lande ſeyn. Exerziren und Chriſtenthum machte in ſeinen Augen den Soldaten. Er war der fleißigſte Kirchengänger in der ganzen Armee und ſah dies Geſchäft als eine Sache an, die mit zum Dienſt gehöre. In ſeiner Geſellſchaft und unter ſeiner Aufſicht mußten auch ſeine Kinder die Predigt anhören, und weh ihnen! wenn ſie da plauderten oder nur mit fremden Gedanken beſchäftigt ſchienen. Er hatte in der Kirche ſtets ein ſcharfes Auge auf ſeine ganze Familie. Waren auch am Hofe nicht alle fromm, ſo mußten ſie wenigſtens eine fromme Masque annehmen, wenn ſie ſich ſeiner höchſten Ungnade nicht Preiß geben wollten. Was er in dieſem Punct am Hofe war, das ſollte jeder General bey ſeinem Regimente ſeyn; denn ein böſer Chriſt konnte unmöglich ein guter General in ſeinen Augen ſeyn. Seine Armee ſollte nicht nur am beſten exerzirt, ſondern auch die frömmſte und gottesfürchtigſte in der ganzen Chriſtenheit ſeyn. Ob die Mittel, die er dazu gebrauchte, die zweckmäßigſten waren, gehört

nicht hieher. Wenigſtens glaubte er durch den Stock alles, auch die Andacht und Herzenserhebung erzwingen zu können. Daher ward ſonntäglich jedes Regim in Kirchenparade zum Gottesdienſt geführt und zwey Corporals, die mit dem Stock in der Hand an jeder Kirchenthüre ſtanden, hatten dafür zu ſorgen, daß keinem die Predigt zu lange dauerte, welche aber andern Theils der Feldprediger auch billig nach dem Seigerſchlage einrichten mußte. Ob im Ganzen genommen dieſer Zwanggottesdienſt nicht manche gute Frucht tragen mochte, können Menſchen nicht füglich beurtheilen. Es könnte drum wohl ſeyn, daß bey einem rohen und gezwungnen Hauffen mancher gute Saame auf ein gutes Land gefallen wäre. Wenigſtens waren die Soldaten hier immer beſſer, als im Wirthshauſe aufgehoben.

Gern hätte er ſich den Ruhm erworben, die Reformirten und Lutheraner in einander zu ſchmelzen, und that zu dieſem Endzweck wiederholte Verſuche. Er unterbaute es bey den reformirten Cantons in der Schweiz und bey dem Miniſterio zu Hamburg, aber alles war fruchtlos. Er ſelbſt beſuchte deswegen eben ſo oft die lutherſchen als die reformirten Predigten und hätte in ſeinen Staaten vielleicht dieſen Zweck erreicht, dem er aber ſelbſt entſagte; da er keine allgemeine Vereinigung zu bewürken hoffen durfte. Am liebſten ſprach er, nächſt Wirthſchaft und Kinderzucht, von Moral und Religion und bekehrte auch wohl andre. Einen jungen pohlniſchen Auguſtiner, Namens Dobrslav hatte er ſelbſt zum lutherſchen Glauben beredet. Er ertheilte ihm dafür einen Gehalt von 400 Rthlr. und ernannte ihn zum Hofrath und Profeſſor zu Frankfurth an der Oder. Da aber Dobrslav vorher ein kleines Examen aushalten ſollte, ward er ſo untüchtig befunden, daß der ernannte Herr

Pro-

Profeſſor noch zuvor die Schule als Gymnaſiaſt eine Zeitlang beſuchen mußte. Der König ließ ſich aber das nicht irren, ließ vor der Hand den Profeſſor-Titel zwar weg und ſchrieb nun an ihn: „An unſern lieben Getreuen den Hofrath und Gymnaſiaſten Arnold von Dobrslav.“

Bey dieſer Religioſität Friedrich Wilhelms war es natürlich, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auch beſonders auf das Kirchenweſen in ſeinem Lande richtete. Um der Vereinigung beyder proteſtantiſchen Partheyen vorzuarbeiten und alle äußere Unterſcheidungszeichen vorläuffig aus den Augen zu entfernen, ſchaffte er 1736 durch ein ſcharfes Edikt alle Ueberbleibſel des Katholicismus ab. Die Kirchencollecten, das Vater Unſer, die Einſetzungsworte bey dem Abendmahl und der Kirchenſegen ſollten nicht mehr abgeſungen werden. Die Kreuz-Segnungen, die brennenden Kerzen, die Prieſterröcke, Meßgewänder, Chorhemde und dergleichen mehr, alles bekam den Abſchied bey Entſetzung des Amts. Der Ober-Conſiſtorial-Präſident von Reichenbach mußte eine General-Kirchen-Viſitation im ganzen Lande halten. „Der König verlangt, ſagte er, daß ich meine Prediger eben ſo kennen ſoll, als er ſeine Soldaten. Er will es von mir fordern, wenn einer oder der andre nichts taugt, und vor Chriſti Richterſtuhl ſoll ich ihm Rechenſchaft geben. Der König will Emiſſaries ausſchicken und ſelbſt das Land

durch-

durchreiſen und ſehen, ob ich mein Amt gethan habe.“ Das alles ſind gewiß hinlängliche Beläge von dem religiöſen Sinn des Königs.

Es konnte wohl nicht fehlen, daß auch alle ſeine Handlungen, in ſofern nur nicht die Leidenſchaft für große Flügelmänner mit ins Spiel kam, mit dieſem Stempel der Religioſität bezeichnet waren. Er kannte aber dieſe ſeine ſchwache Seite ſelbſt und geſtand ſie öffentlich dadurch ein, daß er vor ſeinem Ende publiciren ließ: jeder Advocat, der, um ſeine Gerechtigkeitsliebe zu beſtechen, ihm ein Memorial durch einen großen Potsdammer würde überreichen laſſen, wie es bisher manchmal geſchehen war, ſollte ohne Gnade und Barmherzigkeit nebſt einem Hunde an den Galgen gehängt werden. Auch wurden einige Prediger caſſirt, weil ſie über den Werbedruck etwas frey geſprochen hatten. Dieſe ſchwache Seite ausgenommen trugen alle ſeine Handlungen, offenbare und geheime, das Gepräge einer ungeheuchelten und, wodurch er ſich vortheilhaft von ſo vielen frommen Regenten unterſchied, auch geläuterten Gottesfurcht.

Es iſt ſelten, daß Menſchen dieſer Art auch duldſame Menſchen zu ſeyn pflegen. Nur die Katholiken drückte er einigemal, aber, wie wir ſchon gehört haben, bloß um Repreßalien zu gebrauchen. Uebrigens ließ er Separatiſten, Böhmiſten, Wiedertäufer, Herrnhuter und wie ſie alle Namen haben mögen, ſich nach Belieben in Ruh und Friede im Lande anbauen.

Lebenslauf
des
achtzehnten Jahrhunderts.

52ſte Woche.

Religioſität der Regenten.

Auch durch ein exemplariſches Leben und durch Aufrechthaltung und Beförderung guter Sitten ſuchte Friedrich Wilhelm der Erſte ſeine Religioſität zu bewähren. Er glaubte nicht nur durch Geſetze, ſondern mehr noch durch ſein eignes Beiſpiel ſeine Unterthanen auf eben dieſe Bahn leiten zu müſſen. Er ſtrafte Fluchen und Schwören, aber zuerſt gewöhnte ers ſich ſelber ab. Er war ein Feind der Trunkenheit und züchtigte darüber ſeine Soldaten, ließ ſie ſich aber auch nie ſelbſt zu Schulden kommen. Seine Keuſchheit war ſo notoriſch, daß es dem ſchalkhaften König Auguſt dem Zweyten von Pohlen, der in dieſem Punct ein ziemlich weitläuftiges Gewiſſen hatte, einfiel, dieſelbe auf die Probe zu ſtellen. Als ihn Friedrich Wilhelm zu Dresden beſuchte, hatte Auguſt einen Ball mit Masken veranſtaltet. Er wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um ſich zu überzeugen, ob ſein hoher Gaſt wirklich ſo wenig Reizbarkeit gegen das ſchöne Geſchlecht hätte, als man ihm nachrühmte und führte ihn in eine äußerſt gefährliche Verſuchung. Ein bildſchönes Mädchen lag auf ſeine Veranſtaltung in einem Nebenzimmer, ziemlich durchſichtig angekleidet, mit maskirtem Geſicht nachläßig auf einem Ruhebette hingeſtreckt. Wie von ohngefähr verlohr ſich Auguſt

mit ſeinem Königlichen Gaſt in dies Nebenzimmer, that wie erſtaunt über die Erſcheinung und bat die Maske mit dem galanteſten Weſen von der Welt, doch ihr Geſicht zu zeigen. Sie weigerte ſich Anfangs, aber auf die Vorſtellung Auguſts, daß ſie doch zwey Könige nicht umſonſt würde bitten laſſen, that ſie es endlich und nun kam das reizendſte Geſicht von der Welt zum Vorſchein. Friedrich Wilhelm blickte ſie an und ſagte zu Auguſt: „ſie iſt ſehr ſchön, das muß man geſtehen.“ Aber bald ſchlug er die Augen weg, machte links um, verließ das Zimmer, gieng zu Hauſe, verſchloß ſich und klagte laut: „der König von Pohlen will mich verführen.“ Auguſt erſchien bey ihm am andern Tage wieder, entſchuldigte ſich und wollte aus der ganzen Geſchichte einen Spaß machen. Aber Friedrich Wilhelm war ernſtlich böſe und verſicherte, daß er Dresden auf der Stelle verlaſſen würde, wenn ihn der König noch einem ähnlichen Vorfall ausſetzen wollte. Das hieß doch wahrlich Probe halten.

Dieſe Religioſität war auch der Lorbeer ſeines Sterbebetts. Als er ſichs nicht länger verheelen konnte, daß ſein Ende ſtark herbeyrücke, ließ er die beyden Hofprediger Cochius und Oesfeld rufen. „Ich kann nicht leben und nicht ſterben, ſagte er, und darum habe ich euch rufen laſſen, mit mir zu beten.“ Er that eine lange Beichte, bekannte alle ſeine Fehler und Schwachheiten, und es beruhigte ihn, ſich vieler Laſter, als Ehebruch, Trunkenheit und andrer mehr nicht ſchuldig gemacht zu haben. „Freylich, ſagte er, hätte ich noch weit mehr gutes thun ſollen und hätte es auch gekonnt; aber ich habe doch immer viel Achtung für die Geiſtlichkeit gehabt, habe gern Gottes Wort gehört und die Kirche fleißig beſucht.“

Die

Die Prediger bejahten dies, und ſagten, dies Bewußtſeyn ſey allerdings eine freudige Beruhigung für einen Chriſten.

Doch ſchien dem Könige dies Bewußtſeyn noch keine freudige Beruhigung zu geben. Er ließ alſo den lutherſchen Prediger und Probſt an der Nicolai-Kirche, Rolof, rufen, um auch mit dieſem ſeinen Gewiſſenszuſtand zu überlegen. Er fand an Rolof einen ſcharfen Tadler, der mit ihm wie Jeſaias mit dem Könige Hiskias ſprach. Der König ſchien Anfangs auf ſeine Vorſtellungen nicht zu achten und ſagte ihm: er hoffe gewiß ſelig zu werden, denn er habe die zehn Gebote nicht übertreten; habe ſich nie eines Ehebruchs ſchuldig gemacht; ſey ſeiner Gemahlin, ſo lange er verheyrathet geweſen ſey, treu geblieben und habe überhaupt keine Sünde begangen, die ihn vom Himmelreich ausſchließen könne. Jetzt nahm Rolof das Wort und ſtellte ihm vor, daß zwar das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes der wahre Troſt des Chriſten ſey; daß man aber doch auch wohl unterſuchen müſſe, ob man dieſer Barmherzigkeit würdig ſey und daß man nur dann hoffen könne, wenn man ſich vor Gott demüthige. Auch der Gerechteſte ſey von dieſem Geſetz nicht ausgenommen und er ſey überzeugt, daß wenn Ihre Majeſtät über Ihre Handlungen nachdenken wollten, Sie mit dem Könige David ſagen würden: „Nicht an deine Gerechtigkeit, mein Gott! wende ich mich, von welcher ich, wie ich wohl weiß, alles zu fürchten habe. Ich flehe nur deine Barmherzigkeit und große Güte an. Von ihr erwarte ich mein Heil, ohne es bisher verdient zu haben.“

„Ich will mich von ganzem Herzen vor Gott demüthigen, antwortete der König; ich will mich gern ſchuldig bekennen; aber ich bin jetzt nicht im Stande,

mich meiner Fehler zu erinnern. Wenn ſie ihm bekannt ſind, erinnere er mich doch daran, damit ich ſie, wenn es angeht, noch wieder gut machen kann.“ —

So ehrenvoll dieſe Aeußerung für den König war, ſo eine delikate Aufgabe war ſie für den Prediger Rolof. Aber er faßte Herz und griff den König auf ſeiner ſchwachen Seite an, die ſonſt kein Sterblicher berühren durfte. Er machte ihn aufmerkſam auf manche begangene Ungerechtigkeiten und erwähnte freymüthig die Gewalthätigkeiten, die bey Gelegenheit der Werbungen und der Verſchönerung von Berlin vorgefallen waren. Der König antwortete auf alle dieſe Artikel. Was die Gerechtigkeit betreffe, ſagte er, ſo habe ich meine Urtheilsſprüche immer nach den mir eingeſchickten Berichten abgefaßt. Was die Werbungen betrifft, dazu bin ich durch Staatsgründe gezwungen worden. Von den Gewaltthätigkeiten, die wegen des Baus in Berlin vorgegangen ſeyn ſollen, weiß ich nichts, welches auch in der Wahrheit gegründet war. Rolof nannte nun aber mehrere Familien, die der Miniſter von Derſchau, der die Direction des Bauweſens geführt und bey dieſer Unterredung gegenwärtig war, entweder zum Bau gezwungen oder beträchtliche Summen von ihnen erpreßt und ſie dadurch ruinirt hatte. Der Miniſter behauptete aber, dieſe Anklagen wären ungegründet, wie er beweiſen könne, und leugnete ſie alle ab.

„Alle dieſe Gründe, welche Ew. Majeſtät anführen, fuhr Rolof fort, ſind allenfalls vor Menſchen wohl befriedigend; aber vor Gott ſind ſie nicht hinreichend.“

„Er ſchont meiner nicht, antwortete der König; er ſpricht als ein guter Chriſt und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich

dan-

danke ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin. Bete er doch mit mir, daß ich Gott um Verzeihung bitten kann. Nun fielen alle Anweſende auf die Knie; der König ſaß im Bette und wiederholte mit lauter Stimme das Gebet, welches der Probſt hielt. Nach dieſer Andachtsübung ſagte der König: „ich fühle mein Gewiſſen erleichtert und hoffe, daß mir Gott Barmherzigkeit werde angedeihen laſſen.“ Darauf bat er Roloffen, alle Abende wieder zu kommen und ihn ferner den Weg des Heils zu führen.

Nicht minder groß war zu Anfange dieſes Jahrhunderts auch die Religioſität der Regenten in Schweden. Carl der Zwölfte iſt in dieſer Hinſicht ſchon gerühmt worden. Er hatte die Bibel mehreremal auf ſeinen Feldzügen durchgeleſen; wohnte im Angeſicht der ganzen Armee mit entblößtem Haupt nicht nur der Predigt, ſondern auch den Morgen- und Abendſtunden bey und ward mit einem Gebetbuch in der Taſche todt gefunden. Welche herrliche Lection er ſeinen Generalen über den Schuldknecht im Evangelio gab, haben wir auch ſchon gehört.

Seine Schweſter Ulrike, die nach ihm zur Regierung kam, trat in dieſer Hinſicht ganz in ſeine Fußſtapfen. Alle Nachmittage wurden in ihrem Vorgemach Betſtunden gehalten, wo ein Paar Lieder geſungen und von dem Hofprediger einige Gebete geſprochen wurden. Dieſe fromme Sitte ahmten die erſten Perſonen ihres Hofes ämſig nach. Graf Arwid Horn hatte täglich eine beſtimmte Stunde zur Abendandacht, die nie ausgeſetzt und verſäumt wurde, wenn er auch die zahlreichſte Geſellſchaft und ſelbſt fremde Geſandten bewirthete. Der Graf kniete während dieſer Andacht,

dacht, und wer ſich während des Gebets nicht in das Nebenzimmer entfernte, kniete mit. Eben ſo ſtrenge nahm auch der Graf Cronhielm, der Zweyte im Senat, der äußerlichen Religioſität wahr.

Selbſt der große Czaar von Rußland, Peter der Erſte, ſo tolerant und frey er auch von allem Aberglauben war, befliß ſich einer ungeheuchelten Religioſität. Er war zwar auch Philoſoph, aber auch ein gläubiger, obwohl erleuchteter Chriſt. Als man ihm zu Wittenberg den Fleck an der Wand zeigte, der von dem Dintenfaß, womit Doctor Luther nach dem Teufel warf, noch heute ſichtbar iſt, lachte er zwar herzlich und ſagte: „ſollte wohl dieſer weiſe Mann den Teufel noch ſichtbarlich geglaubt haben? — Als er die Roskoltſchicken, eine rußiſche Sekte, nicht in die allgemeine griechiſche Kirche verſchmelzen konnte, verordnete er, daß ſie zum Abzeichen einen länglich viereckigten Fleck von roth und gelben Tuch auf dem Rücken tragen ſollten. Da ſie ſich aber dadurch nicht irren ließen und bey ihrem Fleck und Glauben blieben, ſagte er: „wenn ſie nur ehrliche und fleißige Leute ſind, ſo mögen ſie meinetwegen glauben, was ſie wollen und ihren Fleck tragen. Kann ich ſie mit Vernunft und angehängtem Flecken nicht von ihrem Aberglauben bekehren; ſo würde Feuer und Schwerdt wohl auch nichts an ihnen verfangen. Märtyrer aber für ihre Dummheit zu werden, ſollen weder ſie die Ehre noch das Land den Schaden haben.“ So weit der Philoſoph.

Aber nun erſcheint er auch als religiöſer Chriſt. Als ihm einſt hinterbracht wurde, daß man einen Menſchen in Verhaft geſetzt habe, der in öffentlicher Geſellſchaft gottesläſterliche Worte ausgeſtoßen hatte, befahl er, denſelben ſogleich als einen Raſenden mit

Ket-

Ketten zu ſchließen. „Denn, ſagte er, wenn er auch nur die geringſte Vernunft beſäße, würde er an das Allerhöchſte Weſen, das ihn erſchaffen hat und alle Augenblicke wieder zernichten kann, nicht ohne Ehrfurcht gedacht, vielweniger gegen daſſelbe freventlich geſprochen haben.“ Um den Unglücklichen von weiterer Strenge des Czaars zu retten, ſtellte man dem Kayſer vor, daß er betrunken geweſen ſey. „Um ſo mehr, antwortete Peter, hat er eine doppelte Strafe verdient, erſtlich um ſeines unverantwortlichen Verbrechens willen gegen Gott und zweytens, daß er ſich muthwillig in Beſoffenheit, als einen Stand der Unvernunft geſetzt hat.“ Nur durch viele Vorbitten wurde der Czaar bewogen, daß er dem Gotteslåſterer die Zunge nicht ausſchneiden ließ. Er ſchickte ihn aber in ein Kloſter nach Siberien, wo er den ganzen Tag an einer Handmühle arbeiten und durch ſtrenge Beywohnung des Gottesdienſtes und der Morgen- und Abendſtunden zur Buße und zur Vernunft gebracht werden ſollte.

Bey einer andern Gelegenheit åußerte ſich der große Peter über die Freygeiſter und Religionsſpötter folgendermaßen: „Ich habe einigemal zu Amſterdam in Geſellſchaft dergleichen Leute angetroffen, ihre Weisheit mit angehört, und ſie ſo ſeicht gefunden, daß ſie mich mehr zur Verachtung, als zur geringſten Bewunderung oder beſonderer Achtung bewogen haben. Dieſe ſich klüger als andere Menſchen dünkende Leute, begreiffen nicht einmal, daß ſie durch ihre freche Reden mehr nicht gewinnen, als ihre Ruchloſigkeit, Unwiſſenheit und Stolz öffentlich zu verrathen. Ihre Ruchloſigkeit, indem ſie eine öffentliche Verachtung des in der heiligen Schrift geoffenbarten göttlichen Worts åußern, auf welches ſich die Religion grün-

gründet; ihre Unwiſſenheit, da ſie nicht ſo viel Verſtand und Einſicht beſitzen, als zur Erkenntniß der Wahrheit der chriſtlichen Religion erfordert wird; ihren Stolz und Hochmuth aber, indem ſie ſich ſelbſt für klüger halten und angeſehner ſeyn wollen, als die andern Menſchen in der Geſellſchaft und als die gelehrten Männer, die in Schriften die Wahrheit der chriſtlichen Religion gründlich bewieſen haben; ja als ganze Concilia von Kirchenvätern, deren der Geringſte mehr Verſtand und Verdienſte beſeſſen hat, als eine ganze Schaar ſo unbedachtſamer und unberufner Apoſtel der Thorheit und Bosheit, aus deren Lehrſätzen lauter Unfug und Unordnung im Staate entſpringen muß.“

Daß ein Monarch mit ſolchen Grundſätzen für die Aufrechthaltung der chriſtlichen Religion in ſeinen Staaten Sorge tragen mußte, läßt ſich von ſelbſt erwarten. Seine Regierungsgeſchichte ſtellt davon auch mehre Beläge auf. Er ſelbſt gieng in Abwartung des Gottesdienſtes, Beobachtung der ſtrengſten Faſten und aller Gebräuche der griechiſchen Kirche mit gutem Beyſpiel voran. Den Geiſtlichen drückte er zwar, wie ehedem gezeigt worden iſt, den Daum ſcharf aufs Auge, wieß ſie in ihre Schranken zurück, ſchlug ſich auf die Bruſt und ſagte: „da habt ihr euren Patriarchen!“ Aber er blieb drum ein religiöſer Mann und ein guter griechiſcher Chriſt. Auch ſeine Unterthanen ſollten es nach ſeinem Willen ſeyn. Er konnte deswegen die Entheiligung des Sonntags durch öffentliche Arbeit durchaus nicht leiden. Nur in der äußerſten Noth erlaubte er am Sonntage, aber nur erſt nach geendigtem Gottesdienſte, am Schiffbau oder andern öffentlichen Werken zu arbeiten. Gar öfters ſagte er: Wer Gott vergißt und ſeiner

Ge-

Gebote nicht achtet, der wird doch mit aller Arbeit wenig erwerben und keinen Segen haben.“ Deswegen hielt er auch auf ſtrenge Kirchenzucht und geſtattete das Plaudern während des Gottesdienſtes nicht. Wie er in allem ohne Umſtände durchgriff, ſo auch hier. In allen Kirchen, welche er von Zeit zu Zeit zu beſuchen pflegte, waren Aufſeher beſtellt, die Acht geben und die Leute vom Plaudern abhalten mußten. An der Kirchthüre war an einer eiſernen Kette eine Strafbüchſe befeſtigt, in welche die Vornehmen, wenn ſie geplaudert hatten, einen Rubel für die Armen beym Herausgehen einlegen mußten, wozu ſie von den Aufpaſſern angehalten wurden. Die gemeinen Leute, die eben ſo geſündigt hatten, bekamen nach Endigung des Gottesdienſtes auf dem Kirchhofe einen Schilling mit dem Stock. Bey wiederholten Plaudern wurde der Andachtsſtöhrer ohne Unterſchied des Standes an ein Halseiſen geſtellt, das an einem Kirchpfeiler befeſtigt war.

Auch ſeine Hochachtung gegen die Bibel war gränzenlos. Er erklärte ſie für das Buch aller Bücher, in welchem alles enthalten ſey, was jemals von den Pflichten des Menſchen gegen Gott und gegen ſeinen Nächſten geſchrieben werden könnte; weswegen er auch davon eine prächtige Ausgabe in fünf Folianten auf Royalpapier gedruckt zu Amſterdam veranſtalten ließ.

So war der religiöſe Einklang aller europäiſchen Regenten im Anfange dieſes Jahrhunderts geſtimmt. Die Reſultate aus dieſen Betrachtungen, den Einfluß dieſer Beyſpiele der Herrſcher auf die Beherrſchten, deren Augen immer nach dem Thron hin gerichtet ſind, mögen andre entwickeln. Nur Auguſt der Zweyte, König von Pohlen und Churfürſt

fürſt zu Sachſen, dürfte unter den damaligen Regenten auf dieſer religiöſen Waage ein wenig zu leicht befunden werden. Er war bekanntlich ein Proſelyt, der vom Lutherthum zur katholiſchen Kirche übergetreten war. Und noch als Lutheraner zeigte er ſchon, daß er im Grunde wohl keinen innerlichen Beruf dazu fühlen mochte. Er lebte, eh er König wurde, mit dem römiſchen Könige Joſeph und nachmaligem Kayſer auf einen ſo vertrautem Fuß, daß man in Wien mit Recht fürchten mußte, es möchten für die Rechtgläubigkeit des künftigen Regenten daraus nicht die erſprieslichſten Früchte hervorgehn. Um dem vorzubeugen, hatte Joſeph einſt in der Nacht eine fürchterliche Erſcheinung. Er meynte Anfangs, es ſey ſein Kammerdiener, der ihn im Schlaf ſtöhre und in ſein Kabinet träte. Da er aber beſſer zum Beſinnen kam und ſich aufrichtete, erblickte er ein weißes Geſpenſt, das mit Ketten raſſelte und ihn anredete: „Joſeph, römiſcher König! ich bin eine Seele, die die Strafe des Fegfeuers leiden muß. Ich bin zu dir gekommen, dir auf Befehl Gottes zu ſagen, daß du im Begriff biſt, dich durch deine Freundſchaft mit dem Churfürſten von Sachſen in den Abgrund zu ſtürzen. Entſage ſeiner Freundſchaft oder erwarte die ewige Verdammniß.“ — Hierauf verdoppelte ſich das Klirren der Ketten und da Joſeph für Schrecken nicht reden konnte, ſo ſagte das Geſpenſt: „Du antworteſt nicht? Joſeph! ſollteſt du unglücklich genug ſeyn, dich wider Gott zu ſetzen? und iſt dir die Freundſchaft eines Menſchen angenehmer als die Gnade Gottes, der du alles ſchuldig biſt? Gehe hin, ich laſſe dir Bedenkzeit, was du thun willſt. In dreyen Tagen will ich deine Antwort abholen, und wirſt du fortfahren, den Churfürſten zu beſuchen, ſo iſt Dein und

Sein

Sein Verderben unvermeidlich." — Und damit verſchwand der Geiſt.

Nach einem ſolchen Beſuch und ſolcher Unterredung mag einem der Schlaf freylich vergehen. Der römiſche König brachte den Reſt der Nacht in Todesangſt zu, fürchtete ſich aus dem Bett zu gehen, und war zu ohnmächtig, ſeine Leute zu rufen. Aeußerſt abgemattet fand ihn ſein Kammerdiener am Morgen. Trotz aller Warnungen hieng er aber doch zu feſt an ſeinem Freund, dem Churfürſten, daß er alsbald nach ihn ſchickte und ihn zu ſich rufen ließ. Der Churfürſt kam und erſchrack, ſeinen Königl. Freund ſo blaß und abgemattet im Bette zu finden. Er hatte ihn Abends vorher geſund und friſch verlaſſen, und rief alſo aus: „mein Gott! was iſt das? was iſt Euer Majeſtät begegnet?" — Ach! ſeufzte Joſeph, nachdem er allein mit dem Churfürſten war; ich habe dieſe Nacht die allerfürchterlichſte Erſcheinung gehabt, die vielleicht je ein Sterblicher gehabt haben kann und erzählte nun den Vorfall.

Der Churfürſt ſchüttelte den Kopf und fragte: Sollten Ew. Majeſtät auch recht gewacht haben und könnte es nicht vielmehr ein lebhafter Traum geweſen ſeyn? — Joſeph verſicherte das Gegentheil und ſagte: „Ich habe mir vorgenommen, mich zu beſſern, und hoffe die Vergebung meiner Sünden zu erhalten. Nur für Sie, mein lieber Vetter! bin ich beſorgt. Deswegen bitte ich Sie, nehmen Sie unſre Religion an und erwerben Sie ſich das ewige Leben."

„Ach! antwortete Auguſt, ich kann mich nicht überzeugen, daß ein Geiſt mit Ketten kann geſchloſſen ſeyn. Und eben ſo wenig kann ich mir einbilden, daß ſich Menſchen unterſtehen ſollten, Ew. Majeſtät einen ſolchen Streich zu ſpielen. Erlauben Sie alſo, daß

ich

ich dem Geſpenſt ſelbſt auf die Spur zu kommen ſuche. Nur das einzige bitte ich Ew. Majeſtät, von unſ'er jetzigen Unterredung nichts laut werden zu laſſen, und zu geruhen, daß ich das andre über mich nehme."

Von der Leibes-Stärke und Herzhaftigkeit dieſes Helden iſt anderswo auch ſchon geredet worden. Er bewieß ſie auch hier. Beyde Fürſten redeten mit einander ab, ohne daß jemand was davon erfuhr, daß in der beſtimmten dritten Nacht, wo der Geiſt wiederkommen und Antwort holen wollte, ſich Churfürſt Auguſt in das Bett des römiſchen Königs legen wolle. Das geſchah auch. Zu ſeiner Zeit und Stunde ſchlich ſich Auguſt durch eine Nebenthüre in Josephs Schlafcabinet und legte ſich zu Bette.

Es ſchlägt Zwölf; Ketten raſſeln, der Geiſt erſcheint. „Joſeph! Römiſcher König! hub er mit dumpfer Stimme an. Mehr wollte Auguſt nicht hören. Pfeilſchnell ſchoß er zum Bette heraus, packte das Geſpenſt mit ſeinem alles zermalmenden Arm, daß ihm die Rippen bogen. Der Geiſt erhebt ein Zetergeſchrey: Jeſus Maria! fällt auf die Knie, bittet um ſein Leben und bekennt, er ſey — — — . „Fort mit dir ins Fegfeuer, von dannen du gekommen biſt, ſchrie Auguſt, und ſtürzte die arme Seele zum Fenſter hinab, daß ſie ein Bein brach. Die Wache kam auf das Lamentiren herbey, es ward Lärm und am frühen Morgen ließ Kayſer Leopold verbieten, daß kein Menſch von der Sache weiter reden ſollte.

Mit dieſem Unglauben trat der Churfürſt ſpäterhin dennoch zur römiſchen Kirche über, war aber den Katholiken durch ſein Leben und ſeinen Glauben eben ſo wenig auferbaulich, als er vorhin den Lutheranern geweſen war.

Ver-

Verglichen mit ſeinem Vater Leopold und ſeiner Mutter Eleonora wiegt Joſeph der Erſte auf der Wage der Religioſität auch um ein merkliches leichter. Er war das leibhaftige Vorbild ſeines Nachfolgers gleiches Namens, nur mit den Schattirungen ſeines frühern Zeitalters, wo noch kein Friedrich der Große vorgearbeitet hatte. Er ſchlug vielleicht darum ein wenig aus der Art der bisherigen frommen öſterreichiſchen Regenten, weil ſeine Erziehung nicht den ehrwürdigen Vätern des Jeſuiterordens, wie bisher immer geſchehen war, ſondern weltlichen Perſonen, dem Fürſten von Salm, dem Baron von Wagenfels und dem geheimen Rath von Jmhof anvertraut wurde. Vielleicht war dies die geſcheuteſte Parthie, die ſein Vater Leopold je genommen hatte, ſo wie es gewiß ſein vernünftigſter Gedanke war, daß er die Lehrer ſeines Sohns verpflichtete, ihn auf alle Fehler der väterlichen Regierung aufmerkſam zu machen, damit ſie nicht noch einmal wieder vorkämen. Zu dieſem Ende ſchrieb der Baron Wagner die Regierungsgeſchichte Leopolds, wovon aber nur drey Exemplare gedruckt wurden. Die Jeſuiten und Audienzbrüder mochten darin wohl auch nicht zum beſten weggekommen ſeyn, denn letztere wurden ganz abgeſchaft und die erſtern konnten an Joſephs Hofe auch nie recht empor kommen. Sie verdarben ſich vollends das ganze Spiel, als der Pater Wiedemann bey Leopolds Tode

mehr

mehr eine Lobrede auf ſeinen Orden, als auf den Verſtorbenen hielt. In dem Seitenblick, welchen er auf den Ruhm und Glanz des Verewigten warf, verſicherte er; das ſey eine Belohnung für die Liebe des Kayſers zu ſeinem Orden geweſen, ſo wie alle öſterreichiſche Prinzen, die von ſeinen Ordensbrüdern erzogen worden wären, dafür auch mit Sieg und Ruhm und allem erſinnlichen Wohlergehn gekrönt worden wären.

Da nun Joſeph kein Zögling dieſes Ordens war, auch keinen Beruf fühlte noch einer zu werden, ſo könnte er ſich das zu einer Lektion dienen laſſen, warum er für die Zukunft wenig gutes hoffen durfte. Dem Pater wurde der Hof verboten und er ſelbſt ſeiner Stelle entſetzt; auch durfte er die Lob- und Trauerrede nicht drucken laſſen. Nun war Oeſterreich gar nicht mehr ein gelobtes Land für die ehrwürdigen Väter des Jeſuiterordens. Auch auf dem Ungarſchen Landtag, zu welchem ſie ſich als Anſäßige mit berufen glaubten, durften ſie auf ausdrückliches Verbot nicht erſcheinen. Daß auch dem Kayſer Joſeph die Befreyung der evangeliſchen Schleſier durch Carl den Zwölften faſt willkommen zu ſeyn ſchien und daß der heilige Vater bey ihm tauben Ohren predigte und die laconiſche Antwort erhielt: er möchte froh ſeyn, daß ihm Carl nicht zugemuthet hätte, ſelbſt lutheriſch zu werden, — iſt ſchon erwähnt worden.

Das

Das alles war Urſache, daß auch die Liebe des Heiligen Vaters zu ſeinem geiſtlichen Sohne ziemlich erkaltete. Ja es kam ſogar zwiſchen beyden zum Kriege. Der Pabſt warb Truppen an und brachte juſt ſo viel Regimenter zuſammen, als Buchſtaben im Alphabet ſind. Sonderbar wars, daß auch die Regimenter ſämmtlich nach dem A B C benennet wurden. Das Regiment D, das Regiment E, das Regiment F, u. ſ. w. Die päbſtlichen Truppen beſtanden alſo den Namen nach aus lauter Buchſtaben, für welche ſich die Kayſerlichen Grenadiers weiter nicht fürchteten. Noch ſonderbarer wars, daß die Generalſtaaten, oder hochmögenden Herrn als berüchtigte Ketzer, den Kayſer mit dem Pabſt wieder verſöhnten, bevor die Buchſtaben mit den Huſaren handgemein wurden. Am allerſonderbarſten, daß zwey proteſtantiſche Fürſten, der König von Preußen und der Herzog von Gotha, deren Truppen damals mit in Italien gegen die Franzoſen ſtanden, denſelben ausdrücklich verboten, ſich ſchlechterdings nicht gegen den Pabſt brauchen zu laſſen; weswegen Joſeph zuletzt Friede zu machen für gut befand. Aus allem dem erhellet, wie wenigſtens die Religioſität Joſephs einen ganz andern Anſtrich, als die ſeines Vaters, hatte.

Und hiemit lege ich meine Religioſitäts-Waage aus der Hand und ſchließe den erſten Band vom Lebenslauf des 18ten Jahrhunderts.

Nachſchrift.

Ich wollte nach meinem erſten Plan [illegible] Lebenslauf des achtzehnten Jahrhunderts mit lachendem Munde erzählen. Da ich aber zum Theil mißverſtanden wurde, als wollte ich ehrwürdige Perſonen lächerlich machen, welches einem honnetten Mann nicht in den Sinn kommen kann, ſo änderte ich meinen Plan und gab dem Haſenfuß von Stadtſchr[illegible] den Laufpaß, weil mir ſein ungewaſchnes Ma[illegible] mancherley Ungelegenheiten zuzog. Vor der Hand ſoll [illegible] mein Haus nicht mehr betreten; aber verreden [illegible] ichs nicht, daß er, wo es die Materie leidet, zur Abwechslung wieder ein Wort mit ſprechen darf. Doch werde ich ihn auch in dieſem Fall kurz zu führen wiſſen und dafür ſorgen, daß er nicht mehr über die Schnur haut.

Da es Schade wäre, wenn ich mitten im Lebenslauf den Vorhang niederließe, ſo werde ich noch künftiges Jahr das Schauſpiel des achtzehnten Jahrhunderts Preiß geben, wo ich wohl bis zum letzten Act zu kommen hoffe.

Benedix.

Bayerische Staatsbibliothek München

W. Oberme
Buchbindere
Reitenb

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Benedix, ...

Lebenslauf des achtzehnten Jahrhunderts

S.l. 1799

P.o.germ. 2057 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129470-4
VD18 14646072-001